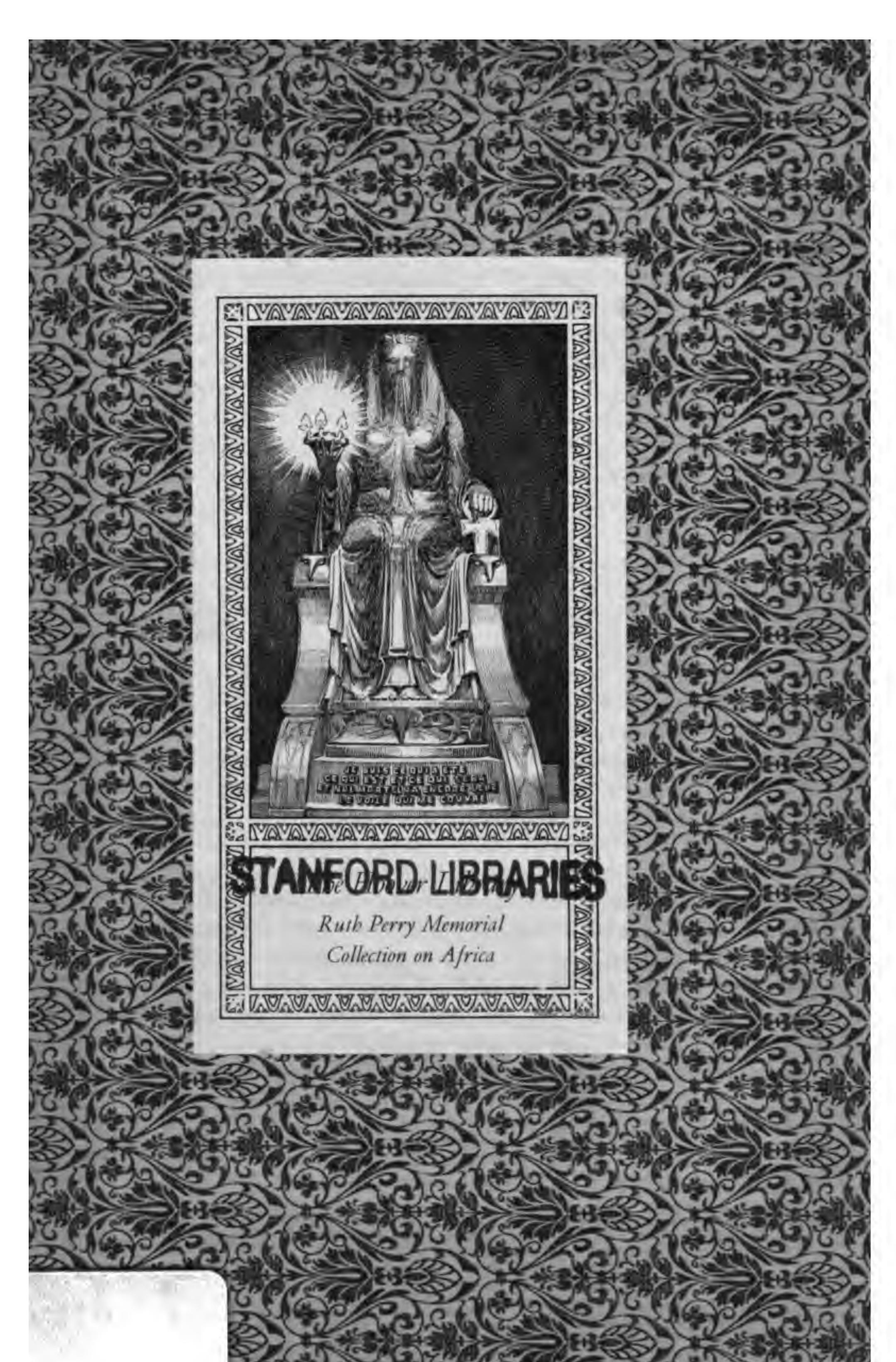
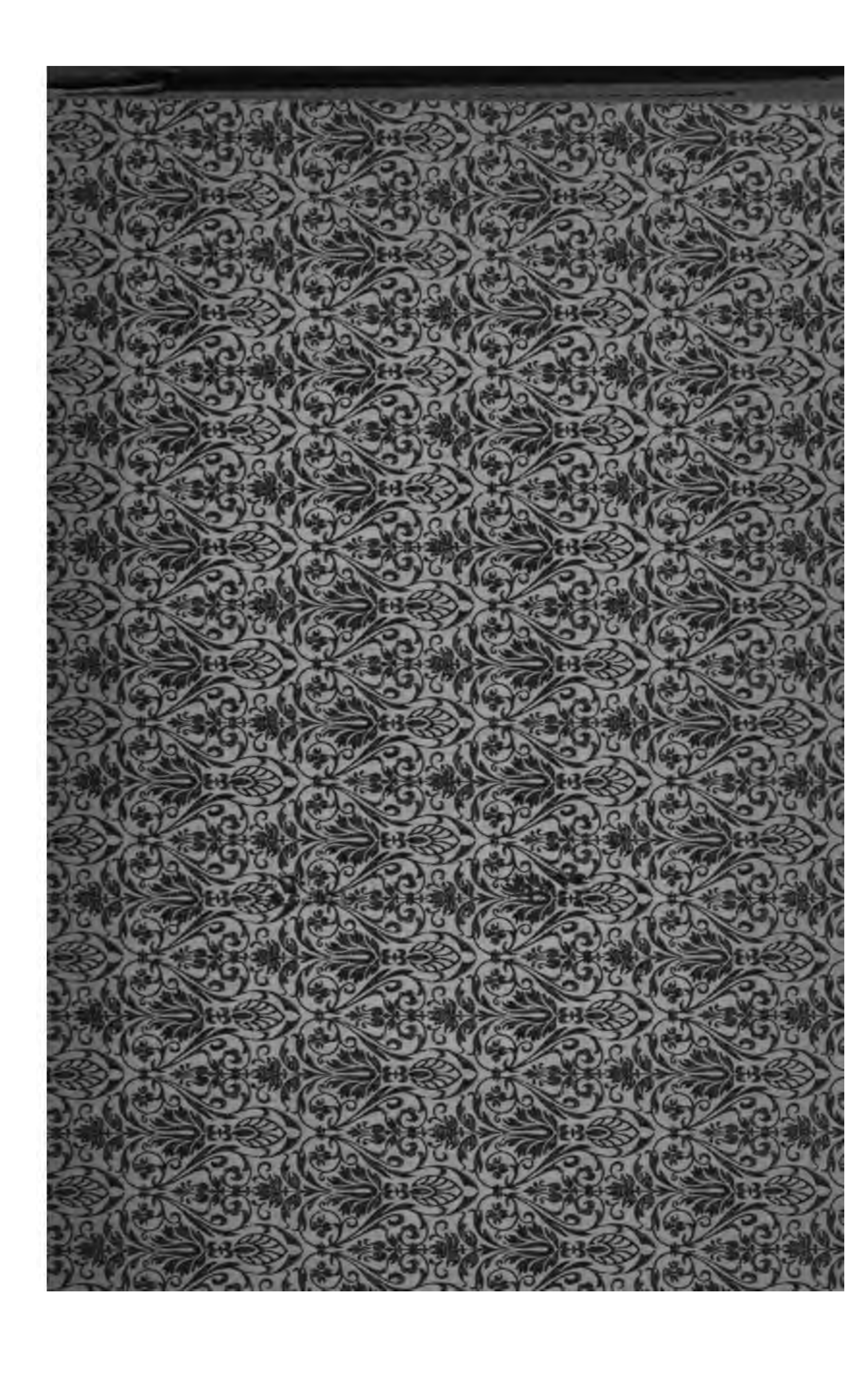





STANFORD LIBRARIES
Ruth Perry Memorial
Collection on Africa



REISEBILDER

AUS

LIBERIA.

XIX.



J. H. M. Johnson.

REISEBILDER

AUS

LIBERIA.

RESULTATE GEOGRAPHISCHER, NATURWISSENSCHAFTLICHER UND ETHNOGRAPHISCHER UNTERSUCHUNGEN WÄHREND DER JAHRE 1879—1882 UND 1886—1887.

VON

J. BÜTTIKOFER,

CONSERVATOR AM ZOOLOGISCHEN REICHSMUSEUM IN LEIDEN.

MIT KARTEN, LICHTDRUCK- UND CHROMOLITHOGRAPHISCHEN TAFELN, NEBST ZAHLREICHEN TEXTILLUSTRATIONEN.

II. BAND

DIE BEWOHNER LIBERIA'S. — THIERWELT.

LEIDEN. — E. J. BRILL.

1890.



REISEBILDER

AUS

LIBERIA.

RESULTATE GEOGRAPHISCHER, NATURWISSENSCHAFTLICHER UND ETHNOGRAPHISCHER UNTERSUCHUNGEN WÄHREND DER JAHRE 1879—1882 UND 1886—1887.

VON

J. BÜTTIKOFER,
CONSERVATOR AM ZOOLOGISCHEN REICHSMUSEUM IN LEIDEN.

MIT KARTEN, LICHTDRUCK- UND CHROMOLITHOGRAPHISCHEN TAFELN, NEBST ZAHLREICHEN TEXTILLUSTRATIONEN.

II. BAND
DIE BEWOHNER LIBERIA'S. — THIERWELT.

LEIDEN. — E. J. BRILL.
1890.

INHALT DES ZWEITEN BANDES.

DIE LIBERIANER.

DIE EINGEBORNEN.

DIE THIERWELT.

ILLUSTRATIONEN.

a. Tafeln.

b. TEXTILLUSTRATIONEN.

DIE LIBERIANER.

I.

Gründung und Entwicklung des Freistaates bis zu seiner Unabhängigkeitserklärung.

(1816—1847).



Monument von ELIJAH JOHNSON.

Die Pfefferküste vor Ankunft der amerikanischen Colonisten. — Entdeckung durch die Portugiesen. — Sklavenhandel. — Anstrengungen zu dessen Unterdrückung. — Die Negercolonie in Sierra Leone. — Die amerikanische Colonisationsgesellschaft. — Misslungener Versuch einer Ansiedlung in Sherbro. — Landerwerbungen am Cap Messurado (1821). — Die ersten Jahre der Colonie (1822—1824). — Entwicklung unter der ersten Verfassung (1824—1828) und der zweiten Verfassung (1828—1839). — Gründung der Colonie Maryland (1831). — Ansiedlungen in Grand Bassa. — Feindseligkeiten mit den dortigen Eingebornen. — Die Colonie in Sinoe. — Die revidirte Verfassung (1839—1847), und die Periode der ersten Gouverneure. — Entwicklung des Staates Maryland. — Verwicklungen mit England. — Emancipation der Colonie und Gründung des Freistaates (1847).

Um sich einen klaren Einblick in die verwickelten Bevölkerungsverhältnisse von Liberia verschaffen zu können, ist es unumgänglich nothwendig, die eingeborne Bevölkerung und die aus Amerika eingewanderten, schwarzen

und farbigen Ansiedler streng auseinander zu halten und daher in gesonderten Abschnitten zu behandeln. Da der Reisende immer zuerst mit den Letztern, die sich schon lange als die Herren des Landes betrachten, in Berührung kommt, so sei ihnen auch hier der Vorrang gewährt.

Die Liberianer im engern Sinne, oder „Amerikaner", wie sie sich zum Unterschiede von den Eingebornen selbst nennen und auch von den Letztern genannt werden, sind freigewordene, amerikanische Negersklaven und deren Nachkommen, zum Theil Mischlinge aller Schattirungen, die auf verschiedenen Stellen der ehemaligen Pfefferküste, namentlich aber an verschiedenen Vorgebirgen und den Unterlauf der bedeutendern Flüsse entlang Ansiedlungen gegründet haben, welche nun zusammen ein grosses Gemeinwesen, den Freistaat Liberia, bilden.

Wie schon früher erwähnt, sind die ersten uns bekannt gewordenen Besuche dieser Küste den entdeckungslustigen Karthagern zuzuschreiben (500 vor Christo).

Die grossen Entdeckungsreisen der Portugiesen im fünfzehnten Jahrhundert, unter Heinrich dem Seefahrer, haben uns jedoch zum ersten Male mit diesen Gegenden bekannt gemacht. Im Jahre 1462 erreichten Pedro de Cintra und Soerio da Costa auf ihrer Küstenfahrt das Cap Messurado (Monserrado). Im folgenden Jahre rückte da Costa bis an den Fluss Assini an der Elfenbeinküste vor. Nach einiger Unterbrechung machten die Portugiesen in 1471 einen Vorstoss bis Cape Coast (Santa Catharina), und da sie dort viel Goldstaub fanden, gründeten sie in 1482 unter Johann II. das Fort St. George del Mina (das heutige Elmina).

Die Priorität der Entdeckung durch die Portugiesen wird übrigens bezweifelt. Nach einem Berichte des französischen Reisenden Villault de Bellefond (1666) sollen schon seit 1364 Seefahrer aus Dieppe die Pfefferküste besucht haben und sogar bis Elmina an der Goldküste vorgedrungen sein, doch aus Furcht vor Concurrenz ihre Entdeckungen, die ihnen auf der Pfefferküste Pfeffer und Elfenbein, auf letzterm Platze Gold einbrachten, geheim gehalten haben [1].

---

[1] Nähere Angaben siehe Wauwermans, Liberia, p. 111.

Leider wurde die Pfefferküste, seit ihrer Entdeckung der Schauplatz friedlichen Tauschhandels mit den Eingebornen, die gegen allerlei Importwaaren Malaghettapfeffer und Elfenbein austauschten, mit der Einführung des einträglichern Sklavenhandels ein ergiebiges Ausfuhrgebiet für das so sehr gesuchte „Ebenholz." Portugiesen sowohl als Spanier, besonders aber letztere, betheiligten sich an diesem Menschenhandel und errichteten auf zahlreichen Plätzen der Pfefferküste ihre Sklavenfaktoreien. Später, als die englischen und amerikanischen Kreuzer den Sklavenhändlern das Leben stets saurer machten, waren diese in den für Fremde fast unnahbaren Mündungsgebieten der Flüsse nicht um sichere Schlupfwinkel verlegen, in denen sie ihre Waare verbergen konnten, bis sich ein günstiger Moment zur nächtlichen Einschiffung derselben darbot. Die Zerrissenheit zwischen den Negerstämmen und die daraus entspringenden, fortwährenden Kriege im Innern liessen es nie an neuer Zufuhr fehlen, und es bildeten sich nach und nach landeinwärts hinter den Stationen der Sklavenhändler regelrechte Sklavenstrassen, auf denen fortwährend ganze Züge von Gefangenen der Küste zugetrieben wurden.

Es klingt geradezu unglaublich, welche ungeheure Zahl von Sklaven die Westküste Afrika's während mehr als 300 Jahren (seit 1517) nach Amerika geliefert hat. Deren Zahl wird auf 10—12000 per Jahr berechnet, und die Gesammtzahl der nach Westindien und den Vereinigten Staaten gelieferten Sklaven auf acht, diejenige der nach Südamerika gelieferten sogar auf zehn Millionen geschätzt. Ueberdies fallen nach denselben Berechnungen auf die europäischen Besitzungen in Afrika selbst zwei Millionen. Bei einer Vertheilung unter verschiedene Staaten fallen auf England und die vereinigten Staaten 5, auf Frankreich 2, auf Holland und andere Staaten 1 und auf Spanien 12 Millionen [1]).

Die ersten Anstrengungen zur Unterdrückung des Sklavenhandels und zur Aufhebung der Sklaverei der Neger fallen in das Jahr 1785, in welchem die Universität von Cambridge in England eine diesbezügliche Preisfrage ausschrieb, welche von F. Clarkson beantwortet wurde. Die von ihm geschriebene Abhandlung machte

---

[1]) Père Bourzeix, la République de Libéria, p. 15.

grosses Aufsehen, und die darin entwickelten Ideen fanden bald begeisterte Anhänger, die keine Anstrengungen scheuten, um der Unterdrückung der Sklaverei das Wort zu reden. Der gefeiertste dieser Vorkämpfer war unstreitig WILLIAM WILBERFORCE, der in 1787 dem englischen Parlamente ein Memorandum einreichte, in welchem er mit grosser Energie die Unterdrückung der Sklaverei befürwortete. Leider gelang es ihm nicht, bei diesem ersten Versuche sein Ziel zu erreichen, doch hatte derselbe ein Decret .der Regierung zur Folge, welches den Sklavenhändlern eine humanere Behandlung ihrer Waare vorschrieb. Der Wiener Congress 1814 verurtheilte zwar prinzipiell den Sklavenhandel, aber erst im Congress von Verona, acht Jahre später, wurde derselbe als unerlaubt erklärt. Leider waren die traurigen Ereignisse in San Domingo, dem in 1790 durch den französischen Nationalconvent Autonomie zugestanden worden war, keineswegs geeignet, die Befreiung der Sklaven zu befürworten, doch darf man nicht vergessen, dass diese Freierklärung plötzlich und ohne vorbereitende Maassregeln stattgefunden hatte.

Der erste Versuch, freigewordene Negersklaven auf afrikanischem Boden zu einer Colonie zu vereinigen, wurde durch die praktischen Engländer gemacht. Nach der Anerkennung der Unabhängigkeit der amerikanischen Colonien durch England wurden Massen von befreiten Negersklaven, die zu der englischen Regierung gehalten hatten, nach England herübergebracht, wo sie, da man ihnen keine Gleichberechtigung mit den Weissen einräumte, sehr bald dem grössten Elend verfielen und die Strassen London's unsicher machten. Aus Mitleid mit denselben, wahrscheinlich auch wohl, um sich der unwillkommenen Gäste zu entledigen, wurde auf den Rath eines Comite's beschlossen, dieselben nach Sierra Leone zu transportiren, wo man für sie ein Grundgebiet erworben hatte. Der erste Transport, der in 1787 abgieng, gründete an der Nordspitze der Halbinsel Sierra Leone, nahe der Mündung des Roquelleflusses, die Niederlassung Freetown, welche nach sehr wechselvollen Jahren eine blühende Colonie geworden ist, später in englischen Besitz übergieng und während der Unterdrückung der Sklaverei den grössten Theil der durch englische Kriegsschiffe erbeuteten Sklaven aufgenommen hat.

Obwohl in Nordamerika, wo ebenfalls zahllose freigewordene Neger ein elendes Dasein fristeten und den Weissen lästig zu werden begannen, die WILBERFORCE'schen Ideen wenig Eingang fanden, gelang es doch schliesslich, dem Plane einer Colonie in Westafrika Freunde zu erwerben, nachdem ähnliche Pläne, um in Amerika selbst dergleichen Colonien zu gründen, gescheitert waren. Dank den aufopfernden Bestrebungen von ELIJAS CALDWELL und ROBERT FINLEY, die besonders bei den Freimaurerorden viel Sympathie fanden, gelang es schliesslich, eine allgemeine amerikanische Colonisationsgesellschaft [1]) zu gründen, die sich zur Aufgabe stellte, auf irgend einem geeigneten Platze der Westküste Afrika's für eine Colonie von freien amerikanischen Negern und Mulatten Grundbesitz zu erwerben. Dieser Beschluss wurde in einer Vorversammlung, die am Abend des 2. December 1816 im Hause CALDWELL'S in Washington stattfand, genommen. Zwei Tage später wurde eine öffentliche Versammlung auf das Capitol in Washington einberufen, die durch HENRY CLAY präsidirt wurde. Hier setzte ELIJAS CALDWELL seine Pläne auseinander, wies auf die eminente Wichtigkeit der Sache hin und stellte vor, eine Commission zu ernennen, die über den Plan zu berathen habe, für die 2,200,000 in Amerika weilenden Neger eine Colonie zu gründen. Dieser Antrag wurde zum Beschluss erhoben und auf einer folgenden Versammlung, am 28. December desselben Jahres, angenommen. Derselbe enthielt die folgenden Bestimmungen:

§ 1. Es bildet sich eine Gesellschaft unter dem Titel: Amerikanische Colonisationsgesellschaft, zur Errichtung einer Colonie von freien Farbigen der Vereinigten Staaten.

§ 2. Zweck dieser Gesellschaft ist, freie Farbige unseres Landes unter ihrer Zustimmung in Afrika oder anderwärts zu einer Colonie zu vereinigen, je nachdem die Gesellschaft dies wünschenswerth erachtet.

Am 1. Januar 1817 wurde die Commission ernannt, bestehend aus den Herren BUSHROD WASHINGTON als Präsident, ROBERT

---

[1]) *American Colonisation Society for colonising the free people of colour of the United-States.*

doch da mit dem Häuptling jener Gegend kein Abkommen getroffen werden konnte, wandten sie sich weiter südöstlich und erzielten bessere Resultate in Grand Bassa [1]), mit dessen Häuptlingen über die Abtretung von Grundgebiet ein Contrakt geschlossen werden konnte. Leider erlagen bald darauf die Agenten WINN und ANDRUS dem Fieber und BACON, selbst kaum dem Tode entronnen, kehrte nach Amerika zurück, die Leitung der ganzen Unternehmung dem stellvertretenden Agenten der Gesellschaft WILTBERGER überlassend, der auf Hülfe wartend in Grand Bassa zurückblieb. Mit dem zurückkehrenden Schiffe aber kam ein neuer Agent der Gesellschaft, ELI AYRES, an, der nun, die Sorge für die Emigranten an WILTBERGER überliess und mit Kapitän STOCKTON auf Kundschaft ausfuhr. Am 11. December 1821 gieng der „Nautilus" zum zweitenmale am Cap Messurado vor Anker. Trotz der mühseligen Unterhandlungen waren AYRES und STOCKTON glücklicher, als sechs Monate früher BACON und ANDRUS gewesen waren. Unterstützt durch den englischen Mulatten JOHN S. MILL, der hier eine Faktorei errichtet hatte, gelang es ihnen endlich, mit einigen eingebornen Häuptlingen einen Contrakt zu schliessen. Derselbe lautete:

„Kund und zu wissen sei hiemit, dass durch diesen Contrakt, geschlossen den 15. December 1821 zwischen den eingebornen Häuptlingen (Chiefs) PETER, GEORGE, JODA und LONG PETER einerseits, und dem Kapitän ROBERT STOCKTON und ELI AYRES andererseits, die Erstgenannten der amerikanischen Colonisationsgesellschaft, zum Zwecke der Gründung einer Colonie von freien amerikanischen Negern für immer abtreten ein Gebiet von 130 *miles* Küstenlänge und 40 *miles* Breite, gelegen am Vorgebirge Messurado, gegen Bezahlung einer Kaufsumme von: 6 Musketen, 1 Fass Glasperlen, 2 Fässern Tabak, 1 Fässchen Pulver, 6 Stangen Eisen, 10 eisernen Töpfen, 12 Messern, 12 Gabeln und 12 Löffeln, 6 Stück blauem Kattunstoff, 4 Hüten, 3 Anzügen, 3 Paar Schuhen,

---

[1]) Höchst wahrscheinlich identisch mit dem Grand Dieppe der vorerwähnten Seefahrer und Kaufleute aus Dieppe. In diesem Falle würde auch in dem heutigen Little Bassa, östlich vom Junk River, das Petit Dieppe der genannten Kaufleute zu erkennen sein.

1 Kistchen Pfeifen, 1 Fässchen Nägel, 3 Spiegeln, 3 Stücken Kaliko, 3 Spazierstöcken, 4 Regenschirmen, 1 Kistchen Seife, 1 Fässchen Rum. Ueberdies verpflichten sich die Käufer weiter zu bezahlen: 6 Stangen Eisen, 12 Gewehre, 3 Fässchen Pulver, 12 Teller, 12 Messer, 12 Gabeln, 20 Hüte, 5 Fässer Salzfleisch, 5 Fässer Schweinefleisch, 12 Fässer Zwieback, 12 Karaffen, 12 Trinkgläser und 50 Paar Schuhe."

(Folgen die Unterschriften).

Sofort nach Abschluss des Contraktes kehrte Ayres nach Grand Bassa zurück, um den Emigranten das Resultat seiner Unterhandlungen mitzutheilen und vorläufig einige derselben nach dem neuen Wohnplatze mitzunehmen. Am 7. Januar 1822 langten die ersten am Cap Messurado an; schon am 16. Februar folgte ein zweiter Transport, und nun fuhr Ayres im April nach Sierra Leone hinauf, um auch die dort weilenden Leute abzuholen, so dass endlich, nach zwei Jahren voller Leiden und banger Ungewissheit, die neue Colonie unter der geschickten Leitung der beiden Agenten Ayres und Wiltberger sich constituiren konnte.

Kaum aber hatte das Häuflein Colonisten den Boden ihrer neuen Heimat betreten, als Sorgen und Widerwärtigkeiten in anderer Gestalt ihnen wieder gegenüberstanden. An der innern Seite der grossen Bucht von Messurado liegt nämlich, wie wir bereits wissen, die grosse Bushrod-Insel, so genannt nach Bushrod Washington, dem ersten Präsidenten der Colonisationsgesellschaft. Diese Insel, zum Theil sumpfig, zum Theil aber auch mit fruchtbarem Ackergrund, wird im Südwesten begrenzt durch die grosse Bai von Messurado, auf beiden Flanken durch den Messurado River einer- und den St. Paul's River andererseits und im Rücken durch den Stockton Creek, einen bedeutenden Wasserarm, der die beiden genannten Flüsse hinter ihrer Mündung mit einander verbindet. Diese Insel nun beabsichtigten die Colonisten gleich in Besitz zu nehmen, wurdenaber daran durch massenhaft zusammengeströmte Eingeborne, die eine äusserst drohende Haltung annahmen, verhindert und mussten sich auf eine kleine Insel[1]) im Messurado

[1]) Zur Erinnerung an das treue Ausharren in der ersten kummervollen Tagen später Perseverance Island genannt.

River, nahe bei dessen Mündung, zurückziehen, woselbst der bereits genannte Mulatte Mill seine Faktorei etablirt hatte. Ob in dem vorgenannten Contrakt nicht deutlich genug stipulirt war, dass die Bushrod-Insel ebenfalls zu dem abgetretenen Grundgebiete gehöre: genug, die Colonisten glaubten Anspruch auf die Insel zu haben, während die Eingebornen dieses Recht entschieden bestritten und als die stärkere Partei ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen wussten. In dieser kritischen Lage, durch Mangel an den nothdürftigsten Existenzmitteln entmuthigt, durch die eingetretene Regenzeit an allen Unternehmungen verhindert und fortwährend von den Eingebornen bedrängt, entschloss sich Ayres, mit denjenigen Colonisten, die dies wünschenswerth fänden, nach Sierra Leone zurückzukehren. Wiltberger erklärte bleiben und sich um jeden Preis der gesundern Anhöhen des Vorgebirges bemächtigen zu wollen. Einen äusserst muthigen Genossen fand er in Elijah Johnson, einem der Mitglieder der unglücklichen Expedition nach Sherbro. Als Ayres dem Letzteren anbot, ihn nach Sierra Leone mitzunehmen, erwiederte dieser: „Zwei Jahre lang habe ich eine Heimat gesucht, hier habe ich sie gefunden, ich bleibe!" [1])

Während Ayres nach Sierra Leone zurückkehrte, machte Wiltberger mit einigen seiner Leute den ersten Versuch, sich auf dem Rücken des Vorgebirges anzusiedeln, indem er im Juni 1832 zum grossen Staunen der Eingebornen dort, wo jetzt die Hauptstadt des Landes liegt, Bäume fällte und einige Blockhäuser errichtete. Bald darauf kehrte er, vom Fieber erschöpft, nach Sierra Leone, und von dort mit Dr. Ayres nach Amerika zurück, die Leitung der immer mehr zusammenschmelzenden Colonie seinem muthigen Gefährten Elijah Johnson anvertrauend. Dieser entschloss sich, gezwungen durch die ungesunde Lage der Insel, woselbst der Aufenthalt durch die vorgerückte Regenzeit noch bedenklicher wurde, mit dem Rest seiner waffenfähigen Genossen (21 Mann) die Höhen des Vorgebirges definitiv in Besitz zu nehmen. Es kam dabei zu einem ernsten Gefecht mit den Eingebornen, bei welchem der Kapitän eines zufällig angekom-

[1]) Wauwermans, p. 119.

menen englischen Kriegsschiffes seine Hülfe anbot, unter der Bedingung, dass ihm JOHNSON ein Stück Land abtrete, gross genug, um seine Flagge aufzupflanzen. Dieses Angebot wurde von der Hand gewiesen und der Feind ohne fremde Hölfe zurückgeschlagen.

Nicht lange dauerte es, bis eine günstige Wendung eintrat. Am 8. August kam nämlich die von der Amerikanischen Regierung ausgerüstete Brigg „Strong" von Baltimore an, und mit ihr 53 neue Colonisten unter dem weissen Führer JEHUDI ASHMUN. Die Muthlosigkeit, die sich bereits der Colonisten bemächtigt hatte, machte einer grossen Begeisterung Platz, und mit vieler Energie wurden nene Wohnhäuser gebaut, da die 30 Hütten nicht hinreichten, um auch die neuen Ankömmlinge aufzunehmen. Durch LOT CAREY wurde eine in Richmond in Virginia erbaute und an Bord des Schiffes mitgebrachte Kirche aufgestellt und feierlich eingeweiht.

Unter den 130 Colonisten befanden sich nur 35 waffenfähige Leute, wovon 6 noch unter 16 Jahren. Unter der Leitung ASHMUN's wurde nun fleissig exercirt und die Niederlassung so rasch wie möglich in Vertheidigungszustand gesetzt. Da die drohende Haltung der Eingebornen neue Angriffe befürchten liess, wurde mit grossem Eifer an der Befestigung der Niederlassung gearbeitet, „die Axt in der einen, das Schwert in der andern Hand." Auf dem äussersten Vorsprung des Vorgebirges und zugleich dem höchsten Punkte, nahe dem Platze, an dem jetzt der Leuchtthurm steht, wurde eine Art mit Palissaden umzogener und mit fünf Kanonen armirter Festung angelegt. Der Wald im Umkreise der Ansiedlung wurde abgeholzt, und unter den beiden tapfern Männern CAREY und JOHNSON, die im letzten amerikanischen Kriege gegen die Engländer gefochten hatten, wurden alle nur möglichen Vorsorgen zur Abweisung eines voraussichtlichen Anfalles genommen und alle Nächte 20 Mann auf Vorposten gestellt. LOT CAREY verfertigte Räder und Lafetten, um zwei Kanonen zur Unterstützung der Vertheidigung beweglich zu machen. Während der Regenzeit starb ASHMUN's Gattin an Erschöpfung. Zu Ende der Regenzeit begannen die Feindseligkeiten auf Neue, und ASHMUN ertheilte daher den strengen Befehl,

dass alle Familien, die ausserhalb der Festung wohnten, die Nächte innerhalb derselben zubringen sollten.

Am 11. November in der Morgendämmerung, als die Wachen bereits ihre Posten verlassen hatten, überfiel der längst lauernde Feind die ausserhalb der Barrikaden stehenden Hütten, erschlug einige Weiber, schleppte die Kinder als Gefangene fort und plünderte die Wohnungen. Ashmun eilte mit den Mannschaften herbei, Carey folgte mit seinen zwei Kanonen, und nach hartem, halbstündigem Streite gelang es, die Feinde in die Flucht zu schlagen. Auf dem Kampfplatze lagen fünf weibliche Leichen und Verwundete; sieben Kinder waren geraubt; viele Verwundete und Kranke mussten verpflegt werden. Ashmun ordnete einen Dank- und Bettag (*thanksgiving-day*) an, ein Tag, der seither zur Erinnerung an die Rettung der jungen Colonie alljährlich in ganz Liberia gefeiert wird.

Mit dem errungenen Siege war aber die Ruhe noch nicht versichert. Schon zu Ende November fanden fast täglich neue Anfälle statt, und die Colonisten zogen sich hinter die errichteten Vertheidigungswerke zurück. Ein wohl noch schlimmerer Feind zeigte sich aber in ihrer Mitte: Hunger, Erschöpfung und Krankheit. Sämmtliche Vorräthe waren aufgebraucht, neue kamen nicht an, und um die Nothlage noch grösser zu machen, gieng auch das Schiesspulver zur Neige. Der denkwürdigste dieser kriegerischen Tage war der erste December 1822, an welchem die wenigen wehrbaren Männer einen wüthenden Angriff von etwa 1000 Eingebornen abschlugen. Trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung hätten wahrscheinlich die Colonisten dennoch unterliegen müssen, wenn nicht im letzten Augenblicke noch Hülfe von aussen gekommen wäre. Auf der andern Seite des Vorgebirges lag nämlich der englische Schooner „Prince Regent," mit Vorräthen und Mannschaften nach Cape Coast Castle bestimmt. Durch das Geschützfeuer aufmerksam gemacht, umfuhr der Kapitän am 2. December das Cap, setzte unter Midshipman Gordon Mannschaften an Land und unterstützte die ausgehungerten Colonisten mit Lebensmitteln und Munition.

Dem berühmten Afrikareisenden Major Laing, der sich zufällig an Bord des Schooners befand und der mit den Eingebornen gut

menen englischen Kriegsschiffes seine Hülfe anbot, unter der Bedingung, dass ihm Johnson ein Stück Land abtrete, gross genug, um seine Flagge aufzupflanzen. Dieses Angebot wurde von der Hand gewiesen und der Feind ohne fremde Hölfe zurückgeschlagen.

Nicht lange dauerte es, bis eine günstige Wendung eintrat. Am 8. August kam nämlich die von der Amerikanischen Regierung ausgerüstete Brigg „Strong" von Baltimore an, und mit ihr 53 neue Colonisten unter dem weissen Führer Jehudi Ashmun. Die Muthlosigkeit, die sich bereits der Colonisten bemächtigt hatte, machte einer grossen Begeisterung Platz, und mit vieler Energie wurden nene Wohnhäuser gebaut, da die 30 Hütten nicht hinreichten, um auch die neuen Ankömmlinge aufzunehmen. Durch Lot Carey wurde eine in Richmond in Virginia erbaute und an Bord des Schiffes mitgebrachte Kirche aufgestellt und feierlich eingeweiht.

Unter den 130 Colonisten befanden sich nur 35 waffenfähige Leute, wovon 6 noch unter 16 Jahren. Unter der Leitung Ashmun's wurde nun fleissig exercirt und die Niederlassung so rasch wie möglich in Vertheidigungszustand gesetzt. Da die drohende Haltung der Eingebornen neue Angriffe befürchten liess, wurde mit grossem Eifer an der Befestigung der Niederlassung gearbeitet, „die Axt in der einen, das Schwert in der andern Hand." Auf dem äussersten Vorsprung des Vorgebirges und zugleich dem höchsten Punkte, nahe dem Platze, an dem jetzt der Leuchtthurm steht, wurde eine Art mit Palissaden umzogener und mit fünf Kanonen armirter Festung angelegt. Der Wald im Umkreise der Ansiedlung wurde abgeholzt, und unter den beiden tapfern Männern Carey und Johnson, die im letzten amerikanischen Kriege gegen die Engländer gefochten hatten, wurden alle nur möglichen Vorsorgen zur Abweisung eines voraussichtlichen Anfalles genommen und alle Nächte 20 Mann auf Vorposten gestellt. Lot Carey verfertigte Räder und Lafetten, um zwei Kanonen zur Unterstützung der Vertheidigung beweglich zu machen. Während der Regenzeit starb Ashmun's Gattin an Erschöpfung. Zu Ende der Regenzeit begannen die Feindseligkeiten auf Neue, und Ashmun ertheilte daher den strengen Befehl,

bestrebt war, die Colonie nach innen und aussen zu kräftigen und namentlich mit den Eingebornen freundschaftlichere Verhältnisse anzuknüpfen. Ausserdem fand die Gesellschaft die in seinem eigenen Rapport vermeldeten Ausgaben zu hoch und weigerte sogar, einige der mit eingebornen Fürsten gemachten Landabtretungsverträge anzuerkennen, ja sie gieng sogar so weit, Ayres wieder als Agenten herauszusenden, der am 24. Mai 1823 in der Colonie ankam. Bald nach seiner Ankunft wies dieser jedem Colonisten seinen Grundbesitz (*lot*) durch das Loos an. Doch viele Ansiedler, mit dieser Vertheilung nicht zufrieden, beklagten sich bei der Colonisationsgesellschaft, und das Dekret, nach welchem die Gesellschaft vom 5. Juni 1824 ab jedem Colonisten überlassen werde, selbst für seinen fernern Unterhalt zu sorgen, war ebensowenig geeignet, die Gemüther der Trägen und Unruhestifter zu beruhigen. Die Unruhen wurden bald derart, dass Ayres es gerathen fand, zum zweitenmale die Colonie zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren. Aufs Neue übernahm nun Ashmun die Leitung des durch Zerwürfnisse gelockerten Staatshaushaltes und wusste durch Takt und Energie bald Ruhe und Ordnung wieder herzustellen.

Am 13. Februar 1824 kamen mit dem „Cyrus" 105 neue Ansiedler aus Virginien an, und da die mitgebrachten Lebensmittel bald aufgebraucht waren, machten sie sich rüstig an die Arbeit, legten eigene Pflanzungen an und bauten in kurzer Frist 30 neue Häuser und ein grosses, öffentliches Magazin. Im März desselben Jahres machte Ashmun, dessen Gesundheit bedenklich zu wanken anfing, zu deren Wiederherstellung eine Reise nach Porto Prayo auf den Capverdischen Inseln, nachdem er zuvor Elijah Johnson mit der Leitung der Colonie beauftragt hatte. Aber schon am 24. Juli erschien dort das amerikanische Kriegsschiff „Porpoise" mit Rev. Gurley, der von der Colonisationsgesellschaft und der amerikanischen Regierung beauftragt war, der Colonie eine Art provisorischer Regierung zu geben. Auf seine Bitte begleitete Ashmun den Rev. Gurley nach dem Cap Messurado, wo sie am 13. August ankamen. Gurley, der sich gegenüber den Colonisten über Ashmun's Aufopferung und Ehrlichkeit sehr anerkennend äusserte, ernannte nun diesen zum Colonialagenten und gab der

Colonie eine Verfassung, welche durch die Colonisten einstimmig angenommen wurde. Im Namen der Colonisationsgesellschaft gab er der Colonie, zur bleibenden Erinnerung an ihren Ursprung, den Namen Liberia; die erste Niederlassung auf dem Vorgebirge Messurado aber nannte er zu Ehren MONROE's, des damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, der sich um die Abschaffung des Sklavenhandels grosse Verdienste erworben hatte, Monrovia[1]). Am 22. August des nämlichen Jahres kehrte GURLEY nach Amerika zurück, woselbst er über den Zustand der Colonie einen sehr günstigen Bericht erstattete (siehe Literaturverzeichniss).

Die Colonisationsgesellschaft hatte das Entgegenkommen ihren Schützlingen gegenüber nicht zu bereuen. Die Idee, ein geordnetes Staatswesen zu bilden und sich selbst an der Verwaltung ihres Haushaltes betheiligen zu dürfen, hatte den Colonisten einen mächtigen Impuls gegeben, und Niemand konnte geeigneter sein, als der energische und für das Wohl der Colonie besorgte ASHMUN, diese Begeisterung gute Früchte tragen zu helfen. Unter seiner geschickten Leitung gedieh nun die junge Colonie vortrefflich, und das Comite der Gesellschaft konnte, selbst früher als man erwartet hatte, seine abwartende Haltung verändern und die neugeschaffenen Institutionen definitiv bestätigen. Am 13. März 1825 erschien das amerikanische Schiff „Hunter" auf der Rhede von Monrovia und brachte, zugleich mit der Bestätigung der neuen Regierungsform, 11 neue Ansiedlerfamilien, bestehend aus 66 Personen, mit.

Die engen Grenzen der Colonie waren nun allmälig zu klein geworden, und ASHMUN war unaufhörlich bestrebt, dieselben noch weiter auszudehnen. Es gelang ihm nicht nur, sich den früher bestrittenen Besitz von Bushrod Island zu sichern, sondern auch, das beiderseitige Ufergebiet des schönen St. Paulsflusses bis an die erste Stromschnelle hinauf zu erwerben und mit den früher feindlichen Häuptlingen PETER, LONG PETER, GOUVERNEUR,

---

[1]) Beide Namen wurden nach dem Vorschlage des Generals ROBERT GOODLOE HARPER aus Baltimore gewählt und in December 1823 durch das Comite der Gesellschaft und den Senat in Washington genehmigt.

Zoda und Jimmy ein bleibendes Bündniss zu schliessen (11. Mai 1825). Im November desselben Jahres wurde am linken Ufer des St. Paul, oberhalb der Stelle, an welcher der Stockton Creek sich abzweigt, eine neue Niederlassung gegründet, die zu Ehren des Sekretärs der Colonisationsgesellschaft Caldwell dessen Namen erhielt. Etwas näher bei Monrovia, ebenfalls am Stockton Creek, enstand zur nämlichen Zeit der Platz New Georgia, bestimmt, um die den gekaperten Sklavenschiffen abgenommenen Neger aufzunehmen, vermittelst welcher Ashmun die Bushrod-Insel zu einer Vorrathskammer für Monrovia zu machen hoffte.

Inzwischen war das Gebiet der Colonie noch von Sklavenstationen umringt, deren Besitzer, meist Spanier und selbst Mulatten, sogar in nächster Nähe ihren schmählichen aber lukrativen Handel trieben und die Eingebornen fortwährend gegen die Colonie, die ihnen ein Dorn im Auge war, aufhetzten und dadurch deren freie Entwicklung, ja sogar ihre Existenz gefährdeten. So waren im Juli 1825 am St. Paul noch 200 Sklaven verkauft worden. Ein Vorstoss auf dem St. Paulsflusse, der durch Dr. Randall erforscht worden war, führte zur Unterdrückung des dortigen Sklavenhandels, und um sich die errungenen Erfolge auch für die Zukunft zu sichern, errichtete man in 1827 an der ersten Stromschnelle, 20 *miles* von der Mündung, unter der Direktion des mehrgenannten Mulatten Mill eine Faktorei, die nach ihm Millsburg genannt wurde.

Inzwischen war Ashmun darauf bedacht gewesen, auch andere Emporien des Sklavenhandels unschädlich zu machen. So erwarb er am 27. Oktober 1825 durch Contrakt vom König Freeman ein Grundgebiet am New Cess- oder Poor River, das sich auf 6 *miles* Abstand links und rechts von diesem Flusse und von der Küste bis zu dessen Quellen erstreckte[1]). Auch am Fusse des Cape Mount-Gebirges, wo ebenfalls grosse, spanische Sklavenfaktoreien

---

[1]) Dass diese Eigenthumsrechte, theils aus Ohnmacht, theils aus Mangel an Energie, nicht immer aufrecht erhalten wurden, beweist der Umstand, dass der im ersten Bande erwähnte Kapitän Canot sich in den dreissiger Jahren in New Cess bei demselben Könige Freeman als Sklavenhändler niederlassen und seine Faktorei bis 1841 behaupten konnte.

bestanden, wurde Grundgebiet erworben (Contrakt von 12. April 1826), und auf beiden Plätzen eine liberianische Faktorei errichtet. Am 11. Oktober desselben Jahres traten die Mamba-Häuptlinge Will, Tom und Peter Harris das Gebiet ab, welches sich von der Mündung des Junk River aus zwischen dem Du Queah- und Farmington River nach dem Innern hin ausdehnt, und acht Tage später gelang es, von dem Negerfürsten Joe Harris, im Einverständniss mit den ihm untergeordneten Häuptlingen, den halbinselartigen Küstenstrich zu erwerben, der sich von der Mündung des St. Johnsflusses bis zum Bissaw River bei Bassa Point hinunter erstreckt. Freilich war damit der Sklavenhandel in diesen neuerworbenen Gebieten noch keineswegs abgeschafft, doch sahen die Sklavenhändler ihre Tage mehr und mehr gezählt, je mehr die Colonie auch nach innen zu erstarken begann. Im nämlichen Jahre unternahm Ashmun mit Hülfe von drei amerikanischen Kriegsschiffen eine Expedition nach Trade Town, einem Küstenplatze in der Nähe des New Cess River, wo ihm die spanischen Sklavenhändler heftigen Widerstand boten. Nach zweitägigem Kampfe wurde dieser Platz genommen und verbrannt, und an seiner Stelle eine neue Faktorei gebaut.

So hatte denn der umsichtige Ashmun seiner Colonie nach und nach ein Grundgebiet erworben, das sich vom Little Cape Mount River im Westen bis zum St. John's River im Osten von Monrovia erstreckte, und zudem besass die Colonie noch Land mit Faktoreien in Grand Cape Mount und am Cestos River. Auch hatte Ashmun am 14. März 1828, kurz vor seiner Abreise, mit dem ihm befreundeten Boatswain, dem Könige des Condogebietes, einen Vertrag geschlossen, welcher der Colonie ausgedehnte Ländereien im Innern des Landes versicherte.

Raum besass nun die Colonie genug, und es galt jetzt, noch mehr Colonisten heranzuziehen. Zu diesem Zwecke wurde am 27. August 1827 ein Aufruf an die freien Farbigen in Amerika erlassen, in welchem man die grossen Vortheile dieser Colonie nach Gebühr betonte und jene einlud, in Liberia eine neue Heimat zu suchen. Diesem Aufruf wurde in hohem Maasse Folge geleistet, und ein Jahr später zählte die Colonie ungefähr 1200 eingewanderte Farbige, denen sich zahlreiche Eingeborne ange-

Zoda und Jimmy ein bleibendes Bündniss zu schliessen (11. Mai 1825). Im November desselben Jahres wurde am linken Ufer des St. Paul, oberhalb der Stelle, an welcher der Stockton Creek sich abzweigt, eine neue Niederlassung gegründet, die zu Ehren des Sekretärs der Colonisationsgesellschaft Caldwell dessen Namen erhielt. Etwas näher bei Monrovia, ebenfalls am Stockton Creek, enstand zur nämlichen Zeit der Platz New Georgia, bestimmt, um die den gekaperten Sklavenschiffen abgenommenen Neger aufzunehmen, vermittelst welcher Ashmun die Bushrod-Insel zu einer Vorrathskammer für Monrovia zu machen hoffte.

Inzwischen war das Gebiet der Colonie noch von Sklavenstationen umringt, deren Besitzer, meist Spanier und selbst Mulatten, sogar in nächster Nähe ihren schmählichen aber lukrativen Handel trieben und die Eingebornen fortwährend gegen die Colonie, die ihnen ein Dorn im Auge war, aufhetzten und dadurch deren freie Entwicklung, ja sogar ihre Existenz gefährdeten. So waren im Juli 1825 am St. Paul noch 200 Sklaven verkauft worden. Ein Vorstoss auf dem St. Paulsflusse, der durch Dr. Randall erforscht worden war, führte zur Unterdrückung des dortigen Sklavenhandels, und um sich die errungenen Erfolge auch für die Zukunft zu sichern, errichtete man in 1827 an der ersten Stromschnelle, 20 *miles* von der Mündung, unter der Direktion des mehrgenannten Mulatten Mill eine Faktorei, die nach ihm Millsburg genannt wurde.

Inzwischen war Ashmun darauf bedacht gewesen, auch andere Emporien des Sklavenhandels unschädlich zu machen. So erwarb er am 27. Oktober 1825 durch Contrakt vom König Freeman ein Grundgebiet am New Cess- oder Poor River, das sich auf 6 *miles* Abstand links und rechts von diesem Flusse und von der Küste bis zu dessen Quellen erstreckte[1]). Auch am Fusse des Cape Mount-Gebirges, wo ebenfalls grosse, spanische Sklavenfaktoreien

---

[1]) Dass diese Eigenthumsrechte, theils aus Ohnmacht, theils aus Mangel an Energie, nicht immer aufrecht erhalten wurden, beweist der Umstand, dass der im ersten Bande erwähnte Kapitän Canot sich in den dreissiger Jahren in New Cess bei demselben Könige Freeman als Sklavenhändler niederlassen und seine Faktorei bis 1841 behaupten konnte.

bestanden, wurde Grundgebiet erworben (Contrakt von 12. April 1826), und auf beiden Plätzen eine liberianische Faktorei errichtet. Am 11. Oktober desselben Jahres traten die Mamba-Häuptlinge Will, Tom und Peter Harris das Gebiet ab, welches sich von der Mündung des Junk River aus zwischen dem Du Queah- und Farmington River nach dem Innern hin ausdehnt, und acht Tage später gelang es, von dem Negerfürsten Joe Harris, im Einverständniss mit den ihm untergeordneten Häuptlingen, den halbinselartigen Küstenstrich zu erwerben, der sich von der Mündung des St. Johnsflusses bis zum Bissaw River bei Bassa Point hinunter erstreckt. Freilich war damit der Sklavenhandel in diesen neuerworbenen Gebieten noch keineswegs abgeschafft, doch sahen die Sklavenhändler ihre Tage mehr und mehr gezählt, je mehr die Colonie auch nach innen zu erstarken begann. Im nämlichen Jahre unternahm Ashmun mit Hülfe von drei amerikanischen Kriegsschiffen eine Expedition nach Trade Town, einem Küstenplatze in der Nähe des New Cess River, wo ihm die spanischen Sklavenhändler heftigen Widerstand boten. Nach zweitägigem Kampfe wurde dieser Platz genommen und verbrannt, und an seiner Stelle eine neue Faktorei gebaut.

So hatte denn der umsichtige Ashmun seiner Colonie nach und nach ein Grundgebiet erworben, das sich vom Little Cape Mount River im Westen bis zum St. John's River im Osten von Monrovia erstreckte, und zudem besass die Colonie noch Land mit Faktoreien in Grand Cape Mount und am Cestos River. Auch hatte Ashmun am 14. März 1828, kurz vor seiner Abreise, mit dem ihm befreundeten Boatswain, dem Könige des Condogebietes, einen Vertrag geschlossen, welcher der Colonie ausgedehnte Ländereien im Innern des Landes versicherte.

Raum besass nun die Colonie genug, und es galt jetzt, noch mehr Colonisten heranzuziehen. Zu diesem Zwecke wurde am 27. August 1827 ein Aufruf an die freien Farbigen in Amerika erlassen, in welchem man die grossen Vortheile dieser Colonie nach Gebühr betonte und jene einlud, in Liberia eine neue Heimat zu suchen. Diesem Aufruf wurde in hohem Maasse Folge geleistet, und ein Jahr später zählte die Colonie ungefähr 1200 eingewanderte Farbige, denen sich zahlreiche Eingeborne ange-

schlossen hatten. Während 4 Compagnien regelmässige Truppen die Ruhe der Colonie nach aussen handhabten, entwickelte sich auch das innere, selbst das geistige Leben, sehr rasch. Schulen wurden gegründet, Kirchen gebaut, die erste Druckerei eröffnet und eine Zeitung, *the Liberia Herald*, herausgegeben. Auch besass Liberia seit 1824 sein eigenes Strafgesetzbuch.

Doch die Kräfte Ashmun's, des Nimmermüden, giengen zur Neige, und er musste sich entschliessen, nach Amerika zurückzukehren. Am 28. März 1828 nahm er Abschied von seiner geliebten Colonie, die er, so wie er sie jetzt zurückliess, ruhig als seine Schöpfung betrachten konnte. Begleitet von den Truppen und sämmtlichen Bewohnern Monrovia's, die ihm unter Thränen die Hand zum Abschied reichten, gieng er an Bord des Schiffes „Doris", das ihn wohlbehalten nach Amerika brachte. Dort legte er dem Comité Rechenschaft über seine Verwaltung ab und starb kurz darauf, den 25. August 1828, in einem Alter von nur 35 Jahren. Zu seiner Erinnerung wurde ihm durch die Colonisationsgesellschaft in New York ein Monument errichtet, während in Liberia nur eine der Hauptstrassen Monrovia's, die Ashmun Street, die Erinnerung an den Namen dieses Vaters der Colonie wach erhält.

Bei seiner Rückkehr nach Amerika hatte Ashmun der Colonisationsgesellschaft aufs Wärmste empfohlen, der kräftig aufblühenden Colonie eine grössere Autonomie zu gewähren. Da die bisdahin erzielten Fortschritte diesen Vorschlag rechtfertigten, so wurde wirklich beschlossen, in diesem Sinne die nöthigen Schritte zu thun und den jungen Staat allmälig auf seine einstmalige Selbständigkeit vorzubereiten. Schon am 28. Oktober 1828 veränderte das Comité der Gesellschaft die frühere Regierungsform, die ziemlich selbstherrlich gewesen war, dahin, dass die höchste Leitung des Staates einem Agenten und Vice-Agenten anvertraut wurde, deren Ernennung die Gesellschaft jedoch sich selbst vorbehielt. Alle übrigen Beamten aber sollten fortan durch die Colonisten selbst gewählt werden, unter Vorbehalt der Sanktion des durch das amerikanische Comité gewählten Agenten oder seines Stellvertreters. Stimmberechtigt sollte jeder Schwarze oder Farbige sein, der in Liberia Land besass und den Eid auf die Verfassung abgelegt hatte.

Der erste der zahlreichen, kurz aufeinander folgenden Agenten während dieser neuen Epoche in der Geschichte der Colonie war Lot Carey, der durch Ashmun selbst bei seinem Wegzuge zu seinem provisorischen Stellvertreter ernannt worden war. Carey starb infolge eines Unfalls auf dem Feldzuge gegen den König Brister, im December 1828.

Zu Ende des nämlichen Jahres erschien in Monrovia der erste legitime Nachfolger Ashmun's, Dr. Richard Randall, der in 1829 auf einige Stunden Entfernung östlich von Millsburg die Niederlassung Careysburg gründete, für die Aufnahme von Negern, die einem gekaperten Sklavenschiffe abgenommen worden waren. Leider erlag dieser rührige Leiter nach einer kurzen, aber vielversprechenden Laufbahn am 19. April 1829 dem Fieber, inmitten seiner Unterhandlungen mit dem mächtigen Condokönige Boatswain in Boporo.

Auf ihn folgte ein junger Arzt, Dr. Mechlin, der zugleich mit ihm nach Liberia gekommen war. Sein erstes Streben war, durch neue Verträge das liberianische Grundgebiet am St. Paul's River auszubreiten. In seinen Unterhandlungen mit den inländischen Fürsten zeigte er so viel Takt und Geschick, dass sich bald zwei derselben, Long Peter von Cape Mount und Bob Gray von Grand Bassa, um seine Freundschaft bewarben und es als eine Gunst betrachteten, sich mit ihren Stämmen der Colonie anschliessen zu dürfen. An der Mündung des Junk River gründete er die Ansiedlung Marshall. Auch scheute er keine Mühe, den noch immer in der Nähe wuchernden Sklavenhandel zu unterdrücken. Zu diesem Zwecke wurde besondere Sorgfalt auf die schon durch Ashmun gegründete und von einer Ringmauer umgebene Faktorei von Cape Mount verwendet; denn dieser schöne Platz musste auf alle Fälle für Liberia gesichert werden.

Ueberhaupt gab die Unterdrückung des Sklavenhandels den Liberianern viel zu schaffen. So flüchtete im Jahre 1832 ein Transport Sklaven, die der Sultan von Brumley an den berüchtigten Sklavenhändler Pedro Blanco [1]) am Gallinas River liefern

---

[1]) Ich kann nicht unterlassen, hier einiges aus den Bemerkungen über diesen mächtigsten aller Sklavenhändler der Westküste Afrika's mitzutheilen,

wollte, auf liberianisches Grundgebiet. Der Sohn des Sultans, Kaipa, kam bald darauf nach Monrovia und forderte auf unver-

---

die der Sklavenhändler Kapitän Canot giebt, der zu Ende der dreissiger Jahre dessen Agent gewesen war. „Ungefähr 100 *miles* nordwestlich von Monrovia ergiesst sich der träge Gallinas River ins Meer und bildet in seinem Mündungsgebiet ein wahres Netzwerk von sumpfigen Inseln. Wenn man sich vom Meere aus diesen mit Mangrove bedeckten Inseln nähert, wähnt man ein weites Feld mit riesigen Pilzen zu sehen, ein Feld, das Tod und Sklaverei sich zu ihrem Sitze erwählt haben. Solch ein Platz hat wenig Anziehendes für Handel und Landbau, aber gerade diese Wildheit, im Bunde mit der gefährlichen Brandung, machen sie geeignet für Leute, die sich mit dem verbotenen Handel beschäftigen und auf welche man wie auf Seeräuber Jagd macht. Dies waren wahrscheinlich die Gründe, warum Pedro Blanco gerade diesen Fluss zu seinem Sitz gewählt hatte. Derselbe war aus Malaga gebürtig, wo er eine gute Erziehung genossen hatte. Er kommandirte ein Sklavenschiff, das er von hier aus mit Sklaven beladen zurücksandte, während er selbst blieb, um ein eigenes Geschäft zu gründen. Als ich in den Fluss einlief und in vielen Krümmungen zwischen den zahlreichen Inseln dahinfuhr, fiel mir ganz besonders die vortreffliche Sorge auf, mit der dieser Spanier das Insellabyrinth mit Wachtposten bedeckt hatte, welche, gegen Sonne und Regen geschützt, auf 60—100 Fuss hohen Pfählen und alleinstehenden, grossen Bäumen errichtet waren. Eine Menge Fernröhren spähten fortwährend nach dem Horizonte, um die Annäherung von Kreuzern und Sklavenschiffen zu entdecken, und die Männer, die Pedro auf diesen Telegraphen-stationen postirt hatte, waren erfahrene Leute, die nimmer einen Feind für einen Freund ansahen. Beinahe jede der Flussinseln hatte ein Sklavendepôt unter Leitung eines besondern Agenten. Auf einer solchen, nahe der Mündung, hatte er sein Bureau, dem ein ganz besonders geriebener Agent vorstand; auf einer andern, mehr flussaufwärts gelegen, befand sich seine Residenz, woselbst eine zeitlang seine Schwester mit ihm die Herrschaft theilte. Dort umgab sich Pedro mit all dem Luxus, der in Europa und den beiden Indien zu bekommen war und lebte in wahrhaft orientalischer, aber zugleich halb barbarischer Pracht. Noch weiter flussaufwärts auf einer andern Insel befand sich sein Serail, in welchem jede seiner Frauen nach inländischem Brauche ihre eigene Wohnung hatte. Andere Inseln enthielten die Baracken, etwa 12 an der Zahl, jede mit 100—500 Sklaven. Die Wände dieser Baracken waren von dicht an einander stehenden, 5 Fuss tief in den Boden gerammten und mit einer doppelten Reihe von Eisenstangen verbundenen Pfählen erbaut. Die Dächer bestanden aus demselben Material und waren dicht mit Palmblättern bedeckt, wodurch die Räume trocken und kühl blieben. Schilderhäuser neben dem Eingang waren mit Wachen besetzt, die beständig mit geladenen Gewehren bewaffnet waren. Jede der „*baracoons*" wurde von drei oder vier Spaniern oder Por-

schämte und drohende Weise die Sklaven zurück. Natürlich wurde die Auslieferung verweigert. Durch die Sklavenhändler aufgestachelt, begann aber der Sultan mit seinen Verbündeten sofort Feindseligkeiten gegen Liberia. Darauf zog aber Elijah Johnson an der Spitze von 170 Mann Truppen und einem Feldstück den St. Paul hinauf, verwüstete einige Dörfer des Sultans und zwang diesen endlich, Frieden zu schliessen.

Inzwischen war im nordamerikanischen Staate Maryland eine neue Colonisationsgesellschaft gegründet worden, die sehr strenge den Grundsätzen der Temperenz huldigte; sie nannte sich die *Maryland State Colonisation Society* und arbeitete mit grossen

---

tugiesen bewacht. Auf diese Weise sah es bei Pedro Blanco aus, als ich 1836 zu ihm kam und zum ersten Male dem magern, sonnverbrannten Manne gegenüber stand, der seit 15 Jahren die Brandung von Gallinas nicht mehr passirt hatte und mich dennoch mit echt europäischer Höflichkeit zu empfangen wusste. Drei Jahre später verliess er für immer die Küste, mit einem Vermögen von vielen Millionen, um sich in Havanna niederzulassen. Don Pedro war ein strenger Herrscher, aber andererseits war auch seine Grossmuth sprichwörtlich geworden. Die Macht, welche er über die Eingebornen hatte, ist genugsam bekannt, und er hatte, verbunden mit einem eisernen Willen, das grosse Talent, dieselbe unumschränkt zu seinem Vortheil auszuüben. Der Handel war gewinnbringend und das Land volkreich, aber die Tausende und Abertausende von Sklaven, die jährlich vom Gallinas River ausgeführt wurden, mussten dasselbe schliesslich doch erschöpfen. Die Razzias wurden tiefer landeinwärts ausgedehnt, und die in der Schule Blanco's gut unterrichteten Negerhäupter wussten sich im Hinblick auf den reichen Gewinn stets irgend eines alten Stammes- oder Familienzwistes zu erinnern, der ihnen einen Vorwand zu irgend einem Raubzug lieferte. Aber die Nachfrage wurde stets noch grösser. Don Pedro und seine Trabanten hatten eine Goldmine entdeckt, reicher als diejenigen der Goldküste. Der Reichthum seiner gefüllten Baracken war in den spanischen und portugiesischen Colonien zum Sprichwort geworden, und jeden Augenblick telegraphirten ihm seine Signalposten die Ankunft von Sklavenschiffen. Zahlreiche Faktoreien nördlich und südlich von der Mutterfaktorei dienten dieser bald als Hülfsquellen. Auf diese Weise entstanden nach und nach die Stationen in Sherbro, Manna Rock, Sugary, Grand Cape Mount, Little Cape Mount, ja sogar in Digby, in nächster Nähe von Monrovia, wurde eine solche Filiale errichtet. Dies ist der schwache Versuch, ein Bild dieses Rothschilds der Westküste von Afrika zu liefern, dessen Wechsel in England, Frankreich und den Vereinigten Staaten mit Gold bezahlt wurden."

Staatsanbauten. Schon früher, bei der Neuordnung der liberianischen Regierungsform, war von gewisser Seite ernsthaft darauf angedrungen worden, die Vorschriften der Temperenzgesellschaft in die liberianischen Landesgesetze aufzunehmen, doch konnte das Comite glücklicherweise diese Maassregel, die den jungen Staat leicht in ein schiefes Verhältniss hätte bringen können, verhindern. Dieser Misserfolg mochte wohl zu der Entstehung der neuen Gesellschaft mit beigetragen haben.

Im Oktober 1831 kamen an Bord des „Orion," unter Leitung von Dr. James Hall, 31 farbige Emigranten nach Monrovia und unterhandelten mit dem Agenten Mechlin über die Erwerbung von liberianischem Grundgebiet. Da die beiden Chefs sich jedoch nicht einigen konnten, kehrte Dr. Hall nach Amerika zurück, um neue Instruktionen zu holen. In 1833 erschien er wieder in Monrovia, diesmal mit 28 neuen Colonisten und einigen methodistischen und presbyterianischen Missionären. Er hatte den Auftrag, die Mitglieder der ersten Expedition von Monrovia abzuholen und dann am Cap Palmas oder in dessen Nähe Grundbesitz zu erwerben und eine neue, von Liberia unabhängige Colonie zu gründen. Am Cap Palmas angekommen, fand er jedoch bei den Häuptlingen der Eingeborenen viel Widerstand, da dieselben nicht gewonnen waren, sich durch einen der Temperenz huldigenden Staat die Zufuhr ihres geliebten Branntweins, der ihnen bisher durch die Sklavenhändler geliefert wurde, abschneiden zu lassen. Schliesslich gelang es Dr. Hall doch, das Cap Palmas und die Gegend an der hinter demselben gelegenen Bucht zu erwerben, worauf die Colonisten an Land gesetzt wurden. Bald aber bereute der „König" der Eingeborenen seine Landabtretungen und erhöhte den Preis der Lebensmittel in der Hoffnung, dadurch die Colonisten zu zwingen, ihm dieselben mit Branntwein zu bezahlen. Dr. Hall aber erklärte ihm, er werde seinen Bedarf von auswärts beziehen, und schliesslich musste, nach langen gegenseitigen Drohungen, der Häuptling sich fügen und die Colonisten in Ruhe lassen. Die Colonie, die bis 1856 ein von Liberia gänzlich geschiedenes Gemeinwesen bildete, erhielt den Namen Maryland in Liberia, und Dr. Hall wurde ihr erster Chef unter dem Titel eines Gouverneurs. In 1854 erfolgte die Unabhängigkeitserklärung.

doch wurde bis zur Vereinigung mit Liberia (1856) der durch die Colonie selbst gewählte Gouverneur nach wie vor durch die Gesellschaft besoldet [1]).

Wie in Maryland, und ungefähr gleichzeitig, bildeten sich noch andere derartige Gesellschaften. So wurde durch eine Colonie von Farbigen, die von einer Gesellschaft in Edinburg in Amerika nach Liberia gesandt worden waren, auf einem von Bob Gray erhaltenen Gebiet am rechten Ufer des St. John's River, nahe der Küste, die Niederlassung Edina gegründet.

Indessen war die Gesundheit Mechlin's durch zahlreiche Fieberanfälle so sehr untergraben, dass er 1834 nach Amerika zurückkehren musste. Sein Nachfolger war Rev. John B. Pinney, der jedoch schon einige Monate nach seiner Ankunft, ebenfalls wegen Krankheit, zur Rückkehr gezwungen wurde. Während man noch die Ankunft des neuen Agenten erwartete, hatte sein Stellvertreter, der Vice-Agent Brander einen Aufstand von Eingebornen in Grand Bassa zu unterdrücken. Zu Anfang 1835, noch bevor der neue Agent angekommen war, sandte nämlich eine Gesellschaft von Quäkern, die *Pennsylvania young men's Society*, eine Anzahl von 126 Colonisten, ausschliesslich aus Arbeitern, wie Schmieden, Zimmerleuten, Maurern, Ziegelbrennern, Schustern und Schneidern bestehend, nach Liberia. Obschon auch diese streng an die Regeln der Temperenz gebunden waren, empfing man sie in Monrovia äusserst zuvorkommend, denn man war nicht geneigt, dieselben, wie seiner Zeit diejenigen aus Maryland, durch ein schroffes Verhalten zu zwingen, sich ebenfalls selbständig irgendwo anzusiedeln. Man wies ihnen daher den mehrerwähnten Landstrich an der Bucht von Bassa, zwischen St. John's- und Bissaw River, als Wohnsitz an. In kurzer Frist hatten dieselben in der Nähe der Mündung des Bissaw River ein Dorf von 18 Häusern errichtet und nannten dasselbe zu Ehren des Gründers ihrer Colonisationsgesellschaft Port Cresson (das heutige Fishtown). Bald darauf begann Joe Harris, der frühere Besitzer dieses Gebietes, gegenüber der jungen Niederlassung Feindseligkeiten und drohte dieselbe zu vernichten.

---

[1]) Siehe Ph. Schönlein, Proc. R. Geogr. Soc. London, 1856, p. 99

Der Superintendent des benachbarten Edina, W. L. WEAVER, sandte daher 30 Freiwillige zu Hülfe, doch M. HAWKINSON, der Chef von Port Cresson, welcher als Quäker keinen Krieg wollte und auf gütlichem Wege die Eingebornen zu beschwichtigen hoffte, wies ihre Hülfe zurück. Ein paar Tage später wurde die Ansiedlung überfallen, geplündert und niedergebrannt; 18 Personen fielen unter den Händen der Eingebornen, und der Rest flüchtete in die nahen Sümpfe oder nach Edina. Auch dieser letztere Platz wurde bedroht, doch wurde ein Angriff mit Hülfe von BOB GRAY abgeschlagen. Bald darauf erschien ELIJAH JOHNSON aus Monrovia mit 120 Soldaten, die den Feind verfolgten und seine vornehmsten Wohnsitze eroberten. Unter dem Eindrucke dieser Macht wurde bald der Friede wieder hergestellt, und JOE HARRIS half sogar das zerstörte Dorf auf einem andern Platze, näher dem St. John's River, auf der Halbinsel, die durch die Bucht von Bassa einerseits und den Benson River andererseits gebildet wird, wieder aufbauen [1]). Dasselbe erhielt den Namen Bassa Cove und später seinen jetzigen Namen Buchanan oder Upper Buchanan, zum Unterschiede von Fishtown oder Lower Buchanan.

Im nämlichen Jahre wurde auch an der Mündung des Sangwin- und Sinoe River Grundbesitz erworben, jedoch vorläufig ohne denselben durch eine Besetzung zu versichern.

Der nächstfolgende Agent war Dr. SKINNER, der jedoch schon im December 1836, vom Fieber erschöpft, nach Amerika zurückkehren musste [2]). Sein Nachfolger war ANTHONY D. WILLIAMS

---

[1]) Kapitän CANOT beschreibt dieses Ereigniss in etwas anderer Weise, indem er dasselbe mit der Ermordung des Gouverneurs FINLEY von Bassa durch die Eingebornen in Zusammenhang bringt. Nach ihm endigte eine Züchtigung der Eingebornen und die Verbrennung ihrer Dörfer, woran er selbst theilgenommen hatte, mit einem übereilten Rückzuge der liberianischen Truppen unter Hinterlassung der mitgeführten Kanone, und aus Rache überfielen und verbrannten die Eingebornen in der darauffolgenden Nacht die Niederlassung Port Cresson.

[2]) Unter seiner kurzen Regierung wurde von THOMAS BUCHANAN, einem Weissen, der im Januar 1836 als Abgeordneter der Colonisationsgesellschaften von New York und Pennsylvania in Monrovia angekommen war, auf dem äussersten Vorsprunge des Vorgebirges Messurado ein Leuchtthurm gebaut.

(1837—1839). Während dessen Verwaltungsperiode wurde wieder eine neue, selbständige Colonie gegründet. Es hatte sich nämlich in Amerika die *Missisippi Colonisation Society* gebildet, welche die durch Mr. Reed, einen negerfreundlichen Pflanzer am Missisippi, freigelassenen Sklaven nach dem Sinoe River sandte. Diese Ansiedler gründeten auf dem rechten Ufer dieses Flusses, nahe der Mündung, eine Stadt und nannten sie zu Ehren des berühmten Förderers der Sklavenemancipation, James Green, Greenville.

Ueberhaupt schienen jetzt die Colonisationsgesellschaften wie Pilze aus dem Boden zu wachsen. Nicht nur, dass der guten Sache der Neger in Amerika immer mehr Freunde gewonnen wurden, die es sich zur Pflicht machten, altes Unrecht so viel wie möglich wieder gut zu machen, sondern es entstand auch aller Orten das Bedürfniss, die Massen frei herumlaufender Neger, die sich in Amerika zum Arbeiten zu gut dünkten und nachgerade die ganzen gesellschaftlichen Zustände zu gefährden drohten, auf irgend eine Weise anderswohin abzuleiten. Dazu nun bot die Gründung von Colonien in Afrika vorzügliche Gelegenheit, und so wurde mit den humanen Zielen der Philanthropen der praktische Geist der Amerikaner gepaart, infolgedessen die Gründung neuer Colonien in Afrika rasch zunahm [1].

Um die zahlreichen am Colonisationswerk arbeitenden Kräfte nicht allzusehr zu zersplittern, war man nun eifrig darauf bedacht, die verschiedenen an der Pfefferküste angesiedelten Colonien zu vereinigen, um sie auf diese Weise nach Innen und Aussen widerstandsfähiger zu machen und zugleich, um allfälligen spätern Conflikten zwischen denselben vorzubeugen. Diese Ideen fanden bei allen Betheiligten Anklang, und es wurde eine Commission eingesetzt mit dem Auftrag, eine für die vereinigten Colonien geeignete neue Verfassung zu entwerfen, in welcher der Selbstverwaltung noch mehr Spielraum als in den bisherigen gelassen werden sollte. Der nun zu Stande gekommene und durch die Colonisationsgesellschaft sanktionirte Verfassungsentwurf war

---

[1] Freilich war dies nur ein schwaches Mittel, denn gegenüber den drei Millionen in Amerika lebenden war die Zahl von etwa 4000 nach der Westküste Afrika's zurückgebrachten Negern — so hoch mochte sich in 1839 deren Zahl belaufen — so gut wie ohne Bedeutung.

arbeitete er unermüdlich an der Unterdrückung des Sklavenhandels und hielt, unterstützt durch General ROBERTS und den wackern Colonel ELIJAH JOHNSON, die aufrührerischen Häuptlinge der Eingebornen streng im Zaum.

Der bedeutendste und ruhmreichste Feldzug während der Regierung BUCHANAN'S war derjenige nach Gatumba's Town.

Nach dem Tode des Condo-Fürsten BOATSWAIN, der in seinen letzten Lebensjahren den Liberianern freundschaftlich gesinnt gewesen war und die zahlreichen benachbarten, durch die Sklavenhändler aufgewiegelten Häuptlinge im Zaum zu halten gewusst hatte, begann dessen Nachfolger GATUMBA gegen die Liberianer feindselig aufzutreten. Er überfiel und zerstörte den Ort Millsburg am St. Paul's River und machte grosse Vorbereitungen zu weitern Einfällen in liberianisches Gebiet. Diesen letztern musste zuvorgekommen werden, und BUCHANAN fasste den kühnen Entschluss, GATUMBA in seinem eigenen Lande anzufallen und unschädlich zu machen. General J. ROBERTS wurde mit dem Oberbefehl über die Expedition betraut. Mit 300 Mann liberianischer Truppen (die mitgenommene Kanone musste bald zurückgelassen werden), erreichte ROBERTS in einigen Tagemärschen durch dichte Wälder und ausgedehnte Sümpfe die mit starken Wällen umzogene Residenz GATUMBA'S und wurde mit heftigem Gewehrfeuer empfangen. Lange dauerte der Kampf, doch unter anhaltenden Salven, welche unter den zahlreichen Belagerten Furcht und Schrecken verbreiteten, wurde endlich, dank der vorzüglichen Taktik des Anführers, das Eine der Thore im Sturme genommen, und die Belagerten flohen durch das andere in die nahen Wälder. Unter klingendem Spiele hielten die Liberianer ihren Einzug und pflanzten, selbst über den raschen Sieg erstaunt, ihre Fahne auf die Wälle der eroberten Stadt.

Nach einem Tage der Ruhe wurde die Stadt den Flammen übergeben und dann der Rückzug angetreten. GATUMBA aber irrte von einem Orte zum andern; seine Macht war gebrochen, und seine frühern Bundesgenossen knüpften mit den Liberianern freundschaftliche Beziehungen an. BUCHANAN, der selbst den Feldzug mitgemacht, wurde fortan *big cannon* (die grosse Kanone) genannt. Von allen Colonisten wie ein Vater verehrt und geliebt, starb

er im August 1841 nach kurzem Krankenlager und wurde in Bassa Cove, welcher Ort später ihm zu Ehren seinen Namen annahm, begraben.

Am 3. September des nämlichen Jahres wurde durch das Comité zur grossen Befriedigung der Colonisten der Vice-Gouverneur General ROBERTS zum Nachfolger BUCHANAN's ernannt. JOSEPH JENKINS ROBERTS, ein sehr gebildeter und energischer Mulatte, war in Virginien geboren und kam 1829, im Alter von 20 Jahren, mit dem Schiffe „Harriet" nach Liberia, woselbst er unter den verschiedenen aufeinanderfolgenden Agenten Gelegenheit fand, sich durch Bravour und militärische Erfolge auszuzeichnen. Kaufmann von Beruf, wusste er sehr wohl mit den Häuptlingen der Eingebornen umzuspringen, und seine militärischen Erfolge waren besonders geeignet, ihn in der Achtung derselben noch steigen zu lassen. Mehrmals wurde er sogar von inländischen Fürsten bei innern Uneinigkeiten zum Schiedsrichter ernannt, nachdem er mit dem Könige des Golahstammes in Yando am 22. Februar 1843 ein Friedens- und Freundschaftsbündniss geschlossen hatte. Noch im December des nämlichen Jahres schloss er einen Vertrag mit den Häuptlingen der weiter unten an der Küste wohnenden Kruneger, laut welchem diese sich verpflichteten, ihr Grundgebiet niemals einem andern als der Colonie Liberia abzutreten. Etwas später wünschte der mehrerwähnte Häuptling BOB GRAY in Grand Bassa, bedroht durch den benachbarten Negerfürsten SALTWATER, mit seinem Grundgebiet zwischen dem Junk- und St. John's River in die Colonie aufgenommen zu werden. Der diesbezügliche Vertrag wurde am 5. April 1845 unterzeichnet.

Nach dem Schluss dieser letzten Verträge konnte nun Liberia über ein beinahe ununterbrochenes Küstengebiet verfügen, das sich von Grand Cape Mount bis an den Grand Sesters River hinunter erstreckte, so dass die Errichtung einer dritten County, derjenigen von Sinoe, nöthig wurde. Die Provinz Messurado umfasste nun das Gebiet vom Mahfa bis zum Farmington River, diejenige von Bassa das Gebiet vom Farmington- bis zum Sangwin River, und die Provinz Sinoe, der nun die Wahl eines Abgeordneten in den Senat (*council*) zugestanden wurde, reichte vom Sangwin- bis zum Grand Sesters River.

Aber auch der Staat Maryland war inzwischen nicht müssig geblieben. In 1843 erwarb dieser den Ort Fishtown, etwa 10 *miles* westlich vom Cap Palmas, mit einem schönen Hafen, und in 1846, unter dem energischen Gouverneur Russwurm, auch die übrigen Küstengebiete bis an den Grand Sesters hinauf, sowie den Küstenstrich östlich vom Cap Palmas, an der sogenannten Elfenbeinküste, bis an den San Pedro River hinunter. Auf diese Weise war nicht nur das Grundgebiet dieser beiden Staaten bedeutend erweitert, sondern es war auch dafür gesorgt, dass keine fremde Macht sich trennend zwischen die beiden Schwestercolonien hineindrängen konnte. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden wurden noch enger geknüpft durch einen Vertrag, laut welchem dieselben einen Einfuhrzoll von 6°/o *ad valorem* von allen importirten Handelswaaren zu erheben beschlossen, um in Zukunft den finanziellen Anforderungen des Staatshaushaltes genügen zu können, ohne stets die Colonisationsgesellschaften um Hülfe ansprechen zu müssen.

Dieser Beschluss oder vielmehr dessen strikte Durchführung war der unmittelbare Anlass zu zahllosen Unannehmlichkeiten, die sogar zeitweise die Existenz der Colonie gefährdeten und schliesslich zu dem gewagten Schritte der Unabhängigkeitserklärung führten.

Durch ihren ausgebreiteten Handel und die Niederlassungen an der Westküste Afrika's waren es besonders die Engländer, namentlich aus Sierra Leone, die unter allen Kaufleuten am meisten durch diesen Einfuhrzoll und andere auf dem Handelsverkehr lastende Abgaben getroffen wurden. So kam ein englischer Kaufmann mit seinem Fahrzeug regelmässig nach Grand Bassa, um mit den Eingebornen Tauschhandel zu treiben. Als man nach der Einführung des Zolltarifs auch von ihm Zoll erheben wollte, erklärte er, nichts zu bezahlen, da er von Alters her mit den Eingebornen gehandelt habe und von diesen das Recht dazu durch Engländer erworben sei, lange bevor die Liberianer sich hier angesiedelt hätten. Hierauf bemächtigte sich der liberianische Zollbeamte einer Partie Waaren, die dem Kaufmann gehörten und die den ungefähren Werth des verweigerten Eingangszolles ausmachten. Durch diesen Vorfall etwas beunruhigt, wandte

sich die liberianische Regierung an den Staatsminister von Nordamerika, Mr. Webster, dem sie den Sachverhalt mittheilte. Der amerikanische Gesandte Everett wurde nun beauftragt, bei dem englischen Kabinet über die Ereignisse in Liberia Klage zu führen und gegen jeden Eingriff in die Rechte Liberia's Verwahrung einzulegen. Everett behandelte die Sache Lord Aberdeen gegenüber etwas allzu geschmeidig, indem er, statt auf die Respektirung der Rechte Liberia's anzudringen, diesen Staat dem Wohlwollen der englischen Regierung empfahl. Indessen wurde von Seiten des englischen Kaufmanns eine Klage gegen die liberianische Regierung eingereicht und der englische Gesandte Fox in Washington durch seine Regierung beauftragt, sich bei der amerikanischen Regierung zu erkundigen, inwieweit diese über Liberia eine Schutzherrschaft ausübe und darauf hinzuweisen, dass, wenn die Regierung wirklich Liberia als eine durch den Staat anerkannte, amerikanische Colonie betrachtet wissen wolle, sie dann auch die Verantwortlichkeit für die Handlungen der Liberianer zu tragen habe. Der damalige amerikanische Staatsminister Upshur antwortete, dass seine Regierung in Wirklichkeit keine Hoheitsrechte über Liberia ausübe, dass aber Liberia, zu schwach, um sich gegen Angriffe von aussen zu vertheidigen, selbstverständlich in Anbetracht seiner hohen Aufgabe an das Rechtsgefühl und das Wohlwollen der andern Mächte appelliren könne.

Einige Monate später erschien der englische Kapitän Jones vor Monrovia und übergab Roberts einen Brief vom Cabinet von St. James, in welchem ihm mitgetheilt wurde, dass die englische Regierung nicht dulden könne, dass eine Vereinigung von Privatpersonen, so achtenswerth sie auch sein möge, sich Rechte zueigne, die sie nicht besitze, dass allein das Eigenthumsrecht keinen Anlass geben könne, um daraus Hoheitsrechte abzuleiten, und dass daher England das Geltendmachen von dergleichen Rechten seinen Unterthanen gegenüber nicht dulden könne. Um zu zeigen, dass es mit diesen Auseinandersetzungen wirklich ernst gemeint sei, erschien kurz darauf das englische Schiff „Little Ben", auf der Rhede von Bassa, dessen Kapitän Davidson aus Sierra Leone weigerte, Ankergeld zu bezahlen, da

Aber auch der Staat Maryland war inzwischen nicht müssig geblieben. In 1843 erwarb dieser den Ort Fishtown, etwa 10 *miles* westlich vom Cap Palmas, mit einem schönen Hafen, und in 1846, unter dem energischen Gouverneur Russwurm, auch die übrigen Küstengebiete bis an den Grand Sesters hinauf, sowie den Küstenstrich östlich vom Cap Palmas, an der sogenannten Elfenbeinküste, bis an den San Pedro River hinunter. Auf diese Weise war nicht nur das Grundgebiet dieser beiden Staaten bedeutend erweitert, sondern es war auch dafür gesorgt, dass keine fremde Macht sich trennend zwischen die beiden Schwestercolonien hineindrängen konnte. Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden wurden noch enger geknüpft durch einen Vertrag, laut welchem dieselben einen Einfuhrzoll von 6°/₀ *ad valorem* von allen importirten Handelswaaren zu erheben beschlossen, um in Zukunft den finanziellen Anforderungen des Staatshaushaltes genügen zu können, ohne stets die Colonisationsgesellschaften um Hülfe ansprechen zu müssen.

Dieser Beschluss oder vielmehr dessen strikte Durchführung war der unmittelbare Anlass zu zahllosen Unannehmlichkeiten, die sogar zeitweise die Existenz der Colonie gefährdeten und schliesslich zu dem gewagten Schritte der Unabhängigkeitserklärung führten.

Durch ihren ausgebreiteten Handel und die Niederlassungen an der Westküste Afrika's waren es besonders die Engländer, namentlich aus Sierra Leone, die unter allen Kaufleuten am meisten durch diesen Einfuhrzoll und andere auf dem Handelsverkehr lastende Abgaben getroffen wurden. So kam ein englischer Kaufmann mit seinem Fahrzeug regelmässig nach Grand Bassa, um mit den Eingebornen Tauschhandel zu treiben. Als man nach der Einführung des Zolltarifs auch von ihm Zoll erheben wollte, erklärte er, nichts zu bezahlen, da er von Alters her mit den Eingebornen gehandelt habe und von diesen das Recht dazu durch Engländer erworben sei, lange bevor die Liberianer sich hier angesiedelt hätten. Hierauf bemächtigte sich der liberianische Zollbeamte einer Partie Waaren, die dem Kaufmann gehörten und die den ungefähren Werth des verweigerten Eingangszolles ausmachten. Durch diesen Vorfall etwas beunruhigt, wandte

die ihm auch seit seiner Emancipation stets mit Rath und That wohlwollend zur Seite stand [1]).

Im Spätjahre 1846 schon hatte Roberts die gesetzgebende Versammlung einberufen und berieth mit derselben über die zu treffenden Maassregeln. Nach dreitägiger Berathung beschloss man, das Volk um seine Meinung zu fragen. Nach erfolgter Abstimmung stellte sich am 27. October bei der Oeffnung der Urnen heraus, dass die Mehrzahl der Bürger die Unabhängigkeit wünschte. Die gesetzgebende Versammlung ernannte nun eine Commission zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung. Diese letztere wurde dem Volke vorgelegt und am 26. Juli 1847 nach einer Bedenkzeit von 21 Tagen einstimmig angenommen. Die neue Verfassung wurde durch die Commission mit folgenden Worten eingeleitet:

„Wir, die Vertreter des Volkes von Liberia, beauftragt, eine neue Regierungsform zu bilden, erklären im Namen und zum Wohle der Liberianer, unser Land sei ein Freistaat, souverän und unabhängig, unter dem Namen und Titel Republik Liberia.

Im Namen der Humanität und des allmächtigen Gottes, unseres Schöpfers und Richters, wenden wir uns an die Nationen der Christenheit und bitten dieselben respektvoll und mit Nachdruck, uns das Wohlwollen und die Sympathie zuwenden zu wollen, die unsere eigenthümliche Stellung erfordert, und uns derjenigen politischen Rücksichten theilhaftig werden zu lassen, die bei einem freundschaftlichen Verhältnisse unter civilisirten und unabhängigen Staaten gebräuchlich sind."

Am Tage der Abstimmung wurden auch die Insignien der Republik festgestellt. Die liberianische Flagge besteht aus 6 rothen und 5 weissen horizontalen Streifen; die obere linke Ecke wird durch ein blaues Quadrat gebildet, das sich über 5 Streifen ausdehnt und in der Mitte einen einzigen weissen Stern enthält. Das Landeswappen stellt eine fliegende, den Freibrief tragende Taube vor, unter sich das Meer mit einem Dreimaster unter vollen Segeln, am Horizonte die aufgehende Sonne, und rechts

---

[1]) Die Summe, welche die Gesellschaft seit ihrer Gründung bis auf die Gegenwart zu ihren Colonisationszwecken verwendet hat, soll sich auf drei Millionen Dollars belaufen.

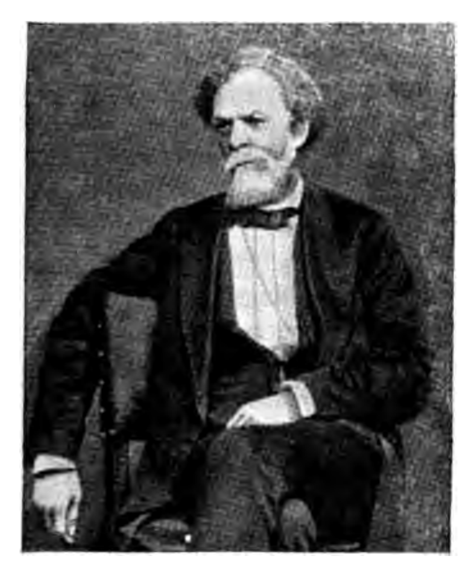
im Vordergrunde am Ufer eine Palme, darunter ein Pflug und ein Spaten. Rund herum stehen die Worte: *Republic of Liberia*, und die nationale Devise: *the love of liberty brought us here* (die Liebe zur Freiheit hat uns hiehergebracht). Die Flagge von Maryland ist identisch mit derjenigen der Vereinigten Staaten, mit der Ausnahme, dass im blauen Felde statt der Sterne ein gleichschenkliges, weisses Kreuz steht.

Am 24. August 1847 wurde die Republik nach einem feierlichen Gottesdienste öffentlich proklamirt und die dreifarbige liberianische Flagge verkündete von den Höhen des Vorgebirges Messurado, wie auch von allen übrigen Ansiedlungen des Landes, den Anbruch einer neuen Aera in der Geschichte des liberianischen Staatshaushaltes. Ein grosses, nationales Fest schloss diesen denkwürdigen Akt. Marschall des Festes war der greise Colonel Elijah Johnson mit gebleichtem Silberhaar, derselbe heldenmüthige Neger, der vor einem Vierteljahrhundert einer der ersten gewesen war, die bei der Ankunft der Colonisten am Cap Messurado den afrikanischen Boden betraten.



II.

Der Freistaat Liberia von seiner Unabhängigkeitserklärung bis zur Gegenwart.



Präsident J. J. Roberts.

Die neue Verfassung und ihre Prinzipien. – Anerkennung durch fremde Mächte. – Handelsverträge. – Expedition nach Trade Town. – Erwerbung der Gallinasländer. – Gründung der Niederlassung Robertsport. – *Whigs* und *Republicans*. – Benson wird Präsident. – Zutritt von Maryand. – Meuterei an Bord der „Regina Coeli." – Erste Verwicklungen mit England. – Anerkennung der Republik durch die Vereinigten Staaten. – Präsident Warner. – Grenzstreitigkeiten. – Die *Port of Entry Law* und ihre Folgen. – Payne wird Präsident. – Präsident Roye. – Anleihe in England. – Wirren in Monrovia, Roye's Absetzung und Tod. – Wiederwahl von Roberts. – Gebietserwerbungen im Innern. – Payne wird wiedergewählt. – Gardner wird Präsident. – Die *boundary question*. – Expeditionen nach Manna in 1868 und 1871. – Die Grenzkommission. — Gouverneur Havelock von Sierra Leone in Monrovia (1882). – Erwerbung der Grenzgebiete durch Havelock. – Weitere Unterhandlungen. – Strandraub an der Kruküste und dessen Folgen. – Johnson als Präsident. – Fortschrittliche Bestrebungen.

Dass bei der Wahl einer neuen Regierungsform nur von einer Republik die Rede sein konnte, ist selbstverständlich. Die riesigen Fortschritte, welche die nordamerikanische Union seit ihrer Unabhängigkeitserklärung gemacht hatte, waren für diese Staatsform selbst die beste Empfehlung. Zudem war dieselbe bei den Liberianern infolge des langen Aufenthaltes in Amerika in Fleisch

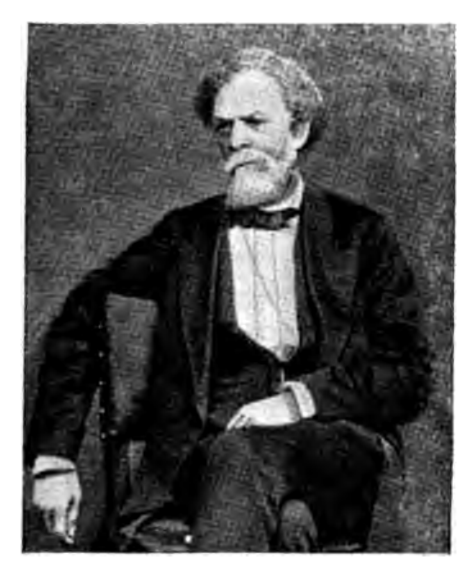
im Vordergrunde am Ufer eine Palme, darunter ein Pflug und ein Spaten. Rund herum stehen die Worte: *Republic of Liberia*, und die nationale Devise: *the love of liberty brought us here* (die Liebe zur Freiheit hat uns hiehergebracht). Die Flagge von M a r y l a n d ist identisch mit derjenigen der Vereinigten Staaten, mit der Ausnahme, dass im blauen Felde statt der Sterne ein gleichschenkliges, weisses Kreuz steht.

Am 24. August 1847 wurde die Republik nach einem feierlichen Gottesdienste öffentlich proklamirt und die dreifarbige liberianische Flagge verkündete von den Höhen des Vorgebirges Messurado, wie auch von allen übrigen Ansiedlungen des Landes, den Anbruch einer neuen Aera in der Geschichte des liberianischen Staatshaushaltes. Ein grosses, nationales Fest schloss diesen denkwürdigen Akt. Marschall des Festes war der greise Colonel ELIJAH JOHNSON mit gebleichtem Silberhaar, derselbe heldenmüthige Neger, der vor einem Vierteljahrhundert einer der ersten gewesen war, die bei der Ankunft der Colonisten am Cap Messurado den afrikanischen Boden betraten.



II.

Der Freistaat Liberia von seiner Unabhängigkeitserklärung bis zur Gegenwart.



Präsident J. J. Roberts.

Die neue Verfassung und ihre Prinzipien. – Anerkennung durch fremde Mächte. – Handelsverträge. – Expedition nach Trade Town. – Erwerbung der Gallinasländer. – Gründung der Niederlassung Robertsport. – *Whigs* und *Republicans*. – Benson wird Präsident. – Zutritt von Maryand. – Meuterei an Bord der „Regina Coeli." – Erste Verwicklungen mit England. – Anerkennung der Republik durch die Vereinigten Staaten. – Präsident Warner. – Grenzstreitigkeiten. – Die *Port of Entry Law* und ihre Folgen. – Payne wird Präsident. – Präsident Roye. – Anleihe in England. – Wirren in Monrovia, Roye's Absetzung und Tod. – Wiederwahl von Roberts. – Gebietserwerbungen im Innern. – Payne wird wiedergewählt. – Gardner wird Präsident. – Die *boundary question*. – Expeditionen nach Manna in 1868 und 1871. – Die Grenzkommission. — Gouverneur Havelock von Sierra Leone in Monrovia (1882). – Erwerbung der Grenzgebiete durch Havelock. – Weitere Unterhandlungen. – Strandraub an der Kruküste und dessen Folgen. – Johnson als Präsident. – Fortschrittliche Bestrebungen.

Dass bei der Wahl einer neuen Regierungsform nur von einer Republik die Rede sein konnte, ist selbstverständlich. Die riesigen Fortschritte, welche die nordamerikanische Union seit ihrer Unabhängigkeitserklärung gemacht hatte, waren für diese Staatsform selbst die beste Empfehlung. Zudem war dieselbe bei den Liberianern infolge des langen Aufenthaltes in Amerika in Fleisch

und Blut übergegangen. Das Staatswesen der Colonie war von Beginn an auf republikanische Grundlagen basirt; die Colonie hatte dabei gute Fortschritte gemacht und war eigentlich schon vor ihrer Unabhängigkeitserklärung eine Republik, freilich mit beschränkten Rechten und unter Vormundschaft der nordamerikanischen Colonisationsgesellschaft, aber auch ohne die Pflichten der Verantwortlichkeit, die einem selbständigen, durch andere Staaten anerkannten Gemeinwesen auferlegt sind. Der gethane Schritt war also eigentlich nichts weiter als eine zwar allgemein für verfrüht gehaltene, aber durch die damaligen Verhältnisse gebotene Majorennitätserklärung.

Nach dem oben Gesagten ist es sehr erklärlich, dass dem aus den gebildetsten und fähigsten Liberianern zusammengestellten, zwölfgliedrigen und durch Mr. S. Benedict präsidirten Verfassungsrathe die Verfassung der Union als Muster vorgeschwebt hat. Die wichtigsten Grundzüge dieser neuen Constitution, wie sie am 26. Juli 1847 durch das liberianische Volk angenommen wurde, sind kurz folgende:

An der Spitze des Staates steht ein Präsident mit Executivgewalt. Derselbe wird, wie auch der Vice-Präsident, unmittelbar durch das Volk gewählt, und zwar für eine Amtsdauer von je zwei aufeinanderfolgenden Jahren. Wählbar ist jeder, der 25 Jahre zählt, fünf Jahre lang Bürger der Republik gewesen ist und ein Vermögen von wenigstens 600 Dollars besitzt. Nach Ablauf seiner Amtsdauer kann er für eine neue Periode wiedergewählt werden; hat er jedoch während vier aufeinanderfolgender Perioden sein Amt bekleidet, so ist er für die darauf folgende Periode nicht wählbar. Der Vice-Präsident wird zusammen mit dem Präsidenten gewählt, vertritt wenn nöthig den Präsidenten und bekleidet bei dessen Tode oder Rücktritt die Präsidentenstelle bis zum Schlusse der laufenden Amtsperiode. In seiner Stellung als Vice-Präsident ist er Vorsitzer des Senates.

Die gesetzgebende Gewalt wird einer gesetzgebenden Versammlung anvertraut. Diese letztere besteht aus Senat und Repräsentantenhaus. Der Senat besteht aus sechs Mitgliedern, von denen jede der (damals) drei Provinzen als solche zwei zu wählen hat. Er wird auf eine Amtsdauer von vier Jahren gewählt. Um

Senator zu werden, muss man sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr erreicht haben, drei Jahre lang Staatsbürger gewesen sein und ein Vermögen von wenigstens 200 Dollars besitzen.

Das Repräsentantenhaus besteht aus acht Abgeordneten unter einem Präsidenten (*speaker*). Von diesen fallen vier auf die Provinz Messurado, drei auf Grand Bassa und einer auf Sinoe. Später sollte dieser Zahl je ein Abgeordneter auf 1000 Einwohner beigefügt werden, doch ist sie bis heute unverändert geblieben. Die Amtsdauer der Repräsentanten ist auf drei Jahre festgestellt. Ein Repräsentant muss mindestens 23 Jahre alt sein, wenigstens zwei Jahre in der Republik gewohnt haben und ein Minimalvermögen von 150 Dollars besitzen. Jedes Gesetz muss durch das Repräsentantenhaus entworfen, dann durch den Senat angenommen und schliesslich durch den Präsidenten bestätigt sein. Jede Veränderung der Verfassung wird dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt.

Stimmberechtigt ist jeder männliche Staatsbürger, der das einundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt hat und Grundbesitzer ist.

Ein Weisser darf weder Wähler sein noch Grundbesitz erwerben oder ein Staatsamt bekleiden.

Glaubens-, Gewissens-, Denk- und Pressfreiheit ist im vollsten Sinne des Wortes gewährleistet. Der Staat sorgt für unentgeldlichen Jugendunterricht. Sklaverei und Sklavenhandel sind im ganzen Gebiete der Republik streng untersagt.

Die Landesvertheidigung ist Sache des Staates, und die bewaffnete Macht dem Oberbefehl des Präsidenten unterstellt. Die Truppen bestehen aus vier Regimentern Infanterie und stehen unter dem Befehl eines Brigadegenerals. Alle waffenfähigen Bürger vom 16. bis zum 50. Lebensjahre sind wehrpflichtig.

Die richterliche Gewalt ruht in den Händen von Friedensrichtern, monatlichen und dreimonatlichen Gerichtshöfen (*Court of monthly and quarterly Sessions*) und des hohen Gerichtshofes (*Supreme Court*)[1]. Jede Gemeinde hat einen oder mehrere Friedens-

---

[1]) Der *Supreme Court* besteht aus dem Präsidenten (*Chief Justice*) und zwei Beigeordneten (*Associates*). Alle drei werden auf unbestimmte Zeit durch den Präsidenten gewählt und durch die gesetzgebende Versammlung bestätigt.

richter, jede Provinz einen monatlichen und einen dreimonatlichen Gerichtshof[1]. Sitz der Landesregierung und des hohen Gerichtshofes ist Monrovia, welcher Ort zugleich auch die Hauptstadt der Provinz Messurado ist. Hauptort der Provinz Grand Bassa ist Upper Buchanan, derjenige von Sinoe Greenville und Harper derjenige von Maryland. Englisch ist die herrschende Landessprache.

Die ebenfalls emancipirte Colonie Maryland mit einer ähnlichen Verfassung blieb vorläufig von Liberia unabhängig. Ihr oberster Leiter hatte den Titel eines Superintendenten, und ihre Militärmacht bestand aus etwa 175 Mann, vertheilt in je eine Compagnie Infanterie und Artillerie.

Die ersten Wahlen fanden am 5. October 1847 statt. Der bisherige Gouverneur J. J. Roberts wurde zum Präsidenten, der uns ebenfalls bereits bekannte, frühere Vice-Agent Brander zum Vice-Präsidenten erwählt. Hierauf wählte der neue Präsident sein Cabinet, bestehend aus einem Staatsminister (*Secretary of States*), einem Finanz-, Kriegs- und Marineminister (*Secretary of Treasury, War and Navy*), einem Minister des Innern (*Secretary of Interior*), einem Staatsanwalt (*Attorney General*) und einem Generalpostmeister (*Postmaster General*), Minister der öffentlichen Bauten.

Die würdige und taktvolle Weise, in der Liberia seinen Haushalt auf einer neuen Basis aufbaute, die freisinnigen Prinzipien, die in der neuen Verfassung niedergelegt wurden, die Bitte um das

---

[1]) Der *monatliche Gerichtshof* besteht aus einem Richter, der sich in wichtigern Fragen einen oder zwei Friedensrichter beiordnet. Unter seinem Vorsitze werden Contrakte registrirt, testamentäre Verfügungen behandelt, dringende Fälle vorläufig untersucht und Schuldforderungen unter dem Betrage von 200 Dollars behandelt. — Der dreimonatliche Gerichtshof besteht aus einem Richter und zwei Kammern von Geschworenen, der *Grand-* und *Petty Jury*. Die *Grand Jury* unterwirft die vorkommenden Fälle einer vorläufigen Untersuchung, während die *Petty Jury* die Vertheidigung durch die Advokaten anhört und, advisirt durch den Richter, das Urtheil fällt, besonders in kriminellen Fällen. Die Geschworenen werden durch den Clerk des Gerichtshofes einberufen, und der Advokat hat das Recht, im Namen seines Clienten solche Geschworene, die er für ungeeignet hält, abzulehnen. Wenn ich nicht irre, hat der Präsident das Recht der Begnadigung bei Verurtheilung zur Todesstrafe.

Wohlwollen der Staaten der civilisirten Welt und schliesslich die äusserst glückliche Präsidentenwahl konnten nicht verfehlen, auf die ganze civilisirte Welt einen günstigen Eindruck zu machen.

Es verdient ganz besonderer Erwähnung, dass, als Liberia einmal seine Unabhängigkeit erklärt hatte und wünschte, als selbständiger Staat von den andern Mächten anerkannt zu werden, gerade England der erste Staat war, welcher der Republik diese Anerkennung öffentlich zu Theil werden liess. Schon einige Wochen nach der Unabhängigkeitserklärung erschien nämlich ein englisches Kriegsschiff auf der Rhede von Monrovia und löste 21 Kanonenschüsse zum Zeichen der Anerkennung der liberianischen Flagge.

Am dritten Januar 1848 eröffnete Präsident ROBERTS die erste Sitzung der gesetzgebenden Versammlung und begab sich bald darauf nach Boston und New-York, und nachher nach Europa, um persönlich mit den fremden Mächten Beziehungen anzuknüpfen und sich für die Anerkennung der Republik zu verwenden. Er war von zwei Commissären, den Herren BEWERLY WILSON und J. S. PAYNE, begleitet. In Amerika wurde das Verhältniss zu der Colonisationsgesellschaft endgültig geregelt, wobei letztere ihr ganzes angekauftes Grundgebiet der Republik als Eigenthum überliess unter der einzigen Bedingung, in den noch unbesetzten Gegenden jederzeit befreite Sklaven ansiedeln zu dürfen. Obwohl es ROBERTS nicht gelang, von der nordamerikanischen Regierung die officielle Anerkennung der Republik zu erlangen, war er doch so glücklich, ein günstiges Handelstraktat abzuschliessen.

Auch mit England, das, wie wir wissen, die Republik bereits anerkannt hatte, konnte ROBERTS einen Handelsvertrag schliessen. Vom Scheitel bis zur Sohle ein Gentleman, wurde er auch dort mit dem grössten Wohlwollen empfangen und in politischen und aristokratischen Kreisen mit Beweisen grösster Achtung überhäuft. Die Königin schenkte ihm für seine Republik die Kanonenboote „Lark" und „Quail", um mit mehr Erfolg den Sklavenhandel unterdrücken zu können, und Lord ASHLEY nebst einigen Andern, die sich ungemein für die Unterdrückung des Sklavenhandels durch Liberia interessirten, verschaffte ihm die Mittel, um die Gallinasländer anzukaufen und dort den Sklavenhan-

del auszurotten. Wie in England, so wurde später ROBERTS mit seiner Familie auch an den Höfen von Preussen, Frankreich, Belgien und Holland aufs Freundlichste empfangen. Bald war seine Republik durch beinahe alle Regierungen Europa's als selbständiger, unabhängiger Staat anerkannt, und mit verschiedenen derselben wurden Handelsverträge abgeschlossen.

Im Februar 1849 erschien die französische Fregatte „Pénélope" vor Monrovia, um die liberianische Flagge zu begrüssen. Sie fand dort die amerikanische Corvette „Yorktown" und die englische Brigg „Kingfisher". Da nun in den schon unter ASHMUN (12. April 1826) durch Liberia erworbenen Gebieten am New Cess River, und besonders in dem nahen Trade Town, spanische Sklavenhändler sich aufs Neue festgesetzt hatten und ihren Handel schwunghafter betreiben denn je zuvor, so wurde eine gemeinschaftliche Expedition dorthin unternommen, zu welcher ROBERTS die nöthigen Landungstruppen lieferte. Diesen vereinten Kräften gelang es, die dortigen Sklavenfaktoreien zu zerstören und 3500 Sklaven die Freiheit zu geben.

Einen Monat später starb der gefeierte Held ELIJAH JOHNSON in einem Alter von 60 Jahren. Die dankbare Republik ehrte sein Andenken, indem sie mitten auf dem Governments Square, im Schatten riesiger Mangobäume, eine Marmorsäule (siehe p. 1) errichtete, welche die folgende Inschrift trägt: „Dem Andenken von Rev. ELIJAH JOHNSON, geboren 11. Juni 1789, gestorben 23. März 1849, gebürtig aus New Jersey, Vereinigte Staaten von Amerika. Er verliess Amerika mit dem Schiff Elisabeth in 1820, war Einer der Dulder von Sherbro, Einer der heroischen Truppe, die unter dem nobeln ASHMUN am 1. December 1822 Monrovia vertheidigte. Gläubig, weise, patriotisch, tapfer, bekleidete er wichtige Aemter bis zu seinem Tode."

In 1850, also 26 Jahre nach seinem ersten Besuche, erschien Rev. R. GURLEY abermals in Liberia, um sich in seiner Qualität als Agent der Colonisationsgesellschaft von dem geordneten Zustande Liberia's zu überzeugen. In den verschiedenen Provinzen wurden Comités angewiesen, um ihm auf seine Fragen genaue und gewissenhafte Auskunft zu geben. Das Resultat dieser Informationen *in loco* war ein ausführlicher, äusserst günstiger Bericht mit

Karte, die im Literaturverzeichniss (siehe I. Band) vermeldet ist.

Schon 1849 hatte ROBERTS, getreu seinem an Lord ASHLEY gegebenen Versprechen, mit der Erwerbung der sogenannten Gallinasländer, zwischen Grand Cape Mount und Manna Point hinter der Insel Sherbro, einen Anfang gemacht und setzte diese auch in den zwei folgenden Jahren ungehindert fort. So erwarb er durch acht spezielle Contrakte mit den betreffenden Negerfürsten der Reihe nach die folgenden Territorien[1]:

1. Das Territorium von Manna, zwischen Manna- und Sulymah River, 23. Mai 1849.
2. Das Territorium von Manna Rock, zwischen Sugary- und Manna River, 27. Mai 1850.
3. Das Territorium von Sulymah, zwischen Sulymah- und Gallinas River, 24. December 1850.
4. Das Territorium der Gallinas, vom Gallinas- bis zum Palma River, 19. Februar 1851.
5. Das Cassa Territorium, von letzterm Flusse bis zum Wanga River, 4. Mai 1850.
6. Das Gumbo Territorium, von letzterm Flusse bis zum Sawa (Séwé) River, 6. April 1850.
7. Das Muttru Territorium, vom Sawa- bis zum Mongray River, 9. April 1850.

Leider fehlten der Republik die Mittel und namentlich auch die nöthigen Colonisten, um diese neu erworbenen Gebiete, welche fortan unter dem Namen der nordwestlichen Grenzgebiete (*North West Boundary Settlements*), figurirten, faktisch zu besetzen und dadurch das Eigenthumsrecht unanfechtbar zu machen. So wurden dieselben denn vorläufig sich selbst überlassen und sind sie gerade aus diesem Grunde, wie wir später sehen werden, zu einem Zankapfel zwischen Liberia und England geworden, wobei Liberia als die schwächere Partei zusehen musste, wie England,

---

[1]) Colonel WAUWERMANS, der in seinem Buche die Grenzstreitigkeiten zwischen Liberia und England mit besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit bespricht, hat diese 8 Contrakte wortgetreu und *in extenso* in Annex II. seines Buches wiedergegeben. Einige dieser Gebiete sind in den Contrakten aber nicht genau umschrieben.

von dem Recht des Stärkern Gebrauch machend, die ganze Gegend in Besitz nahm.

An der grossen Bucht von Grand Cape Mount wurde, um die in der Nähe angesiedelten Sklavenhändler schärfer beobachten zu können, eine liberianische Niederlassung gegründet, die den Namen Robertsport erhielt. Dies war eine glückliche Idee, denn wenn dieser äusserst schöne und günstig gelegene Platz, der als der Schlüssel zu dem reichen und ausgedehnten Lande der Vey betrachtet werden kann, bei den späteren Grenzstreitigkeiten nicht bereits durch eine liberianische Ansiedlercolonie besetzt gewesen wäre, so würde England jedenfalls keinen Anstand genommen haben, denselben in Besitz zu nehmen. Hätte Liberia bei Zeiten dafür gesorgt, auch in den Gallinasländern dergleichen Ansiedlungen zu gründen, so würde es dieselben später wohl nicht wieder verloren haben.

Schon im Jahre 1849, am Schlusse der ersten Amtsperiode des Präsidenten Roberts, entstand unter den Wählern eine Spaltung, die sich leider bis auf den heutigen Tag erhalten und bei jeder Präsidentenwahl heftige Kämpfe hervorgerufen hat. Es bildete sich nämlich eine Partei, welche durch liberalere Gesetze den fremden Kaufleuten mehr Rechte zuerkennen wollte und dadurch den Handel und mit diesem auch den Wohlstand des Landes zu fördern gedachte. Zu dieser Partei gehörte auch Präsident Roberts. Andere aber glaubten dadurch ihre eigenen Interessen gefährdet, und da sie diese mit denjenigen des Landes identifizirten, so waren sie eher geneigt, die Rechte der Fremden einzuschränken, statt dieselben noch mehr zu erweitern. Diese conservative Partei erhielt den namen *Whigs*, die andere, freisinnige Partei nannte sich erst *the true Liberian Party* und später *Republicans*. Beide Parteien standen sich fortan bei jeder Präsidentenwahl schroff gegenüber. Bald siegte die eine, bald wieder die andere Partei. Bei der ersten Neuwahl waren die *Whigs* noch nicht genügend organisirt, und Roberts wurde mit grosser Stimmenmehrheit wiedergewählt. Bei der zweiten Wahl, in 1851, bei welcher die *Whigs* gut organisirt waren, siegte dagegen die liberale Partei und drang mit der Wiederwahl von Roberts durch, ebenso in 1853.

In 1855, nach Ablauf der vierten Amtsperiode von Roberts,

siegten wieder die *Republicans* und wählten ihren Candidaten STEPHEN ALLEN BENSON, einen sehr begabten Neger, der eine rühmliche Laufbahn hinter sich hatte und wie geschaffen schien, als Nachfolger des abtretenden Präsidenten die Zügel des Staates in die Hand zu nehmen.

BENSON war im Jahre 1816 in Maryland geboren und kam in einem Alter von 16 Jahren nach Liberia, wo er nach allerlei Erlebnissen (er wurde unter anderm lange von den Eingebornen des Innern gefangen gehalten) als Kaufmann ein bedeutendes Vermögen erwarb. Später erhielt er Sitzung im Senat, nachher im Gerichtshofe, und wurde schliesslich unter ROBERTS Vice-Präsident und General. Er war erst 39 Jahre alt, als ihm das Volk die höchste Stellung im Staate anvertraute. Der Rücktritt ROBERTS' und der Regierungsantritt BENSON's wurde in Monrovia auf würdige Weise gefeiert, wobei der Erstere nicht vergass, im Hinblick auf die bisherigen Errungenschaften des jungen Staates seine Mitbürger zur Vaterlandsliebe und zur Unterordnung aller Privatinteressen unter diejenigen des Vaterlandes anzumahnen. Wie ROBERTS, so bekleidete auch BENSON während der Dauer von vier Perioden die Präsidentenwürde. Er neigte sich jedoch bald sehr stark dem Lager der *Whigs* zu; doch wurde er dessenungeachtet in 1857 noch durch die *Republicans*, in 1859 und 1861 aber durch die *Whigs* gewählt.

In 1856 bewies Napoleon III. sein Wohlwollen gegenüber der liberianischen Republik, indem er ihr 1000 Ausrüstungen für ihre Truppen, sowohl Waffen als Uniformen, zur Verfügung stellte und ihr überdies noch ein schönes Kriegsfahrzeug „l'Hirondelle" zum Geschenke gab.

Dieses Schiff sollte sehr bald eine nützliche Verwendung finden. Schon vorhin wurde gesagt, dass die Colonie Maryland ebenfalls eine freisinnige Verfassung angenommen und sich unter der Leitung eines Superintendenten als freie Republik constituirt hätte. Obschon nicht öffentlich anerkannt, blieb diese Republik doch unter stillschweigendem Gutfinden der Mächte bestehen; indessen hatte sie von Seiten der kriegerischen, dem Grebostamme angehörenden Eingebornen, welche sich gegen die neue Verfassnng auflehnten, viel zu leiden. Gern hätte man sich der Schwester-

republik Liberia angeschlossen, doch wünschte man nur eine Conföderation, worin Maryland seine Selbstverwaltung garantirt werden sollte, während Liberia eine totale Verschmelzung mit seiner Republik verlangte, nach welcher Maryland einfach eine neue Provinz geworden wäre. Um die aufrührerischen Eingebornen zu unterwerfen, rief Maryland die Schwesterrepublik um Hülfe an, und Benson zögerte nicht, eine Truppenabtheilung unter dem Befehl von Roberts an Bord der „Hirondelle" einzuschiffen und nach Cape Palmas zu senden. Der Sieg blieb auf der Seite der vereinigten Colonisten, und bald darauf verlangte Maryland, der Republik Liberia beizutreten. Am 24. Februar 1857 wurde der betreffende Vertrag durch den liberianischen Congress ratificirt, und seither bildet dieser frühere Freistaat unter dem Namen Maryland County die südöstliche Grenzprovinz der Republik Liberia. Infolge dieses Zutritts wurde die liberianische Verfassung dahin abgeändert, dass die Mitgliederzahl des Senats auf acht erhöht wurde, da jetzt Maryland als vierte Provinz ebenfalls zwei Mitglieder zu wählen hatte. Ferner sollte fortan die Provinz Messurado wie früher vier, die drei übrigen Counties aber je drei Abgeordnete in das Repräsentantenhaus wählen können, und dies ist so geblieben bis auf den heutigen Tag.

Im Jahre 1858 fand ein Ereigniss statt, das für Liberia leicht nachtheilig hätte werden können. Es erschien nämlich an der Kruküste ein französisches Schiff, die „Regina Coeli", um Kruneger als Arbeiter anzuwerben. Erst an Bord vernahmen die angeworbenen Leute, dass sie nach Westindien gebracht werden sollten. Sie fürchteten nun, dass sie durch die Häuptlinge, mit denen der Kapitän unterhandelt hatte, verkauft seien und in die Sklaverei gehen würden. Während nun der Kapitän am Lande war, bemächtigten sie sich des Schiffes und ermordeten mit Ausnahme des Arztes die ganze weisse Bemannung. Das Schiff, das nun unbemannt auf den Wellen des Oceans trieb, wäre unzweifelhaft gestrandet, wenn nicht ein vorbeikommender englischer Postdampfer dasselbe ins Schlepptau genommen und in den Hafen gebracht hätte. Es wurde im Auftrage der französischen Regierung eine Untersuchung eingeleitet, welche ergab, dass Liberia für diese auf einem Missverständniss beruhende

Meuterei nicht verantwortlich gemacht werden könne. Damit war die Sache abgelaufen.

In diese Zeit fällt auch eine interessante Forschungsreise, welche die zwei Liberianer Seymour und Ash ins Innere des Landes unternahmen [1]. Diese Reise dauerte über 6 Monate und wurde in einer Reihe von Nummern des *Liberia Herald* (1859) beschrieben. Die beiden Reisenden drangen bis an das Konggebirge vor, wo sie die Stadt Quanga antrafen, deren Abstand von Monrovia sie auf 287 *miles* schätzten. Obschon die Reise kein wissenschaftliches Gepräge trug, ist sie doch immerhin, wie auch die spätern Reisen von B. Anderson, ein Beweis, dass auch unter den Liberianern die Lust zu Forschungsreisen im Innern nicht gänzlich fehlt. Schade, dass sämmtliche derartige Reisen bisher nicht im Stande gewesen sind, einen dauernden und gewinnbringenden Verkehr mit den arbeitsamen und wohlhabenden Stämmen des weiten Innern zu Stande zu bringen.

Während Benson's zweiter Amtsperiode entstanden allerlei Verwicklungen zwischen Liberia und England, die sehr bald einen äusserst ernsthaften Charakter annahmen und in denen Liberia als die schwächere Partei jedesmal den Kürzern zog. Es hatten sich nämlich in den durch Liberia erworbenen Grenzdistrikten, in welchen nirgends ein liberianischer Zollbeamter zu finden war, einige englische Kaufleute angesiedelt, welche ihre Waaren viel billiger importiren konnten, als z. B. diejenigen in Cape Mount, woselbst durch die Liberianer Eingangszölle erhoben wurden. Der reichste und mächtigste dieser Kaufleute war John Myers Harris, ein äusserst energischer und tüchtiger Mann, der an verschiedenen Orten zwischen Sherbro und dem Manna River Faktoreien errichtet hatte und so billig importirte, dass sich nach und nach ein guter Theil des Handels im Hinterlande von Cape Mount nach dem Manna River hinzog. Im Jahre 1860 nun wurden durch ein liberianisches Zollschiff zwischen Cape Mount und Manna zwei diesem Kaufmanne gehörende Fahrzeuge genommen — wie man sagt, weil man sie wegen Sklavenhandels in Verdacht hatte — und nach Monrovia gebracht, wo man

[1] Proceedings Royal Geogr. Society, London 1860 p. 184 und 185.

deren Mannschaften den liberianischen Gerichten überwies. Noch ehe das Urtheil gefällt war, erschien aber das englische Kriegsschiff „Torch" unter Commando von Kapitän SMITH und holte die beiden mit Beschlag belegten Schiffe mit Gewalt weg. Wohl beschwerte sich Liberia bei dem Gouverneur von Sierra Leone, doch das Resultat langer Unterhandlungen war, dass Liberia sich vor der Gewalt beugen und zum bösen Spiele gute Miene machen musste.

Der Vollständigkeit halber muss noch erwähnt werden, dass schon in 1817 General SIR CHARLES TURNER, damaliger Gouverneur von Sierra Leone, von den Fürsten von Sherbro und den an die Bucht von Sherbro grenzenden Hinterländern Grundbesitz erworben hatte. Nach ihm wurde auch die schmale, bis an die Bucht von Sherbro reichende Landzunge, die von aussen durch die See, von innen aber durch den parallel mit der Küste fliessenden Big Boom River begrenzt wird, Turner's Peninsula genannt. Ihre westlichste Spitze heisst Manna Point, und bis dorthin dehnte sich nach den Landerwerbungen durch ROBERTS das liberianische Grundgebiet aus. Die schon früher durch TURNER erworbenen Gebiete waren aber nie besetzt worden; auch wurde, nachdem sie durch ROBERTS gekauft waren, vor 1860 das Eigenthumsrecht der Liberianer auf dieselben nicht bestritten. Die Kaufleute sind aber bei allen Nationen und zu allen Zeiten die Pioniere gewesen, die, absichtlich oder unabsichtlich, die spätere Schutzherrschaft oder die direkte Besitzergreifung durch die Nation, der sie angehörten, vorbereitet haben. So war es auch hier. So lange keine englischen Unterthanen sich in den sogenannten Gallinasländern niedergelassen hatten, fand England es nicht nöthig, diese Gebiete den Liberianern streitig zu machen; nun aber durch Liberia die Interessen seiner Kaufleute gefährdet wurden, glaubte England den Besitzergreifungen durch Liberia ältere, obwohl seit beinahe einem halben Jahrhundert nicht geltend gemachte und jedenfalls sehr zweifelhafte Rechte entgegenstellen zu müssen. Jedenfalls waren diese Rechte derart, dass England es wünschenswerth fand, am 9. November 1861 einen neuen Kaufcontrakt mit den Fürsten von Sherbro, des Bullamlandes und der Gegend am Boom-Kittam River abzuschliessen.

Um diesen unerquicklichen Streitigkeiten ein für allemal ein

Ende zu machen, wurde in 1862 Präsident Benson durch die liberianische Regierung nach London abgeordnet. Auf seiner Durchreise in Sierra Leone wurde er durch den Gouverneur Hall mit grossen Ehrenbeweisen empfangen, und es zeigte sich, dass dieser bereit war, das Eigenthumsrecht Liberia's über die fraglichen Gebiete anzuerkennen. Auch in London wurde das Besitzrecht Liberia's anerkannt und mit Hülfe der Admiralität sogar eine Karte zusammengestellt, auf der die Grenzlinie so genau wie möglich festgestellt war. In einem Schreiben vom 22. September 1862 theilte Lord Russell dem Präsidenten Benson mit, dass er diese Frage für endgültig erledigt betrachte und ein amerikanisches Schiedsgericht, das Benson beantragt hatte, für unnöthig erachte, dass ferner die englische Regierung geneigt sei, das Grundgebiet Liberia's vom San Pedro River im Südosten bis zum Muttru Territorium anzuerkennen. Benson, sehr zufrieden über diese Zusicherungen, besuchte hierauf noch einige andere europäische Höfe, an denen er durch sein würdiges Auftreten und gentlemännisches Benehmen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Kaum aber hatte er seine Rückreise angetreten, als eine Deputation von Kaufleuten aus Sierra Leone in London erschien, mit Harris an den Spitze und mit einem Empfehlungsschreiben des Gouverneurs Hall versehen, um die Unterzeichnung der geplanten Uebereinkunft mit Liberia zu hintertreiben. Dies gelang ihr auch, so dass diese Frage nach wie vor keine definitive Erledigung finden konnte.

Eigenthümlich genug, hatte die nordamerikanische Regierung bisdahin die Unabhängigkeit Liberia's noch immer nicht öffentlich anerkannt, obschon sie nicht aufhörte, ihren Tochterstaat in seiner innern und äussern Entwicklung auf nichtoffiziellem Wege kräftig zu unterstützen. Desto lobenswerther war es daher, dass, in einem Congressbeschlusse vom 3. Juni 1862, Amerika die Unabhängigkeit Liberia's gerade garantirte, als die kleine Republik auf nicht allzu freundschaftlichem Fusse mit England stand.

Im Jahre 1863 wurde an die Stelle Benson's der Candidat der republikanischen Partei, Daniel Basile Warner, zum Präsidenten gewählt. Warner, ein Mulatte, wurde am 19. April 1815 im Staate Maryland geboren und siedelte noch als Kind mit seinen

Eltern nach Liberia über. Nach der Gründung der Republik wurde er in das Repräsentantenhaus gewählt, und während der Regierungszeit der beiden ersten Präsidenten fungirte er als Minister des Auswärtigen (*Secretary of States*).

Durch den Erfolg ihrer Bemühungen ermuthigt, setzten die Kaufleute aus Sierra Leone ihr herausforderndes Verhalten gegenüber Liberia fort und gaben nur gar zu bald Anlass zu neuen Unannehmlichkeiten. In 1864 wurden die Schooner von Harris aufs Neue confiscirt, und zwar diesmal auf unbestritten liberianischem Gebiete östlich von Grand Cape Mount. Durch den Gerichtshof in Monrovia wurden Schiffe und Ladung als dem Staate verfallen erklärt. Auf die Reklamationen des Gouverneurs von Sierra Leone hin wurde im März desselben Jahres eine gemischte Commission ernannt, um die Sache zu untersuchen und zugleich die Grenzfrage zu besprechen. Die englischen Commissäre hatten Vollmacht, die Grenzgebiete bis an den Gallinas River hinauf als liberianisches Grundgebiet anzuerkennen, die liberianischen Abgeordneten aber erklärten, sich an die Uebereinkunft mit Lord Russell zu halten und das ganze Gebiet bis Manna Point hinauf als liberianischen Grundbesitz zu betrachten. Es wurde daher keine Uebereinstimmung erzielt, wohl aber eine Art freundschaftlichen Verhältnisses angebahnt, worauf Liberia an Harris die beiden confiscirten Fahrzeuge wieder auslieferte und sich mit der Auferlegung einer kleinen Strafe begnügte.

Von dieser Zeit an wurden die Ereignisse in den nordwestlichen Grenzgebieten so verwickelt und nahmen solch einen ernsten Charakter an, dass dieselben in ihrem Zusammenhang betrachtet werden müssen. Bevor ich jedoch zu der Behandlung derselben übergehe, wollen wir sehen, welche Entwicklung der Freistaat weiter erfahren hat.

Präsident Warner siegte 1865 im Wahlkampfe gegen den Candidaten der *Whigs*, J. S. Payne, einen frühern Anhänger der republikanischen Partei, und wurde auf eine neue Amtsdauer wiedergewählt. Während dieser Periode wurde durch die Regierung eine Maassregel genommen welche jedenfalls viel dazu beigetragen hat, Unannehmlichkeiten mit den englischen Kaufleuten und infolgedessen auch mit der Colonialregierung in Sierra Leone

herbeizuführen. Schon Präsident Benson hielt es für unklug, die ganze Küstenlinie für die fremden Kaufleute offen zu halten, da dies das Erheben von Einfuhrzöllen sehr erschwerte und vertheuerte. Er trat daher mit der englischen Regierung in Berathung, um eine Reihe von Hafenplätzen festzustellen, die dem Fremdhandel geöffnet bleiben sollten und an denen die Regierung Zollämter errichten wollte, während die ganze übrige Küstenlinie für diesen geschlossen bleiben sollte. Bevor jedoch die Frage weiter ventilirt werden konnte, trat Benson ab. Unter seinem Nachfolger Warner wurden nun, wie es scheint, ohne die englischen Handelsinteressen zu berücksichtigen, durch ein Gesetz, die sogenannte *Port of Entry Law*, sechs Küstenplätze[1]) für den Fremdhandel zugänglich erklärt, die ganze übrige Küstenlinie aber wurde demselben verschlossen. Da die liberianischen Kaufleute aber in diesen geschlossenen Platzen wohl Handel treiben durften, so wurde für dieselben dadurch ein Monopol geschaffen, das sie auf alle mögliche Weise ausbeuteten. Es fehlte übrigens selbst in Liberia nicht an einsichtigen Männern, die dieses Gesetz verurtheilten, da es nicht nur den Finanzen des Landes auf die Dauer schädlich werden musste, sondern auch die Interessen vieler Angehörigen von Staaten schädigte, mit welchen Liberia Handelstraktate geschlossen hatte. Besonders fühlte England sich durch diese unliberale Maassregel gekränkt, da manche seiner Kaufleute dadurch stark benachtheiligt wurden. Jedenfalls ist der erste Grund zu den Grenzstreitigkeiten in diesem Gesetz zu suchen, und manche Conflikte mit eingebornen Stämmen, die sich auf einmal der Gnade liberianischer Kaufleute überliefert sahen, wurden durch dasselbe verursacht. Wären die westlichen Grenzgebiete oder wenigstens deren wichtigste Küstenplätze für den Handel offen geblieben, so wäre kein Grund vorhanden gewesen, diese Liberia streitig zu machen, und dessen Regierung hatte nicht das Recht, jene Stämme des Verkehrs mit der Aussenwelt zu berauben, ohne selbst die Sorge für ein Aequivalent auf sich zu nehmen.

Bei den Neuwahlen in 1867 trat Warner zurück, und Joseph

[1]) Robertsport, Monrovia, Marshall, Grand Bassa, Sinoe und Cape Palmas.

Spiggs Payne, der inzwischen wieder zu der republikanischen Partei zurückgekehrt war, wurde durch diese Letztere dem Candidaten der *Whigs*, E. J. Roye, gegenüber zum Präsidenten gewählt. Payne, eine Mulatte, wurde am 15. December 1819 in Richmond in Virginien geboren und kam mit seinen Eltern in 1829 nach Liberia, wo er auch seine Erziehung erhielt. In 1840 wurde er Prediger der Methodistengemeinde. Unter seine Regierung fällt die Expedition des liberianischen Geometers und gewesenen Finanzministers Benjamin Anderson nach der grossen, auf der Mandingo-Ebene gelegenen Stadt Musardu. Die Reise wurde auf die Veranlassung des mehrgenannten, amerikanischen Liberiafreundes Henry M. Schieffelin unternommen, der, zusammen mit Mr. Caleb Swan, ebenfalls in New York, die nöthigen Gelder zur Verfügung gestellt hatte. Die Resultate dieser Reise, die am 14. Februar 1868 angetreten wurde und 13 Monate dauerte, hat Anderson in einem Buche niedergelegt [1]).

In 1869 siegten die *Whigs*, und ihr früherer Candidat, Eduard Joseph Roye, wurde zum Präsidenten gewählt. Er war bei seinem Amtsantritte 54 Jahre alt. Seine Regierungsperiode war jedenfalls die unglücklichste und verhängnissvollste, die Liberia bis zum heutigen Tage erlebt hat; denn nebst allerlei für den Freistaat unangenehmen Ereignissen in den nordwestlichen Grenzgebieten, die wir hier vorläufig übergehen wollen, fällt in diese Zeit eine Staatsanleihe, die das Land in endlose Verlegenheiten gestürzt hat und aus denen es sich schwerlich ungefährdet herausziehen wird.

Um dem Handel, der Industrie und dem Ackerbau die Mittel zu rascherer Entwicklung zu verschaffen, beschloss nämlich die Regierung, in England über eine Geldanleihe zu unterhandeln. Zu diesem Zwecke wandte man sich an einen englischen Agenten in London, namens Chinery, welchem, um seinen Bemühungen mehr Gewicht beizulegen, der Titel eines Minister-Residenten von Liberia verliehen wurde.

Es wurden nun zwei Bevollmächtigte nach London abgeordnet, W. S. Anderson und W. H. Johnson, um an den Unterhand-

---

[1]) *Narrative of a Journey to Musardu*, New York 1870.

lungen theilzunehmen, und im August 1870 wurde bei einigen Geldfirmen in London eine Anleihe von 100,000 Pfund St. (500,000 Dollars) geschlossen, zu einem Zinsfusse von 7°/o und auf eine Zeitdauer von 15 Jahren. Ueberdies mussten die Zinsen dieses Kapitals für die ersten drei Jahre vorausbezahlt und daher von der geliehenen Summe abgezogen werden. Von der ganzen Summe wurden nach WAUWERMANS[1]) nur 89,965 Dollars in Metall und 60,000 in Papier ausbezahlt; der ganze Rest wurde durch das hohe Disconto, den Abzug der Zinsen für die drei ersten Jahre, die Provisionen für direkte Auszahlung des Geldes und für die Verwerthung der grossentheils unsoliden Papiere, sowie durch Prämien der Zwischenhändler etc. verschlungen[2]).

Ob die beiden liberianischen Commissäre nur aus Ungeschicklichkeit einen solch unerhörten Contrakt eingegangen oder ob andere Gründe mit im Spiele waren, lasse ich dahingestellt, möchte aber fast das erstere behaupten. Jedenfalls hatten sie sich damit sehr compromittirt, während der Agent CHINERY ohne Zweifel aus diesem für Liberia demüthigenden Contrakte unerhörten Vortheil zog.

Selbstverständlich verursachte das Bekanntwerden dieser schmählichen Bedingungen in Liberia eine grenzenlose Entrüstung, und die Notabeln von Monrovia unterliessen nicht, unverzüglich gegen diese Handlungsweise Protest einzulegen. Es gelang CHINERY jedoch, die Unterzeichner dieses Protestes als die Volkshefe von Liberia darzustellen und auf diese Weise die Creditoren zu beruhigen.

Inzwischen war Präsident ROYE mit seinem Staatsminister

---

[1]) WAUWERMANS, Libéria, p. 161.

[2]) Präsident JOHNSON theilte mir in Bezug auf diese traurige Geschichte wörtlich Folgendes mit: „Die Anleihe verursachte grosse Enttäuschung vom Anfang bis zum Ende. Man sagte, sie sei zum Kurse von 85°/o geschlossen, in Wirklichkeit aber war der Kurs bloss 70°/o. Ausserdem wurden zum Voraus die Zinsen für die drei ersten Jahre abgezogen, so dass noch 49°/o, oder £ 49,000 von £ 100,000 übrig blieb. Wenn man die Unkosten der drei verschiedenen Commissionen, Provisionen der Agenten etc. etc. in Abzug bringt und die exorbitanten Preise der Handelswaaren in Rechnung zieht, in denen die Anleihe theilweise ausbezahlt wurde, realisirte die Republik nicht mehr als 27°/o, also £ 27,000, von der Nominalsumme von £ 100,000."

H. R. W. Johnson, dem gegenwärtigen Präsidenten, auf einer Reise über Amerika nach England gekommen, um mit dem britischen Cabinet einige Grenzfragen zu besprechen. Infolge von Meinungsverschiedenheiten mit dem Präsidenten kehrte Johnson nach Liberia zurück, und bald nach ihm auch Roye selbst. In Monrovia angekommen, sanktionirte er den Anleihecontrakt, ohne denselben den Kammern vorzulegen und erhöhte dadurch bei seinen Mitbürgern noch den Verdacht, dass er an den schmählichen Manipulationen von Chinery nicht unbetheiligt sei. Für seine persönliche Sicherheit besorgt geworden, liess er über Monrovia den Belagerungszustand verhängen, vertheilte Waffen unter seine Anhänger, trachtete die Verlängerung seiner Amtsdauer auf 4 Jahre zu proklamiren und erlaubte sich verschiedene andere gesetzwidrige Handlungen. Trotz des Schutzes seiner Anhänger wurde er schliesslich bei einem Volksauflauf, bei dem es blutig hergieng, mit seinem Sohne gefangen gesetzt und sein Haus geplündert.

Der in der Eile zusammenberufene Congress ernannte nun eine provisorische Regierung, welche in einem an das Volk gerichteten Manifest die Absetzung des Präsidenten erklärte. Dieses in etwas aufgebauschtem Kanzleistyle verfasste Dokument lautet ungefähr wie folgt:

„Das unabhängige liberianische Volk, von dem Prinzip ausgehend, dass eine Regierung zum Wohle der Bürger geschaffen sei, dass alle Vollmachten vom Volke ausgehen, und dass Letzteres, wenn das Betragen seiner Bevollmächtigten die Auflösung und den Ruin des Volkes herbeiführen, das Recht habe, diesen Würdenträgern ihre Vollmachten zu entziehen, erklärt: Der Präsident hat im Auslande gesetzwidriger Weise eine Anleihe geschlossen und ohne Genehmigung der gesetzgebenden Versammlung dieselbe in Empfang genommen. Er hat eine Bestimmung der Verfassung unbeachtet gelassen, welche die vollziehende, gesetzgebende und richterliche Gewalt von einander trennt und scheidet. Er ist in die Gerichtshöfe eingedrungen, hat sich angemasst zu befehlen, wer als Geschworner fungiren solle, und alle Bemühungen, ihn von seinem verfassungswidrigen Benehmen abzubringen, sind fruchtlos geblieben. Er hat erklärt, das Volk sei im Zustande der Rebel-

lion, und dann versucht, mit seinen Beamten ins Ausland zu flüchten, um von dort aus eine Gewalt gegen uns geltend zu machen, die er im Inlande vergeblich aufbot, um die Freiheiten des Volkes zu vernichten. Darum hat am 26. October im Jahre unseres Herrn 1871, dem vierundzwanzigsten der Unabhängigkeit der Republik, das souveräne Volk von Liberia durch einen in Monrovia mit Zustimmung der andern Provinzen genommenen Beschluss für gut gefunden, den Präsidenten E. J. Roye abzusetzen und ein Executivcomité zu ernennen, bestehend aus drei Mitgliedern, unterstützt durch die Chefs der verschiedenen Departemente, und dies für so lange, bis durch eine gesetzliche Wahl ein Anderer an die Spitze der obersten Staatsgewalt berufen sein wird.

Das souveräne Volk Liberia's, obwohl es die einzelnen Mordthaten und Verwüstungen von Eigenthum beklagt, tröstet sich mit dem Gedanken, dass, die Jedermann bekannten Fälle ausgenommen, diese Ereignisse weder Blutvergiessen verursachten, noch Thränen von Wittwen und Waisen kosteten. Es dankt daher von Herzen Gott, der über die Schicksale der Völker verfügt und sie regiert, dass er dem Lande Calamitäten erspart hat, wie sie unter ähnlichen Umständen bei andern Völkern vorgekommen sind.

Gegeben in Monrovia, mit unserer Hand, unter dem Staatssiegel der Republik, am 27. October des Jahres unseres Herrn 1871, dem vierundzwanzigsten der Republik.

Der Vorstand des Executivcomité's:
Ch. B. Dunbar.
R. A. Sherman.
Amos Herring.

L. S.

Im Auftrage des Executivcomité's:
Der Sekretär:
H. R. W. Johnson.

Vom hohen Gerichtshofe in Monrovia wegen Pflichtverletzuug verurtheilt, wusste Roye zur Nachtzeit aus dem Gefängniss zu entfliehen und suchte schwimmend die ausserhalb der Brandung auf ihn wartende Jolle eines auf der Rhede liegenden, englischen

Dampfers zu erreichen. Obschon er ein geübter Schwimmer war, wurde er durch die Brandung verschlungen, angeblich, weil er sich zu schwer mit Geld beladen hatte, und ertrank.

Der zweite der nach England abgeordneten Bevollmächtigten, W. H. Johnson, der mit der letzten Rate der Anleihe etwas später Liverpool verlassen hatte, hörte schon in Sierra Leone von den in Monrovia stattgehabten Wirren und dem Plane, bei seiner Ankunft auch ihn gefangen zu nehmen. Er wandte sich daher an den Kapitän des Dampfers, damit dieser ihm nöthigenfalls seinen Schutz verleihe, was dieser ihm auch versprach. Kaum war auf der Rhede von Monrovia der Anker gefallen, als zahlreiche Liberianer angerudert kamen, an Bord kletterten und Johnson gefangen nehmen wollten. Der Kapitän, der diese Scene erwartet zu haben schien, winkte einige bereitstehende Matrosen herbei und liess die Liberianer, soweit sie sich nicht schnell genug in ihre Böte zurückziehen konnten, über Bord werfen und darauf die Anker lichten. Unter dem Schutze der englischen Flagge fuhr Johnson mit dem mitgebrachten Gelde nach San Paulo de Loanda hinunter, von wo aus er nach Monrovia schrieb, dass er das Geld, etwa 2500 Dollars, nicht eher bringe, als bis er eine schriftliche Erklärung erhalten habe, dass man ihn unbehelligt lassen wolle. Nachdem ihm dies zugesichert war, kam er zurück, wurde aber dennoch gefangen gesetzt, jedoch bald wieder freigelassen. Von dem wirklich nach Liberia gekommenen Gelde wurde aber nach allem, was ich in Liberia über die traurige Geschichte gehört habe, der grösste Theil zu andern Zwecken gebraucht, so dass nur wenig davon an die verschiedenen *counties* zur Hebung von Handel, Verkehr, Industrie und Landwirthschaft vertheilt werden konnte.

Die traurigen Erfahrungen unter der Regierung des schwachen, für sein hohes Amt durchaus nicht berechneten Präsidenten Roye hatten in den Gemüthern der Liberianer eine grosse Ernüchterung hervorgerufen. Man hatte nun vorläufig von den *Whigs* genug, und die liberale Partei hatte keinen schweren Stand, als sie bei der folgenden Präsidentenwahl den ersten, langjährigen Präsidenten Roberts portirte. Dieser wurde in 1871 mit grosser Mehrheit gewählt und in 1873 für eine neue Amtsdauer bestätigt.

XX.



MONROVIA.

MONUMENT VON PRAESIDENT ROBERTS

Unter seiner Regierung kehrten Ruhe und Ordnung wieder zurück; Handel und Verkehr nahmen jährlich zu, und man konnte wieder mit Vertrauen in die Zukunft blicken. Auch die Unterhandlungen über die Grenzfrage wurden wieder angeknüpft, und England zeigte sich nicht abgeneigt, die Streitigkeiten im Sinne der in 1870 gemachten Zusagen beizulegen. Im Jahre 1874 gelang es Roberts, grosse Landgebiete im Innern, die einige Jahre früher von Anderson bereist worden waren, durch Verträge mit deren Fürsten der Republik einzuverleiben, wenigstens dem Namen nach, denn bis jetzt fehlten in Liberia noch die Mittel, um diese Erwerbungen wirklich nutzbringend zu machen.

Am Schlusse seiner zweiten Amtsdauer, 1875, wünschte Roberts mit Rücksicht auf sein hohes Alter und seine schwächer werdende Gesundheit von einer neuen Candidatur abzusehen. An seine Stelle wählten daher die Republikaner den frühern Präsidenten Payne, gegenüber A. W. Gardner, dem Candidaten der *Whigs.* Während seiner Amtsdauer fanden, wie wir gleich sehen werden, in den Grenzgebieten Ereignisse statt, welche die alten Grenzfragen wieder mehr, und zwar zum Nachtheile Liberia's, in den Vordergrund drängten.

In 1877 siegte Gardner, der durch die *Whigs* aufs Neue Candidat gestellt worden war, und wurde zum Präsidenten gewählt. Anthony William Gardner, der letzte von den Männern, welche die Emancipationsakte von 1847 gezeichnet hatten, war ein alter Republikaner, der unter der zweiten Regierung von Roberts Vice-Präsident gewesen war und an dem Sturze der *Whigs* unter Roye mitgewirkt, später aber sich selbst in die Arme dieser Partei geworfen hatte. Obschon er durchaus nicht der geeignete Mann war, um mit kräftiger Hand die Zügel des Staates zu führen, wurde er doch mit Hülfe der Mittel, die der herrschenden Partei stets in höherm Maasse zur Verfügung stehen, besonders der mit seiner Unterstützung arbeitenden Zeitungen, in 1879 auf eine neue Amtstauer wiedergewählt. In 1881 erlebte er, infolge von Spaltungen im republikanischen Lager, eine zweite Wiederwahl.

Während dieser dritten Amtsperiode erreichte die Grenzfrage (*boundary question*) ihren Gipfelpunkt und nahm eine solch ernst-

hafte Wendung, dass es Zeit wird, hier wieder auf dieselbe zurückzukommen.

Wir haben gesehen, dass, obschon die Unterhandlungen in 1862 zu keinem endgültigen Resultate geführt hatten, doch eine Art stillschweigenden Compromisses zu Stande gekommen war und die englische Regierung ein wohlwollendes Verhalten gegenüber Liberia angenommen hatte. Damit war freilich dem Kaufmann Harris, der durch die Inbeschlagnahme seiner Schiffe durch Liberia von einem tiefen Hasse gegen dieses Land erfüllt worden war, am allerwenigsten gedient, und er liess fortan keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, diesem Hasse Ausdruck zu verleihen. Um seinen Einfluss bei den Gallinas zu vergrössern, hatte er sich durch Heirathen mit Töchtern von deren Fürsten die Gunst der Letztern zu erwerben gewusst. Nun bestand aber zwischen den Gallinasstämmen und dem im Hinterlande von Grand Cape Mount ansässigen, liberiafreundlichen Veystamme von den Zeiten des Sklavenhandels her blutige Feindschaft, und Harris sparte keine Mühe, um diesen bei den Gallinas so viel wie möglich zu schüren und dieselben zu bewegen, die friedlichen, landbautreibenden Vey anzufallen. Nach dortiger Sitte „kauften" die Gallinas einen Krieg, d. h. sie bewogen den raublustigen, kriegerischen Stamm der Kosso, den Veystamm mit Krieg zu überziehen. Die Kosso liessen diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen und überfielen das Gebiet der Vey, die ihnen nicht gewachsen waren, raubten und sengten, schleppten die Bevölkerung ganzer Dörfer als Sklaven weg, benachtheiligten den liberianischen Handel und bedrohten sogar die Niederlassung Robertsport. Da alle die Friedensunterhandlungen zu keinem Resultate führten, beschloss endlich die liberianische Regierung, radikal zu Werke zu gehen und die Anstifter des Krieges von der Seeseite her in ihrem eigenen Lande anzugreifen und zur Ordnung zu weisen, was ihnen auch gelang. Dabei erlitt Harris jedoch allerlei Schaden, für welchen er nicht zögerte, von der liberianischen Regierung 30,000 Dollars Vergütung zu verlangen. Wieder wurde, wie früher, eine gemischte Commission, diesmal unter Vorsitz des amerikanischen Commodore Shufeld ernannt, um die Entschädigungsfrage an Ort und Stelle, also in Manna, zu unter-

suchen. Die Forderungen von Harris zeigten sich als übertrieben, und es wurde die Entschädigungssumme auf 15,000 Dollars festgestellt.

Während seines Aufenthaltes in London in 1870 unterhandelte Präsident Roye mit Lord Granville über die Grenzfrage. Wieder zeigte sich England geneigt, dieselbe endgültig zu erledigen, doch forderte es diesmal nicht allein sämmtliches Grundgebiet bis zum Gallinas River hinunter, wie in 1864, sondern bis zum Sulymah River, hinzufügend, dass ihm die Rechte Liberia's auf die beanspruchten Länder östlich von Sulymah nicht genügend bewiesen schienen und die Besitzfrage über diese Gebiete an Ort und Stelle untersucht werden müsse. Zu diesem Zwecke stellte Granville vor, eine gemischte Commission von zwei Liberianern und zwei Engländern zu ernennen, unter dem Präsidium einer amerikanischen Vermittlungsperson. Roye war schwach genug, diesen Vorschlag anzunehmen und ein diesbezügliches Aktenstück zu unterzeichnen, wodurch er den Schein auf sich lud, als ob er selbst die Rechte Liberia's auf die Ländereien oberhalb des Sulymah River bezweifelte. Obschon dieses Aktenstück niemals durch den liberianischen Congress sanktionirt worden ist, ja bei den Wirren nach Roye's Rückkehr und seinem bald darauf erfolgten Tode nicht einmal zur Begutachtung vorgelegt worden war, so wurde es doch später englischerseits als Dokument gebraucht, um Liberia seine Rechte auf die Gallinasländer streitig zu machen.

Die Unruhen in den Gebieten der Gallinas brachen bald wieder von neuem aus, und die liberianische Regierung sah sich genöthigt, mit Hülfe eines amerikanischen Kriegsschiffes andermal einzuschreiten. Der Gouverneur von Sierra Leone wurde rechtzeitig von der geplanten Züchtigung der Gallinas unterrichtet, um den englischen Kaufleuten in jener Gegend Gelegenheit zu bieten, ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Vor Manna angekommen, wurden unter dem Feuer von einigen Gattlingkanonen die liberianischen Truppen gelandet. Bei ihrer Ankunft hatten aber die feindlichen Krieger bereits den Platz Manna-Salliejah in Brand gesteckt und sich ins Innere zurückgezogen. Die liberianischen Truppen, fürchtend, in einen Hinterhalt zu gerathen, fanden es gerathener, zurückzukehren, statt nach der Hauptstadt des

Stammes vorzurücken. Bei dem Brande in Manna aber verlor Harris, der dort eine Faktorei hatte, mit einigen andern englischen Kaufleuten ein Quantum Palmöl und Palmkerne, da sie versäumt hatten, diese rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Dies geschah im April 1871.

Bei seinem Amtsantritt im nämlichen Jahre war Präsident Roberts eifrig bestrebt, den in der Entschädigungscommission von 1861 vereinbarten Schadenersatz von 15,000 Dollars zu Handen von Mr. Harris an England abzubezahlen, und in 1872 wurde diese Summe wirklich entrichtet. Wie Colonel Wauwermans sehr richtig bemerkt, war dies eine weise Maassregel, denn durch die Bezahlung des Schadenersatzes zeigte Liberia, dass es sich der Verantwortlichkeit für den durch die Eingebornen den Engländern zugefügten Schaden nicht entziehen wolle, während England durch die Annahme der Entschädigungssumme das Besitzrecht Liberia's über die bestrittenen Gebiete anerkannte [1]).

Während der ersten Amtsperiode Gardner's, des Nachfolgers von Präsident Roberts (1877—1879), wurde von Seiten Englands die Grenzfrage aufs Neue zur Sprache gebracht und dieselbe überdies mit einer Schadenersatzforderung im Betrage von über 80,000 Dollars von Seiten der in 1871 bei dem Ueberfall von Manna geschädigten englischen Kaufleute verbunden. Obschon die einsichtigsten Staatsmänner in Liberia dagegen protestirten, war Gardner schwach genug, in die englischerseits vorgestellte Ernennung einer neuen Commission einzuwilligen, wie sie in dem von Roye in London (1871) unterzeichneten Aktenstücke vorgestellt worden war, und welcher die beiden obgenannten Fragen zur Beurtheilung unterbreitet werden sollten. Die Zusammenkunft sollte am 1. Januar in Freetown stattfinden.

Rechtzeitig dort angekommen, mussten sich die liberianischen Bevollmächtigten allerlei Demüthigungen gefallen lassen, und dem von der amerikanischen Regierung abgeordneten, unparteiischen Mitglied der Commission, dem Commodore Bradford, wurde es bald klar, dass die Engländer durch allerlei Verzögerungen nur Zeit gewinnen wollten, um durch Bestechung die Gallinasfürsten

---

[1]) Wauwermans, p. 184.

zu der Aussage zu bewegen, dass die Kaufsummen für ihre Ländereien durch Liberia nie bezahlt worden seien.

Ueberhaupt bestritten die Engländer die Echtheit der die fraglichen Gebiete betreffenden Abtretungsverträge, sowie das Recht der Gebietsabtretung jener Gallinashäuptlinge, welche in den verschiedenen Aktenstücken ihren Namen mit dem üblichen Kreuze bekräftigt hatten.

Als aber die liberianischen Abgeordneten die Urkunden über die in 1819 an General Turner gemachten Abtretungen zu sehen wünschten, legten die englischen Abgeordneten an deren Statt einen Brief des Gouverneurs Rowe vom 12. Februar vor, in welchem der Commission die Einsichtnahme dieser Titel verweigert wurde, und diese Weigerung wurde in einem Schreiben von Lord Salisbury vom 21. Januar, welches die Commission einige Tage später erhielt, bestätigt. Die Commission beschloss nun eine neue Zusammenkunft auf den 1. April in Sulymah, um an der Hand der liberianischen Aktenstücke die inzwischen vorbereiteten Häuptlinge der Gallinas an Ort und Stelle zu verhören. Dass das Verhör zu Gunsten der Engländer ausfiel, braucht kaum gesagt zu werden. Das einzige Resultat dieser Zusammenkunft war, dass die Entschädigungsforderung der englischen Kaufleute auf die Hälfte reduzirt wurde.

Auch die unverschämten Schadenersatzforderungen der englischen Kaufleute wurden lebhaft diskutirt. Es wurde nach Wauwermans z. B. constatirt, dass durch Einen jener Leute als Entschädigung für zwei eingebüsste Gefässe, zum Messen von Palmöl, deren wirklicher Werth zusammen etwa 4 *shillings* betrug, zwei Pfund (40 *shillings*) verlangt wurde. Harris kam unter anderm sogar mit Forderungen an, welche durch die gemischte Commission von 1869 bereits für ungültig erklärt worden waren. Und als die liberianischen Delegirten die Entscheidung dem unparteiischen amerikanischen Abgeordneten anheimzustellen vorschlugen, erklärten die englischen, dass ihre Instruktionen ihnen die Zustimmung zu diesem Vorschlage nicht erlaubten. Ueberhaupt wurde es je länger je deutlicher, dass die Engländer, welche in 1864 den Gallinas River, in 1870 aber den Sulymah, eventuell sogar den Manna River als Grenzfluss vorschlugen, jetzt, nach-

dem auch dort und sogar noch östlicher englische Kaufleute sich angesiedelt hatten, ihr Grundgebiet selbst bis an den Mahfa River auszudehnen suchten. Da auf dieser Basis jedoch keine Uebereinstimmung mehr möglich war, gieng die Commission auseinander, ohne die Frage endgültig entschieden zu haben. Nach Colonel WAUWERMANS, dem ich auch hier folge, soll der Gouverneur ROWE sogar gesagt haben: „Die Liberianer sind arm, sie haben kein Geld mitgebracht, und darum brauchen sie auch keine Entscheidung nach Hause mitzunehmen!"

Nach dem Abbrechen dieser Unterhandlungen blieb die Grenzfrage längere Zeit ruhen, obschon HARRIS keineswegs müssig blieb. Er hatte, um seinen Forderungen mehr Nachdruck geben zu können, eine Handelsgesellschaft gegründet, die sich unter dem Titel von *Sulymah and Sherbro Trading Company*, *limited*, constituirte. Dieser übertrug er seine sämmtlichen Handelsunternehmungen und trat als Direktor an ihre Spitze. Auch sandte er gegen Ende 1880 an Lord GRANVILLE eine specifizirte Berechnung des Schadens, den er bei der Züchtigung der Gallinas durch die Liberianer in 1871 erlitten zu haben vorgab. In 1881 brach, wahrscheinlich wieder angeschürt durch HARRIS, der Krieg zwischen den Gallinas und den Vey von Neuem aus, und wieder wurde das Gebiet der Letztern, wie bereits im ersten Theile dieses Buches erwähnt ist, durch die Räuberhorden der Kosso verwüstet.

In 1880 war Sir A. E. HAVELOCK General-Gouverneur der britischen Besitzungen in Westafrika geworden. Dieser zögerte nicht, durch seine Agenten in den Gallinasländern für eine Besitznahme durch England Propaganda machen zu lassen, eine Arbeit, die bei einer gutgespickten Börse nicht allzu mühsam war, umso weniger, als Liberia sich nie viel Mühe gegeben hatte, bei den Gallinas ein Gefühl von Zusammengehörigkeit mit dem Freistaate einzupflanzen und wach zu erhalten.

Zu Ende Februar 1882 nun erhielt die liberianische Regierung, während der dritten Amtsperiode GARDNER's, durch das britische Kanonenboot „Pioneer" von Gouverneur HAVELOCK die Mittheilung, dass dieser nach Monrovia kommen werde, um die Grenzregelungsfrage endgültig zu erledigen und zugleich einige andere

Angelegenheiten zu besprechen [1]). Am Nachmittage des 18. März erschien statt seiner das englische Kriegsschiff „Briton", Kapitän A. J. Kennedy, mit der Botschaft, dass der Gouverneur vorläufig zu kommen verhindert sei und den Besuch infolge der Dislocation von Kriegsschiffen um einige Tage habe verschieben müssen. Indessen war der Gouverneur so höflich, die liberianische Regierung mit den Gründen seines Besuches bekannt zu machen. Diese seien, so schrieb er, in erster Linie eine Schadenersatzforderung für Verluste, durch die militärischen Operationen in 1871 einigen Kaufleuten aus Sierra Leone verursacht. Die verlangte Entschädigungssumme betrug die Kleinigkeit von über 8,000 Pfund (42,000 Dollars). Nebstdem enthielt das Schreiben eine Forderung von über 9,000 Pfund (45,000 Dollars) zu Handen von Mr. Harris. Diese letztere Forderung betraf eine Vergütung von durch die Liberianer ihm zugefügten Schaden während einer Reihe von 20 Jahren, anfangend mit der Inbeschlagnahme seiner beiden Schiffe „Phoebe" und „Emily" in 1860 durch das liberianische Kanonenboot „Quail" und endigend mit der Confiscation des „Krooboy" durch die Zollbehörden von Cape Palmas in 1880.

In zweiter Linie besprach das Schreiben die Grenzstreitigkeiten (*north- west boundary question*). Nach den darin enthaltenen Auseinandersetzungen verweigerte England Liberia gegenüber die Anerkennung sämmtlicher Gebiete im Westen von Grand Cape Mount, deren aktuelle Bevölkerung die liberianische Souveränität nicht anerkenne und für deren Besitz Liberia keine vollgültigen Titel aufweisen könne. Ueberhaupt machte der Inhalt des Schreibens, im Zusammenhang mit den bereits stattgehabten Wühlereien bei den Gallinasstämmen, den Eindruck, dass England den ganzen Landstrich von Manna Point bei Sherbro bis nach Grand Cape Mount hinunter auf alle Fälle zu annectiren wünsche.

Wenn man nun für alle die demüthigenden Forderungen und Chicanen, denen Liberia immer von neuem wieder ausgesetzt war, die englische Regierung in London verantwortlich machen

---

[1]) Die nun folgenden Ereignisse fielen mit meinem beinahe dreimonatlichen Aufenthalte in Monrovia, vor der Rückkehr von meiner ersten Reise, zusammen, so dass ich dieselben mit erlebt habe.

wollte, so würde man ihr entschieden Unrecht thun. Dies wusste man in Liberia sehr wohl, und mit Recht sagt der damals in Monrovia erscheinende *Observer* vom 23. März 1882: „Nicht dass wir an der Rechtlichkeit der Engländer in England selbst zweifelten, denn die ganze, diese Fragen betreffende Correspondenz wird zeigen, dass jedesmal, wenn die Frage in *Downing Street* besprochen wurde, man sich stets auf einen rechtlichen Standpunkt stellte, und sowohl ROBERTS wie seine Nachfolger, die persönlich mit dem britschen Ministerium unterhandelten, haben ohne Ausnahme günstige Eindrücke von dem guten Willen der englischen Minister, um das Richtige zu treffen, mitgebracht. Nur die engherzige, eigennützige Politik von neidischen oder nach Gunst strebenden Colonialbeamten, die bei ihrer Regierung die Verhältnisse unrichtig darstellten, hat die nun so lange schwebende Frage aufgeworfen und ihre friedliche Lösung jedesmal zu vereiteln gewusst. Und unsere Meinung ist, dass auch diesmal die Unterhandlungen kein befriedigendes Resultat liefern werden, wenn die Frage nicht einem gänzlich unparteiischen Schiedsgericht unterworfen wird. Einem solchen uns zu unterwerfen wären wir gerne bereit, so ungünstig dessen Urtheil auch für uns ausfallen möchte."

Die Ansichten in Monrovia über diese Frage waren getheilt. Während die eine Partei eine Besprechung der Frage einfach verweigern und im Falle von gewaltsamer Besetzung der streitigen Gebiete durch England feierlich dagegen protestiren wollte, hielt es die andere für klüger, durch ein theilweises Nachgeben wenigstens noch etwas zu retten. Sie glaubte mit Recht, dass gegenüber dem gewaltigen England alle feierlichen Proteste nichts helfen würden, und dass es keiner Macht einfallen könnte, ihr Gewicht England gegenüber in die Wagschale zu werfen zur Erhaltung von liberianischen Provinzen, die dieses Land, wenigstens vorläufig, doch sich selbst zu überlassen genöthigt sei.

Inzwischen ernannte Präsident GARDNER Dr. E. W. BLYDEN, Professor am Liberia College in Monrovia, und den Advokaten W. M. DAVIS als Commissäre, um mit Gouverneur HAVELOCK nach dessen Ankunft zu unterhandeln. Mr. A. B. KING in Monrovia wurde ihnen als Sekretär beigeordnet.

Der britische Gouverneur schien durch Machtentfaltung den Liberianern imponiren zu wollen. Nicht nur blieb der nach Cape Coast bestimmte „Pioneer" vom 29. Februar bis zum 9. März vor Monrovia liegen, sondern es erschien bald darauf (9. März) das von letzterm Platze kommende Kriegsschiff „Flirt" und setzte erst zwei Tage später die Reise nach Sierra Leone fort. Kaum hatte auch der „Briton" die Rhede verlassen (19. März), als am folgenden Tage früh morgens das Kanonenboot „Algerine", Commandant G. W. ALLEN, erschien', und mit ihr die coloniale Yacht „the Prince of Wales" welche den Gouverneur HAVELOCK mit seiner Frau und Kapitän JACKSON, seinen Privatsekretär, an Bord hatte.

Wer nun etwa geneigt wäre zu glauben, dass man sich in Monrovia in Verlegenheit befunden hätte über die Weise, wie ein so hoher Gast zu empfangen sei, der würde sich sehr irren. Sobald der Präsident von der Ankunft des Gouverneurs unterrichtet war, sandte er einen Offizier nach der Yacht, um demselben seinen Willkommensgruss zu bringen und ihn an Land zu begleiten. Bei seiner Ankunft wurde der Gouverneur von den Höhen des Vorgebirges herunter mit 15 Kanonenschüssen begrüsst und am Landungsplatze durch den Bürgermeister von Monrovia und weitere Beamte im Namen der Stadt bewillkommt und nach dem Hause des Präsidenten (*Executive Mansion*) begleitet. Im Parlor dieses Hauses wurde der Gouverneur dem Präsidenten und dem Cabinet vorgestellt, und nachher erschienen die Vertreter verschiedener fremder Regierungen und einzelne Notabilitäten von Monrovia, um dem Gouverneur ihre Aufwartung zu machen. Nachdem die Gesellschaft Platz genommen hatte, wurde an den hohen Gast durch den Staatsminister im Namen der Regierung ein herzliches Wort des Willkomms gerichtet, welches dieser auf ebenso höfliche Weise beantwortete.

Hierauf las der Gouverneur eine Cabinetsordre aus London vor, die ihn zur Führung von Unterhandlungen mit der liberianischen Regierung über gewisse Differenzen zwischen letzterer und der Colonialregierung von Sierra Leone ermächtigte und präsentirte seine Vollmachten als englischer Consul bei der liberianischen Regierung. Nach Ablauf dieser Formalitäten nahm

der hohe Gast an einem Frühstück Theil und kehrte nachher mit seinem Gefolge, bis an den Landungsplatz von den Magistratspersonen der Stadt begleitet, an Bord zurück.

Am folgenden Tage begannen die Unterhandlungen zwischen HAVELOCK und den liberianischen Bevollmächtigten. Die schändliche Forderung von nahezu 50,000 Dollars von Seiten des Kaufmanns HARRIS wurde schon nach der ersten Untersuchung als völlig ungerechtfertigt betrachtet und von HAVELOCK auch eingezogen. Desto hartnäckiger hielt er aber an seinem Plane fest, die Grenzgebiete bis an den Mahfa River unter englisches Protektorat zu stellen. Er forderte daher entschieden, dass Liberia aut alle Rechte auf die Gallinasländer bis zum Mahfa River (in den Verhandlungen mit England unrichtig *Marfa* und *Maffa* genannt) gegen Zurückempfang der durch Liberia an die Häuptlinge jener Gegenden bezahlten Kaufsummen verzichte, widrigenfalls er eine sofortige Ausbezahlung der den geschädigten englischen Kaufleuten zukommenden Summe von 42,000 Dollars verlangen müsse.

Der Standpunkt des Präsidenten und der Commissäre war äusserst schwierig. Geld war nicht vorhanden, und Grundgebiet abtreten wollte und konnte man nicht. Der englische Abgeordnete, der jeden Vorschlag, die Frage einem unparteiischen Schiedsgericht zu unterwerfen, entschieden zurückwies, stellte aber sein Ultimatum so dringend, dass Präsident GARDNER endlich, durch die Noth gezwungen, einwilligte, unter dem Vorbehalt, dass der Vertrag der gesetzgebenden Versammlung zur Ratifikation vorgelegt werde. Die Bestimmungen dieses Contraktes lauten wie folgt:

Art. 1. Seine Excellenz der Präsident der Republik Liberia verpflichtet sich, Ihrer Majestät der Königin von Grossbrittanien und Irland die Summe von 4,075 Dollars 12 Cents auszubezahlen, für welchen Betrag Ihre Majestät den Präsidenten sowohl von aller Verantwortlichkeit gegenüber den Reklamationen der englischen Unterthanen JEREMIAH ROLLE, JAMES MERRICK und JOB und PHOEBE PALMER, betreffend ihren in März und April 1871 erlittenen Schaden während der gegen Fürst Mannah gerichteten militärischen Operationen enthebt, als auch der Verantwortlichkeit gegenüber den Reklamationen von JOHN MEYERS HARRIS für den ihm von den liberianischen Behörden zugefügten Schaden

während der Jahre von 1860—1880, welche Reklamationen in einem von HARRIS an Lord GRANVILLE gerichteten Memorandum vom 1. November 1880 enthalten sind. Infolge dessen übernimmt Ihre Majestät die Königin von Grossbrittanien und Irland die Verantwortlichkeit für die Reklamationen, welche in diesem Artikel vermeldet sind.

Art. 2. Die Linie, welche die Nordwestgrenze der Republik Liberia bildet, beginnt in der Mitte des Wasserweges des Cape Mount- oder Maffa River [1]), da wo derselbe sich in die See ergiesst, auf 6°47′ nördlicher Breite und 12°37′ westlicher Länge von Greenwich, und folgt der Mitte des genannten Flusslaufes bis zu seiner Quelle; von dort verläuft sie in gerader Linie und nordöstlicher Richtung, bis sie sich mit der nordöstlichen Grenzlinie Liberia's im Innern vereinigt.

Art. 3. Ihre Majestät die Königin von Grossbrittanien und Irland behält sich das Recht vor, von den Häuptlingen der Eingebornen diejenigen Ländereien käuflich zu erwerben, welche zwischen der aktuellen Südostgrenze der Besitzungen Ihrer Majestät und der Nordwestgrenze der Republik liegen, wie sie in Art. 2 beschrieben ist.

Art. 4. Ihre Majestät die Königin von Grossbrittanien und Irland verpflichtet sich, seiner Excellenz dem Präsidenten der Republik Liberia den Betrag der Ausgaben zurückzubezahlen, die Liberia auf den Ankauf der Gallinasterritorien verwendet hat, und der in 1871 durch den damaligen liberianischen Finanzminister ANDERSON zusammengestellt worden war. (Folgt die spezialisirte Aufzählung der genannten Ausgaben).

Im Besitze dieses Dokumentes verabschiedete sich HAVELOCK am 25. März und kehrte nach Sierra Leone zurück.

Die gleichzeitige Anwesenheit des amerikanischen Kriegsschiffes „Edith" war nicht im Stande gewesen, den Erklärungen der

---

[1]) So schlecht waren damals die hydrographischen Verhältnisse von Cape Mount bekannt, dass man in einem so wichtigen Contrakte den Cape Mount- und Mahfa River identificirte, was später zweifellos zu neuen und ernsten Differenzen geführt hätte, falls der Contrakt wirklich angenommen worden wäre.

liberianischen Delegirten gegenüber Havelock Nachdruck zu verschaffen.

Die Aufregung in Monrovia während dieser Tage war unglaublich gross. Noch spät in der Nacht, die auf den Tag der Unterzeichnung folgte, wurden *meetings* gehalten, und der Präsident, von dem das Gerücht gieng, dass er den Contrakt bedingungslos unterzeichnet habe, fürchtete bei dem Volksauflauf vor seinem Hause für seine persönliche Sicherheit. Auch Dr. Blyden, einer der Commissäre, den man der Conspiration mit England beschuldigte, fand es rathsam, mit dem ersteinlaufenden englischen Dampfer Monrovia für einige Zeit zu verlassen.

Bald darauf, am 10. April, vereinigte sich der Senat in ausserordentlicher Sitzung, um über den durch den Präsidenten und die Commissäre bedingungsweise unterzeichneten Contrakt zu berathen und das Verhalten des Staates in dieser Frage festzustellen.

Am 14. April wurde das genannte Memorandum zur Sprache gebracht und eine an den Senat gerichtete Petition aus der Provinz Messurado mit 646 Unterschriften vorgelegt, in welcher sowohl die Grenz- als auch die Entschädigungsfrage klar und sachlich behandelt war und der bestimmte Wunsch ausgesprochen wurde, dass der Senat das aufgestellte Memorandum nicht ratificiren möge.

Eine zur Berichterstattung ernannte Commission rapportirte am folgenden Tage nach Einsichtnahme der betreffenden Aktenstücke, dass kein eigentliches Traktat gezeichnet und ausgewechselt sei und der Senat also auch kein Traktat zu ratificiren habe, ferner, dass ohne die Zustimmung des Repräsentantenhauses der Senat nicht das Recht haben würde, ein Aktenstück zu ratificiren, durch welches liberianischer Grundbesitz veräussert werde, und dass ihrer Ansicht nach das vorliegende Memorandum in der gewöhnlichen jährlichen Sitzung der gesetzgebenden Versammlung (Senat und Repräsentantenhaus) behandelt werden müsse. Dieser Vorschlag wurde einstimmig zum Beschluss erhoben. Da die Sitzungen der Legislative erst zu Ende November zu beginnen pflegen, so wurde für die Zwischenzeit dem Präsidenten eine rathgebende Commission beigeordnet und derselben die Wei-

sung gegeben, sich in keine Unterhandlungen über die bekannte Entschädigungsfrage einzulassen, so lange die Grenzfrage nicht endgültig entschieden sei. Sollte aber inzwischen die britische Regierung trachten, die Bezahlung der Schadenersatzsumme zu erpressen oder die fraglichen Gebiete zu besetzen, dann habe der Präsident feierlich gegen ein solches Verfahren zu protestiren und an sämmtliche christliche Nationen der Welt zu appelliren. Dieser Beschluss wurde dem Präsidenten am 17. April in einem Abschiedsbesuche, den ihm der gesammte Senat brachte, mitgetheilt, und hierauf wurden die ausserordentlichen Sitzungen geschlossen.

Im Grunde genommen kann man diesen liberianischen Patrioten wegen ihrer Weigerung nicht zürnen, denn ich glaube kaum, dass ein unparteiisches Schiedsgericht die Frage gänzlich zu Gunsten von England entschieden hätte, und dies mochte Havelock auch wohl eingesehen haben, als er den Vorschlag, einem solchen die Entscheidung zu überlassen, stets aufs hartnäckigste von der Hand wies.

Die damalige Stimmung in Liberia, und vorzüglich in Monrovia, das im schlimmsten Falle am meisten unter dem englischen Drucke zu leiden gehabt hätte, spricht sich am deutlichsten in einem durch patriotische Aufwallung inspirirten Artikel des damals in Monrovia erscheinenden *Observer* aus, von dem ich hier ein Bruchstück in Uebersetzung wiedergebe:

„...... Der verständige Leser weiss, dass eine dauernde Civi- „lisation allein von bewohnten Centren ausgehen kann, und dass „das System, den eingebornen Völkern Handelsnester aufzudringen, „allein zu deren anhaltenden Schädigung und endlichen Vernichtung „führen kann. So schwach nun Liberia in den Spalten des „*Reporter*[1]) auch dargestellt wird, so hat es doch viel grössere „Aussicht auf die Civilisirung dieser Gebiete, als die britische „Nation. Innerhalb 60 Jahren hat Liberia einen Theil West- „afrika's erworben und theilweise civilisirt. Diese Thatsache ist „eines der denkwürdigsten Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts. „Die Liberianer sind stolz auf ihr ererbtes Grundgebiet und fühlen

---

[1]) Eine in Freetown erscheinende Zeitung, das Organ des englischen Gouverneurs.

„sich moralisch verpflichtet, dieses stolze Erbe ihren Enkeln und „den Millionen von Negern ungeschmälert zu überliefern, die „stets noch im Exil verweilen. Sie können nicht zugeben, dass „der ursprüngliche Zweck der Gründung Liberia's zu Gunsten „der Handelsinteressen von Sierra Leone leichtsinnig aufgegeben „werde. England verlangt zu viel. Den Forderungen von Gouverneur „HAVELOCK nachzugeben, wäre nationaler Selbstmord. Unser „Volk fühlt dies denn auch landauf und -ab und würde lieber Liberia „durch englische Waffen verwüstet sehen, als solche Concessionen „machen. Die Macht England's mag das Recht Liberia's nieder„treten, vernichten lässt sich die Wahrheit nicht!"[1]).

Nachdem Gouverneur HAVELOCK in den Gallinasländern durch seine Agenten für eine Gebietsabtretung an England hatte arbeiten lassen, landete seine Excellenz am 30. März, also einige Tage nach seiner Rückkehr von Monrovia, in Sulymah, wohin er sofort die Gallinasfürsten zusammenkommen liess, um sie einen ihnen vorzulegenden Abtretungscontrakt über dasselbe Küstengebiet unterzeichnen zu lassen, auf das, wie bereits gesagt, Liberia schon ältere Ansprüche hatte. Die Häuptlinge waren durch die Agenten so vorzüglich vorbereitet, und die englischen Goldstücke glänzten so verführerisch vom Tische des Gouverneurs herüber, dass die meisten Negerfürsten, durch deren Glanz geblendet, unterzeichneten, ohne die Tragweite dieses Schrittes genau zu kennen. „Der Eine dieser Fürsten, JIAH von Manna Rock — so erzählt der Liberianer Dr. ROBERTS, der diese Gegenden unmittelbar nachher besuchte, im *Observer* vom 8. Juni 1882 — dem die Sache doch nicht so ganz geheuer erschien, forderte einen Tag Bedenkzeit. Der Gouverneur aber erklärte voll Entrüstung über dieses Zaudern, er habe zum Warten keine Zeit, und wandte sich zum Gehen. Einer der Agenten aber drückte dem Unschlüssigen die Feder in die Hand, und gab derselben einen Stoss, worauf er erklärte, JIAH habe nun unterzeichnet."

Laut diesen famosen Dokumenten, die übrigens noch erst durch die englische Regierung ratificirt werden mussten (!), wäre also jetzt das ganze Küstengebiet von Sherbro bis hinunter an den

[1]) Observer, 27 April 1882.

Manna River, auf eine Breite von 1½ *miles* von der Strandlinie landeinwärts gerechnet, an England abgetreten, und Liberia mag zusehen, wie es wieder zu seinem Rechte kommt.

Trotz alledem schien England bestrebt zu sein, die Sache auf friedlichem Wege zu ordnen. Am 15. Juni 1882 erschien nämlich vor Monrovia das englische Kriegsschiff „Bullfrog", Commandant F. Papillon, und brachte eine Botschaft vom Gouverneur Havelock, die schwebenden Grenzfragen betreffend. Der Gouverneur theilte in diesem Schreiben mit, dass er von seiner Regierung beauftragt sei, auf der unmittelbaren Unterzeichnung der Abtretungsakte durch Liberia zu beharren, mit der Vergünstigung, dass, nach dem allgemeinen Wunsche der liberianischen Autoritäten (?), die Grenze an den Manna- statt an den Mahfa River verlegt werde. Sollte aber Liberia die vorgestellte Uebereinkunft zu unterzeichnen verweigern, so habe er Instruktionen, um die sofortige Ausbezahlung der mehrerwähnten 42,000 Dollars Schadenvergütung zu verlangen. In letzterm Falle aber würde die Grenzfrage unerledigt bleiben, und Ihrer Majestät Regierung würde dann nicht mehr in der Lage sein, die Ansprüche Liberia's westlicher als bis zum Mahfa River anzuerkennen. Dem Präsidenten waren 48 Stunden Zeit gegeben, um das Schreiben zu beantworten.

Eine in der Eile zusammenberufene Notabelnversammlung, die durch den Präsidenten zu Rathe gezogen wurde, erklärte jedoch aufs bestimmteste, die Schadenersatzforderung nicht anerkennen zu können, und dass es einzig und allein der gesetzgebenden Versammlung zustehe, darin, sowie in der Gebietsabtretungsfrage einen Beschluss zu nehmen. In diesem Sinne wurde das Schreiben Havelock's beantwortet, worauf der „Bullfrog" nach Sierra Leone zurückkehrte.

Am 23. desselben Monats kam mit dem Postdampfer „Ambriz" ein anderes Schreiben vom Gouverneur Havelock, worin er bedauerte, dass Liberia eine Regelung verweigert habe und zugleich mittheilte, dass er darüber an seine Regierung berichtet habe und neuen Instruktionen entgegensehe.

Der 26. Juli, der fünfunddreissigste Jahrestag der Republik, wurde in diesem Jahre auf eine mehr als gewöhnliche, festliche

dem auch dort und sogar noch östlicher englische Kaufleute sich angesiedelt hatten, ihr Grundgebiet selbst bis an den Mahfa River auszudehnen suchten. Da auf dieser Basis jedoch keine Uebereinstimmung mehr möglich war, gieng die Commission auseinander, ohne die Frage endgültig entschieden zu haben. Nach Colonel Wauwermans, dem ich auch hier folge, soll der Gouverneur Rowe sogar gesagt haben: „Die Liberianer sind arm, sie haben kein Geld mitgebracht, und darum brauchen sie auch keine Entscheidung nach Hause mitzunehmen!"

Nach dem Abbrechen dieser Unterhandlungen blieb die Grenzfrage längere Zeit ruhen, obschon Harris keineswegs müssig blieb. Er hatte, um seinen Forderungen mehr Nachdruck geben zu können, eine Handelsgesellschaft gegründet, die sich unter dem Titel von *Sulymah and Sherbro Trading Company*, *limited*, constituirte. Dieser übertrug er seine sämmtlichen Handelsunternehmungen und trat als Direktor an ihre Spitze. Auch sandte er gegen Ende 1880 an Lord Granville eine specifizirte Berechnung des Schadens, den er bei der Züchtigung der Gallinas durch die Liberianer in 1871 erlitten zu haben vorgab. In 1881 brach, wahrscheinlich wieder angeschürt durch Harris, der Krieg zwischen den Gallinas und den Vey von Neuem aus, und wieder wurde das Gebiet der Letztern, wie bereits im ersten Theile dieses Buches erwähnt ist, durch die Räuberhorden der Kosso verwüstet.

In 1880 war Sir A. E. Havelock General-Gouverneur der britischen Besitzungen in Westafrika geworden. Dieser zögerte nicht, durch seine Agenten in den Gallinasländern für eine Besitznahme durch England Propaganda machen zu lassen, eine Arbeit, die bei einer gutgespickten Börse nicht allzu mühsam war, umso weniger, als Liberia sich nie viel Mühe gegeben hatte, bei den Gallinas ein Gefühl von Zusammengehörigkeit mit dem Freistaate einzupflanzen und wach zu erhalten.

Zu Ende Februar 1882 nun erhielt die liberianische Regierung, während der dritten Amtsperiode Gardner's, durch das britische Kanonenboot „Pioneer" von Gouverneur Havelock die Mittheilung, dass dieser nach Monrovia kommen werde, um die Grenzregelungsfrage endgültig zu erledigen und zugleich einige andere

Angelegenheiten zu besprechen [1]). Am Nachmittage des 18. März erschien statt seiner das englische Kriegsschiff „Briton", Kapitän A. J. KENNEDY, mit der Botschaft, dass der Gouverneur vorläufig zu kommen verhindert sei und den Besuch infolge der Dislocation von Kriegsschiffen um einige Tage habe verschieben müssen. Indessen war der Gouverneur so höflich, die liberianische Regierung mit den Gründen seines Besuches bekannt zu machen. Diese seien, so schrieb er, in erster Linie eine Schadenersatzforderung für Verluste, durch die militärischen Operationen in 1871 einigen Kaufleuten aus Sierra Leone verursacht. Die verlangte Entschädigungssumme betrug die Kleinigkeit von über 8,000 Pfund (42,000 Dollars). Nebstdem enthielt das Schreiben eine Forderung von über 9,000 Pfund (45,000 Dollars) zu Handen von Mr. HARRIS. Diese letztere Forderung betraf eine Vergütung von durch die Liberianer ihm zugefügten Schaden während einer Reihe von 20 Jahren, anfangend mit der Inbeschlagnahme seiner beiden Schiffe „Phoebe" und „Emily" in 1860 durch das liberianische Kanonenboot „Quail" und endigend mit der Confiscation des „Krooboy" durch die Zollbehörden von Cape Palmas in 1880.

In zweiter Linie besprach das Schreiben die Grenzstreitigkeiten (*north- west boundary question*). Nach den darin enthaltenen Auseinandersetzungen verweigerte England Liberia gegenüber die Anerkennung sämmtlicher Gebiete im Westen von Grand Cape Mount, deren aktuelle Bevölkerung die liberianische Souveränität nicht anerkenne und für deren Besitz Liberia keine vollgültigen Titel aufweisen könne. Ueberhaupt machte der Inhalt des Schreibens, im Zusammenhang mit den bereits stattgehabten Wühlereien bei den Gallinasstämmen, den Eindruck, dass England den ganzen Landstrich von Manna Point bei Sherbro bis nach Grand Cape Mount hinunter auf alle Fälle zu annectiren wünsche.

Wenn man nun für alle die demüthigenden Forderungen und Chicanen, denen Liberia immer von neuem wieder ausgesetzt war, die englische Regierung in London verantwortlich machen

---

[1]) Die nun folgenden Ereignisse fielen mit meinem beinahe dreimonatlichen Aufenthalte in Monrovia, vor der Rückkehr von meiner ersten Reise, zusammen, so dass ich dieselben mit erlebt habe.

[illegible] verlangte Schadenersatz von 12.000 Dollars [illegible] würde diese Lösung noch annehmbar [illegible] doch ist dies, soviel ich weiss, nicht der Fall [illegible] hat Liberia nachher nicht aufgehört, gegen diese [illegible] zu protestiren und sogar Schritte gethan, um neue [illegible] anzuknüpfen. Dieselben haben ihren endgültigen [illegible] in einem Vertrage gefunden, der am 11. November 1885 in Monrovia unterzeichnet wurde und dessen zweiter Artikel [illegible] lautet:

„Die Linie, welche die Nordwestgrenze der Republik Liberia [illegible] soll von dem Punkte an der Meeresküste ausgehen, wo bei dem niedrigen Wasserstande die Linie des südöstlichen oder linken Ufers des Manna River die Meeresküste berührt. Dann soll sie längs der Linie verlaufen, welche bei niedrigem Wasserstande das südöstliche oder linke Ufer des Manna River markirt, bis diese Linie oder ihre Verlängerung in nordöstlicher Richtung die Nordost- oder Binnenlandsgrenze der Republik trifft, mit solchen Abweichungen, welche später erforderlich erachtet werden möchten, um die Stadt Boporo oder andere Städte, welche zur Zeit der Unterzeichnung dieses Vertrages der Republik gehört haben, auf liberianisches Gebiet zu [illegible]."

Präsident Gardner, der durch seine unselbständige Haltung bezüglich der Grenzfrage in der Achtung und Gunst der Liberianer sehr gesunken war, wurde bald kränklich, überliess sein Amt [illegible] dem Vice-Präsidenten A. F. Russell und zog sich nach Grand Bassa ins Privatleben zurück. Er starb [illegible] in Upper Buchanan, und ein bescheidener Obelisk hoch auf dem Ufer des Benson River bezeichnet heute die Stelle, an der er begraben liegt.

Schon ein Jahr vor dem Besuche Havelock's in Monrovia fand ein Ereigniss statt, das nicht weniger als die Grenzfrage die Gemüther der Liberianer, besonders in der Residenz, in grosse Aufregung versetzte.

Im Anfang November 1880 strandete nämlich an der Kruküste unterhalb Sinoe der deutsche Dampfer „Carlos." Die Mannschaft war so glücklich, sich in den Böten zu retten, wurde jedoch,

Der britische Gouverneur schien durch Machtentfaltung den Liberianern imponiren zu wollen. Nicht nur blieb der nach Cape Coast bestimmte „Pioneer" vom 29. Februar bis zum 9. März vor Monrovia liegen, sondern es erschien bald darauf (9. März) das von letzterm Platze kommende Kriegsschiff „Flirt" und setzte erst zwei Tage später die Reise nach Sierra Leone fort. Kaum hatte auch der „Briton" die Rhede verlassen (19. März), als am folgenden Tage früh morgens das Kanonenboot „Algerine", Commandant G. W. Allen, erschien, und mit ihr die coloniale Yacht „the Prince of Wales" welche den Gouverneur Havelock mit seiner Frau und Kapitän Jackson, seinen Privatsekretär, an Bord hatte.

Wer nun etwa geneigt wäre zu glauben, dass man sich in Monrovia in Verlegenheit befunden hätte über die Weise, wie ein so hoher Gast zu empfangen sei, der würde sich sehr irren. Sobald der Präsident von der Ankunft des Gouverneurs unterrichtet war, sandte er einen Offizier nach der Yacht, um demselben seinen Willkommensgruss zu bringen und ihn an Land zu begleiten. Bei seiner Ankunft wurde der Gouverneur von den Höhen des Vorgebirges herunter mit 15 Kanonenschüssen begrüsst und am Landungsplatze durch den Bürgermeister von Monrovia und weitere Beamte im Namen der Stadt bewillkommt und nach dem Hause des Präsidenten (*Executive Mansion*) begleitet. Im Parlor dieses Hauses wurde der Gouverneur dem Präsidenten und dem Cabinet vorgestellt, und nachher erschienen die Vertreter verschiedener fremder Regierungen und einzelne Notabilitäten von Monrovia, um dem Gouverneur ihre Aufwartung zu machen. Nachdem die Gesellschaft Platz genommen hatte, wurde an den hohen Gast durch den Staatsminister im Namen der Regierung ein herzliches Wort des Willkomms gerichtet, welches dieser auf ebenso höfliche Weise beantwortete.

Hierauf las der Gouverneur eine Cabinetsordre aus London vor, die ihn zur Führung von Unterhandlungen mit der liberianischen Regierung über gewisse Differenzen zwischen letzterer und der Colonialregierung von Sierra Leone ermächtigte und präsentirte seine Vollmachten als englischer Consul bei der liberianischen Regierung. Nach Ablauf dieser Formalitäten nahm

der hohe Gast an einem Frühstück Theil und kehrte nachher mit seinem Gefolge, bis an den Landungsplatz von den Magistratspersonen der Stadt begleitet, an Bord zurück.

Am folgenden Tage begannen die Unterhandlungen zwischen Havelock und den liberianischen Bevollmächtigten. Die schändliche Forderung von nahezu 50,000 Dollars von Seiten des Kaufmanns Harris wurde schon nach der ersten Untersuchung als völlig ungerechtfertigt betrachtet und von Havelock auch eingezogen. Desto hartnäckiger hielt er aber an seinem Plane fest, die Grenzgebiete bis an den Mahfa River unter englisches Protektorat zu stellen. Er forderte daher entschieden, dass Liberia aut alle Rechte auf die Gallinasländer bis zum Mahfa River (in den Verhandlungen mit England unrichtig *Marfa* und *Maffa* genannt) gegen Zurückempfang der durch Liberia an die Häuptlinge jener Gegenden bezahlten Kaufsummen verzichte, widrigenfalls er eine sofortige Ausbezahlung der den geschädigten englischen Kaufleuten zukommenden Summe von 42,000 Dollars verlangen müsse.

Der Standpunkt des Präsidenten und der Commissäre war äusserst schwierig. Geld war nicht vorhanden, und Grundgebiet abtreten wollte und konnte man nicht. Der englische Abgeordnete, der jeden Vorschlag, die Frage einem unparteiischen Schiedsgericht zu unterwerfen, entschieden zurückwies, stellte aber sein Ultimatum so dringend, dass Präsident Gardner endlich, durch die Noth gezwungen, einwilligte, unter dem Vorbehalt, dass der Vertrag der gesetzgebenden Versammlung zur Ratifikation vorgelegt werde. Die Bestimmungen dieses Contraktes lauten wie folgt:

Art. 1. Seine Excellenz der Präsident der Republik Liberia verpflichtet sich, Ihrer Majestät der Königin von Grossbrittanien und Irland die Summe von 4,075 Dollars 12 Cents auszubezahlen, für welchen Betrag Ihre Majestät den Präsidenten sowohl von aller Verantwortlichkeit gegenüber den Reklamationen der englischen Unterthanen Jeremiah Rolle, James Merrick und Job und Phoebe Palmer, betreffend ihren in März und April 1871 erlittenen Schaden während der gegen Fürst Mannah gerichteten militärischen Operationen enthebt, als auch der Verantwortlichkeit gegenüber den Reklamationen von John Meyers Harris für den ihm von den liberianischen Behörden zugefügten Schaden

während der Jahre von 1860—1880, welche Reklamationen in einem von HARRIS an Lord GRANVILLE gerichteten Memorandum vom 1. November 1880 enthalten sind. Infolge dessen übernimmt Ihre Majestät die Königin von Grossbrittanien und Irland die Verantwortlichkeit für die Reklamationen, welche in diesem Artikel vermeldet sind.

Art. 2. Die Linie, welche die Nordwestgrenze der Republik Liberia bildet, beginnt in der Mitte des Wasserweges des Cape Mount- oder Maffa River [1], da wo derselbe sich in die See ergiesst, auf 6°47′ nördlicher Breite und 12°37′ westlicher Länge von Greenwich, und folgt der Mitte des genannten Flusslaufes bis zu seiner Quelle; von dort verläuft sie in gerader Linie und nordöstlicher Richtung, bis sie sich mit der nordöstlichen Grenzlinie Liberia's im Innern vereinigt.

Art. 3. Ihre Majestät die Königin von Grossbrittanien und Irland behält sich das Recht vor, von den Häuptlingen der Eingebornen diejenigen Ländereien käuflich zu erwerben, welche zwischen der aktuellen Südostgrenze der Besitzungen Ihrer Majestät und der Nordwestgrenze der Republik liegen, wie sie in Art. 2 beschrieben ist.

Art. 4. Ihre Majestät die Königin von Grossbrittanien und Irland verpflichtet sich, seiner Excellenz dem Präsidenten der Republik Liberia den Betrag der Ausgaben zurückzubezahlen, die Liberia auf den Ankauf der Gallinasterritorien verwendet hat, und der in 1871 durch den damaligen liberianischen Finanzminister ANDERSON zusammengestellt worden war. (Folgt die spezialisirte Aufzählung der genannten Ausgaben).

Im Besitze dieses Dokumentes verabschiedete sich HAVELOCK am 25. März und kehrte nach Sierra Leone zurück.

Die gleichzeitige Anwesenheit des amerikanischen Kriegsschiffes „Edith" war nicht im Stande gewesen, den Erklärungen der

[1] So schlecht waren damals die hydrographischen Verhältnisse von Cape Mount bekannt, dass man in einem so wichtigen Contrakte den Cape Mount- und Mahfa River identificirte, was später zweifellos zu neuen und ernsten Differenzen geführt hätte, falls der Contrakt wirklich angenommen worden wäre.

[illegible] hat er bis jetzt mit sicherer und [illegible] des Staates geführt und Handel und [illegible] durch weise Maassregeln [illegible] Die Einkünfte des Staates sind unter seiner [illegible] vergrössert, und Schritte sind gethan, [illegible] Papiergeld wieder auf höhern Kurs [illegible] von Eingebornen am Little Cape Mount [illegible] April 1884 wurde durch eine liberianische [illegible] unterdrückt, und ebenso ein Aufruhr unter den [illegible] Grand Bassa.

[illegible] kein unbedingter Freund des Freihandelsystems [illegible] hohe Eingangszölle die Staatseinkünfte zu vergrös- [illegible] inländische Produktion zu heben sucht, so wurden [illegible] Regierung allmälig einige neue, bisher geschlos- [illegible] Küstenplätze den weissen Kaufleuten zugänglich [illegible] schon unter der Präsidentschaft Gardner's, in 1881, wurde [illegible] und Sass Town geöffnet, zu Anfang 1884 folgte [illegible] der Kruküste, und zu Anfang 1885 auch Cavally [illegible] (Cablica) am Cavally River.

Die einzige schwarze Wolke, die augenblicklich schwer über dem liberianischen Staatshaushalte hängt, ist die grosse Staatsschuld. Wohl war Johnson auch in dieser Richtung bestrebt, Abhülfe zu schaffen, doch ist es bis heute noch nicht gelungen, [illegible] etwas von den von Jahr zu Jahr grösser werdenden Staatseinnahmen zu diesem Zwecke abzusondern, und wenn nicht [illegible] andere Mittel und Wege gefunden werden, um die englischen Gläubiger zu befriedigen, so können schwere Calamitäten [illegible] unmöglich ausbleiben. Nach Ablauf der Rückzahlungs- [illegible] wurde der liberianische Generalconsul für Belgien, [illegible] ermächtigt, alljährlich eine bedeutende Zahl der in [illegible] kursirenden liberianischen Staatspapiere aufzukaufen und [illegible] der belgischen Faktoreien verrechnen zu las- [illegible] Projekt wurde zwar durch die Kammern gutgeheissen, [illegible] Ausführung. Indessen gelang es Liberia in 1886, [illegible] der Rückzahlung der Staatsschuld um drei Jahre, [illegible] verlängern.

III.

Staatswirthschaftliche und merkantile Verhältnisse.



Präsident St. A. Benson.

Einwohnerzahl. — Verhältniss der Liberianer zu den Eingebornen. — Einwanderungen aus Amerika. — Die *Apprentice Law.* — Aufstand in Half Cavally. — Wehrpflicht und Militärwesen. — Besoldungen bei der Armee. — Münzwesen. — Papiergeld. — Finanzielle Hülfe von Seiten Amerika's. — Das Goldgesetz. — Vernichtung von Papiergeld. — Bezahlungsmodus für Rechnungen an den Staat. — *Specific duties.* — Staatsrechnungen von 1882/83 und 1883/84. — Ein- und Ausfuhrzölle und Steuern. — Industrie. — Handel: Ausländische Handelsfirmen. — Englische Dampferlinien. — Kleinhandel an Bord derselben. — Die Woermann Linie. — Belgische Dampfer. — Landesprodukte. — Importwaaren. — Europäische Faktoreien. — Tauschhandel. — Postverbindungen. — Consulate.

Ueber die Ausdehnung des liberianischen Grundgebietes, sowohl die Küste entlang als auch landeinwärts, wurde bereits früher das Nöthige mitgetheilt. Nach liberianischer Auffassung erstreckt sich dieses Gebiet weiter landeinwärts, als es durch die Eingebornen wirklich anerkannt wird. So giebt Wauwermans dasselbe auf

mehr als 37.200 Quadratkilometer an, die Bevölkerungszahl aber auf 18.000 civilisirte Neger (grösstentheils Americo-Liberianer) und 1.050.000 Eingeborne! Pater Bouzeix schätzt die gesammte Einwohnerzahl sogar auf 1.500.000. Beide Schätzungen halte ich, nach der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung der von mir besuchten Gegenden zu urtheilen, für entschieden zu hoch, doch möchte ich diesen Zahlen bei der grossen Unbekanntheit mit dem Innern und der gänzlichen Unsicherheit, wie weit man dasselbe als zu Liberia gehörig betrachten darf, nicht gerne eine andere gegenüberstellen. Das einzige, was man mit genügender Bestimmtheit weiss, ist, dass die Colonisationsgesellschaft während der ganzen Dauer ihrer Thätigkeit in 180 Fahrten über 15.000 Neger und Mulatten nach Liberia transportiren liess, während durch Kreuzer beinahe 6.000 Neger dort gelandet wurden, welche an Bord von gekaperten Sklavenschiffen gefunden worden waren, so dass, wenn diese importirte Bevölkerung sich seither an Zahl gleich geblieben wäre, dieselbe jetzt ungefähr 20.000 Seelen betragen würde. Eine Volkszählung ist in Liberia nie vorgenommen worden; doch wird man nicht allzusehr fehlgehen, wenn man diese runde Zahl als richtig annimmt. Jede dieser aus Amerika herübergebrachten Personen kostete der Colonisationsgesellschaft 100 Dollars, wovon die eine Hälfte als Passagegeld, die andere zur Verabreichung von Lebens- und andern Existenzmitteln während der ersten sechs Monate verwendet wurde. Jeder Immigrant erhielt zwei Loose zu je fünf Acker Land, und Familienvätern wurde überdies noch eine Zugabe gewährt, die nach der Kinderzahl berechnet wurde, doch für einen und denselben Familienvater nicht mehr als 25 Acker betragen durfte. Nebstdem steht aber jedem Liberianer frei, durch Kauf, sei es vom Staat oder von Privatpersonen, soviel Grundbesitz zu erwerben, als ihm möglich ist. Das sämmtliche nicht unter Liberianer vertheilte Land gehört dem Staat, und kein Negerfürst im Innern Liberia's hat das Recht, sein Grundgebiet an jemand anders als an die liberianische Regierung abzutreten.

Diejenigen Bewohner des Landes, welche gewöhnlich den Eingebornen als Liberianer gegenübergestellt werden, lassen sich in folgende drei Categorien vertheilen: 1) Die aus Amerika herüber-

gekommenen, civilisirten Immigranten, 2) die den Sklavenschiffen abgenommenen Neger, die entweder gar nicht oder doch nur kurze Zeit in Amerika gewohnt hatten, und 3) diejenigen Eingebornen, die sich den Liberianern zuneigen und schliesslich als Staatsbürger anerkannt werden. Die übrigen Eingebornen werden nicht als vollberechtigte Staatsbürger betrachtet, obschon dieselben, was die Rechtspflege betrifft, mit den Colonisten gleichgestellt sind. Das Verhältniss zum Staate für diejenigen, welche sich in den Niederlassungen der Colonisten aufhalten, ist durch ein besonderes Gesetz, den *Act, regulating the residence of native Africans within the Republic*, festgestellt. Dieses Gesetz lautet:

1. Alle eingebornen Afrikaner, die in einem der Centren der liberianischen Republik zu wohnen oder sich niederzulassen wünschen, Kinder sowohl als Erwachsene, sind verpflichtet, Kleider zu tragen, bei einer Busse von einem bis sechs Dollars im Uebertretungsfalle.

2. Kein Eingeborner unter dem Alter von 18 Jahren kann in die Familie eines Colonisten aufgenommen werden ohne einen Contrakt, in welchem die Dauer seines Aufenthalts genau festgestellt ist.

3. Jeder Eingeborne zwischen 16 und 60 Jahren, der in einer liberianischen Niederlassung ansässig ist, hat die Pflicht, sich an den öffentlichen Gemeindearbeiten, wie Anlage und Instandhaltung von Strassen, Brücken u. s. w. zu betheiligen, im gleichen Maasstabe wie die Americo-Liberianer und nach den Vorschriften, welche durch die betreffenden Behörden gegeben werden.

4. Die den Sklavenschiffen abgenommenen Afrikaner, die der Republik einverleibt worden und im Stande sind, ein geordnetes Gemeinwesen zu gründen, erhalten zu diesem Zwecke von der Regierung Grundbesitz.

Die zu dieser letztern Categorie von Liberianern gehörenden Leute verdienen wohl mit einigen Worten besprochen zu werden. Sie sind allgemein unter dem Namen von Congo bekannt, weil die grösste Mehrzahl derselben wirklich vom Congo hergebracht worden war. Bis dahin haben sie ihre Nationalität zum grossen Theil zu bewahren gewusst, und Vermischungen mit Americo-Liberianern sowohl als mit Eingebornen haben noch nicht in hohem Maasse stattgefunden. Sie haben sich theils am obern

[illegible] Pfefferküste von Osten und am [illegible] Robertsport Lake und am Südwest- [illegible] Cape Mount, sowie in der Nähe von [illegible] Ackerbauer und gute Jäger. [illegible] die Hauptstadt des Landes als auch Robertsport [illegible], gelegentlich auch mit [illegible] und Congotown auf Oberen. [illegible] Lake und Congotown bei Robertsport [illegible] die Congo gegründet und bewohnt. [illegible] ursprüngliche Sprache [illegible] infolge ihrer vielfachen [illegible] auch etwas Englisch [illegible] geworden. Der Wochenmarkt [illegible] durch die Congoneger mit [illegible], denn die eigentlichen [illegible] auch die Eingebornen, [illegible] anzubauen, als sie für ihre [illegible] Eine andere Eigenthümlichkeit, [illegible] Congo gefunden habe, ist die, dass [illegible] veranstalten, wobei sie sich sowohl [illegible] als Treiber bedienen. Es ist keine [illegible] mit Perkussionsgewehren bewaffnete Congo- [illegible] eine Treibjagd auf Antilopen und Büffel [illegible]

[illegible] wurden die Congo durch die sogenannten [illegible] ebenfalls von amerikanischen Kreuzern [illegible] und in Liberia angesiedelte Sklaven, [illegible] Sprache und theils auch ihre ursprüng- [illegible] bewahrt haben.

[illegible] Colonisationsgesellschaft gegenwärtig [illegible] eingeschränkt hat und die Lust bei den noch [illegible] Farbigen, um nach Liberia auszuwan- [illegible] vermindert ist, hält erstere doch stets noch [illegible] in Monrovia. Bis zu seinem Tode in 1880 be- [illegible] Präsident WARNER dieses Amt; später [illegible] Mr. C. T. O. KING, den jetzigen Bürgermeister von [illegible], übergegangen. Nach einigem Stillstand in der

Einwanderung sind im April 1887 etwa 100 neue Emigranten aus Amerika nach Liberia gekommen und haben sich in der Nähe von Cape Palmas, woselbst man ihnen Grundbesitz anwies, angesiedelt. Etwas östlich von Cape Palmas, am Cavally River, hatten sich in jüngster Zeit infolge der Initiative des Methodistenbischofs TAYLOR zahlreiche Familien von weissen, methodistischen Missionären aus Amerika niedergelassen. Dieselben waren gute Ackerbauer und Handwerker und von der amerikanischen methodistischen Missionsgesellschaft unabhängig. Sie beabsichtigten eine sogenannte *self-supporting* (durch eigene Mittel bestehende) *Mission* zu gründen. Gegen Ende 1886 kam eine Anzahl von etwa 30 Personen an, und im Laufe von 1888 sollten noch mehr folgen. Man hoffte allgemein, dass diese durch grossartige Geldmittel ermöglichte Colonisation nicht ermangeln werde, an dem schönen Cavally River ein reges Leben zu entfalten und wohlthätig auf die Eingebornen zu wirken. Leider sind infolge der gleich zu erwähnenden, noch stets anhaltenden Wirren am Cap Palmas viele dieser Einwanderer nach Amerika zurückgekehrt, und den andern war es bis jetzt nicht möglich, von dem ihnen angewiesenen Terrain am genannten Flusse Besitz zu nehmen.

In 1888 haben sich zahlreiche farbige, aus Amerika gekommene Immigranten in der Nähe von Pakaicoro bei Robertsport niedergelassen, wodurch die dortige Ansiedlung bedeutend verstärkt wurde. Jedenfalls wäre es sehr wohl möglich, dass bei der in der letzten Zeit in den Vereinigten Staaten mehr als je sich geltend machenden Intoleranz dem farbigen Elemente gegenüber dieses letztere veranlasst würde, wieder mehr als früher nach Liberia auszuwandern. Eine starke Zufuhr von fleissigen und energischen neuen Ansiedlern aber könnte diesem Lande nur zum Vortheil gereichen.

Glücklicherweise besitzt Liberia auch in den Eingebornen ein nicht zu unterschätzendes Element. Freilich giebt es wenig Eingeborne, die sich durch die Vorzüge des liberianischen Staatshaushaltes angezogen fühlen und sich als Staatsbürger aufnehmen lassen; doch ist es in Liberia Gewohnheit, dass man Kinder von Eingebornen in seine Familie aufnimmt. Obschon nun viele derselben, einmal erwachsen, wieder die Lebensweise der Eingebornen annehmen und in ihren Heimatort zurückkehren, so

finden doch wieder Andere Geschmack an der civilisirtern Lebensweise der Liberianer, setzen sich irgendwo im Gebiete der Republik fest und werden Staatsbürger. Ein besonderes Gesetz, die sogenannte *Apprentice Law*, regelt das Verhältniss dieser angenommenen Kinder zu ihren Pflegeeltern. Dieses Gesetz bestimmt hauptsächlich, dass ein solches Kind bis zu seinem achtzehnten Altersjahre in der Familie seiner Pflegeeltern zu bleiben verpflichtet ist. Dadurch ist den letztern die Garantie gegeben, dass sie, wenn das Kind einmal dermassen erstarkt ist, um sich an den täglichen Arbeiten in Haus und Feld betheiligen zu können, aus dieser Arbeit Nutzen zu ziehen vermögen, der dann die früher auf den Pflegling verwendeten Unkosten wieder vergütet. Ohne dieses Gesetz würden die rechtmässigen eingebornen Eltern ihre Kinder in den meisten Fällen wieder zurückholen, sobald sie etwas Englisch gelernt haben und ihr eigenes Brod zu verdienen im Stande sind, wie dies auch jetzt, trotz des schützenden Pflegekinder-Gesetzes, noch gar zu oft der Fall ist.

Ueber die Rechtsverhältnisse ist schon im vorigen Capitel das Wissenswertheste mitgetheilt worden, und will ich hier nur noch beifügen, dass der Staat sein eigenes, gedrucktes Gesetzbuch besitzt und dass Advokaten vor einer zu diesem Zwecke eingesetzten, aus Advokaten bestehenden Commission ein Examen ablegen müssen, um an der *bar* zugelassen zu werden.

Wie schon früher erwähnt, haben sich die Liberianer nur auf grössern, für Handel und Landbau günstig situirten Plätzen angesiedelt, und das ganze übrige Gebiet, selbst der Küste entlang, ist nach wie vor faktisch im Besitze der Eingebornen geblieben. Da aber die Republik das Besitzrecht des ganzen Landes beansprucht, so hat sie auch die Verantwortlichkeit zu tragen für Alles, was sich auf ihrem Grundgebiet ereignet und eventuell im Stande ist, die Interessen von fremden Staatsangehörigen in völkerrechtswidriger Weise zu schädigen. Dass dies der liberianischen Regierung oft schwer genug fällt, haben wir schon im vorigen Capitel zu sehen Gelegenheit gehabt. Aber auch zur Erhaltung des innern Friedens werden an die Regierung ab und zu recht bedeutende Anforderungen gestellt, denn Unruhen unter den Stämmen der Eingebornen, wodurch die Interessen des Staates geschädigt werden, ja förmliche Feindseligkeiten gegen-

über letzterem, sind nicht selten und erfordern gelegentlich militärische Expeditionen von Seiten Liberia's. Diese Expeditionen aber sind sehr kostspielig, und da zu einer solchen ein Beschluss der gesetzgebenden Versammlung erforderlich ist, so behilft man sich zur Züchtigung aufständischer Gebiete manchmal damit, diesen ihre Handelsbeziehungen abzuschneiden, d. h. allen Handel mit ihnen zu verbieten (*to stop trade*), bis ihre Häuptlinge sich zu einem versöhnlichen Verhalten bereit finden lassen. Dieses war z. B. vor einem Jahre mit Tembo, einem Küstenplatze zwischen Little Culloh und River Cess, der Fall, und ist es gerade jetzt auch zwischen Cape Palmas und dem Cavally River, wo die Eingebornen von Half Cavally den Liberianern den Gehorsam gekündet haben. In diesem letztern Platze hat sich nämlich das Folgende zugetragen:

Im Jahre 1886 kam dort ein Schiff aus Bristol und trieb mit den Eingebornen Handel, obschon dieser Platz für fremde Kaufleute nicht geöffnet ist. Von diesem unerlaubten Handel, der natürlich die Interessen des Staates schädigte, benachrichtigt, sandten die liberianischen Behörden ein Ruderboot hin, um den Kapitän des genannten Schiffes auf das ungesetzliche seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen. Der Kapitän antwortete aber, dass er dazu von den Häuptlingen der Eingebornen Erlaubniss erhalten habe, und dass Erstere behaupteten, dass ihr Gebiet von Liberia unabhängig sei. Die weitern Verhandlungen hatten zur Folge, dass das Schiff den Platz verliess und die Häuptlinge von Half Cavally zur Verantwortung nach Cap Palmas aufgerufen wurden. Dort verurtheilte man sie zu einer Busse von 200 Dollars, welche theils in Landesprodukten, theils in geldwerthigem Papier entrichtet wurde. Kurz darauf aber begannen die Verwicklungen von Neuem, indem eine englische Firma einen weissen Agenten nach Half Cavally sandte, welcher unter dem Schutze der Häuptlinge eine Faktorei errichtete, mit den englischen Postdampfern Waaren erhielt und Landesprodukte verschiffte, ohne seinen Verpflichtungen gegenüber dem liberianischen Fiskus nachzukommen. Wiederum wurden die Häuptlinge vorgeladen, um sich zu verantworten, doch folgten sie der Vorladung nicht, sondern weigerten sich, die Souveränität Liberia's anzuerkennen. Der Stamm theilte sich nun in zwei Parteien, von

[illegible] christliche, auf die Seite der Republik trat, die [illegible] sich von derselben lossagte. Diese Spannung dauerte [illegible] Zeit an, da einerseits die liberianische Regierung zu [illegible] war, um mit Waffengewalt einzuschreiten, andererseits [illegible] die Aufständischen keine feindlichen Anfälle gegen Liberia [illegible] Inzwischen stand jedoch Handel und Verkehr so [illegible] still, auch am Cavally, da, um zu Lande die Faktoreien [illegible] diesem Flusse zu erreichen, Half Cavally passirt werden musste, was die Liberianer nicht zu thun wagten. Zu Anfang 1887 verjagten die Aufständischen die regierungsfreundlichen, christlichen Einwohner aus ihren Besitzungen, so dass diese genöthigt waren, in Harper und Latrobe eine Zuflucht zu suchen. Das wiederholt verbreitete Gerücht, dass die Aufständischen einen Anfall auf Harper vorbereiteten, hat sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. In ganz Liberia wurden für die Flüchtlinge Liebesgaben gesammelt. Auch augenblicklich ist das Verhältniss noch sehr gespannt, und es wird auf die Dauer wohl eine militärische Intervention nöthig werden, zu welcher Liberia nach den früher mit den kriegerischen Grebo gemachten Erfahrungen jedenfalls nur sehr ungern übergehen wird.

Trotz solchen und ähnlichen Fällen ist das Verhältniss der Liberianer zu den Eingeborenen nicht schlecht, da Liberia den letzteren so viel wie möglich ihre volle Autonomie gelassen hat, ihnen keine direkten Steuern auferlegt und aus gut eingesehenem, eigenem Interesse freundschaftliche Beziehungen mit den inländischen Häuptlingen zu unterhalten bestrebt ist.

Immerhin ist Liberia verpflichtet, auf alle Eventualitäten gefasst zu sein und hat daher schon mit der Gründung der Colonie eine Bürgerwehr geschaffen, die schon zu wiederholten Malen Gelegenheit hatte, mit Waffengewalt den Anmaassungen des einen oder andern Negerfürsten entgegenzutreten, feindliche Ueberfälle abzuwehren oder Aufstände unter den Eingebornen, leider auch mehr als einmal solche im Schoosse der Republik selbst, zu unterdrücken.

Nach dem Wortlaute der Staatsverfassung ist jeder liberianische Staatsbürger vom 16. bis 60. Altersjahre wehrpflichtig. Die bewaffnete Macht besteht aus vier Regimentern Infanterie, wovon

zwei auf die Provinz Messurado, je eines auf Bassa und Sinoe und das vierte auf Maryland fallen, und bilden zusammen eine Brigade, die den Befehlen eines Brigadegenerals, gegenwärtig Mr. SHERMAN in Monrovia, unterstellt ist. Der Oberbefehl über dieselbe kommt dem Präsidenten zu. Alle vier Regimenter zusammen zählen augenblicklich etwa 3000 Mann. Diejenigen der Provinz Messurado sind die am besten gedrillten, bewaffneten und uniformirten von allen. Zwei Compagnien des einen dieser Regimenter fallen auf die Ansiedlungen am Junk River, zwei andere auf diejenigen am St. Paul und zwei auf Grand Cape Mount, wo überdies, infolge der wiederholten Einfälle der Kosso in das befreundete Gebiet der Vey, der Superintendent Mr. WATSON ein unter Leitung von Offizieren der Miliz stehendes Kadettencorps, *the Robertsport Lilliputian Guards*, gegründet hat. Jedes Regiment besteht aus sechs Compagnien, und sein Stab zählt einen Colonel, einen Oberst-Lieutenant, einen Major, einen Quartiermeister, einen Offizier der Administration, einen Arzt (falls einer vorhanden) mit Lieutenantsrang und einen Tambourmajor mit dem Rang eines Sergeanten. Der Effektivstand einer Compagnie ist: Ein Hauptmann, zwei Lieutenants, ein Instruktor, vier Sergeanten, vier Korporale, zwei Tambours, ein Pfeifer und wenigstens 50 Mann Gemeine. In Monrovia besteht ausserdem noch eine Compagnie *volunteers*, die auf eigene Rechnung uniformirt und bewaffnet sind und als das Elitecorps der Armee betrachtet werden. Die übrigen Truppen werden auf Rechnung der Regierung bewaffnet und erhalten von dieser Sold und Beköstigung für die Tage, während welcher sie unter den Waffen stehen. Stehende Truppen werden nicht gehalten. Der Einfachheit halber hat man die Militärreglemente der Vereinigten Staaten adoptirt. Die monatlichen Besoldungen, nach denen der Tagessold berechnet wird, werden in Papiergeld (worüber später mehr) ausbezahlt und betragen:

Brigadegeneral	40	Dollars,	4	Rationen.
Colonel	38	„	3	„
Oberstlieutenant	35	„	3	„
Major	30	„	3	„
Hauptmann	22	„	2	„
Lieutenant und Instruktor.	17	„	2	„

Wachtmeister	15 Dollars,	1 Ration.
Corporal	10 „	1 „
Soldat	8 „	1 „

Die militärischen Exercitien der Compagnie haben alle zwei Monate einmal, diejenigen des Regiments zweimal jährlich stattzufinden, doch werden sie in der Regel schlecht besucht, wie überhaupt Zucht und Ordnung oft viel zu wünschen übrig lassen. Mit vollem Recht liess daher das in Monrovia erscheinende Blatt *The Excelsior News*, das für kurze Zeit den eingegangenen *Observer* ersetzte, in seiner Nummer vom 26. Mai 1887 folgende Klage laut werden: „Die Parade des zweiten Regiments für dieses Jahr fand am Mittwoch und Donnerstag, 11. und 12. Mai, in Caldwell statt. Die Parade von Donnerstag zeigte deutlich, dass diejenige Behörde, die mit dem Einfordern der Bussen beauftragt ist, es nicht allzu genau nimmt, denn statt im Gliede zu stehen, spazierten zahlreiche Söhne Mars', mit Sonnenschirmen statt mit Musketen und Schwertern bewaffnet, an der Seite von jungen Damen durch die Strassen von Caldwell, und beim Appel waren von dem ganzen Regiment nur 300 Mann auf dem Platze. Wir hoffen, dass die befugten Autoritäten für das Einziehen der Bussen sorgen werden; denn wenn dieser unhaltbare Zustand länger fortdauert, so wird es mit unserer militärischen Macht bald zu Ende sein, und den Offizieren wird bald der Muth vergehen, sich eine passende Uniform anzuschaffen."

Wer einmal Gelegenheit hat, der Heerschau in Caldwell oder einer Parade auf dem *Governments Square* in Monrovia am Jahrestage der Gründung der Republik beizuwohnen, der wird sich eines mitleidigen Lächelns kaum enthalten können. Glücklicherweise können die liberianischen Truppen sich auch ohne die bei uns übliche Präzision in der Drillung behelfen, da ihre Dienste nicht verlangt werden, um einer gutgeschulten Truppenmacht gegenüberzutreten. Etwas bessere Mannszucht wäre dagegen diesen liberianischen Milizen dringend zu empfehlen.

Obschon nach dem Wortlaut des Gesetzes der Staat verpflichtet ist, für sämmtliche Uniformen zu sorgen, so sehen wir aus obigem Citat, dass dies, wenigstens was diejenigen der Offiziere betrifft, keineswegs der Fall ist, und ich will gleich hinzufügen, dass

auch der Soldat faktisch, mit Ausnahme von Gewehr und Säbel, in den meisten Fällen selbst für seine Ausrüstung zu sorgen hat und diese denn auch im Nothfalle, d. h. bei einem Feldzuge, so praktisch einrichtet, als die beschränkten Mittel es ihm eben erlauben. So wurde im Jahre 1881 die Sendung von Truppen nach Grand Cape Mount wochenlang verzögert, weil viele Soldaten keine Schuhe hatten und diese in so grosser Zahl nicht in kurzer Frist zu beschaffen waren [1]), und bei dem Feldzuge nach Little Cape Mount in 1884 mussten Schultaschen aus den Faktoreien und selbst mitten durchgesägte Branntweinkistchen als Tornister dienen. Dass die seiner Zeit (siehe vorn) durch Kaiser Napoleon III. gesandten Uniformen schon längst abgetragen sind, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Gegenwärtig behilft man sich damit, bei der Einberufung einen weissen Leinwandstreifen auf die Naht der dort allgemein getragenen blauen Kattunhose zu nähen, der nachher wieder entfernt wird. Auch sieht man gelegentlich ausrangirte Uniformstücke, die für wenig Geld aus Europa importirt werden, und hie und da paradirt Einer in einer feuerrothen, englischen Uniformjacke. Nur die *volunteers* in Monrovia haben einheitliche und sehr kleidsame Uniformen und Képis von blauem Kattunstoff, mit weissen Streifen besetzt. Die Gewehre sind meist Vorlader; wer aber einen *Snider-* oder *Winchester-rifle* und die dazu gehörige Munition besitzt, bringt diese mit. Die Offiziere besitzen meist schöne Tuchuniformen von vorzüglichem Schnitt, die sie in Europa anfertigen lassen. Geregelte Artillerie giebt es in Liberia nicht; wohl aber werden in den meisten Feldzügen ein paar alte Schiffskanonen oder Mörser [2]) auf zu diesem Zwecke selbstverfertigten Lafetten mitgenommen, wohl mehr um damit zu imponiren als um wirklichen Nutzen daraus zu ziehen.

---

[1]) Die Belagerung eines befestigten Platzes im Innern z. B. ist für baarfüssige Truppen unmöglich, da die Eingebornen die Zugänge zu solchen Plätzen mit in den Boden gesteckten, spitzigen Holzpflöcken spicken, die beim Auftreten in den Fuss eindringen und abbrechen. Gelegentlich sollen solche Pflöcke auch vergiftet werden.

[2]) In den Zeughäusern von Monrovia und Grand Bassa liegen einige Bronzekanonen, die vor etwa 15 Jahren aus Amerika bezogen worden sind.

mit dem alten Spruch: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren." Die Deutschen aber dachten anders und sandten die Corvette aufs Neue hin, um das Geld einzutreiben. Als man nochmals zögerte und sich mit der Leerheit der Staatskasse entschuldigte, stellte der Commandant einen letzten Termin, weigerte eine Abschlagszahlung, die man ihm überbrachte, anzunehmen, weil seine Ordre auf den vollen Betrag laute, und liess durchblicken, dass ein Bombardement in Aussicht stehe. Im letzten Augenblicke wurde der fehlende Betrag durch die deutsche und holländische Faktorei vorgeschossen, und damit war diese Sache für immer erledigt.

Die Gefangenen wurden in Monrovia gut behandelt und, nachdem sie einige Wochen gesessen hatten, gegen eine Bürgschaft von 5,000 Dollars wieder entlassen, da man einerseits es bald überdrüssig geworden war, dieselben länger zu füttern, andererseits aber mit den betreffenden Stämmen lieber in Freundschaft leben wollte.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich später bei River Cess. Dort fuhr nämlich der englische Postdampfer „Corisco" auf einen unter Wasser befindlichen Felsen (siehe die Karte vom River Cess). Mannschaften und Passagiere, worunter einige Damen, retteten sich in den Böten, doch wurden sie durch die Eingebornen, die in ihren Canoes massenweise herankamen, statt nach der holländischen Faktorei, westlich von der Flussmündung an den Strand gebracht und geplündert, nachher aber von Herrn Everts, dem holländischen Agenten, aufs Gastfreundlichste aufgenommen und mit den nothwendigsten Kleidern versehen.

Nach Ablauf der Vice-Präsidentschaft A. F. Russel's in 1883 wurde Professor Hilary Richard Wright Johnson, der Sohn des tapfern, am 28. März 1849 verstorbenen Elijah Johnson, unter allgemeinem Enthusiasmus zum Präsidenten gewählt und bekleidet er diese Würde nun schon während vier aufeinanderfolgender Perioden. Johnson wurde am 1. Juni 1837 in Monrovia geboren und absolvirte in 1857 die damals dort bestehende, später nach dem St. Paul's River verlegte *Alexander High School.* Von 1858—1861 war er Vorsteher der *Baptist High School* und redigirte während jener Zeit den damals in Monrovia erscheinenden *Liberia Herald.* In 1861 wurde er in das Repräsentantenhaus

ben Münzen wurde 1862 mit dem nämlichen Gepräge, nur mit neuer Jahrzahl, in Kurs gebracht.

Gegenwärtig ist auch viel englisches Silbergeld in Umlauf, sowie auch deutsches und holländisches, durch die betreffenden Faktoreien eingeführt und nur von diesen an Zahlungsstatt angenommen. Auch cirkulirt in den letzten Jahren viel amerikanisches, englisches und deutsches Gold. Viel Silber wird jedoch dem Verkehr durch die Eingebornen entzogen, die sehr auf silbernen Schmuck erpicht sind und die in ihren Besitz fallenden Silbermünzen theils als Zierat an den Leib hängen, theils durch ihre Silberschmiede zu Schmucksachen verarbeiten lassen. Auch geht fortwährend viel gemünztes Geld nach den englischen Postdampfern, theils für Passagebillete, theils zur Bezahlung von Frachten und zum Ankauf von Artikeln, die massenhaft an Bord dieser Dampfer zum Kaufe angeboten werden. Die Liberianer sowohl als auch die Eingebornen sind gewohnt, nach Dollars, Shillings und Sixpences zu rechnen, kleinere Beträge berechnet man bequemer in Cents. Um dem immerfort sich fühlbar machenden Mangel an gemünztem Gelde abzuhelfen, hatte die liberianische Regierung schon früher Papiergeld, sogenannte *currency*[1]), ausgegeben, das stets vollen Kurs behielt, bis schliesslich bei einer spätern Gelegenheit noch mehr Papiergeld in Umlauf gebracht wurde, wodurch sofort eine bedeutende Entwerthung desselben eintrat. Diese nahm noch zu, als die Bestimmung in Kraft trat, dass ein Theil der Einfuhrzölle in Gold bezahlt werden müsse und somit die Verwendung für dieses Zahlmittel eingeschränkt wurde.

Die Einnahmen des Staates bestanden von jeher und bestehen auch jetzt noch zum weitaus grössten Theile in Ein- und Ausfuhrzöllen und Licenzen (Patentgebühren). Dazu kommen noch eine Grund- und Gebäudesteuer (*Ground Tax*), eine Kopfsteuer (*Poll Tax*)[2]), die aber nie regelmässig eingetrieben wird, ferner die Einnah-

---

[1]) Der erste Versuch zur Einführung von Papiergeld wurde schon in 1840 gemacht.

[2]) Diese wird von Erwachsenen männlichen Geschlechts erhoben und beträgt einen Dollar per Jahr. Das Gesetz bestand schon lange, wurde aber erst in den letzten Jahren etwas strenger gehandhabt.

men aus Landverkäufen, sowie einige Hafenabgaben für einlaufende Schiffe, wie Anker- und Tonnengeld und eine kleine Abgabe in Monrovia und Cap Palmas zu Gunsten der dort unterhaltenen Leuchtthürme, deren durch gewöhnliches Petroleum genährte Lichter aber keineswegs den an sie gestellten Anforderungen genügen[1]).

Ueberdies wird auch eine Abgabe von einem Dollar von jedem *Krooboy* erhoben, der sich an Bord von Dampf- und Segelschiffen verdingt und mit diesen für eine gewisse Zeit ausser Landes geht. In jedem Küstenplatze, wo diese Vermiethungen stattfinden, ist ein besonderer Beamter (*Shipping Master*) angestellt, der dieselben genau überwacht und dafür sorgt, dass ein gehöriger Contrakt geschlossen wird, nach welchem die Kapitäne sich verpflichten, die gemietheten *boys* nach einer festgesetzten Frist wieder an den Platz der Aufnahme zurückzubringen. Früher wurde englischerseits wiederholt versucht, in Liberia Kruneger für Kriegsdienste anzuwerben; doch hat Liberia nie in diesen Vorschlag eingewilligt. Wohl aber sind in den letzten Jahren wiederholt Kruneger und auch andere Eingeborne für die Arbeiten am Panamakanal und als Soldaten in der Armee des Congostaates angeworben worden, und zwar unter ähnlichen Bedingungen wie diejenigen, welche für die Küstenfahrt bestehen und die in der sogenannten *Shipping Law* enthalten sind.

Die Ausgaben des Staates scheinen in der Regel die Einnahmen zu übertreffen. Die bedeutendsten Ausgabeposten sind diejenigen für Besoldung der gesetzgebenden Behörden und der Staatsbeamten, für Administration, Landesvertheidigung, Unterricht und öffentliche Bauten.

---

[1]) Die englischen und Woermann'schen Postdampfer haben als solche, da sie die Postverbindung mit der Aussenwelt vermitteln, kein Anker-, Tonnen- und Feuergeld zu bezahlen. Für die übrigen Kauffahrteischiffe beträgt das Ankergeld 12 Dollars die Reise, das Feuergeld drei Dollars in Monrovia und drei in Cape Palmas, und eine Ein- und Ausklargebühr von anderthalb Dollar für jeden Platz. Das Tonnengeld beträgt 50 Dollarcents per Tonne für ein ganzes Jahr. Ein Schiff von 300 Registertonnen hat also eine einmalige jährliche Abgabe von 300 × 50 Cents zu bezahlen, gleichviel ob es Liberia ein- oder mehrmal im Jahr besucht. Diese Abgabe wird an die Behörde des ersten Hafenplatzes entrichtet, den das Schiff anläuft.

Nach Allem, was wir bis heute von Liberia wissen, kann sich dieses Land nicht rühmen, grosse Finanzmänner hervorgebracht zu haben. Schon in der Gründung des Staates selbst liegt die Wurzel des Uebels, indem man sich in Liberia viel zu wenig auf seine eigene Kraft verlässt und zu viel von aussen erwartet. Mit amerikanischen Mitteln wurde die Colonie gegründet und bis zum Jahre 1847 unterhalten; aus amerikanischem Gelde wurden und werden zum Theil jetzt noch Kirchen gebaut, Geistliche besoldet, Schulen unterhalten und Lehrer angestellt. Ein Amerikaner hat das Geld hergegeben, um durch einen Liberianer das Innere des Landes bereisen zu lassen und womöglich neue Hülfsquellen zu entdecken, und derselbe Amerikaner unterstützt jetzt noch, wie wir früher gesehen haben, die nach ihm genannte Gemeinde Schieffelinsville. Die einzigen Kriegsschiffe, die der Staat je besass, hat er von der englischen und französischen Regierung geschenkt erhalten, und mehr als einmal wurde zur Unterdrückung von Aufständen mit Erfolg die Hülfe fremder Kriegsschiffe eingerufen. Die Ausgaben der amerikanischen Colonisationsgesellschaft für Liberia von 1820 bis auf die Gegenwart werden auf nahezu drei Millionen Dollars berechnet, und die Ausgaben der zahlreichen, durch andere amerikanische Gesellschaften gegründeten Missionen sind bis zur Stunde zu enormen Summen, alle durch freiwillige Beiträge in Amerika zusammengebracht, angewachsen. Kann es nach alledem noch befremden, wenn der Liberianer, von Jugend auf an diese Hülfe von aussen gewöhnt, schliesslich ein Recht auf diese Unterstützung zu haben glaubt und seine Kraft nicht in sich selbst, sondern bei Fremden sucht? Nicht allein, dass bei jeder philanthropischen Unternehmung, wie gegenwärtig z. B. bei der Beschaffung von Geldern zur Gründung eines Hospitals in Monrovia, die Mildthätigkeit der Amerikaner in Anspruch genommen wird, nein, selbst die Pflanzer erwarten vielfach finanzielle Hülfe von aussen, behauptend, dass sie ohne Geld keine Kulturen anlegen können. Dieser Mangel an Energie trägt grossentheils auch an dem in Liberia herrschenden Creditsystem die Schuld, wovon später mehr, und die Staatsanleihe von 1871 hat demselben Charakterzuge ihren Ursprung zu danken.

Nach der Ernennung von Professor Johnson zum Präsidenten

mehr als 37,200 Quadratkilometer an, die Bevölkerungszahl aber auf 18,000 civilisirte Neger (grösstentheils Americo-Liberianer) und 1,050,000 Eingeborne! Pater Bourzeix schätzt die gesammte Einwohnerzahl sogar auf 1,500,000. Beide Schätzungen halte ich, nach der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung der von mir besuchten Gegenden zu urtheilen, für entschieden zu hoch, doch möchte ich diesen Zahlen bei der grossen Unbekanntheit mit dem Innern und der gänzlichen Unsicherheit, wie weit man dasselbe als zu Liberia gehörig betrachten darf, nicht gerne eine andere gegenüberstellen. Das einzige, was man mit genügender Bestimmtheit weiss, ist, dass die Colonisationsgesellschaft während der ganzen Dauer ihrer Thätigkeit in 180 Fahrten über 15,000 Neger und Mulatten nach Liberia transportiren liess, während durch Kreuzer beinahe 6,000 Neger dort gelandet wurden, welche an Bord von gekaperten Sklavenschiffen gefunden worden waren, so dass, wenn diese importirte Bevölkerung sich seither an Zahl gleich geblieben wäre, dieselbe jetzt ungefähr 20,000 Seelen betragen würde. Eine Volkszählung ist in Liberia nie vorgenommen worden; doch wird man nicht allzusehr fehlgehen, wenn man diese runde Zahl als richtig annimmt. Jede dieser aus Amerika herübergebrachten Personen kostete der Colonisationsgesellschaft 100 Dollars, wovon die eine Hälfte als Passagegeld, die andere zur Verabreichung von Lebens- und andern Existenzmitteln während der ersten sechs Monate verwendet wurde. Jeder Immigrant erhielt zwei Loose zu je fünf Acker Land, und Familienvätern wurde überdies noch eine Zugabe gewährt, die nach der Kinderzahl berechnet wurde, doch für einen und denselben Familienvater nicht mehr als 25 Acker betragen durfte. Nebstdem steht aber jedem Liberianer frei, durch Kauf, sei es vom Staat oder von Privatpersonen, soviel Grundbesitz zu erwerben, als ihm möglich ist. Das sämmtliche nicht unter Liberianer vertheilte Land gehört dem Staat, und kein Negerfürst im Innern Liberia's hat das Recht, sein Grundgebiet an jemand anders als an die liberianische Regierung abzutreten.

Diejenigen Bewohner des Landes, welche gewöhnlich den Eingebornen als Liberianer gegenübergestellt werden, lassen sich in folgende drei Categorien vertheilen: 1) Die aus Amerika herüber-

gekommenen, civilisirten Immigranten, 2) die den Sklavenschiffen abgenommenen Neger, die entweder gar nicht oder doch nur kurze Zeit in Amerika gewohnt hatten, und 3) diejenigen Eingebornen, die sich den Liberianern zuneigen und schliesslich als Staatsbürger anerkannt werden. Die übrigen Eingebornen werden nicht als vollberechtigte Staatsbürger betrachtet, obschon dieselben, was die Rechtspflege betrifft, mit den Colonisten gleichgestellt sind. Das Verhältniss zum Staate für diejenigen, welche sich in den Niederlassungen der Colonisten aufhalten, ist durch ein besonderes Gesetz, den *Act, regulating the residence of native Africans within the Republic*, festgestellt. Dieses Gesetz lautet:

1. Alle eingebornen Afrikaner, die in einem der Centren der liberianischen Republik zu wohnen oder sich niederzulassen wünschen, Kinder sowohl als Erwachsene, sind verpflichtet, Kleider zu tragen, bei einer Busse von einem bis sechs Dollars im Uebertretungsfalle.

2. Kein Eingeborner unter dem Alter von 18 Jahren kann in die Familie eines Colonisten aufgenommen werden ohne einen Contrakt, in welchem die Dauer seines Aufenthalts genau festgestellt ist.

3. Jeder Eingeborne zwischen 16 und 60 Jahren, der in einer liberianischen Niederlassung ansässig ist, hat die Pflicht, sich an den öffentlichen Gemeindearbeiten, wie Anlage und Instandhaltung von Strassen, Brücken u. s. w. zu betheiligen, im gleichen Maasstabe wie die Americo-Liberianer und nach den Vorschriften, welche durch die betreffenden Behörden gegeben werden.

4. Die den Sklavenschiffen abgenommenen Afrikaner, die der Republik einverleibt worden und im Stande sind, ein geordnetes Gemeinwesen zu gründen, erhalten zu diesem Zwecke von der Regierung Grundbesitz.

Die zu dieser letztern Categorie von Liberianern gehörenden Leute verdienen wohl mit einigen Worten besprochen zu werden. Sie sind allgemein unter dem Namen von Congo bekannt, weil die grösste Mehrzahl derselben wirklich vom Congo hergebracht worden war. Bis dahin haben sie ihre Nationalität zum grossen Theil zu bewahren gewusst, und Vermischungen mit Americo-Liberianern sowohl als mit Eingebornen haben noch nicht in hohem Maasse stattgefunden. Sie haben sich theils am obern

Messurado River, im Grassteppengebiete von Oldfield und am Junk River, theils auch am Fisherman Lake und am Südwestabhange des Cape Mount-Gebirges, sowie in der Nähe von Grand Bassa angesiedelt und sind fleissige Ackerbauer und gute Jäger, welche sowohl die Hauptstadt des Landes als auch Robertsport mit Knollenfrüchten und Gemüse, gelegentlich auch mit Wildpret versorgen. Die Orte Paynesville und Congotown auf Oldfield, sowie Tala am Fisherman Lake und Congotown bei Robertsport sind beinahe ausschliesslich durch die Congo gegründet und bewohnt. Diese Leute haben auch bis jetzt ihre ursprüngliche Sprache beibehalten; doch sprechen die meisten infolge ihrer vielfachen Berührung mit den Americo-Liberianern auch etwas Englisch und sind zum grossen Theil Christen geworden. Der Wochenmarkt in Monrovia wird beinahe ausschliesslich durch die Congoneger mit selbstgepflanzten Lebensmitteln beschickt; denn die eigentlichen Liberianer, und der Hauptsache nach auch die Eingebornen, pflegen nicht mehr Lebensmittel anzubauen, als sie für ihre eigenen Bedürfnisse nöthig haben. Eine andere Eigenthümlichkeit, die ich ebenfalls nur bei den Congo gefunden habe, ist die, dass die Männer grosse Treibjagden veranstalten, wobei sie sich sowohl der Leute als der Hunde als Treiber bedienen. Es ist keine Seltenheit, dass 20 – 30 mit Perkussionsgewehren bewaffnete Congomänner zusammen auf eine Treibjagd auf Antilopen und Büffel ausziehen.

In der Provinz Sinoe werden die Congo durch die sogenannten Aku ersetzt. Diese sind ebenfalls von amerikanischen Kreuzern auf dem Meere erbeutete und in Liberia angesiedelte Sklaven, die bis jetzt ihre eigene Sprache und theils auch ihre ursprünglichen Sitten treu bewahrt haben.

Obschon die amerikanische Colonisationsgesellschaft gegenwärtig ihre Thätigkeit stark eingeschränkt hat und die Lust bei den noch in Amerika verweilenden Farbigen, um nach Liberia auszuwandern, bedeutend vermindert ist, hält erstere doch stets noch einen Agenten in Monrovia. Bis zu seinem Tode in 1880 bekleidete der frühere Präsident Warner dieses Amt; später ist dasselbe auf Mr. C. T. O. King, den jetzigen Bürgermeister von Monrovia, übergegangen. Nach einigem Stillstand in der

Einwanderung sind im April 1887 etwa 100 neue Emigranten aus Amerika nach Liberia gekommen und haben sich in der Nähe von Cape Palmas, woselbst man ihnen Grundbesitz anwies, angesiedelt. Etwas östlich von Cape Palmas, am Cavally River, hatten sich in jüngster Zeit infolge der Initiative des Methodistenbischofs TAYLOR zahlreiche Familien von weissen, methodistischen Missionären aus Amerika niedergelassen. Dieselben waren gute Ackerbauer und Handwerker und von der amerikanischen methodistischen Missionsgesellschaft unabhängig. Sie beabsichtigten eine sogenannte *self-supporting* (durch eigene Mittel bestehende) *Mission* zu gründen. Gegen Ende 1886 kam eine Anzahl von etwa 30 Personen an, und im Laufe von 1888 sollten noch mehr folgen. Man hoffte allgemein, dass diese durch grossartige Geldmittel ermöglichte Colonisation nicht ermangeln werde, an dem schönen Cavally River ein reges Leben zu entfalten und wohlthätig auf die Eingebornen zu wirken. Leider sind infolge der gleich zu erwähnenden, noch stets anhaltenden Wirren am Cap Palmas viele dieser Einwanderer nach Amerika zurückgekehrt, und den andern war es bis jetzt nicht möglich, von dem ihnen angewiesenen Terrain am genannten Flusse Besitz zu nehmen.

In 1888 haben sich zahlreiche farbige, aus Amerika gekommene Immigranten in der Nähe von Pakaicoro bei Robertsport niedergelassen, wodurch die dortige Ansiedlung bedeutend verstärkt wurde. Jedenfalls wäre es sehr wohl möglich, dass bei der in der letzten Zeit in den Vereinigten Staaten mehr als je sich geltend machenden Intoleranz dem farbigen Elemente gegenüber dieses letztere veranlasst würde, wieder mehr als früher nach Liberia auszuwandern. Eine starke Zufuhr von fleissigen und energischen neuen Ansiedlern aber könnte diesem Lande nur zum Vortheil gereichen.

Glücklicherweise besitzt Liberia auch in den Eingebornen ein nicht zu unterschätzendes Element. Freilich giebt es wenig Eingeborne, die sich durch die Vorzüge des liberianischen Staatshaushaltes angezogen fühlen und sich als Staatsbürger aufnehmen lassen; doch ist es in Liberia Gewohnheit, dass man Kinder von Eingebornen in seine Familie aufnimmt. Obschon nun viele derselben, einmal erwachsen, wieder die Lebensweise der Eingebornen annehmen und in ihren Heimatort zurückkehren, so

finden doch wieder Andere Geschmack an der civilisirtern Lebensweise der Liberianer, setzen sich irgendwo im Gebiete der Republik fest und werden Staatsbürger. Ein besonderes Gesetz, die sogenannte *Apprentice Law*, regelt das Verhältniss dieser angenommenen Kinder zu ihren Pflegeeltern. Dieses Gesetz bestimmt hauptsächlich, dass ein solches Kind bis zu seinem achtzehnten Altersjahre in der Familie seiner Pflegeeltern zu bleiben verpflichtet ist. Dadurch ist den letztern die Garantie gegeben, dass sie, wenn das Kind einmal dermassen erstarkt ist, um sich an den täglichen Arbeiten in Haus und Feld betheiligen zu können, aus dieser Arbeit Nutzen zu ziehen vermögen, der dann die früher auf den Pflegling verwendeten Unkosten wieder vergütet. Ohne dieses Gesetz würden die rechtmässigen eingebornen Eltern ihre Kinder in den meisten Fällen wieder zurückholen, sobald sie etwas Englisch gelernt haben und ihr eigenes Brod zu verdienen im Stande sind, wie dies auch jetzt, trotz des schützenden Pflegekinder-Gesetzes, noch gar zu oft der Fall ist.

Ueber die Rechtsverhältnisse ist schon im vorigen Capitel das Wissenswertheste mitgetheilt worden, und will ich hier nur noch beifügen, dass der Staat sein eigenes, gedrucktes Gesetzbuch besitzt und dass Advokaten vor einer zu diesem Zwecke eingesetzten, aus Advokaten bestehenden Commission ein Examen ablegen müssen, um an der *bar* zugelassen zu werden.

Wie schon früher erwähnt, haben sich die Liberianer nur auf grössern, für Handel und Landbau günstig situirten Plätzen angesiedelt, und das ganze übrige Gebiet, selbst der Küste entlang, ist nach wie vor faktisch im Besitze der Eingebornen geblieben. Da aber die Republik das Besitzrecht des ganzen Landes beansprucht, so hat sie auch die Verantwortlichkeit zu tragen für Alles, was sich auf ihrem Grundgebiet ereignet und eventuell im Stande ist, die Interessen von fremden Staatsangehörigen in völkerrechtswidriger Weise zu schädigen. Dass dies der liberianischen Regierung oft schwer genug fällt, haben wir schon im vorigen Capitel zu sehen Gelegenheit gehabt. Aber auch zur Erhaltung des innern Friedens werden an die Regierung ab und zu recht bedeutende Anforderungen gestellt, denn Unruhen unter den Stämmen der Eingebornen, wodurch die Interessen des Staates geschädigt werden, ja förmliche Feindseligkeiten gegen-

über letzterem, sind nicht selten und erfordern gelegentlich militärische Expeditionen von Seiten Liberia's. Diese Expeditionen aber sind sehr kostspielig, und da zu einer solchen ein Beschluss der gesetzgebenden Versammlung erforderlich ist, so behilft man sich zur Züchtigung aufständischer Gebiete manchmal damit, diesen ihre Handelsbeziehungen abzuschneiden, d. h. allen Handel mit ihnen zu verbieten (*to stop trade*), bis ihre Häuptlinge sich zu einem versöhnlichen Verhalten bereit finden lassen. Dieses war z. B. vor einem Jahre mit Tembo, einem Küstenplatze zwischen Little Culloh und River Cess, der Fall, und ist es gerade jetzt auch zwischen Cape Palmas und dem Cavally River, wo die Eingebornen von Half Cavally den Liberianern den Gehorsam gekündet haben. In diesem letztern Platze hat sich nämlich das Folgende zugetragen:

Im Jahre 1886 kam dort ein Schiff aus Bristol und trieb mit den Eingebornen Handel, obschon dieser Platz für fremde Kaufleute nicht geöffnet ist. Von diesem unerlaubten Handel, der natürlich die Interessen des Staates schädigte, benachrichtigt, sandten die liberianischen Behörden ein Ruderboot hin, um den Kapitän des genannten Schiffes auf das ungesetzliche seiner Handlungsweise aufmerksam zu machen. Der Kapitän antwortete aber, dass er dazu von den Häuptlingen der Eingebornen Erlaubniss erhalten habe, und dass Erstere behaupteten, dass ihr Gebiet von Liberia unabhängig sei. Die weitern Verhandlungen hatten zur Folge, dass das Schiff den Platz verliess und die Häuptlinge von Half Cavally zur Verantwortung nach Cap Palmas aufgerufen wurden. Dort verurtheilte man sie zu einer Busse von 200 Dollars, welche theils in Landesprodukten, theils in geldwerthigem Papier entrichtet wurde. Kurz darauf aber begannen die Verwicklungen von Neuem, indem eine englische Firma einen weissen Agenten nach Half Cavally sandte, welcher unter dem Schutze der Häuptlinge eine Faktorei errichtete, mit den englischen Postdampfern Waaren erhielt und Landesprodukte verschiffte, ohne seinen Verpflichtungen gegenüber dem liberianischen Fiskus nachzukommen. Wiederum wurden die Häuptlinge vorgeladen, um sich zu verantworten, doch folgten sie der Vorladung nicht, sondern weigerten sich, die Souveränität Liberia's anzuerkennen. Der Stamm theilte sich nun in zwei Parteien, von

denen die eine, christliche, auf die Seite der Republik trat, die andere aber sich von derselben lossagte. Diese Spannung dauerte längere Zeit an, da einerseits die liberianische Regierung zu schwach war, um mit Waffengewalt einzuschreiten, andererseits aber die Aufständischen keine feindlichen Anfälle gegen Liberia unternahmen. Inzwischen stand jedoch Handel und Verkehr so gut wie still, auch am Cavally, da, um zu Lande die Faktoreien an diesem Flusse zu erreichen, Half Cavally passirt werden musste, was die Liberianer nicht zu thun wagten. Zu Anfang 1887 verjagten die Aufständischen die regierungsfreundlichen, christlichen Einwohner aus ihren Besitzungen, so dass diese genöthigt waren, in Harper und Latrobe eine Zuflucht zu suchen. Das wiederholt verbreitete Gerücht, dass die Aufständischen einen Anfall auf Harper vorbereiteten, hat sich glücklicherweise nicht bewahrheitet. In ganz Liberia wurden für die Flüchtlinge Liebesgaben gesammelt. Auch augenblicklich ist das Verhältniss noch sehr gespannt, und es wird auf die Dauer wohl eine militärische Intervention nöthig werden, zu welcher Liberia nach den früher mit den kriegerischen Grebo gemachten Erfahrungen jedenfalls nur sehr ungern übergehen wird.

Trotz solchen und ähnlichen Fällen ist das Verhältniss der Liberianer zu den Eingebornen nicht schlecht, da Liberia den letzteren so viel wie möglich ihre volle Autonomie gelassen hat, ihnen keine direkten Steuern auferlegt und aus gut eingesehenem, eigenem Interesse freundschaftliche Beziehungen mit den inländischen Häuptern zu unterhalten bestrebt ist.

Immerhin ist Liberia verpflichtet, auf alle Eventualitäten gefasst zu sein und hat daher schon mit der Gründung der Colonie eine Bürgerwehr geschaffen, die schon zu wiederholten Malen Gelegenheit hatte, mit Waffengewalt den Anmaassungen des einen oder andern Negerfürsten entgegenzutreten, feindliche Ueberfälle abzuwehren oder Aufstände unter den Eingebornen, leider auch mehr als einmal solche im Schoosse der Republik selbst, zu unterdrücken.

Nach dem Wortlaute der Staatsverfassung ist jeder liberianische Staatsbürger vom 16. bis 60. Altersjahre wehrpflichtig. Die bewaffnete Macht besteht aus vier Regimentern Infanterie, wovon

zwei auf die Provinz Messurado, je eines auf Bassa und Sinoe und das vierte auf Maryland fallen, und bilden zusammen eine Brigade, die den Befehlen eines Brigadegenerals, gegenwärtig Mr. SHERMAN in Monrovia, unterstellt ist. Der Oberbefehl über dieselbe kommt dem Präsidenten zu. Alle vier Regimenter zusammen zählen augenblicklich etwa 3000 Mann. Diejenigen der Provinz Messurado sind die am besten gedrillten, bewaffneten und uniformirten von allen. Zwei Compagnien des einen dieser Regimenter fallen auf die Ansiedlungen am Junk River, zwei andere auf diejenigen am St. Paul und zwei auf Grand Cape Mount, wo überdies, infolge der wiederholten Einfälle der Kosso in das befreundete Gebiet der Vey, der Superintendent Mr. WATSON ein unter Leitung von Offizieren der Miliz stehendes Kadettencorps, *the Robertsport Lilliputian Guards*, gegründet hat. Jedes Regiment besteht aus sechs Compagnien, und sein Stab zählt einen Colonel, einen Oberst-Lieutenant, einen Major, einen Quartiermeister, einen Offizier der Administration, einen Arzt (falls einer vorhanden) mit Lieutenantsrang und einen Tambourmajor mit dem Rang eines Sergeanten. Der Effektivstand einer Compagnie ist: Ein Hauptmann, zwei Lieutenants, ein Instruktor, vier Sergeanten, vier Korporale, zwei Tambours, ein Pfeifer und wenigstens 50 Mann Gemeine. In Monrovia besteht ausserdem noch eine Compagnie *volunteers*, die auf eigene Rechnung uniformirt und bewaffnet sind und als das Elitecorps der Armee betrachtet werden. Die übrigen Truppen werden auf Rechnung der Regierung bewaffnet und erhalten von dieser Sold und Beköstigung für die Tage, während welcher sie unter den Waffen stehen. Stehende Truppen werden nicht gehalten. Der Einfachheit halber hat man die Militärreglemente der Vereinigten Staaten adoptirt. Die monatlichen Besoldungen, nach denen der Tagessold berechnet wird, werden in Papiergeld (worüber später mehr) ausbezahlt und betragen:

Brigadegeneral	40	Dollars,	4	Rationen.
Colonel	38	„	3	„
Oberstlieutenant	35	„	3	„
Major	30	„	3	„
Hauptmann	22	„	2	„
Lieutenant und Instruktor.	17	„	2	„

Wachtmeister	15 Dollars,	1	Ration.
Corporal	10	1	„
Soldat.	8	1	„

Die militärischen Exercitien der Compagnie haben alle zwei Monate einmal, diejenigen des Regiments zweimal jährlich stattzufinden, doch werden sie in der Regel schlecht besucht, wie überhaupt Zucht und Ordnung oft viel zu wünschen übrig lassen. Mit vollem Recht liess daher das in Monrovia erscheinende Blatt *The Excelsior News*, das für kurze Zeit den eingegangenen *Observer* ersetzte, in seiner Nummer vom 26. Mai 1887 folgende Klage laut werden: „Die Parade des zweiten Regiments für dieses Jahr fand am Mittwoch und Donnerstag, 11. und 12. Mai, in Caldwell statt. Die Parade von Donnerstag zeigte deutlich, dass diejenige Behörde, die mit dem Einfordern der Bussen beauftragt ist, es nicht allzu genau nimmt, denn statt im Gliede zu stehen, spazierten zahlreiche Söhne Mars', mit Sonnenschirmen statt mit Musketen und Schwertern bewaffnet, an der Seite von jungen Damen durch die Strassen von Caldwell, und beim Appel waren von dem ganzen Regiment nur 300 Mann auf dem Platze. Wir hoffen, dass die befugten Autoritäten für das Einziehen der Bussen sorgen werden; denn wenn dieser unhaltbare Zustand länger fortdauert, so wird es mit unserer militärischen Macht bald zu Ende sein, und den Offizieren wird bald der Muth vergehen, sich eine passende Uniform anzuschaffen."

Wer einmal Gelegenheit hat, der Heerschau in Caldwell oder einer Parade auf dem *Governments Square* in Monrovia am Jahrestage der Gründung der Republik beizuwohnen, der wird sich eines mitleidigen Lächelns kaum enthalten können. Glücklicherweise können die liberianischen Truppen sich auch ohne die bei uns übliche Präzision in der Drillung behelfen, da ihre Dienste nicht verlangt werden, um einer gutgeschulten Truppenmacht gegenüberzutreten. Etwas bessere Mannszucht wäre dagegen diesen liberianischen Milizen dringend zu empfehlen.

Obschon nach dem Wortlaut des Gesetzes der Staat verpflichtet ist, für sämmtliche Uniformen zu sorgen, so sehen wir aus obigem Citat, dass dies, wenigstens was diejenigen der Offiziere betrifft, keineswegs der Fall ist, und ich will gleich hinzufügen, dass

auch der Soldat faktisch, mit Ausnahme von Gewehr und Säbel, in den meisten Fällen selbst für seine Ausrüstung zu sorgen hat und diese denn auch im Nothfalle, d. h. bei einem Feldzuge, so praktisch einrichtet, als die beschränkten Mittel es ihm eben erlauben. So wurde im Jahre 1881 die Sendung von Truppen nach Grand Cape Mount wochenlang verzögert, weil viele Soldaten keine Schuhe hatten und diese in so grosser Zahl nicht in kurzer Frist zu beschaffen waren [1]), und bei dem Feldzuge nach Little Cape Mount in 1884 mussten Schultaschen aus den Faktoreien und selbst mitten durchgesägte Branntweinkistchen als Tornister dienen. Dass die seiner Zeit (siehe vorn) durch Kaiser Napoleon III. gesandten Uniformen schon längst abgetragen sind, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Gegenwärtig behilft man sich damit, bei der Einberufung einen weissen Leinwandstreifen auf die Naht der dort allgemein getragenen blauen Kattunhose zu nähen, der nachher wieder entfernt wird. Auch sieht man gelegentlich ausrangirte Uniformstücke, die für wenig Geld aus Europa importirt werden, und hie und da paradirt Einer in einer feuerrothen, englischen Uniformjacke. Nur die *volunteers* in Monrovia haben einheitliche und sehr kleidsame Uniformen und Képis von blauem Kattunstoff, mit weissen Streifen besetzt. Die Gewehre sind meist Vorlader; wer aber einen *Snider-* oder *Winchester-rifle* und die dazu gehörige Munition besitzt, bringt diese mit. Die Offiziere besitzen meist schöne Tuchuniformen von vorzüglichem Schnitt, die sie in Europa anfertigen lassen. Geregelte Artillerie giebt es in Liberia nicht; wohl aber werden in den meisten Feldzügen ein paar alte Schiffskanonen oder Mörser [2]) auf zu diesem Zwecke selbstverfertigten Lafetten mitgenommen, wohl mehr um damit zu imponiren als um wirklichen Nutzen daraus zu ziehen.

---

[1]) Die Belagerung eines befestigten Platzes im Innern z. B. ist für baarfüssige Truppen unmöglich, da die Eingebornen die Zugänge zu solchen Plätzen mit in den Boden gesteckten, spitzigen Holzpflöcken spicken, die beim Auftreten in den Fuss eindringen und abbrechen. Gelegentlich sollen solche Pflöcke auch vergiftet werden.

[2]) In den Zeughäusern von Monrovia und Grand Bassa liegen einige Bronzekanonen, die vor etwa 15 Jahren aus Amerika bezogen worden sind.

Schon seit längerer Zeit besitzt Liberia kein einziges Kriegsschiff mehr, obschon dies bei dem gänzlichen Mangel an brauchbaren Wegen längs der Küste dringend nöthig wäre. Der Truppentransport nach nicht sehr entlegenen Küstenplätzen wird durch Ruderböte vermittelt, die zu diesem Zwecke von den Kaufleuten geliehen werden. Im Januar 1885 wurden durch die Regierung Gelder zur Anschaffung eines Kanonenbootes bewilligt; doch mussten diese später zu andern Zwecken verwendet werden, so dass bis heute die Anschaffung eines Dampfers unterblieb.



Liberianische Münzen.

Ueberhaupt sind die Finanzverhältnisse des Landes keineswegs günstig zu nennen. Liberia hat das amerikanische Münzsystem angenommen und rechnet somit nach Dollars und Dollarcents. Seine eigenen Münzen bestehen nur aus kupfernen Ein- und Zweicentstücken, welche in 1862 geprägt worden sind. Die erste liberianische Münze (eine Kupfermünze von 1 Cent) wurde in 1833 geprägt. In 1847 wurden kupferne Ein- und Zweicentstücke geprägt und in Umlauf gebracht, und eine neue Ausgabe dersel-

ben Münzen wurde 1862 mit dem nämlichen Gepräge, nur mit neuer Jahrzahl, in Kurs gebracht.

Gegenwärtig ist auch viel englisches Silbergeld in Umlauf, sowie auch deutsches und holländisches, durch die betreffenden Faktoreien eingeführt und nur von diesen an Zahlungsstatt angenommen. Auch cirkulirt in den letzten Jahren viel amerikanisches, englisches und deutsches Gold. Viel Silber wird jedoch dem Verkehr durch die Eingebornen entzogen, die sehr auf silbernen Schmuck erpicht sind und die in ihren Besitz fallenden Silbermünzen theils als Zierat an den Leib hängen, theils durch ihre Silberschmiede zu Schmucksachen verarbeiten lassen. Auch geht fortwährend viel gemünztes Geld nach den englischen Postdampfern, theils für Passagebillete, theils zur Bezahlung von Frachten und zum Ankauf von Artikeln, die massenhaft an Bord dieser Dampfer zum Kaufe angeboten werden. Die Liberianer sowohl als auch die Eingebornen sind gewohnt, nach Dollars, Shillings und Sixpences zu rechnen, kleinere Beträge berechnet man bequemer in Cents. Um dem immerfort sich fühlbar machenden Mangel an gemünztem Gelde abzuhelfen, hatte die liberianische Regierung schon früher Papiergeld, sogenannte *currency*[1], ausgegeben, das stets vollen Kurs behielt, bis schliesslich bei einer spätern Gelegenheit noch mehr Papiergeld in Umlauf gebracht wurde, wodurch sofort eine bedeutende Entwerthung desselben eintrat. Diese nahm noch zu, als die Bestimmung in Kraft trat, dass ein Theil der Einfuhrzölle in Gold bezahlt werden müsse und somit die Verwendung für dieses Zahlmittel eingeschränkt wurde.

Die Einnahmen des Staates bestanden von jeher und bestehen auch jetzt noch zum weitaus grössten Theile in Ein- und Ausfuhrzöllen und Licenzen (Patentgebühren). Dazu kommen noch eine Grund- und Gebäudesteuer (*Ground Tax*), eine Kopfsteuer (*Poll Tax*)[2], die aber nie regelmässig eingetrieben wird, ferner die Einnah-

---

[1] Der erste Versuch zur Einführung von Papiergeld wurde schon in 1840 gemacht.

[2] Diese wird von Erwachsenen männlichen Geschlechts erhoben und beträgt einen Dollar per Jahr. Das Gesetz bestand schon lange, wurde aber erst in den letzten Jahren etwas strenger gehandhabt.

[illegible] Handwerkern, sowie einige Hafenabgaben für einlaufende Schiffe, wie Anker- und Tonnengeld und eine kleine Abgabe zu Monrovia und Cap Palmas zu Gunsten der dort unterhaltenen Leuchtthürme, deren durch gewöhnliches Petroleum genährte Lichter aber keineswegs den an sie gestellten Anforderungen genügen.[1]

[illegible] wird noch eine Abgabe von einem Dollar von jedem *Kruboy* erhoben, der sich an Bord von Dampf- und Segelschiffen [illegible] und mit diesen für eine gewisse Zeit ausser Landes geht. In jedem [illegible] wo diese Vermiethungen stattfinden [illegible] (*Master*) angestellt. [illegible], dass ein gehöriger [illegible] Kapitäne sich verpflichten [illegible] festgesetzten Frist [illegible]. Früher wurde [illegible] Kruneger für [illegible] in diesen Vor- [illegible] Jahren wiederholt [illegible] Arbeiten am Panamakanal [illegible] Negerstaates angeworben [illegible] Bedingungen wie [illegible] die in der [illegible]

[illegible] Einnahmen [illegible] diejenigen [illegible] Staatsbe- [illegible] und [illegible]

[illegible]

Nach Allem, was wir bis heute von Liberia wissen, kann sich dieses Land nicht rühmen, grosse Finanzmänner hervorgebracht zu haben. Schon in der Gründung des Staates selbst liegt die Wurzel des Uebels, indem man sich in Liberia viel zu wenig auf seine eigene Kraft verlässt und zu viel von aussen erwartet. Mit amerikanischen Mitteln wurde die Colonie gegründet und bis zum Jahre 1847 unterhalten; aus amerikanischem Gelde wurden und werden zum Theil jetzt noch Kirchen gebaut, Geistliche besoldet, Schulen unterhalten und Lehrer angestellt. Ein Amerikaner hat das Geld hergegeben, um durch einen Liberianer das Innere des Landes bereisen zu lassen und womöglich neue Hülfsquellen zu entdecken, und derselbe Amerikaner unterstützt jetzt noch, wie wir früher gesehen haben, die nach ihm genannte Gemeinde Schieffelinsville. Die einzigen Kriegsschiffe, die der Staat je besass, hat er von der englischen und französischen Regierung geschenkt erhalten, und mehr als einmal wurde zur Unterdrückung von Aufständen mit Erfolg die Hülfe fremder Kriegsschiffe eingerufen. Die Ausgaben der amerikanischen Colonisationsgesellschaft für Liberia von 1820 bis auf die Gegenwart werden auf nahezu drei Millionen Dollars berechnet, und die Ausgaben der zahlreichen, durch andere amerikanische Gesellschaften gegründeten Missionen sind bis zur Stunde zu enormen Summen, alle durch freiwillige Beiträge in Amerika zusammengebracht, angewachsen. Kann es nach alledem noch befremden, wenn der Liberianer, von Jugend auf an diese Hülfe von aussen gewöhnt, schliesslich ein Recht auf diese Unterstützung zu haben glaubt und seine Kraft nicht in sich selbst, sondern bei Fremden sucht? Nicht allein, dass bei jeder philanthropischen Unternehmung, wie gegenwärtig z. B. bei der Beschaffung von Geldern zur Gründung eines Hospitals in Monrovia, die Mildthätigkeit der Amerikaner in Anspruch genommen wird, nein, selbst die Pflanzer erwarten vielfach finanzielle Hülfe von aussen, behauptend, dass sie ohne Geld keine Kulturen anlegen können. Dieser Mangel an Energie trägt grossentheils auch an dem in Liberia herrschenden Creditsystem die Schuld, wovon später mehr, und die Staatsanleihe von 1871 hat demselben Charakterzuge ihren Ursprung zu danken.

Nach der Ernennung von Professor Johnson zum Präsidenten

schien ein gesunderer Wind in den liberianischen Regierungskreisen wehen zu wollen. Zahlreiche, energische Maassregeln wurden genommen, um die Einkünfte des Staates zu erhöhen, das entwerthete Papiergeld wieder in Ansehen zu bringen und die Kaufleute zu verpflichten, die Eingangszölle für gewisse Importartikel theilweise in Gold zu bezahlen. Ein Theil der auf diese Weise erhobenen Gelder (10%) sollte zur Abzahlung der Staatsschuld verwendet werden. Vor 1884 war der wirkliche Werth des Papiergeldes (*currency*) auf ungefähr die Hälfte des Nominalwerthes herabgesunken, ja es konnte von einem wirklichen Kurse nicht einmal die Rede sein, da die Faktoreien nur so viel *currency* an Zahlungsstatt annahmen, als sie brauchen konnten, um Eingangszölle und andere Abgaben zu bezahlen. Auch Gerichtskosten, Bussen u. dgl. konnten mit *currency*, und zwar zu vollem Kurse, bezahlt werden. Dies hatte zur Folge, dass alles gemünzte Geld der Staatskasse fern blieb und diese letztere alle Ausgaben mit Papier bestreiten musste, was besonders durch die ohnehin nicht sehr hoch besoldeten Staatsbeamten [1]) schwer empfunden wurde, da dieselben für ihr Geld so gut wie nichts zu kaufen im Stande waren.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, nahm Ende 1882 die gesetzgebende Versammlung nach langen Debatten ein Gesetz an, das in Liberia unter dem Namen *Gold Law* (Goldgesetz) bekannt ist, und nach welchem die Eingangszölle für Spirituosen, Schiesspulver, Gewehre und Messingwaaren in Gold bezahlt und ein Viertel von allem eingegangenen Papiergeld vernichtet werden sollte.

Dieses Gesetz fand allseitig eine günstige Aufnahme und wurde, was leider nicht von allen Gesetzen gesagt werden kann, consequent durchgeführt, wodurch natürlich der Geldmarkt einen bedeu-

[1]) Die Besoldungen einiger der höchsten Staatsbeamten sind:
Präsident $ 2,500.— nebst $ 1,000 Zulage für besondere Ausgaben.

Staatsminister	$ 1000.—
Finanz-, Marine- und Kriegsminister	„ 1000.—
Minister des Innern	„ 600.—
Generalpostmeister	„ 500.—
Staatsanwalt	„ 700.—

tenden Impuls zum Bessern bekam. Baares Geld, das früher im Verkehr kaum, und in der Staatskasse gar nicht angetroffen wurde, cirkulirte bald überall, und der Handel, der früher unter der Entwerthung des Papiergeldes litt, lebte sichtlich auf.

Mit diesen Resultaten noch nicht zufrieden, erliess die Regierung, beeinflusst durch die in Liberia sich rasch ausbreitenden Temperenzgesellschaften, schon im Januar darauf ein Statut, nach welchem nebst den gewöhnlichen Einfuhrzöllen in jeder Provinz für den Import von Spirituosen eine jährliche Abgabe von 2000 Dollars, ebenfalls in Gold, entrichtet werden musste. Dieses Gesetz trat im October des nämlichen Jahres in Kraft und verursachte sowohl der holländischen als der deutschen Firma, die beide in allen vier Provinzen Faktoreien besitzen, eine Auslage von 8000, dem Staat aber eine Mehreinnahme in Gold von 16,000 Dollars.

Im Januar 1884 erliess die Legislative ein additionelles Gesetz, nach welchem 1) die Einfuhrzölle für alle Kupfer- und Messingartikel und $^1/_8$ der Eingangszölle für alle Artikel, die bis dahin noch mit *currency* verzollt werden konnten, in Gold entrichtet werden mussten, und 2) dass nicht mehr wie früher $^1/_4$, sondern $^1/_2$ des als Abgaben eingehenden Papiergeldes vernichtet werden sollte.

Nun hatte aber diese Vernichtung von Papiergeld in solchem Maasstabe den Nachtheil, dass die Regierung sich selbst der Mittel beraubte, um ihren finanziellen Verpflichtungen nachzukommen, und so musste denn die fernere Ausführung dieser Bestimmung unterbleiben. Auch die exorbitante Steuer von 2000 Dollars auf den Verkauf von Spirituosen musste man wieder fallen lassen, da die Handelsfirmen drohten, keine Spirituosen mehr importiren zu wollen, und das Ausbleiben aller Eingangszölle auf Spirituosen für die Staatskasse ein nicht zu verschmerzender Verlust gewesen wäre. Die letzten fünf Jahre haben sich überhaupt auf finanziellem Gebiete durch allerlei Versuche gekennzeichnet, um den traurigen Zustand zu verbessern, doch sprang man bei allem guten Willen von einem Extrem ins andere, ohne schliesslich viel weiter zu kommen. Diese Versuche können denn auch unmöglich ein günstiges Resultat haben, so

BILANZ DER STAATSRECHNUNG pro 1882/83.

Einnahmen:		
Einfuhrzölle	$	140,810.93
Ausfuhrzölle	„	27,384.58
Innere Einnahmen	„	5,818.60
	$	174,014.11
Ausgaben:		
Civilliste	$	26,792.88
Gerichtswesen	„	16,175.77
Gesetzgebende Versammlung	„	13,405.03
Abtragung Staatsschuld	„	2,366.64
Ausstehende Forderungen	„	5,000.—
Verschiedenes	„	93,725.—
	$	157,465.36
Activsaldo:	$	16,548.75

Wie vorstehende Tabellen zeigen, bestehen die Haupteinkünfte des Staates aus indirekten Steuern. Für einen Staat wie Liberia ist dieses Steuersystem jedenfalls das zweckmässigste und eigentlich das einzig mögliche; denn erstens ist die Erhebung der Ein- und Ausfuhrzölle sehr einfach, sicher und wenig kostspielig, und zweitens ist durch die verschiedenen Zollansätze dafür gesorgt, dass alles zum Leben Nothwendige, wie Lebensmittel etc. sehr niedrig, andere, nicht nöthige aber, in erster Linie Tabak und Spirituosen, sehr hoch berechnet werden. Auf diese Weise bezahlen Alle mit, ohne es zu fühlen, und man kann insoweit auch von einer Progressivsteuer, resp. Vermögenssteuer sprechen, als der Wohlhabende eben von allem, was er über die nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinaus verbraucht, dem Staate durch die darauf gelegten Eingangszölle eine indirekte Abgabe bezahlt. Auch die Eingebornen, soweit sie Abnehmer von Importartikeln sind und die sonst auf keinerlei Weise in den Bereich der Steuergesetze zu ziehen sein würden, bezahlen nun ihre indirekten

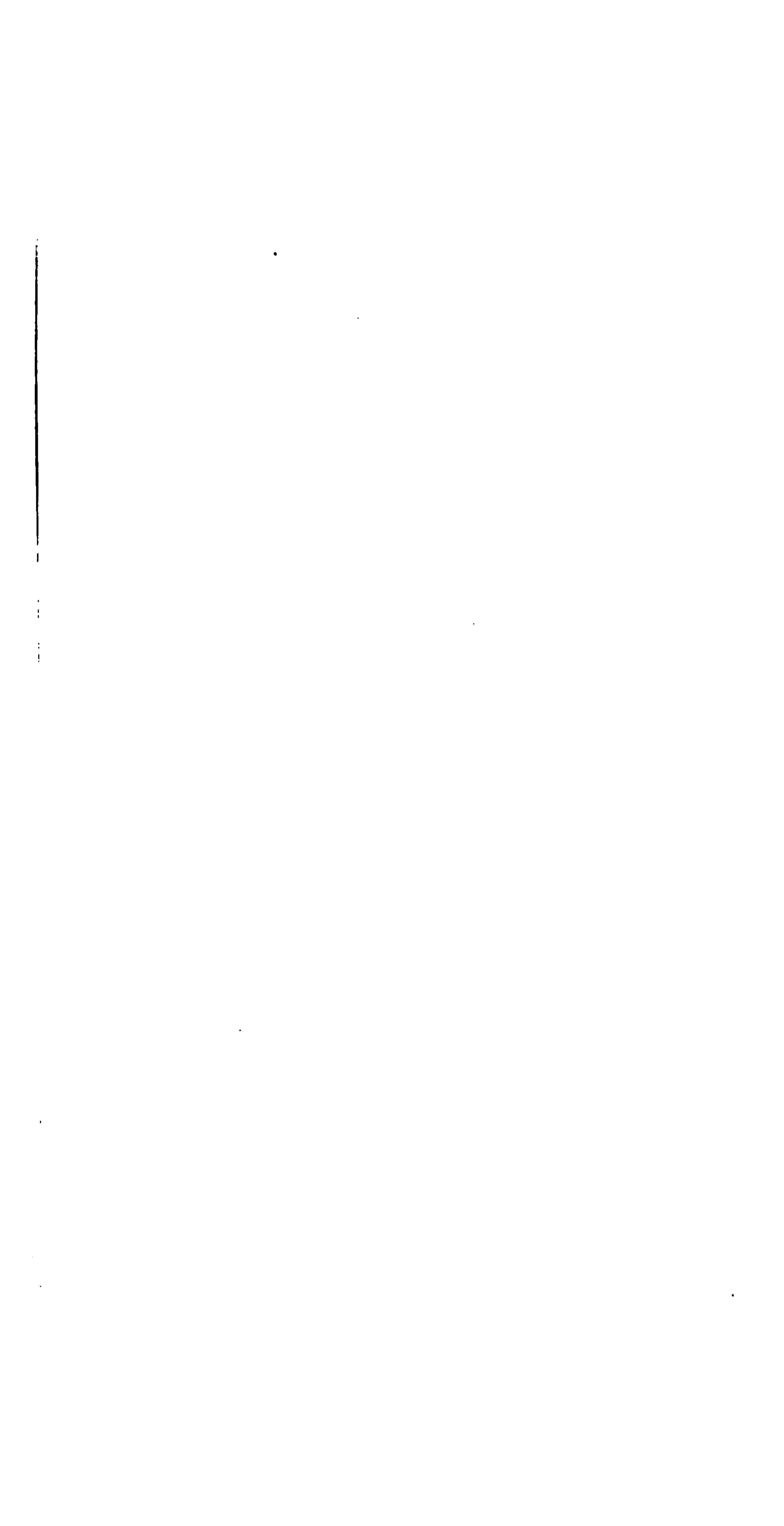
EINNAHMEN:

Ein- und Ausfuhr. (*Tariff*).		Montserrado County.	Bassa County.	Sinoe County.	Maryland County.	Total.
Einfuhrzölle	Monrovia	$ 26,748.13	$ 36,899.05	$ 15,859.16	$ 18,768.26	$ 98,274
	Marshall	—	—	—	—	—
	Robertsport	„ 1,157.01	—	—	—	„ 1,157
Ausfuhrzölle	Monrovia	„ 4,218.49	„ 15,315.61	„ 4,552.93	„ 3,597.71	„ 27,684
	Marshall	„ 400.75	—	—	—	„ 400
	Robertsport	„ 830.22	—	—	—	„ 830
Tonnengeld	Monrovia	„ 660.65	—	—	„ 22.89	„ 688
Leuchtthurm	„	„ 33.—	—	—	„ 24.—	„ 57
Ankergeld	„	„ 132.—	—	—	„ 24.—	„ 156
Shipping Master [1]) . . .		„ 221.50	—	—	„ 22.—	„ 243
Summa Ein- und Ausfuhr:		$ 34,401.75	$ 52,214.66	$ 20,412.09	$ 22,458.86	$ 129,487
Innnere Einnahmen. (*Internal Revenue*).						
Landverkauf		—	—	—	„ 323.05	„ 323
Drucksachen		„ 6.50	„ 25.—	„ 20.—	„ 52.—	„ 103
Patent-gebühren [2])	Monrovia	„ 3,278.83	„ 5,498.50	„ 785.—	„ 3,572.26	„ 13,134
	Marshall	„ 206.70	—	—	—	„ 206
	Robertsport	„ 124.—	—	—	—	„ 124
Steuern	Monrovia	„ 232.—	—	„ 51.76	„ 537.68	„ 821
	Marshall	„ 34.55	—	—	—	„ 34
	Robertsport	„ 44.05	—	—	—	„ 44
Gerichtswesen	Monrovia	„ 276.92	„ 4,723.—	„ 337.14	„ 78.63	„ 5,415
	Marshall	„ 42.25	—	—	—	„ 42
	Robertsport	„ 46.75	—	—	—	„ 46
Militärische Bussen	Monrovia	„ 503.80	—	„ 668.46	„ 337.17	„ 1,509
	Marshall	„ 20.—	—	—	—	„ 20
	Robertsport	„ 2.—	—	—	—	„ 2
Frieden auf Verkehrswegen [3])	Monrovia . . .	„ 96.33	—	—	—	„ 96
Summa innere Einnahmen.		$ 4,914.68	$ 10,246.50	$ 1,862.36	$ 4,900.79	$ 21,924
Total:		$ 39,316 43	$ 62,461 16	$ 22,274.45	$ 27,359.65	$ 151,411

[1]) Siehe vorn, p. 90.

[2]) Alle Verkaufsgeschäfte müssen in jedem Platze, wo sie ihr Domicil haben, eine Pate gebühr entrichten.

[3]) Für Liberia, dessen Einkünfte fast ausschliesslich aus Zöllen bestehen, ist es von gross Gewicht, dass die Zufuhr von Landesprodukten aus dem Innern keine Störung erleide, u sind deshalb mit den Negerfürsten des Innern Uebereinkünfte getroffen, nach welchen di die Verkehrswege offen zu halten verpflichtet sind. Der hier vermeldete Betrag ist ein speziel Beitrag von Monrovia zu diesem Zwecke (*peace on public highways*) an die Staatskasse.



Abgaben, ohne es zu wissen und daher auch ohne zu murren, und wenn wir das am Eingange dieses Capitels erwähnte Verhältniss in der Einwohnerzahl berücksichtigen, so können wir ruhig sagen, dass gerade die Eingebornen, welche das Gros der Ausfuhrartikel liefern und sehr viel Importartikel absorbiren, den Löwenantheil aller Ein- und Ausfuhrzölle zu tragen haben.

Ueberhaupt spielt der Handel in Liberia unter den Beschäftigungen eine sehr wichtige, wenn nicht die Hauptrolle, während der Landbau erst in zweiter Linie genannt zu werden verdient. Die Industrie hingegen ist von sehr untergeordneter Bedeutung, da ausser etwas Zucker und Rum sammt deren Nebenprodukten, besonders Melasse, kaum etwas nennenswerthes fabrizirt wird. Auch die Gewerbsthätigkeit [1]) ist nicht besonders rege. Man hat zwar unter den Liberianern die nöthigen Handwerker, wie Schuster, Schneider, Schmiede, welche letztere in der Regel zugleich Steinbrecher, Maurer, Zimmerleute, Schreiner oder Gewehrmacher sind, ferner Klempner, Küfer, ja in Monrovia selbst einen Uhrmacher und einen sehr guten Photographen; doch damit dürfte, wenn man die Buchdruckerei in Monrovia nicht hinzurechnen will, alles genannt sein, was auf diesem Gebiete Erwähnung verdient. Auch das Backsteinbrennen, sowie das Zubereiten von Bauholz, das Sägen von Planken und das Verfertigen von Dachschindeln aus einheimischen, harten Holzarten wird durch Colonisten ausgeübt und liefert guten Verdienst. Früher bestanden hie und da Dampfsägemühlen, doch sind diese alle eingegangen, und gegenwärtig werden Balken und Planken mit der Hand gesägt, was dieselben aber so theuer macht, dass man beinahe ebenso billig Baumaterialien aus Amerika importirt. Auch auf dem Gebiete des Schiffsbaues wird für liberianische Verhältnisse Bedeutendes geleistet, und auf der Werfte von Henry Cooper in Monrovia und Andern ist schon manches sehr brauchbare Fahr-

---

[1]) Ein in den 50er Jahren erlassenes Gesetz bestimmt, dass alljährlich in den verschiedenen Provinzen Gewerbeausstellungen abgehalten werden und die besten Leistungen prämirt werden sollen, doch kam dasselbe nie zur Ausführung.

Abgaben, ohne es zu wissen und daher auch ohne zu murren, und wenn wir das am Eingange dieses Capitels erwähnte Verhältniss in der Einwohnerzahl berücksichtigen, so können wir ruhig sagen, dass gerade die Eingebornen, welche das Gros der Ausfuhrartikel liefern und sehr viel Importartikel absorbiren, den Löwenantheil aller Ein- und Ausfuhrzölle zu tragen haben.

Ueberhaupt spielt der Handel in Liberia unter den Beschäftigungen eine sehr wichtige, wenn nicht die Hauptrolle, während der Landbau erst in zweiter Linie genannt zu werden verdient. Die Industrie hingegen ist von sehr untergeordneter Bedeutung, da ausser etwas Zucker und Rum sammt deren Nebenprodukten, besonders Melasse, kaum etwas nennenswerthes fabrizirt wird. Auch die Gewerbsthätigkeit [1]) ist nicht besonders rege. Man hat zwar unter den Liberianern die nöthigen Handwerker, wie Schuster, Schneider, Schmiede, welche letztere in der Regel zugleich Steinbrecher, Maurer, Zimmerleute, Schreiner oder Gewehrmacher sind, ferner Klempner, Küfer, ja in Monrovia selbst einen Uhrmacher und einen sehr guten Photographen; doch damit dürfte, wenn man die Buchdruckerei in Monrovia nicht hinzurechnen will, alles genannt sein, was auf diesem Gebiete Erwähnung verdient. Auch das Backsteinbrennen, sowie das Zubereiten von Bauholz, das Sägen von Planken und das Verfertigen von Dachschindeln aus einheimischen, harten Holzarten wird durch Colonisten ausgeübt und liefert guten Verdienst. Früher bestanden hie und da Dampfsägemühlen, doch sind diese alle eingegangen, und gegenwärtig werden Balken und Planken mit der Hand gesägt, was dieselben aber so theuer macht, dass man beinahe ebenso billig Baumaterialien aus Amerika importirt. Auch auf dem Gebiete des Schiffsbaues wird für liberianische Verhältnisse Bedeutendes geleistet, und auf der Werfte von Henry Cooper in Monrovia und Andern ist schon manches sehr brauchbare Fahr-

---

[1]) Ein in den 50er Jahren erlassenes Gesetz bestimmt, dass alljährlich in den verschiedenen Provinzen Gewerbeausstellungen abgehalten werden und die besten Leistungen prämirt werden sollen, doch kam dasselbe nie zur Ausführung.

zeug bis zu der Grösse von seetüchtigen Schoonern von Stapel gelaufen [1]).

Bis dahin ist der Handel in Liberia fast ausnahmslos ein Eintauschen von Landesprodukten gegen Importwaaren gewesen, so dass verhältnissmässig nur wenig Baargeld in Umsatz kam. Nur in den liberianischen Bevölkerungscentren, besonders in der Landeshauptstadt mit ihrem bedeutenden Beamtenpersonale cirkulirt ziemlich viel gemünztes Geld und noch mehr *currency*, von welch Letzterem jedoch in den Faktoreien jeweilen nur so viel an Geldesstatt angenommen wurde, als man zur Bezahlung von Zöllen und Patentgebühren u. s. w. verwerthen konnte. Infolge des sogenannten Goldgesetzes ist der Kurs dieses Papiergeldes bedeutend gestiegen, doch wird, wie wir gleich sehen werden, viel baares Geld durch die Verkaufsläden an Bord der englischen Postdampfer und die Schiffe einer amerikanischen, nur gegen baares Geld verkaufenden Handelsfirma absorbirt, so dass die in Liberia ansässigen Kaufleute fortwährend gemünztes Gold zu importiren gezwungen sind, um ihre *gold-duties* (Abgaben in Gold) bezahlen zu können.

Der Handel mit Liberia ruht schon seit bald 20 Jahren fast ausschliesslich in den Händen von drei ausländischen Firmen, nämlich einer deutschen (C. Woermann in Hamburg), einer holländischen (Hendrik Muller in Rotterdam) und einer amerikanischen (Yates & Porterfield in New-York), welche Alle ihren Verkehr durch eigene Fahrzeuge, die erstgenannte durch die später zu Postdampfern erhobenen Dampfschiffe vermitteln. Die beiden erstgenannten Handelsfirmen haben auf verschiedenen für den Fremdhandel geöffneten Hafenplätzen feste Faktoreien unter der Leitung von europäischen Angestellten errichtet, welche Letztere

---

[1]) Erwähnenswerth ist die „Sarah Ann Irons" ein eigenthümlich construirtes, sehr brauchbares Dampfboot von geringem Tiefgang, welches von den Liberianern Clement Irons und Scipio A. Givens gebaut wurde und seit 2 Jahren regelmässig wöchentlich zweimal von Monrovia via Stockton Creek und St. Paul's River nach Millsburg und zurück fährt. Dasselbe ist 40′ lang und 8′ breit, hat eine bequeme Cajüte für 20 Personen und kann eine Ladung von 10 Tonnen aufnehmen. Mr. Day in Mühlenburg Mission hat die Dampfmaschine dazu geliefert.

je einem Hauptagenten, mit Sitz in Monrovia, unterstellt sind. Die New-Yorker Firma hingegen, die ihre Artikel meist gegen Baar verkauft, hat keine festen Faktoreien, sondern lässt durch ihre Kapitäne an jedem grössern Hafenplatze, wo baares Geld in Umlauf ist, anlegen und während der Haltezeit der Schiffe ihre Geschäfte abschliessen. Die Abnehmer dieser Firma sind grösstentheils liberianische Kleinhändler, sogenannte *shop-keepers*, und wohlhabende Privatleute, welche Letztere sich bei solchen Gelegenheiten hauptsächlich mit gesalzenen, trockenen und conservirten Lebensmitteln versehen. Auch besteht schon seit Jahren die amerikanische Firma Lewis & Co., deren Hauptagent seinen Sitz in Cape Palmas hat. Diese Firma hatte früher zahlreiche Faktoreien in Liberia, doch macht sie keine bedeutenden Geschäfte mehr. Verschiedene liberianische Firmen arbeiten mit eigenen Mitteln, andere auch mit englischem Gelde und versenden ihre Landesprodukte mit den englischen und deutschen Postdampfern. In neuester Zeit haben sich nebst den genannten auch noch andere Firmen festgesetzt. So entstand z. B. in 1882 die *Compagnie Belge Libérienne*, die durch ihren Hauptagenten, Herrn Mannheimer, einige Faktoreien errichten liess. Das Betriebskapital dieser Firma war jedoch unzureichend, und bei den gegenwärtigen, gedrückten Preisen von Palmöl und Palmkernen machte sie schlechte Geschäfte, so dass sie im Sommer 1888 liquidirte und ihre Besitzungen und Forderungen an die holländische Firma abtrat. Auch die französische *Compagnie du Sénégal* hat schon wiederholt in Liberia festen Fuss zu fassen versucht und nach einem misslungenen Versuche in Monrovia eine Faktorei in Lower Buchanan (Fishtown) errichtet. Im diesem Hafenplatze hat sich der schon in meinem Reisebericht erwähnte Mr. Simoñ Attia, von Geburt angeblich ein Marokkaner, der das liberianische Bürgerrecht zu erwerben wusste, niedergelassen und an verschiedenen Küstenplätzen Faktoreien errichtet. In Monrovia befinden sich ausserdem noch zwei weisse Kaufleute, die auf eigene Rechnung Detailgeschäfte führen. Der Eine derselben ist ein Holländer, Herr Aenmey, der Andere ein Deutscher, Herr Hedler, welcher Letztere in andern Küstenplätzen Filialen errichtet hat.

Die englischen Postdampfer, von denen alle Wochen je Einer

Liberia anläuft, gehören zwei Gesellschaften an, nämlich der *African Steam-Ship Company* und der *West African Steam-Navigation Company.* Von Liverpool ausgehend, fahren sie über Madeira und die Kanarischen Inseln nach Sierra Leone und von da die ganze Westküste Afrika's entlang bis zum Congo, einige sogar bis Loanda und Mossamedes hinunter. In Liberia berühren sie die Häfen von Monrovia, Grand Bassa, Sinoe und Cape Palmas. Da diese Dampfer, besonders jetzt, bei der grossen Concurrenz der deutschen Linie, nicht immer Fracht finden, die das Einlaufen in einen Hafen lohnt, so wurde in 1882 Monrovia aus dem Fahrplan gestrichen, und seither legen die Böte nur an, wenn sie auf der Hinreise genügend Fracht zu löschen haben und auf der Rückreise nur, wenn Aussicht auf eine Fracht vorhanden ist, deren Werth wenigstens 20 Pfund Sterling beträgt. Nur Grand Bassa, die Handelsmetropole Liberia's, wird beinahe regelmässig berührt, Sinoe und Cape Palmas aber auch häufig genug vorbeigefahren. Wenn diese Böte einige Stunden liegen bleiben, so entwickelt sich zwischen ihnen, die wenigstens eine Seemeile vom Strande entfernt ankern, und der Küste bald ein äusserst lebhafter Verkehr von Canoes und schweren Ruderböten, welche letztere die zu verschiffenden Waaren an Bord bringen. Es herrscht dann auf diesen schwarzen Kolossen ein ungemein bewegtes Leben. Ohne Unterbrechung hört man das Rasseln der Dampfkrähne, welche, bedient von lärmenden, rührigen Krunegern, die Säcke mit Palmkernen und die grossen, weissgetünchten Palmölfässer aus den längsseit liegenden Ruderböten an Deck schaffen und in den weiten Raum des Schiffes versenken. Bald ist das Deck derart mit Landesprodukten und den mit Ladung und Stauung beschäftigten Negern bedeckt, dass man Mühe hat, sich durch das Chaos hin einen Weg zu bahnen. Unter Deck aber, in den Logis der Matrosen, Maschinisten und Heizer geht es nicht weniger lebhaft zu. Auf der Hinreise halten nämlich Verschiedene unter den Mannschaften, besonders die Quartiermeister, auf eigene Rechnung eine Art kleiner Verkaufsläden, in welchen man gegen Baarzahlung fertige Kleider, Wäsche und andere Toilettenartikel, Schuhe, Hüte und eine Menge von Quincaillerie-waaren kaufen kann. Da diese Artikel, weil nicht gelandet,

keinem Eingangszoll und andern Abgaben unterworfen sind, so kommen die Preise derselben bedeutend niedriger zu stehen, als in den Faktoreien an der Küste. Auch allerlei Lebensmittel werden durch die Liberianer hier gekauft, besonders Kartoffeln (*Irish potatoes*), Zwiebeln aus Madeira, frische Butter in Blechbüchsen, Schinken und Fleischconserven, nebst zahlreichen andern Artikeln, die durch den *Chief Steward* (Hofmeister) gehalten werden. Alle diese Artikel werden von den Käufern, ohne durch die Douane belästigt zu werden, an Land gebracht. Auf diese Weise wird nicht nur den Interessen der steuerzahlenden Kaufleute viel Abbruch gethan, sondern dem Lande auch fortwährend viel baares Geld entzogen.

In den letzten Jahren haben die Dampfer der Woermann-Linie den englischen Gesellschaften sehr schwere Concurrenz gemacht. Augenblicklich besitzt diese Linie elf Dampfer, welche alle sowohl auf der Hin-, als auch auf der Rückreise Monrovia anlaufen. Der Fahrplan ist so eingerichtet, dass in der Mitte und am Ende jedes Monats je ein Boot von Hamburg abgeht. Die erstern besuchen regelmässig sowohl auf der Hin-, als auf der Rückreise die liberianischen Häfen Monrovia, Bassa, Sinoe und Cape Palmas und fahren bis Kamerun, die letztern, am Ende des Monats abfahrenden, laufen bis St. Paul de Loanda und berühren in Liberia allein Monrovia. Alle sind Passagierdampfer, und die grössern derselben sind äusserst comfortabel eingerichtet. Auch diese Schiffe vermitteln die Postverbindung mit sämmtlichen von ihnen besuchten Küstenplätzen und bieten noch den Vortheil, dass sie einen Postpacketdienst eröffnet haben. Die Fracht für ein Packet bis fünf Kilogramm nach jedem beliebigen Hafenplatze der ganzen Linie beträgt für Deutschland nur M. 1.30.

Vor einigen Jahren hat sich eine belgische Dampferlinie Antwerpen — Congo gebildet, die ihre allmonatlich fahrenden Dampfer Monrovia anlaufen liess; nach dem Eingehen der belgischen Faktoreien in Liberia sind diese Besuche aber unterblieben.

Ausser den genannten Verkehrslinien ist noch eine bedeutende Zahl von kleinen Küstenfahrzeugen, besonders Segelböten und Kuttern thätig, um den Verkehr zwischen den verschiedenen Hafenplätzen und Handelsstationen zu vermitteln; nichtsdesto-

weniger ist aber Monrovia der einzige Platz, auf dessen Rhede ein einigermaassen reges Leben herrscht [1]).

Die wichtigsten zur Ausfuhr kommenden Landesprodukte sind Palmöl und Palmkerne. Beide werden ausschliesslich durch die Eingebornen in den Handel gebracht; doch bleiben sie an Güte hinter denjenigen der südlicher gelegenen Gebiete etwas zurück, so dass ihr Preis durchweg um 20°/₀ niedriger steht als derjenige, der an den sogenannten Oelflüssen (Bonny, Old und New Calabar u. s. w.) und am Kamerun bezahlt wird. In Grand Cape Mount und Monrovia kommt das Palmöl in flüssiger, in Grand Bassa und weiter südlich meist in fester Form in den Handel, indem es dort in köcherartigen, aus Baumrinde verfertigten Gefässen nach den Faktoreien gebracht wird. Palmöl und Palmkerne, sowie Kautschuk werden vielfach durch liberianische Zwischenhändler, die sogenannten *traders*, welche zu diesem Zwecke oft weit ins Innere gehen, bei den Eingebornen aufgekauft und nach den Faktoreien an der Küste gebracht. Dieses Element, mit dem die Eingebornen des Innern am meisten in Berührung kommen, ist meist nicht besonders geeignet, um Letztern eine hohe Meinung von der Ehrlichkeit und Moralität der Liberianer beizubringen. Leider sind die Preise mancher Produkte in letzter Zeit dermaassen im Preise gesunken, dass wenig mehr daraut verdient wird, besonders da man den Eingebornen kaum begreiflich machen kann, dass sie infolge des geringern Marktwerthes dieselben auch billiger liefern müssen. An einigen Orten entstanden sogar Unruhen unter den Eingebornen, welche beim Sinken

---

[1]) Es verdient besonderer Erwähnung, dass die liberianische Regierung, durch frühere Erfahrungen gewitzigt, für ihre sämmtlichen Handelsfirmen, auch für diejenigen der Weissen, den Hafen von San Pedro als Freihafen zu öffnen trachtete, um auf diese Weise allmälig liberianischen Einfluss in diesem ihrem östlichsten, von Cape Palmas weit abgelegenen Küstenplatze geltend machen zu können. Man hoffte auf diese Weise seine Rechte auf diesen Platz geltend zu machen und nach und nach die Gründung einer festen Niederlassung zu ermöglichen, was allerdings das beste Mittel gewesen wäre, um diese durch Liberia angenommene Ostgrenze fremden Annectionsgelüsten gegenüber zu behaupten. Leider ist dieser Plan noch nicht zur Ausführung gelangt.

der Preise sofort an Betrug von Seiten der Kaufleute zu glauben geneigt sind. Die folgende, der Staatsrechnung von 1883/84 entlehnte statistische Tabelle zeigt, wie viele und welche Landesprodukte im genannten Rechnungsjahre ausgeführt wurden:

Palmöl 931,341 Gallonen	Ausfuhrzoll	$	18,626.82
Palmkerne 158,740 Bushel	„	„	4,762.22
Kautschuk 130,131 ℔	„	„	1,301.31
Kaffee 429,667 ℔	„	„	1,074.16
Rothholz 540 Tonnen	„	„	1,532.19
Elfenbein 1,738¼ ℔	„	„	31.73

Weitere, gelegentlich zur Ausfuhr gelangende Landesprodukte sind: Ingwer, Calabarbohnen, Saatkaffee, Kaffeepflänzlinge und Erdmandeln; doch sind letztere nicht nennenswerth. Thierhäute werden in Liberia nicht ausgeführt [1]), ebensowenig lebende wilde Thiere, welche in südlichern Küstengegenden einen sehr beliebten Handelsartikel bilden. Obwohl die Wälder ziemlich reich an Bienen sind, wird doch kein Wachs gesammelt und ausgeführt.

Weit mannigfaltiger als die zur Ausfuhr gelangenden Landesprodukte sind die Importartikel, so dass man beim Eintritt in einen *store* (grosses Verkaufsmagazin) sich in einen reichen Bazar versetzt sieht, in dem alle möglichen, zum grossen Theil dort nicht erwarteten, europäischen Handelsartikel in buntem Durcheinander die lüsternen Blicke der Neger auf sich ziehen und eine Wahl in vielen Fällen äusserst schwierig machen.

Unter der Gruppe der importirten Lebensmittel nimmt der Reis die erste Stelle ein. Ihm folgen Mehl in Fässern, trockene Erbsen und Bohnen, Salzfleisch, geräucherter Schinken und Speck, Fleischconserven und Gemüse aller Art in zugelötheten Blechbüchsen, besonders viel amerikanisches *corned beef* und australisches Schaffleisch, Sardinen, gesalzene Fische, condensirte Milch, Käse und frische Butter, welche letztere an der Luft bald schmilzt, und aus Amerika viel animalisches Fett zur Bereitung der Speisen. Eine besonders grosse Rolle spielen die Genussmittel, wie Biere in Flaschen, Weine und vor Allem *gin* (Kornbrannt-

---

[1]) In frühern Jahren wurden zahlreiche Affenfelle ausgeführt, in jüngster Zeit aber hat der Export dieses Artikels gänzlich aufgehört.

wein), der besonders viel aus Holland importirt wird. Tabak (in Blättern) ist ein ausserordentlich gesuchter Artikel und nimmt unter den Importwaaren eine der ersten Stellen ein. Es wird zwar weit im Innern, z. B. bei den Pessy- und Barline-Stämmen, etwas Tabak gebaut, doch scheint dieses Produkt in keinem besondern Ansehen zu stehen. Man importirt den Tabak in riesigen Fässern, den sogenannten *hog's-heads*. Je 6—12 Blätter sind an der Basis zu einem Büschel, einem *head*, zusammengebunden; sechs *heads* bilden eine *bar*. Das *head* sowohl als die *bar* sind überall unter den Eingebornen bekannte Collectiveinheiten und vertreten die Stelle von Kleingeld. Ein einzelnes Blatt repräsentirt zwei Dollarcents, ein *head* gewöhnlich zehn Cents. Um bei der Auszahlung eines *head* nicht zu kurz zu kommen, machen Zwischenhändler und Farmer (die Faktoreien verkaufen nur nach Gewicht) dieselben kleiner, d. h. sie reduciren sie auf fünf Blätter. Eine *bar* Tabak und eine oder mehrere Flaschen Branntwein sind das stets willkommene Geschenk, das der Weisse bei seinem Besuche einem Negerfürsten mitbringt.

Eine überaus grosse, reichhaltige Auswahl bilden die in allen möglichen Arten vorhandenen Ellenwaaren und übrigen Bekleidungsartikel. Viele der erstern sind eigens für den westafrikanischen Handel hergestellte Fabrikate von theilweise sehr geringer Qualität, an denen manchmal die Appretur die Hauptsache ist. Unter den Ellenwaaren sind am beliebtesten blauer und weisser Kattunstoff und bei den Eingebornen die in allen Farben und Mustern vorräthigen, sehr grossen *handkerchiefs* (Taschentücher), die aber dort ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und als gewöhnlich einziges Kleidungsstück um die Lenden getragen werden.

Dass diese Zeuge nicht von bester Qualität sind, liegt zum Theil in der Eigenthümlichkeit der Eingebornen, die gewohnt sind, alles mit gewissen festen Preisen zu bezahlen. So bezahlt der Neger von Alters her für einen *yard* Kattunstoff oder ein Taschentuch einen Shilling, gleichviel ob die Waare gut oder schlecht sei, da er sich doch von der bessern Qualität einer theurern Sorte nur schlecht überzeugen kann; werden aber höhere Preise verlangt, so ist er nur allzuleicht geneigt zu

glauben, dass man ihn betrügen wolle. Es liegt daher ganz in der Natur der Sache, dass der Kaufmann seinem schwarzen Gönner möglichst billige Waare bietet, die ihm grössern Gewinn bringt und auch bald durch neue ersetzt werden muss. Wollstoffe, obwohl auch vorhanden, sind weniger begehrt, destomehr aber fertige Herren- und Damenkleider und Wäsche, Hüte und Schuhwaaren, von den gröbsten Arbeiterschuhen bis zu den feinsten Damenstiefeln. Daneben findet man Spitzen, Vorhangstoffe, Segelleinen und wollene Bettdecken, Foulards, Shawls, Corsets, Handschuhe, Regen- und Sonnenschirme in Kattun, Wolle und Seide, Spazierstöcke und vieles Andere mehr.

Sehr reich sind auch die Quincailleriewaaren vertreten. Man darf jedoch durchaus nicht glauben, dass der Eingeborne der Jetztzeit mit den früher beliebten, gewöhnlichen Glasperlen, Spiegelchen und anderm Tand sich abfertigen lasse. Im Gegentheil findet man bei ihm häufig eine gute Dosis klaren Verstandes, praktischen Sinn und Vorliebe für das Solide und wirklich Werthvolle. So sind nach und nach an Stelle der Glasperlen, die gegenwärtig weniger häufig verlangt werden, die werthvollern 2—3 Cm. langen, kantig geschliffenen Achatkorallen (*tenda-beads*) getreten, die mit einem Shilling das Stück bezahlt werden und im Innern überall zu diesem Preise an Geldesstatt angenommen werden. Kaurimuscheln, in östlichern Küstengegenden massenhaft importirt und als Kleingeld in Gebrauch, sind in Liberia als Handelsartikel unbekannt und werden im Innern, wo man sie aus der Mandingogegend bekommt, nur als Schmuck verwendet.

An das Chaos von Kurzwaaren und Toilette-Artikeln reihen sich reiche Sortimente von Papeteriewaaren, worunter selbst Lithographien und Oleographien in schweren Goldrahmen, grosse und kleine Spiegel, Wand- und Taschenuhren, Lampen, Tapeten, Teppiche, ganze Ameublemente und einzelne Möbelstücke, Hand- und Reisekoffer. Auch für Küche und Tafel ist bestens gesorgt, denn es finden sich nicht nur alle denkbaren Küchengeräthe, wobei selbst der Kochherd nicht vergessen ist, sondern auch eine Unmasse von Töpfer- und Glaswaaren, ja sogar ganze Tafelbestecke. Eine andere Abtheilung bilden die Werkzeuge für Werkstatt, Feld und Wald, und der Schmied oder Schlosser kann in den Fak-

toreien ebensogut das Nöthige an Werkzeugen und Material finden, als der Landbauer und Holzsäger. Selbst Nähmaschinen werden verkauft. Da findet man Stahl, Schmiede- und Reifeisen, Kupfer- und Eisendraht, galvanisirtes Wellenblech zur Dachbedeckung, Anker und Ketten, Tauwerk, Decimalwaagen, Colonial- und Farbwaaren, Spezereien, Kochsalz, Medikamente, Seife, Parfümerien, Petroleum.

Einen äusserst beliebten Artikel bilden Gewehre, Perkussionsgewehre sowohl als die von den Eingebornen begehrten Steinschlossgewehre, die theils zu diesem Zwecke in Europa neu fabrizirt, theils auch aus alten Perkussionsgewehren angefertigt werden. Dazu kommen selbstverständlich Feuersteine, Zündhütchen und Schiesspulver, welch letzteres sehr grobkörnig ist und in kleine, hölzerne Fässchen verpackt, massenhaft importirt wird. Auch Säbel sind sehr beliebt, besonders alte Kavallerie-Schleppsäbel mit stählerner Scheide, ferner Hack- und Buschmesser (*cutlasses* und *billhooks*), Dolche, alte Hirschfänger und Revolver, so dass man in einem einzigen wohlversehenen *store* alles vereinigt findet, was man in Europa in den verschiedenartigsten Magazinen und Kaufläden vertheilt antrifft.

Der Tauschhandel[1]) — nur in Monrovia und einigen andern Küstenplätzen spielt Baargeld eine bemerkenswerthe Rolle — bildet bei verschiedenen Unannehmlichkeiten den Vortheil, dass der Kaufmann sowohl an den Import- als an den Exportartikeln gewinnen kann. Freilich kommt es gelegentlich auch vor, dass er Landesprodukte zu einem höhern Preise an Zahlungsstatt annehmen muss. Es lässt sich daher leicht begreifen, dass die Rechnungsführung in diesen grossentheils auf Tausch beruhenden Geschäften eine sehr verwickelte und oft recht mühsame ist, und dass das jeweilige Inventarisiren (das sogenannte *stock* Nehmen) der vorhandenen Waarenvorräthe viel zu schaffen giebt.

---

[1]) Unter Tauschhandel hat man in der Regel nicht ein willkürliches, gegenseitiges Austauschen von Waaren zu verstehen; denn bis weit ins Innere hinein weiss der Eingeborne nach Dollars zu rechnen. Seine Waaren werden denn auch nach Dollars taxirt und ihm die Summe genannt, wofür er aber nicht baares Geld, sondern dessen Werth in durch ihn selbst gewählten Importartikeln ausbezahlt erhält.

Jede grössere Faktorei ist mit ihren Dependenzgebäuden, als Waarenhäusern, Palmkernmagazinen und Palmölschuppen, die in dem sogenannten *yard* beisammen stehen, von einem hohen und soliden Palissadenzaun umgeben, dessen Eingangsthor zur Nachtzeit verschlossen und von einem eigens zu diesem Zwecke angestellten Nachtwächter bewacht wird. Derselbe, meist ein Liberianer, erscheint mit Sonnenuntergang in der Faktorei, wo er Muskete und Munition empfängt. Während der Nacht feuert er stündlich als Beweis seiner Wachsamkeit einen Schuss ab, zum nicht geringen Schrecken neuer Ankömmlinge, die mit den Verhältnissen noch nicht vertraut geworden sind.

Liberia ist am 1. April 1877 dem internationalen Postverbande [1]) beigetreten und dadurch den Culturstaaten der übrigen Welt um einen Schritt näher gerückt. Wie bereits gesagt, wird die Postverbindung durch die beiden englischen Dampferlinien via Liverpool und die Woermann-Linie via Hamburg vermittelt und ist verhältnissmässig rasch und sicher. Bei den englischen Dampfern geschieht es freilich, dass sie gelegentlich Monrovia vorbeifahren und dann die Mail nach dem nächsten Küstenplatze mitnehmen, von woher sie dann bei erster Gelegenheit zurückgebracht wird. Nichts ist daher begreiflicher als das Verlangen, mit dem man der Ankunft des erwarteten *mail-steamers* entgegensieht und die Enttäuschung, wenn er, endlich in Sicht gekommen, unnachsichtlich vorbeidampft. Ist aber einmal der Schuss gefallen, der das Ankern des Dampfers anzeigt, dann eilt Jeder, und wäre es auch, was oft genug vorkommt, mitten in der Nacht, nach der *post-office*, um seine Briefe abzugeben. Mittlerweile ist auch der *mail-officer* in seiner Jolle von Bord angekommen, übergiebt die *mail* und nimmt den unterdessen verschlossenen Postsack in Empfang. Jedermann aber, der Briefe erwartet, bleibt vor dem Postschalter stehen, bis die Adressen der angekommenen Briefe abgelesen werden, um ja recht bald in den Besitz der lang ersehnten Nachrichten

[1]) Laut einem Bericht des Generalpostmeisters im *Observer* vom 23. November 1882 wurden vom 21. März bis 20. September des genannten Jahres aus Liberia 1444 gewöhnliche und 99 eingeschriebene Briefe, 158 Correspondenzkarten und 58 ℔ Drucksachen und Waarenmuster durch die Post ins Ausland versandt.

zu gelangen. Postboten bestehen nirgends in Liberia, so dass nicht reklamirte Briefe oft sehr lange liegen bleiben. Die Verbindung der Postbureaux in den Hafenplätzen mit Orten, an denen keine Dampfschiffe landen, ist sehr unsicher und wird in der Regel durch Böte vermittelt, welche zufällig von dort kommen oder dorthin abgehen. An das unterseeische Telegraphenkabel, das sich seit einigen Jahren die ganze Westküste Afrika's entlangzieht, hat Liberia keinen Anschluss.

Die politischen Beziehungen Liberia's zu der Aussenwelt sind zwar nicht mannigfaltig, aber doch immerhin nennenswerth. Mit der Mutterrepublik, den Vereinigten Staaten, denen es nicht nur seine Entstehung, sondern auch in gewissem Sinne sein Fortbestehen zu danken hat, wird stets ein freundschaftliches Verhältniss unterhalten, und in Würdigung desselben lässt sich dieser Staat in Liberia durch einen Gesandten vertreten, der den hohen Titel eines Ministerresidenten und Generalconsuls führt und, wie die meisten Vertreter anderer Staaten, seinen Wohnsitz in Monrovia hat. In seiner Abwesenheit wird er durch einen *Vice-Consul General* vertreten. Von europäischen Staaten sind in Liberia vertreten: Deutschland durch den Hauptagenten der Firma Woermann, Holland durch denjenigen der Firma Muller, Schweden und Norwegen durch einen Holländer, Belgien und Dänemark durch Liberianer, ebenso Haïti. England hat, merkwürdig genug, keinen Vertreter in Liberia. Die Flaggen aller dieser Nationalitäten, im Verein mit der liberianischen, die auf der *Executive Mansion*, der Wohnung des Präsidenten, wehen, verleihen der ohnehin schon malerischen Capitale Liberia's noch einen weitern Reiz.

IV.

Landesprodukte und ihre Gewinnung, Landbau und Volksernährung.



Melonenbaum (*Carica papaya* L.).

Wildwachsende Nutzpflanzen: Bau- und Tischlerholz, Rothholz. — Indigo, Kautschuk, Mangroveholz. — Calabarbohnen, Kolanuss. — Oel- und Weinpalme. — Kulturpflanzen: Reis und Maïs. — Maniok, Bataten, Arrowroot, Yams. — Arachiden, Ricinus. — Kaffee und Kaffeebau, Cacao. — Tabak, Zuckerrohr. — Küchengewächse, Obstarten, Gewürze. — Gespinnstpflanzen. — Agricole Zustände: Landbau. — Das Creditsystem. — Viehstand. — Ernährung: Der Markt in Freetown und Monrovia. — Verkehrswesen: Träger und sonstige Transportmittel.

Obwohl die zur Ausfuhr gelangenden Landesprodukte nicht sehr mannigfaltiger Art sind, liefert doch Wald und Feld weit mehr, als man nach einer oberflächlichen Bekanntschaft mit Liberia glauben sollte; denn Vieles davon wird durch die Bewohner des Landes selbst absorbirt und gelangt daher nicht in die

Faktoreien oder ist wenigstens nicht geeignet, einen Exportartikel zu bilden [1]).

An wildwachsenden Nutzpflanzen bietet Liberia kaum etwas, das nicht auch ungefähr an der ganzen übrigen tropischen Westküste angetroffen würde. Die ausgedehnten Urwälder liefern eine Menge von vorzüglichen Holzarten, die in Liberia selbst als Bau- und Tischlerholz Verwendung finden. In dieser letztern Eigenschaft wurde jedoch bis jetzt keine einzige Holzart exportirt.

Aus Mangel an Sägemühlen werden die Bäume an Ort und Stelle, wo sie gefällt sind, auf die primitivste Weise vermittelst Handsägen (Wald- oder Baumsägen) der Länge nach zu Balken und Brettern zerschnitten oder quer in $^1/_2$ M. lange Blöcke zersägt, welche letztere man dann zu Dachschindeln ausspaltet, oder es werden — und dies ist ausschliesslich Arbeit der Eingebornen — aus ihnen Canoes ausgehöhlt, welche, sobald sie einigermaassen transportabel sind, an das Wasser geschleppt und dort vollends abgearbeitet werden. Die meisten Holzarten sind sehr hart, und manche nehmen eine schöne Politur an; da sie je nach der Art verschieden von Farbe sind, so kann ein praktischer Zimmermann das eine Zimmer mit weissen, das andere mit rothen und ein drittes mit braunen Planken austäfeln oder auch die Wände von braunem, Thür- und Fensterpfosten von weissem und Thüren und Fensterläden (Fenster sieht man sehr selten) von rothem Holze herstellen.

Die einzigen Holzarten, die als solche zur Ausfuhr gelangen, sind zwei rothe Farbhölzer, nämlich das *camwood* (Rothholz), und das diesem sehr nahe verwandte *barwood.* Roh entrindet, werden diese Hölzer durch die Eingebornen — nur diese beschäftigen sich mit dem wenig lohnenden Einsammeln derselben — nach den Faktoreien gebracht und dort nach dem Gewicht verkauft. Beide Holzarten werden übrigens auch durch die Eingebornen selbst zum Rothfärben, besonders von Zeugen, verwendet. Das *camwood* stammt von einem krüppelhaft gewachsenen Baume aus

[1]) Um später nicht in Wiederholungen zu verfallen, werden in diesem Capitel auch diejenigen Naturprodukte behandelt, deren Gewinnung grösstentheils, oft sogar ausschliesslich, durch die Eingebornen betrieben wird.

der Familie der Papilionaceen, *Baphia nitida*, her, der im Urwalde stellenweise häufig angetroffen wird und als geheiligter, unantastbarer Baum an den Eingängen mancher inländischer Negerdörfer steht oder auch einen Bestandtheil der heiligen Zauberwälder (*greegree-bush*, *devil-bush*) bildet [1]. Ebenholz soll nach den Aussagen liberianischer Holzhacker in den dortigen Wäldern ebenfalls vorkommen, doch wird es nirgends exportirt.

Als zweiter Farbstoff, der jedoch gegenwärtig nicht mehr zur Ausfuhr gelangt, ist das Indigo [2] zu erwähnen, das aus den Blättern einer wildwachsenden (vielleicht auch bloss verwilderten) Staude hergestellt wird. Die Eingebornen verwenden es allgemein zum Blaufärben von Garnen und selbstgefertigten Zeugen, sowie hie und da auch als Farbstoff beim Tätowiren der Haut.

Verschiedene Ficusarten und Lianen (*Landolphia*), deren eingedickter, weisser Milchsaft das Kautschuk (*India rubber*) liefert, wachsen in den Wäldern fast überall in Menge. Schade nur, dass die Eingebornen sich nicht in grösserm Maasse mit diesem sehr vernachlässigten Erwerbszweige befassen, da derselbe bei einem rationellen Verfahren sowohl den Producenten als den Faktoreien bedeutenden Gewinn bringen könnte. Die zur Kautschukgewinnung geeigneten Bäume und Lianen werden angeritzt und der herausfliessende Milchsaft in einer am Fusse der Pflanze angebrachten Rinne oder auf grossen Baumblättern aufgefangen. Der so erhaltene Saft, der an der Luft ziemlich rasch erstarrt, wird dann gesammelt und das Kautschuk durch Kochen von den sogenannten Molken abgeschieden und zu faust- bis kindskopfgrossen Klumpen zusammengeballt. Manchmal beschmieren

---

[1] Hooker beschreibt in seiner Niger-Flora drei neue, westafrikanische Arten von *Baphia*, nämlich *B. spathacea* von Grand Bassa, ferner *Baphia haematoxylon* (wahrscheinlich identisch mit *B. nitida*) von der Guineaküste, und *B. pubescens*, von unbekannter Herkunft. Ueberdies nennt er noch zwei nahe verwandte Genera: *Bracteolaria* und *Leucomphalus*. Das Rothholz war schon im 17. Jahrhundert ein bedeutender Ausfuhrartikel (siehe Dapper, holländische Ausgabe, pp. 383 und 389.

[2] Nach den Mittheilungen des Botanikers Vogel wäre es *Indigofera enneaphylla* L. (siehe Hooker, Niger-Flora, p. 293).

sich auch die Eingebornen — diese allein beschäftigen sich mit Kautschuksammeln — Brust und Bauch mit dem abgezapften Milchsaft, welcher sich rasch verdickt und dann in dünnen Blättchen von der Haut abgerollt und ebenfalls zu jenen faustgrossen Stücken zusammengeballt wird. Bei dem letztgenannten Verfahren behält das Kautschuk eine weit hellere Farbe und soll auch von besserer Qualität sein, als das durch Abkochen gewonnene, welches unter dem Einflusse der Luft bald die bekannte schwärzliche Farbe annimmt. Die Kautschukliane wird in kurze Stücke zerschnitten und das Kautschuk davon abgekocht. Um dasselbe nicht durch Austrocknen an Gewicht verlieren zu lassen, sind die Kautschuksammler gewohnt, ihre Vorräthe in kaltem Wasser zu bewahren, bis sich eine Gelegenheit findet, dasselbe zum Verkaufe nach den Faktoreien zu bringen; ja viele gehen sogar so weit, das Produkt mit Erde oder Steinen zu verunreinigen, um sein Gewicht zu erhöhen. Infolge dessen pflegt man in den Faktoreien die Kautschukklumpen stets durchzuschneiden, bevor man sie kauft.

Einige Mangrovearten enthalten in ihrer Rinde einen vorzüglichen Gerbstoff, den die Eingebornen wie die Liberianer zum Gerben von Thierhäuten benutzen. Das Holz der Mangrovebüsche und -Bäume liefert auch eine vorzügliche Feuerung, und in Monrovia, wo es in der Nähe nur noch wenige Wälder giebt, wird es allgemein als Brennholz verwendet.

Sogenannte offizinelle Pflanzen giebt es in Liberia eine Menge; doch werden sie nur von eingebornen Heilkünstlern (*leaf-doctors*) und als sogenannte Hausmittel angewendet und aus einer derselben, dem sogenannten *sass-wood*, wird ein Gifttrank gebraut. Zur Ausfuhr gelangen nur die Calabarbohnen, die giftigen Früchte eines zu den Papilionaceen gehörenden Baumes (*Physostigma venenosum*), deren Extract, das Physostigmin, in der Augenheilkunde Verwendung findet.

Die Wälder Liberia's enthalten verhältnissmässig nur wenige Bäume, welche essbare Früchte liefern. Zu erwähnen sind, ausser der überall wildwachsenden Oelpalme, die Tamarinden, deren Schoten einen angenehm säuerlichen Geschmack haben und ein kühlendes Gemüse liefern. Sehr häufig findet man im Urwalde

einen Baum (*Parinarium* sp.?), dessen grünlichgelbe Pflaumen, dort *bush-plums* genannt, von Affen, Eichhörnchen, Antilopen, Wildschweinen und einer Menge von Vögeln, sowie von den Eingebornen gleich sehr gesucht werden. Sie werden meist frisch gegessen, oft auch gedörrt und für die Regenzeit bewahrt, und manchmal wird aus ihnen eine Art Bier gebraut, das, mit Ingwer versetzt, ganz angenehm schmeckt.

In den waldbedeckten Schluchten des Cape Mount-Gebirges habe ich mehrmals eine Rebe angetroffen, welche kleine blaue, säuerlich schmekkende Trauben liefert und deren grüne, gegabelte Ranken ähnlich aussehen und ebenso sauer schmecken, wie die unserer Weinrebe.



Zweig eines Kolabaumes.
(*Sterculia acuminata*, Pal. de Beauv.).

Eine bedeutende Rolle spielt nicht nur in Liberia, sondern überhaupt in einem grossen Theile des westlichen Afrika die Kolanuss. Diese ist die Frucht des besser in Lichtungen und Buschwerk als im Hochwalde gedeihenden, nicht sehr hohen, aber grossblättrigen Stinkbaumes (*Sterculia acuminata*, Pal. de Beauv.). Sie schmeckt ziemlich bitter und wird von sehr vielen Eingebornen wie auch von Liberianern leidenschaftlich gekaut, da sie in hohem Maasse die Speichelabsonderung befördert und Hunger und Durst fernhalten hilft. Auch in Gegenden, in welchen sie nicht gedeiht, wie in der Mandingoebene, ist sie so sehr geschätzt, dass sie, zwischen frische Baum-

blätter verpackt, massenhaft aus den Waldregionen dorthin ausgeführt wird und ein sehr gangbares Zahlungsmittel bildet. Während die eigentliche Kolanuss, welche auf der Bruchfläche bräunlich aussieht, nur in der Hügel- und Bergregion des Innern gedeiht, findet man in der Küstenregion eine zweite, sehr nahe verwandte Art, die sogenannte *white cola* (*Sterculia macrocarpa* R. Br.), deren Früchte auf der Bruchfläche weiss erscheinen. Diese letztern sind jedoch bei weitem nicht so gesucht, wie erstere. Den Bremer geographischen Blättern, 1887, pp. 85 und 165, entnehme ich über die echte Kolanuss das Folgende: „Die Früchte dieses Baumes werden als Reiz- und Nährmittel sehr geschätzt. Sie übertreffen alle bekannten Früchte an Alkaloidgehalt, enthalten mehr Theïn als die besten Kaffee- und Theesorten, daneben ansehnliche Mengen Theobromin, sowie dreimal mehr Stärke als die Cacaobohnen, wodurch die nährende Eigenschaft derselben erklärt wird. Ausserdem sollen die Kolanüsse, was von Eingebornen und europäischen Reisenden übereinstimmend bestätigt wird, den Körper zur Ertragung von Strapazen stärken, sowie als Arznei für Krankheiten der Eingeweide und der Leber vorzüglich wirken. Die Zusammenstellung der Kolanüsse ist die folgende:

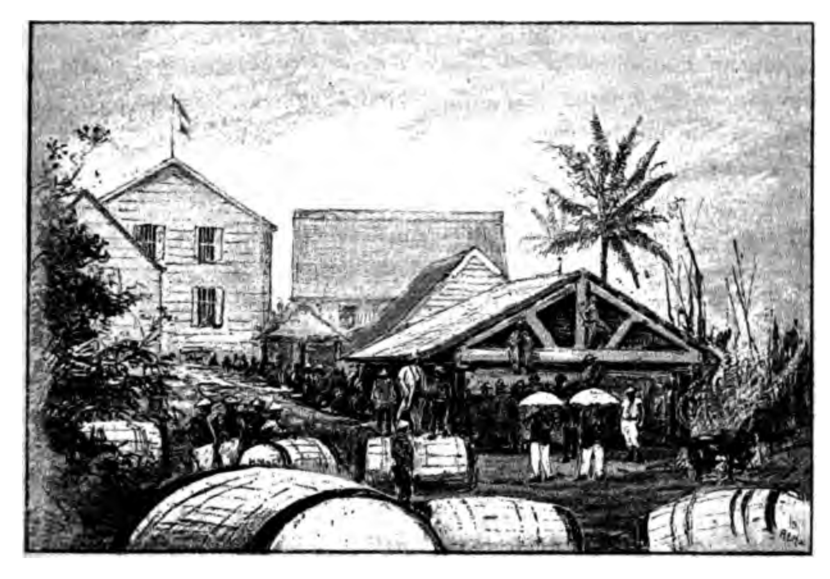
Wasser	13,65°/₀	Stärke	42,00°/₀	Rohfaser	20,00°/₀
Theïn	2,13°/₀	Gummi	10,67°/₀	Asche	3,20°/₀
Theobromin	0,23°/₀	fettes Oel	1,52°/₀	Verlust	0,27°/₀
Eiweisstoff	6,33°/₀				100°/₀

Aus Sierra Leone wurden Kolanüsse nach dem Gambia ausgeführt: 1860: 150,000 ℔, 1870: 416,000 ℔, 1880: 743,000 ℔ engl. Der Handel in dieser Frucht hat also in den letzten Jahren bedeutend zugenommen und scheint einer weitern Ausdehnung fähig zu sein, weshalb es sich wohl empfehlen dürfte, der Kultivirung des Stinkbaumes nach dem Vorbilde der Kaffee- und Cacaoplantagen näher zu treten. Nach den Untersuchungen von Heckel und Schlagdenhauffen soll die unechte Kolanuss gar kein Theïn enthalten."

Unter allen wildwachsenden Pflanzen Liberia's spielt jedoch unstreitig die Oelpalme (*Elaeis guineensis*) die bedeutendste Rolle. Bereits im Capitel über die Pflanzenwelt (I. Band, p. 90 u. ff.) wurde über das Vorkommen, den Habitus und die Früchte dieser

vorzüglichsten aller afrikanischen Palmen das Nöthige mitgetheilt.

Um die grossen und schweren Fruchtstände aus der Wedelkrone der hohen, schlanken Oelpalme herunterzuholen, muss die letztere erst von den sparrig abstehenden Resten der abgestorbenen Blattstiele gereinigt werden. Dann ersteigt sie der Neger mit der Steigschlinge (Taf. XXIV), einem aus starken Lianen oder Rotang verfertigten Reifen, der vermittelst einer Oese und eines Knotens beliebig geschlossen und geöffnet werden kann. Die Steigschlinge wird um den zu ersteigenden Stamm gelegt



Hofraum der holländischen Faktorei in Sinoe.

und ist so weit, dass sie ausser für die Palme auch noch für den Leib des Kletterers genügend Raum gewährt. Dieser stellt sich nun so vor die Palme, dass die Schlinge sowohl ihn als den Stamm umfasst und stösst sich, mit dem Rücken in der Schlinge liegend, ruckweise in die Höhe, wobei er nach jedem Schritt die Schlinge am Stamme aufwärts schiebt. Nach einiger Uebung erklettert der Neger die Palmen mit grosser Leichtigkeit und Sicherheit, schneidet, oben angekommen, die zwischen den Wedelrippen sitzenden, kurzgestielten Fruchttrauben heraus und wirft

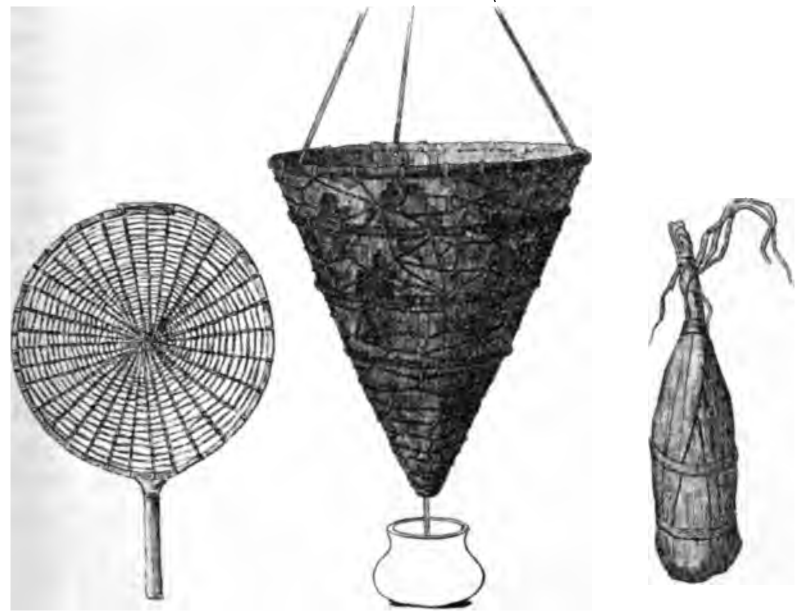
sie hinunter. Nach Hause gebracht, werden dieselben der mennigrothen, zwetschgenförmigen Palmnüsse entledigt und weggeworfen. Die Palmnüsse selbst aber werden theils roh, theils in heisser Asche geröstet, gegessen und bilden dieselben namentlich bei den Eingebornen ein wichtiges Nahrungsmittel. Weitaus die meisten dieser schönen Früchte verwendet man jedoch zur Bereitung von Palmöl. Zu diesem Zwecke werden sie in grossen Pfannen geröstet, bis sie stark schwitzen, hierauf in hölzernen Mörsern gestampft, dann in messingenen Kesseln gekocht und nachher mitsammt dem Wasser, in dem sie gekocht wurden, zur Abkühlung auf die Seite gestellt. Später lässt sich das erkaltete, obenauf schwimmende Palmöl mit Leichtigkeit vermittelst eines kleinen, flachen Schöpfnetzes abschöpfen und in grossen Korbflaschen (*demijohns*), Kalebassen und kleinen Fässern aufbewahren.

Das so zubereitete Oel ist das feinste und wird mit Vorliebe zur Bereitung der Speisen und als Zukost verwendet. Auch benutzt man dasselbe als Pomade zum Einfetten der Haut; doch wird zu diesem Zwecke animalischen Fetten aller Art, besonders dem Talg der inländischen Schafe, der Vorzug gegeben. In der hohen Palmölsaison aber (Februar und März) reicht diese Methode nicht mehr aus. Man füllt dann ganze Haufen von Palmnüssen in ausgemauerte Gruben, deckt diese mit grossen Blättern und nachher mit Erde zu und lässt sie eine Art Gährungsprozess durchmachen, worauf sie dann in grossen, canoeartigen Trögen gestampft und auf die oben erwähnte Weise abgekocht oder auch in grossen, engmaschigen Beuteln über untergestellten Kesseln so lange gedreht werden, bis das Oel herausgepresst ist. Die Rückstände (Steine und Fasertheile des Fruchtfleisches), werden dann noch geschlemmt, die Fasertheile hin und wieder auch von den Negern, da sie noch immer etwas rückständiges Oel enthalten, gegessen. Dieses im Grossen gewonnene Oel ist für den Export bestimmt und wird entweder von den Eingebornen selbst, oder aber durch liberianische Zwischenhändler an die Küste gebracht.

Flüssiges Palmöl wird in den Faktoreien beim Maass (Gallone) gekauft und für die Verschiffung in grosse Fässer gefüllt, welche zum Schutze gegen Sonnenhitze und Termiten mit Kalk getüncht

werden. Das in der Provinz Grand Bassa produzirte feste Palmöl (siehe p. 102) aber wird erst in grossen, eisernen Kesseln geschmolzen. Wie die Abbildung auf Seite 115 zeigt, herrscht während der Palmölsaison im Haufraume einer Faktorei stets ein reges Leben.

Mitunter wird das Palmöl bei den Eingebornen zur Bereitung einer ganz brauchbaren Seife verwendet, zu welcher die Asche gewisser Holzarten das Kali liefert. Zu diesem Zwecke wird ein trich-



Flaches Handnetz zum Abschöpfen v. Palmöl. Aschentrichter zur Bereitung v. Lauge. Inländische Seife in Originalverpackung.

terförmiger Korb, dessen Innenwand mit Bananenblättern ausgelegt ist, mit der Asche von jungem Bombaxholz gefüllt und heisses Wasser aufgegossen. Die unten abfliessende Lauge wird dann zusammen mit Palmöl gekocht und eingedickt. Die so erhaltene Seife (*country-soap*) ist dunkelbraun von Farbe. Sie wird in kleinen, wurstähnlichen Stücken, dicht in trockene Bananenblätter verpackt, in den Handel gebracht, aber nicht exportirt, da lange nicht genug Seife mehr produzirt wird, um den eigenen Bedarf zu decken.

Die Palmölbereitung mit allem, was dazu gehört, beschäftigt in der Saison eine Menge Leute und verschafft den Eingebornen — nur diese befassen sich mit der Palmölgewinnung — die Mittel, um ihren verschiedenen Bedarf an Importwaaren aus den Faktoreien an der Küste zu erlangen. Obwohl das ganze Jahr hindurch gelegentlich reife Palmnüsse anzutreffen sind, dauert doch die eigentliche Reifezeit nur von Neujahr bis Ende Juni. In der Regenzeit aber, wenn sonst keine bedeutenden Arbeiten verrichtet werden können, werden die aufgehäuften Steine der Palmnüsse aufgeklopft und die darin enthaltenen Kerne (*palm-kernels*) gesammelt. Diese liefern, gestossen und gepresst oder abgekocht, ein vorzügliches, schmackhaftes Oel, die sogenannte Palmbutter. Die Palmkerne bilden übrigens, wie das Palmöl, einen bedeutenden Handelsartikel, und doch bleiben ganze Haufen von Palmnüssen unaufgeklopft liegen. In Zeiten schwerer Noth spielen die Palmkerne auch als Nahrungsmittel eine bedeutende Rolle.

Nicht weniger interessant als die Gewinnung des Palmöls ist die des Palmweins, welcher sowohl der Oel- als auch der Weinpalme abgezapft wird und das einzige berauschende Getränk bildet, das der Eingeborne der Waldregion zu bereiten versteht. Zu diesem Zwecke werden in der Regel niedrige Palmen gewählt, die nicht von den Wedelstümpfen gesäubert sind. Um trotzdem in die Krone hinauf zu gelangen, wird ein abgehacktes Baumstämmchen an dieselbe gelehnt, an welchem man hinaufklettern kann. Nachdem man nun an einer Stelle der Krone durch Abhacken der Wedel eine Lücke gewonnen, wird in die Spitze des Stammes eine Höhlung gemacht und der sich darin ansammelnde Saft durch eine Art Rinne in eine darunter gehängte Kalebasse geleitet. Jeden Morgen wird dann der derart gewonnene Palmwein weggeholt. Eine neu angezapfte, kräftige Palme kann täglich über drei Liter dieses Saftes liefern, doch ist sie nach ein bis zwei Monaten erschöpft, so dass man genöthigt ist, wieder eine andere anzustechen. Der Preis für Palmwein, der in grössern Ortschaften durch Eingeborne während der Trockenzeit regelmässig zum Kaufe angeboten wird, ist zwei, stellenweise auch drei Blatt Tabak per Flasche. Wir gebrauchten denselben nicht nur gerne als erfrischendes, angenehmes Getränk, sondern auch als

Brodhefe, da er das Brod nicht allein luftig und schwammig macht, sondern demselben auch einen guten Geschmack giebt. Sauer geworden, diente er uns übrigens auch als Essig.

Nicht selten endlich muss die schöne Oelpalme, nachdem sie dem Eingebornen das Oel zu seinen Speisen geliefert, ihm die Mittel zu allerlei europäischen Genüssen verschafft und mit ihrem Herzblut seinen Durst gestillt, gar ihr Leben für ihn lassen, um, aller Blätter beraubt, in dem zarten, markreichen Gipfelende des Stammes den sogenannten Palmkohl (*palm-cabbage*) zu liefern.

Doch nicht nur dem Menschen gewährt die Oelpalme allgemeinen Nutzen, sondern sie bildet auch den Brodkorb für eine unglaubliche Menge von Thieren verschiedenster Art. Ganze Herden von Affen durchstreifen täglich die Wälder, um sich an den süssen Früchten zu sättigen, und Eichhörnchen, Flughörnchen, fruchtfressende Fledermäuse, Nashornvögel, Papageien, Mantelkrähen nebst einer Menge anderer Vögel besuchen sie regelmässig als ihre ständigen Futterplätze. Von den durch alle diese kletternden und gefiederten Gäste herabgeworfenen Palmnüssen nähren sich wieder zahlreiche Waldantilopen, Pinselschweine, kleine Nager und Fleischfresser, Insekten, Schnecken u. s. w.

Auch die vorhin erwähnte Weinpalme (*Raphia vinifera*, Beauv.) spielt im Haushalte der Eingebornen eine wichtige Rolle. Ihre langen Wedel liefern diesen nämlich eines der wichtigsten Materialien zum Bau ihrer primitiven Wohnungen, namentlich der Wände und Thüren, während die beblätterten Enden dieser Riesenwedel zur Bedachung derselben verwendet werden. Ueberdies dienen die glattrindigen, in feine Splitter spaltbaren Wedelrippen zum Anfertigen von allen erdenklichen Sachen, ganz in derselben Weise, wie bei ostindischen Völkern der Bambus [1]). Wie schon gesagt, wird auch von dieser Palme Wein gezapft, und zwar noch viel allgemeiner als von der Oelpalme. Der Saft der Wein-

---

[1]) Ein echter Bambus (*Bambusa gigantea?*) kommt auch in Liberia vor, doch ist er stets vereinzelt. Ich fand denselben nur auf drei verschiedenen Stellen, und zwar jedesmal in der Nähe bewohnter Orte, nämlich bei Gonon und Buluma im Vey-Lande und bei Hartford am St. John's River.

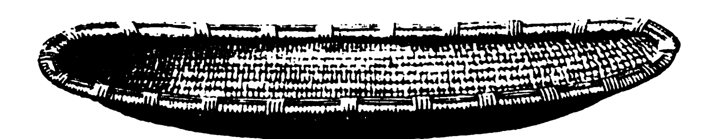
palme ist noch berauschender als derjenige der Oelpalme. Die Früchte, die in drei bis sechs Fuss langen Trauben vertikal aus den Blattachseln herunterhangen, finden keine praktische Verwendung, und es steht daher diese Palmenart, so nützlich sie auch in mancher Beziehung ist und so sehr sie auch der Gegend zur Zierde gereicht, hinter der Oelpalme, deren Blattwedel sie allein an Grösse und Brauchbarkeit übertrifft, weit zurück. Schliesslich sei hier noch einer stattlichen, hochstämmigen Fächerpalme (*Hyphaena guineensis*, Thonn.) erwähnt, die in Liberia nur am Cap Palmas vorkommt und keinerlei praktischen Nutzen liefert.

Weit zahlreicher als die wildwachsenden nutzbaren Pflanzen sind die Kulturpflanzen, von welchen, nebenbei gesagt, nur wenige ursprünglich in Afrika zu Hause sind. Von Körnerfrüchten wird nur Reis in grösserem Maasse, und nur nebenbei noch etwas Mais und Negerhirse, alle drei aber allein bei den Eingebornen, verbaut. Diese Getreidearten reichen indessen lange nicht hin, um den eigenen Bedarf zu decken, so dass indischer Reis in grossen Mengen (in 1884 12.382 Centner) eingeführt werden muss. Alle Körnerfrüchte liefern, wenn das Wetter zum Einheimsen günstig ist, reichliche Ernten.

Gewöhnlich wird ein und dasselbe Grundstück nur ein bis zwei Jahre zum Anbau benutzt und dann wieder sich selbst überlassen, worauf es binnen Jahresfrist bereits wieder mit üppig wucherndem Buschwerk bedeckt ist. Der Waldboden ist für die Anlage von Pflanzungen entschieden der günstigste, und darum hacken die Neger alljährlich für ihre neu anzulegenden Farmen die nöthigen Strecken Waldes nieder und bepflanzen diese auf die schon im ersten Bande (p. 52) angegebene Weise. Hie und da werden statt des trockenen Waldbodens auch Sümpfe zur Anlage von Reispflanzungen verwendet. In diesen sogenannten nassen Reisfarmen, wie ich sie gelegentlich bei den Vey angetroffen, wird der Reis, sobald das Wasser abgelaufen oder verdunstet ist, also um die Mitte der Trockenzeit, in den durch die Sonnenhitze erwärmten Boden gesät, wo er sofort üppig aufgeht. Im Mai, wenn die Regenzeit kräftig einzutreten beginnt, ist er dann reif und kann eingeheimst werden. Während der Reifezeit bilden die zu Tausenden sich zusammenschaarenden

Webervögel und wie die Schmarotzer aus der grossen Gruppe der Sperlingsvögel alle heissen mögen, eine wahre Plage für die Reisfarmen, die sie, wenn man sie nicht beständig abwehrt, oft beinahe kahl fressen. Man sieht darum während dieser Zeit fast in allen Reisfarmen ein auf Pfählen errichtetes, mit einem leichten Schutzdache versehenes Gerüst stehen, auf dem ein Sklave den Tag über Wache hält. Die ganze Reisfarm aber ist mit an einigen Pflöcken befestigten Rotangleinen durchzogen, und diese stehen wieder mit einer andern Leine in Verbindung, welche nach dem Gerüste führt. So oft nun der Wächter an seinem Seil ruckweise zieht, wird die ganze Pflanzung geschüttelt, und dadurch werden die Vögel verscheucht.

Die Ernte, sowie die spätere Behandlung des Reises, liegt ausschliesslich den Frauen, Kindern und Sklaven ob. Bei der Ernte werden nur die Rispen eingesammelt, das Stroh aber wird stehen gelassen und nachher weggebrannt. Die Rispen werden, zu grossen Büscheln zusammengebunden, auf einem Gitterwerk oben im Dachstuhl der Wohnhäuser geborgen. Jeden Tag wird dann das nöthige Quantum aus diesem Magazin, das durch eine verschliessbare Luke zugänglich ist und vermittelst eines mit Einkerbungen versehenen, angelehnten Balkens erreicht werden kann, heruntergeholt, auf dem festgetretenen Lehmboden der Hütte mit den nackten Füssen ausgetreten und nachher in zwei bis drei Fuss hohen, hölzernen Mörsern gestampft (I. Band, Taf. VI), um die Kerne von der Hülle zu befreien. Auf eigens zu diesem Zwecke verfertigten, flachen, wannenartigen Körben werden dann



Eine Reiswanne.

die Körner von der losen Hülle geschieden, worauf der Reis zum Kochen bereit ist. In diesem Stadium hat derselbe eine röthliche Farbe, von dem eiweisshaltigen Kleiehäutchen herrührend, welches diesen Reis viel schmackhafter und zugleich auch nahrhafter macht, als der importirte weisse Reis ist.

[illegible] wird vorzüglich durch die [illegible] St. Paul's River gepflanzt, und zwar in [illegible] Mengen, dass die Faktoreien in [illegible] Monrovia, [illegible] Cassaven leben, zu [illegible].

Das Zerreiben der Körnerfrüchte zwischen Steinen, wie es bei Negern vieler anderer Gegenden Brauch ist, habe ich in Liberia nie beobachtet. Wohl aber wird junger, noch milchiger Reis in grossen Pfannen über dem Feuer getrocknet, durch Stampfen von den Hüllen befreit und dann geröstet, worauf man ihn zu einem sehr wohlschmeckenden und angenehm duftenden Mehl oder eigentlich Gries zerstampft, das bei den Negern unter dem Namen *rice-bread* oder, wenn es aus Mais bereitet ist, *corn-bread* genannt wird.

Die Saatvorräthe werden bis zur Aussaat auf dem Dachboden aufbewahrt und erst dann auf die oben beschriebene Weise ausgedroschen. Es liegt aber in der Natur der Neger, in der Erntezeit sorglos mit den Vorräthen umzugehen und für Tabak, Branntwein und allerlei Tand einen grossen Theil derselben zu veräussern. Reicht dann der Vorrath nicht bis zur folgenden Ernte aus, so werden gar oft im Nothfalle die Saatvorräthe angegriffen. Es kann daher kaum befremden, dass diese sorglosen Kinder des Augenblicks beinahe alljährlich einige Monate darben müssen, bis sie, ohne die eben erhaltene Lehre zu beherzigen, wieder im Ueberflusse schwelgen.

Bedeutend besser als die Körnerfrüchte sind die Knollenfrüchte vertreten. Von allen diesen wird die Kassave oder der Maniok (*Manihot utilissima*, Pohl), eine Euphorbiacee, und die sogenannte süsse Kartoffel oder Batate (*Batatas edulis* Choisy) gebaut. Beide scheinen amerikanischen Ursprungs zu sein und wurden wahrscheinlich durch Sklavenhändler eingeführt. Die Kassave ist in Liberia unter dem Namen *Cassada* bekannt und wird mit Vorliebe von den Eingebornen gepflanzt, jedoch vielfach an die Liberianer verkauft. Sie gedeiht in jedem Erdreich, am besten jedoch auf gerodetem Waldboden. Bei der Anlage einer neuen Pflanzung legt man etwa fusslange Stecklinge, die

durch Zerstückeln von Stengeln alter Pflanzen gewonnen werden, auf einen Schritt Abstand von einander in hohe, lose aufgehäufte Erdwälle. Da man die Anpflanzung bei Beginn der Regenzeit vornimmt, so treiben die Stecklinge sehr rasch, und die jungen Pflanzen wachsen während der Regenzeit ohne weiteres Zuthun kräftig auf, ohne auf ihren Erdwällen unter der überhandnehmenden Nässe zu leiden. Eine gut angelegte Kassavefarm hat dann am Ende der Regenzeit ein ganz stattliches Aussehen. Auf den fingerdikken, geknoteten, bis zwei M. hohen, geraden Stengeln breiten sich die Kronen von hellgrünen, grossen, handförmig getheilten Blättern aus, die zusammen während der regenlosen Zeit den Boden vor allzustarkem Austrocknen schützen. In der Erde haben sich nach etwa einem halben Jahre schon grosse, dahlienähnliche Wurzelknollen entwickelt, die bereits gesammelt werden können. Der grosse Vorzug der Kassave nämlich ist der, dass die Brauchbarkeit ihrer Wurzelknollen nicht von einer bestimmten Reifezeit abhängt und man sich, sobald sie eine annehmbare Grösse erreicht haben, täglich seinen Bedarf holen, die übrigen aber ruhig fortwachsen lassen kann. Die Kassaven können mehrere Jahre ausdauern, und ihre langen Wurzelknollen werden dann armdick, ohne darum weniger schmackhaft zu sein. Geraspelt und ausgewaschen liefern sie ein vorzügliches Stärkemehl. Sie sind viel



Kassavestrauch.
(*Manihot utilissima*, Pohl).

mehliger und schmackhafter als die Bataten und schmecken, im Feuer geröstet, wie gebratene Kastanien.

Wie die Kassave von den Eingebornen, so wird die Batate von den Liberianern mit Vorliebe angebaut, nicht etwa, weil sie wegen ihrer Schmackhaftigkeit oder Ausgiebigkeit in der Ernte ersterer vorzuziehen wäre, denn darin steht sie ihr entschieden nach, sondern einfach, weil man bei der Batate nicht so lange auf die Ernte zu warten braucht. Die Bataten (engl. *sweet potatoes*) sind die Wurzelknollen einer Convolvulus-Art, und ihr Anbau geschieht in ähnlicher Weise, wie derjenige



Batate (*Batatas edulis*, Choisy).

des Maniok. Von einem alten Batatenfelde werden nämlich die über die Erde hinkriechenden, langen Ranken dieser Winde geholt, auf den Erdwällen des neu angelegten Feldes niedergelegt und von Stelle zu Stelle etwas mit Erde zugedeckt, worauf sie sehr rasch, besonders wenn die Anlage in einer günstigen Jahreszeit vorgenommen wird, Wurzeln schlagen und Knollen ansetzen. Nach drei Monaten sind dieselben bereits so gross, dass mit der Ernte begonnen werden kann. Auch hier fragt man nach keiner Reifezeit und holt sich seinen täglichen Bedarf frisch vom Acker weg. Die Bataten sind nicht grösser als europäische Kartoffeln, aber meist von länglicher, selten von kugeliger

Form, schmecken unangenehm süsslich, etwa wie gefrorene europäische Kartoffeln und sind viel weniger trocken und mehlig als die schon beschriebenen Kassaven; sie bilden aber trotzdem während der grössten Zeit des Jahres das Hauptnahrungsmittel unter den ärmeren Klassen der liberianischen Ansiedler. Ausserdem liefern die jungen Blätter der Batate sowohl als der Kassave ein sehr schätzenswerthes, spinatartiges Gemüse, das bei den Liberianern wie bei den Eingebornen gleich sehr beliebt ist und



Kolokasie (*Colocasia esculenta*, Schott). Pfeilwurz (*Maranta arundinacea*, L.).

einen Hauptbestandtheil der mehrgenannten *palaver-sauce* bildet. Weit seltener als die beiden erstgenannten Knollenpflanzen werden, jedoch fast ausschliesslich bei den Colonisten, die folgenden Arten angetroffen: Die zu den Aroideen gehörige und aus Ostindien stammende Kolokasie (*Colocasia esculenta*, Schott, in Liberia unter dem Namen *eddoe* bekannt), eine grossblätterige Staude mit faust- bis kindskopfgrossen, sehr mehligen und schmackhaften, aber bei unrichtiger Zubereitung leicht seifig werdenden Knollen; ferner die Pfeilwurz, engl. *arrow-root* (*Maranta arun-*

dinacea, L.), aus Westindien stammend, mit fast walzigem, armlangem, gegliedertem Wurzelstock und meterhohem, knotig gegliedertem, ästigem Stengel, mit spitz elliptischen, zartflaumigen Blättern und weissen Blüthen, sowei der Yams (Igname, *Dioscorea alata*, L.), aus Ostindien stammend und über ganz Afrika verbreitet, mit geflügeltem Stengel, langen, gegenständigen, pfeilförmigen Blättern, unscheinbaren, gelblichen Blüthen und fleischigen, mehligen Knollen, welche ein Gewicht von 15—20 Kilogramm erreichen.


Erdnuss (*Arachis hypogaea*, L.).

Unter den Oelpflanzen verdient nebst der schon genannten Oel- und Kokospalme die in Amerika einheimische, zu den Papilionaceen gehörige Erdnusspflanze (*ground nut*, *ground-pea*, *Arachis hypogaea*, L.) aufgezählt zu werden. Diese Letztere, ein niedliches Pflänzchen mit zweipaarig gefiederten, hellgrünen Blättern und gelbrothen Blüthen, wird von den Eingebornen allenthalben, jedoch nirgends häufig, auf gerodeten Waldstellen gebaut, kommt jedoch nicht selten auch verwildert vor. Nach dem Verblühen verlängert sich der Blüthenstiel (nur die untersten Blüthen sind fruchtbar), biegt sich abwärts und lässt den Fruchtknoten 5—8 Centimeter tief in die Erde dringen, in welcher die meist zweisamige und cylindrische, zwischen den beiden Samen etwas eingeschnürte Hülse zur Reife kommt. Die röthlichen, bohnenartigen Erdnüsse (Ermandeln) sind in hohem Maasse ölhaltig und bilden roh oder geröstet ein vorzügliches Nahrungsmittel. Die Erdnuss ist eine uralte und sehr wichtige Kulturpflanze, die

im ganzen tropischen Afrika von der Ost- bis zur Westküste gebaut wird. Aus Liberia wird sie jedoch nicht ausgeführt, im Gegensatz zu Sierra Leone und Senegambien, von wo aus ganze Schiffsladungen nach Europa abgehen. Die Gesammtausfuhr von Erdnüssen aus Westafrika allein wird auf jährlich 80 Millionen Kilogramm berechnet. Soviel ich weiss, ist Grand Cape Mount die südlichste Gegend, und zugleich die einzige in Liberia, in



Zweig des Kaffeebaumes (*Coffea liberica*, Hiern.).

welcher gegenwärtig die Arachiden noch in grösserem Maasstabe kultivirt werden.

Als Oelpflanze dürfte schliesslich noch die Ricinusstaude, (*Ricinus communis*, L.) erwähnt werden, die man häufig in der Nähe der Negerdörfer, selbst ziemlich weit im Innern, noch antrifft. Deren Samen wird jedoch weder gesammelt noch ausgeführt, noch an Ort und Stelle verwendet, obschon jährlich für nahezu $ 200 Ricinusöl importirt wird. Nach den neuesten Untersuchungen der Pflanzengeographen soll die Ricinusstaude im tropischen Afrika einheimisch sein. (A. de Candolle, *Origine des plantes cultivées*, p. 339).

Unter den in Liberia angebauten Genussmittelpflanzen nimmt unstreitig der Kaffeebaum (*Coffea liberica*, Hiern.) die hervorragendste Stelle ein. Der Kaffee, der in Liberia nicht nur verwildert vorkommt, sondern wirklich in den Wäldern wild wächst, wird in grossen Pflanzungen, den sogenannten Kaffeefarmen [1]), ausschliesslich durch liberianische Ansiedler gebaut und bildet nächst den Produkten der Oelpalme den wichtigsten Ausfuhrartikel. Die Nachfrage nach demselben, namentlich in England und Nordamerika, ist sehr gross und scheint noch stets zuzunehmen. Einen Beweis für die vorzügliche Qualität desselben bildet die Thatsache, dass sowohl England als Holland junge Kaffeepflänzlinge aus Liberia nach ihren ostindischen Besitzungen hinübergebracht haben. Diese Versuche wurden mit glänzenden Resultaten gekrönt, da der importirte Kaffeebaum womöglich noch üppiger gedeiht, als in Liberia selbst und überdies infolge der grössern Blattoberfläche widerstandsfähiger gegen die in Indien herrschende Blattkrankheit ist.

Der Anblick einer gut angelegten und sorgfältig unterhaltenen Farm von Kaffeebäumen mit ihren 25 Cm. langen und 12 Cm. breiten, wie mit Lack überzogenen Blättern gewährt, besonders zur Blüthezeit, einen wahren Hochgenuss. Man pflanzt die Bäume in Reihen auf einen Abstand von 8—10, in neuern Farmen sogar 12′ im Quadrat, damit Luft und Licht auch dann noch bis zum Boden durchdringen können, wenn die Bäume bereits eine bedeutende Grösse erreicht haben.

Die Blüthen, die in dichten, blattwinkelständigen Knäueln an den Zweigen sitzen, sind vom reinsten Weiss und verbreiten einen unbeschreiblichen Wohlgeruch. Die Hauptblüthezeit fällt in den Anfang der Trockenzeit (December) und dauert höchstens einige Tage, worauf dann der Boden von den abgefallenen Blumenblättern wie beschneit erscheint. Die erst grünen, bei voller Reife aber granatrothen, kirschengrossen Früchte enthalten je zwei Bohnen. Das etwas schleimige Fruchtfleisch ist essbar und

---

[1]) Die Liberianer benennen ihre Pflanzungen allgemein mit dem in Amerika gebräuchlichen Namen „Farm“, und diese Benennung ist nach und nach selbst den Englisch sprechenden Eingebornen geläufig geworden.

bildet eine Lieblingsspeise für Affen und zahlreiche andere Thiere, welche gelegentlich die Pflanzungen besuchen. Aus frischen Kaffeeblättern wird hie und da durch liberianische Hausfrauen ein aromatischer Thee bereitet, zu welchem Zwecke man die frischen Blätter in Pfannen erst etwas zu rösten pflegt. Der eisenhaltige Thonboden Liberia's scheint für die Kaffeekultur wie geschaffen zu sein, denn selbst im humusärmsten Erdreich, in der Ebene sowohl wie an felsigen, vom Regen ausgewaschenen Steilabhängen gedeiht der Kaffeebaum ausserordentlich üppig, erreicht die stattliche Höhe von 20 bis 30 Fuss und liefert, obwohl erst sechs Jahre nach der Anpflanzung, reichliche Ernten. Aber nicht nur die Bäume und Blätter an und für sich, sondern auch die Blüthen und Früchte werden viel grösser, als diejenigen der arabischen und indischen Arten. Die Bohnen des Liberiakaffees unterscheiden sich denn auch durch ihre bedeutende Grösse von denjenigen aller andern mir bekannten Arten. Die Hauptreifezeit fällt ungefähr mit der Blüthezeit zusammen; da aber der reife Kaffee nicht gepflückt werden kann, ohne die Blüthen zu schädigen, so wartet man gewöhnlich, bis sich die jungen Früchte so weit entwickelt haben, dass sie unter dem Pflücken der reifen Beeren keinen Schaden erleiden. Infolge dieser Maassregel fällt die Erntezeit in die Monate Januar bis März; doch kommen kleine Quantitäten schon in November und December auf den Markt, indem Leute, welche in Geldverlegenheit sind, die einzelnen frühreifen Früchte baldmöglichst abpflücken, und die Bohnen herausschälen und auf künstlichem Wege trocknen.

Mit dem Einsammeln der Früchte beschäftigen sich meist Frauen und Kinder, und grosse Pflanzer miethen für diese Arbeit auch wohl Sklaven von eingebornen Häuptlingen. Die Früchte der niedrigen Aeste werden am Boden stehend gepflückt; die übrigen sucht man mit Hülfe von kleinen Treppen und Leitern zu erreichen. Einzelne Pflanzer pflegen ihre Bäume zurückzuschneiden und niedrig zu halten, um das Pflücken der Früchte zu erleichtern. Die gepflückten Früchte werden zum Trocknen auf tennenartige Flächen in die Sonne gelegt und hie und da durcheinander gerührt. Nach einiger Zeit erhärtet das Frucht-

fleisch zu Stein, worauf es dann vermittelst Maschinen (*coffee-hullers*) von den Samen (Bohnen) abgeschält wird.

Die bedeutendsten Kaffeepflanzungen befinden sich an beiden Ufern des St. Paul von Virginia bis über die Mühlenburg Mission hinaus, wo sie gegenwärtig in der neuen, liberianischen Niederlassung Arthington, weit oberhalb der letzten Wasserfälle ihr Ende erreichen, ferner in der Ansiedlung Schieffelinsville am Junk River, an den Ufern des St. John's River, besonders in Bexley und Hartford, und am Cap Palmas, wo die Farm von Mrs. VERDIER[1]) sich eines bedeutenden Rufes erfreut. In 1884 betrug die Ausfuhr aus Liberia 429,667 ℔, und in 1886 berechnete Mr. DAY den Ertrag seiner Missionsfarm allein auf ungefähr 12,000 ℔. Hätten die Pflanzer über grössere Geldmittel zu verfügen, so dass sie den Kaffee vor dem Schälen ein Jahr lang auf luftigen Hürden im Schatten liegen lassen könnten, um ihn in seiner eigenen Fruchthülle nachreifen zu lassen, statt ihn auf die schnellstmögliche Weise zu trocknen und abzuschälen, so würde derselbe an Aroma noch bedeutend gewinnen und höhere Preise erzielen. Bis jetzt ist es aber nur wenig Pflanzern möglich gewesen, dieses Prinzip in Anwendung zu bringen.

Der Cacaobaum (*Theobroma cacao*, L.) gedeiht in Liberia ebenfalls üppig, doch trifft man ihn nur vereinzelt an und wird er meines Wissens nirgends im Grossen kultivirt, so dass Cacao bis jetzt keinen Ausfuhrartikel von einiger Bedeutung bildet. Der Cacaobaum verlangt tiefgrundige, schattige Plätze, wird gegen 30′ hoch und hat eine schöne, etwas pyramidale Krone mit grossen, elliptischen Blättern. Unmittelbar aus dem Stamm und aus den Aesten wachsen das ganze Jahr hindurch kleine, rothe Blüthen. Aus diesen entwickeln sich die länglichen, gurkenähnlichen, zur Reifezeit orangegelben Früchte, in deren saftreichem Fleische die in fünf Reihen angeordneten gelblichen Samen (Bohnen) stecken. Die Bepflanzung einer grossen Farm mit jungen Pflänzlingen bietet viel mehr Schwierigkeiten als die Anlage einer Kaffeefarm, da die aus Samen gezogenen Bäumchen eine sehr

[1]) Siehe Band I. p. 57.

lange und starke Pfahlwurzel treiben und infolgedessen das Verpflanzen schlecht ertragen können.

Tabak wird auf liberianischem Grundgebiete nirgends gebaut, wohl aber am untern Rande der Mandingo-Ebene bei dem Barline-Stamme und auf der Hochebene selbst. Dieses inländische Produkt scheint aber kaum den eigenen Bedarf zu decken. Nach meinem Dafürhalten wäre Boden sowohl als Klima für den Tabakbau sehr wohl geeignet, und bei dem grossen Verbrauch im eigenen Lande dürfte derselbe leicht die lohnendste aller Kulturen werden. In 1884 wurden 247,078 ℔ Blättertabak importirt, die, zum Einfuhrpreise von 18 Dollarcents berechnet, einen Werth von nahezu $ 50,000 repräsentirten.

Eigentlich wird ausser dem Kaffee nur das Zuckerrohr im Grossen kultivirt. Wie der Reis gedeiht es sowohl auf nassem als auf trockenem Boden. Sein Anbau ist jedenfalls, da es durchschnittlich reiche Ernten liefert und reich an Zucker ist, sehr lohnend, doch fehlen dem liberianischen Farmer meist die Mittel, um die ziemlich kostspieligen Einrichtungen zu lohnender Zuckerbereitung und zur Rumdestillation herzustellen. Die bestehenden Einrichtungen sind meist sehr primitiv und kaum geeignet, das produzirte Zuckerrohr bestmöglich auszunützen, und der Ertrag ist infolge dessen nicht so, wie er unter günstigern Umständen sein könnte. Aus diesem Grunde hat denn auch der Anbau von Zuckerrohr in neuerer Zeit mehr dem Kaffeebau das Feld räumen müssen. Der Zucker wird in unraffinirtem Zustande als sogenannter brauner Zucker im Lande selbst verkauft, und ebenso der Rum, der in den mit den Zuckersiedereien verbundenen Brennereien destillirt wird. Ausserdem wird auch, und zwar für den eigenen Bedarf, viel Melasse verkauft. Die meisten Zuckerplantagen befinden sich am St. Paul, woselbst ich mehrmals Gelegenheit hatte, die vorzüglich eingerichtete Zuckersiederei und Destillerie des Liberianers Mr. De Courcy in New York Settlement zu besuchen. Bei den Eingebornen in der Nähe der Küste kommt das Zuckerrohr sporadisch vor und wird es gerne gekaut, weiter im Innern habe ich es jedoch selten angetroffen, was mich vermuthen lässt, dass es durch die Sklavenhändler mitgebracht wurde. Dapper (holl. Ausgabe, 1668, p. 389) erwähnt

des Zuckerrohrs als einer an der Pfefferküste noch ziemlich seltenen Pflanze. Nach seiner Meinung soll es von Sierra Leone dorthin gebracht worden sein. Ursprünglich scheint dasselbe in Ostindien zu Hause zu sein; sein Vorkommen in wildem Zustande konnte jedoch bis heute noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden.

Obschon die verschiedensten Gemüsepflanzen (Küchengewächse) bei einiger Sorge gut gedeihen [1], so giebt sich doch selten Jemand einige Mühe, dieselben anzupflanzen und ihnen die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Kohl und Bohnen, sowie hie und da etwas Salat sind denn auch nahezu die einzigen europäischen Gemüse, die man gelegentlich einmal antrifft und zu hohen Preisen erhalten kann. In Robertsport habe ich z. B. den Kohl, so lange er erhältlich war, mit einem Shilling per Kopf — und die Kohlköpfe sind in Liberia nicht gross — bezahlt.

Am weitesten verbreitet ist der Portulak (*Portulaca oleracea*, L.), bei den Golah *Sakkum* genannt, den wir sowohl an der Küste als in der Nähe von Negerdörfern weit im Innern als Unkraut üppig wuchernd antrafen und der uns stets ein willkommenes, angenehm säuerlich schmeckendes Gemüse lieferte. Der Verwendung von Kassave- und Batatenblättern als Gemüse ist schon auf Seite 125 erwähnt worden.

Tomaten oder Liebesäpfel (*Lycopersicum esculentum*, Miller), zu den Solaneen gehörend und in Amerika zu Hause, findet man gelegentlich in den Pflanzungen der Liberianer kultivirt, und bei den Vey habe ich die Eierpflanze (*Solanum melongena* L., engl. *garden-egg*, *egg-plant*), in kultivirtem Zustande angetroffen. Die Erstere wird, wie bekannt, zu Saucen verwendet; das Fruchtfleisch der Letztern, das von einer bald ei- bald kugelförmigen, etwas harten und weisslichen Schale umschlossen ist, dient als eine Art Mus.

Häufiger als diese beiden zu den Solaneen gehörenden Gemüse

---

[1] Der Gemüsesamen muss in Kisten mit Erde, die man in den Häusern behält, ausgesät werden, und die jungen Pflänzlinge versetzt man erst ins Freie, wenn sie stark genug sind, um nicht mehr von Ameisen und Termiten oder vom Platzregen vernichtet zu werden.

sind die Früchte aus der Familie der Cucurbitaceen oder Kürbispflanzen. Die nennenswerthesten unter diesen sind gewöhnliche Melonen (*Cucumis melo*, L.), sowie die saftreichen, erfrischenden Wassermelonen (*Cucumis citrullus*, L.), ferner gewöhnliche, kopfgrosse und noch grössere Kürbisse, deren Schalen, mit kunstvoll eingeschnittenen Zeichnungen verziert, gelegentlich zum Kaufe angeboten werden, sowie zierliche Flaschenkürbisse, die ausgehöhlt als Kalebassen, oder auch, wie wir später sehen werden, als Resonanzboden und zugleich als Hauptbestandtheil der beliebten Rasselinstrumente dienen.

Wichtiger aber als alle die genannten ist eine Frucht, die man als solche zu den Obstarten zu zählen geneigt ist, obschon sie in ihrer äussern Erscheinung sowohl, als auch in botanischer Hinsicht in die Nähe der eben genannten Cucurbitaceen gehört, nämlich die Baummelone. Der Melonenbaum (*Carica papaya*, L., engl. *paw-paw*) [1], der häufig bei den Wohnplätzen der Liberianer wächst und überall gleich üppig gedeiht, und den die schwarzen Köchinnen jedenfalls nur ungern vermissen würden, zeichnet sich eben so sehr durch seine graziöse Gestalt, als durch sein erstaunlich rasches Wachsthum aus, worin er selbst die bekannte Ricinusstaude (Wunderbaum) noch übertrifft. Er ist in Amerika zu Hause. Sein Habitus erinnert, obwohl sich dies schlecht mit unserer Vorstellung einer Kürbispflanze verträgt, in mancher Hinsicht an eine Palme. Der schlanke, überall gleich dicke Stamm, der wie bei den Palmen von unten bis oben mit den Narben der abgefallenen Blätter bedeckt ist, trägt auf seiner Spitze eine Krone von langgestielten, handförmig getheilten Blättern, und an deren Basis sitzen gleichzeitig in einem dichten Knäuel um den Stamm herum trichterförmige, gelbe, weibliche Blüthen — der Melonenbaum ist diöcisch — sowie halbreife und reife, gestreifte Früchte von der Form und Grösse einer Gurke. Diese Pflanze — ein Baum im eigentlichen Sinne ist sie nicht — entwickelt sich ausserordentlich rasch, blüht und trägt Früchte schon im ersten Jahr, in welchem sie über mannshoch wird und bereits eine Blätterkrone besitzt, die derjenigen des ausgewach-

---

[1] Siehe das Titelbild dieses Capitels.

des Zuckerrohrs als einer an der Pfefferküste noch ziemlich seltenen Pflanze. Nach seiner Meinung soll es von Sierra Leone dorthin gebracht worden sein. Ursprünglich scheint dasselbe in Ostindien zu Hause zu sein; sein Vorkommen in wildem Zustande konnte jedoch bis heute noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden.

Obschon die verschiedensten Gemüsepflanzen (Küchengewächse) bei einiger Sorge gut gedeihen [1]), so giebt sich doch selten Jemand einige Mühe, dieselben anzupflanzen und ihnen die nöthige Pflege angedeihen zu lassen. Kohl und Bohnen, sowie hie und da etwas Salat sind denn auch nahezu die einzigen europäischen Gemüse, die man gelegentlich einmal antrifft und zu hohen Preisen erhalten kann. In Robertsport habe ich z. B. den Kohl, so lange er erhältlich war, mit einem Shilling per Kopf — und die Kohlköpfe sind in Liberia nicht gross — bezahlt. Am weitesten verbreitet ist der Portulak (*Portulaca oleracea*, L.), bei den Golah *Sakkum* genannt, den wir sowohl an der Küste als in der Nähe von Negerdörfern weit im Innern als Unkraut üppig wuchernd antrafen und der uns stets ein willkommenes, angenehm säuerlich schmeckendes Gemüse lieferte. Der Verwendung von Kassave- und Batatenblättern als Gemüse ist schon auf Seite 125 erwähnt worden.

Tomaten oder Liebesäpfel (*Lycopersicum esculentum*, Miller), zu den Solaneen gehörend und in Amerika zu Hause, findet man gelegentlich in den Pflanzungen der Liberianer kultivirt, und bei den Vey habe ich die Eierpflanze (*Solanum melongena* L., engl. *garden-egg*, *egg-plant*), in kultivirtem Zustande angetroffen. Die Erstere wird, wie bekannt, zu Saucen verwendet; das Fruchtfleisch der Letztern, das von einer bald ei- bald kugelförmigen, etwas harten und weisslichen Schale umschlossen ist, dient als eine Art Mus.

Häufiger als diese beiden zu den Solaneen gehörenden Gemüse

---

[1]) Der Gemüsesamen muss in Kisten mit Erde, die man in den Häusern behält, ausgesät werden, und die jungen Pflänzlinge versetzt man erst ins Freie, wenn sie stark genug sind, um nicht mehr von Ameisen und Termiten oder vom Platzregen vernichtet zu werden.

sind die Früchte aus der Familie der Cucurbitaceen oder Kürbispflanzen. Die nennenswerthesten unter diesen sind gewöhnliche Melonen (*Cucumis melo*, L.), sowie die saftreichen, erfrischenden Wassermelonen (*Cucumis citrullus*, L.), ferner gewöhnliche, kopfgrosse und noch grössere Kürbisse, deren Schalen, mit kunstvoll eingeschnittenen Zeichnungen verziert, gelegentlich zum Kaufe angeboten werden, sowie zierliche Flaschenkürbisse, die ausgehöhlt als Kalebassen, oder auch, wie wir später sehen werden, als Resonanzboden und zugleich als Hauptbestandtheil der beliebten Rasselinstrumente dienen.

Wichtiger aber als alle die genannten ist eine Frucht, die man als solche zu den Obstarten zu zählen geneigt ist, obschon sie in ihrer äussern Erscheinung sowohl, als auch in botanischer Hinsicht in die Nähe der eben genannten Cucurbitaceen gehört, nämlich die Baummelone. Der Melonenbaum (*Carica papaya*, L., engl. *paw-paw*) [1], der häufig bei den Wohnplätzen der Liberianer wächst und überall gleich üppig gedeiht, und den die schwarzen Köchinnen jedenfalls nur ungern vermissen würden, zeichnet sich eben so sehr durch seine graziöse Gestalt, als durch sein erstaunlich rasches Wachsthum aus, worin er selbst die bekannte Ricinusstaude (Wunderbaum) noch übertrifft. Er ist in Amerika zu Hause. Sein Habitus erinnert, obwohl sich dies schlecht mit unserer Vorstellung einer Kürbispflanze verträgt, in mancher Hinsicht an eine Palme. Der schlanke, überall gleich dicke Stamm, der wie bei den Palmen von unten bis oben mit den Narben der abgefallenen Blätter bedeckt ist, trägt auf seiner Spitze eine Krone von langgestielten, handförmig getheilten Blättern, und an deren Basis sitzen gleichzeitig in einem dichten Knäuel um den Stamm herum trichterförmige, gelbe, weibliche Blüthen — der Melonenbaum ist diöcisch — sowie halbreife und reife, gestreifte Früchte von der Form und Grösse einer Gurke. Diese Pflanze — ein Baum im eigentlichen Sinne ist sie nicht — entwickelt sich ausserordentlich rasch, blüht und trägt Früchte schon im ersten Jahr, in welchem sie über mannshoch wird und bereits eine Blätterkrone besitzt, die derjenigen des ausgewach-

[1]) Siehe das Titelbild dieses Capitels.

senen Baumes nicht nachsteht. In ihrem dritten oder vierten Jahre ist sie ausgewachsen, d. h. ihr Stamm ist dann bei einer Höhe von 6—8 Meter kaum schenkeldick. Da dieser Baum keine eigentliche Holzpflanze ist, so erträgt er kaum, dass ihn jemand erklettert, und man stösst oder schlägt daher die Früchte gewöhnlich mit einer Stange (der Wedelrippe einer Weinpalme) herunter, und ebenso seine Blätter, die oft zum Zudecken des Kochtopfes, sowie zum Waschen als Surrogat von Seife verwendet werden. Sein Leben ist von kurzer Dauer, denn in seinem vierten oder fünften Jahre stirbt er bereits ab. Da er sich jedoch sehr leicht fortpflanzt und ohne menschliches Zuthun in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen aus weggeworfenen Samen aufkeimt und gedeiht, so hat man sein frühes Absterben wenig zu bedauern. Die Baummelonen werden mehr in halbreifem als in reifem Zustande verwerthet. Die unreifen Früchte sind grün und liefern eingemacht ein vorzügliches Mus, das viel an unser Apfelmus erinnert. Mit stiller Wehmuth denke ich stets noch an die schöne Zeit meines Aufenthaltes in Robertsport zurück, wo meine gute alte Mary — Gott habe sie selig — mir eine ihrer herrlichen Pawpawpasteten vorsetzte, wenn sie einmal besonders guter Laune war! In reifem Zustande sind die Früchte als Gemüse nicht mehr verwendbar, sondern werden sie als Obst betrachtet. Sie sind dann blassgelb, haben ein zartes, durch übermässige Süssigkeit beinahe widerliches Fleisch, das von Liebhabern mit weissem Zucker oder auch mit Pfeffer und Salz gegessen wird. Nebst dem Umstande, dass diese das ganze Jahr vorhandenen Früchte in einem gemüsearmen Lande, wie Liberia, nicht hoch genug geschätzt werden können, ist es noch von Bedeutung, dass sie, wie auch die Blätter, eine fleischzersetzende Eigenschaft besitzen, wie sie bis jetzt noch bei keiner andern Pflanze in diesem Maasse beobachtet wurde. Zähes Fleisch von allen Thieren, das auf gewöhnlichem Wege nicht gar wird, braucht nur kurze Zeit vor dem Kochen in Papayablätter gewickelt zu werden oder beim Kochen selbst etwas von dem bittern, gelben Milchsaft dieser Pflanze zugesetzt zu erhalten, um weich zu werden. Es ist dies eine namentlich für die dort weilenden Europäer nicht zu unterschätzende Eigenschaft, während sie freilich für die mit

vorzüglichem Gebiss, kräftigen Kaumuskeln und starkem Magen ausgestatteten Neger nicht so sehr von Bedeutung ist. Eigentlich muss man sich wundern, dass dieses an der Küste wohlbekannte Mittel nicht schon lange den europäischen Markt erreicht hat, zumal dieser Milchsaft sich dort bequem in jeder nur gewünschten Quantität sammeln und gewiss auch conserviren liesse.

Bevor ich nun zu den eigentlichen Obstarten übergehe, muss ich noch einer Pflanze erwähnen, die ich schon unter den wildwachsenden aufgeführt hätte, wenn sie nicht ursprünglich in Amerika zu Hause und als Kulturpflanze nach Westafrika herübergebracht wäre, woselbst sie nachher verwildert ist, nämlich die Ananasstaude (*Ananassa sativa*, Lindley). Diese wird eigentlich augenblicklich dort nirgends mehr kultivirt, findet sich aber in verwildertem Zustande über ganz Liberia verbreitet. Besonders häufig ist sie in den Gehölzen, welche inselartig über die grossen Grassteppen verbreitet sind, und die Ananas-Stauden mit ihren lanzettförmigen, sägerandigen Blättern stehen oft so dicht beisammen, dass der Jäger, selbst wenn seine Beine durch Wasserstiefel geschützt sind, sich kaum hindurchzuarbeiten vermag. Die Haupt-Reifezeit fällt mit dem Ende der Trockenzeit zusammen, und die herrlichen Früchte sind dann so allgemein, dass man 2—5 für ein einziges Blatt Tabak erhält, wenn man nicht vorzieht, sie selbst zu sammeln. Um zu sehen, ob sie schmackhaft sind, pflegen die Eingebornen mit ihren Buschmessern eine gut aussehende Ananas abzuschlagen und dann die Zunge an die Schnittfläche zu halten. Ist der Geschmack süss, dann wird sie mitgenommen, ist er aber herbe oder bitter, so wird sie weggeworfen.

Unter den als eigentliches Obst aufzuzählenden Früchten dürften wohl der Pisang (*Musa paradisiaca*, L., engl. *plantain*) und die Banane (*Musa sapientum*, Brown, engl. *banana*) den ersten Rang behaupten. Ihre wohlbekannten, köstlichen Früchte sind in zahlreichen Varietäten und stellenweise in Menge vorhanden. Nach de Candolle [1]) müssen alle cultivirten Pisang-Arten als zu einer

---

[1]) A. de Candolle, *l'Origine des plantes cultivées*, in der *Bibliothèque scientifique internationale*, Vol. XLIII. Paris, 1883, p. 243.

Art gehörend betrachtet werden, doch weiss jeder Liberianer unter den dort gedeihenden Früchten ohne Mühe *plantains* (Pisang) und Bananen zu unterscheiden. Die *plantains* sind grosse, lange und etwas sichelförmig gebogene Früchte mit etwas dicker Rinde. Sie werden oft schon vor der Reife gepflückt und sind dann, in heisser Asche geröstet, sehr mehlig. Die Bananen im engern Sinne hingegen sind kürzer, runder, gerader und im Verhältniss zu ihrer Grösse auch dicker als die *plantains* oder Pisangs. Sie haben auch eine dünnere Rinde, schmecken feiner und werden meist roh gegessen. Sie fehlen nirgends bei den Wohnstätten der Neger, und namentlich die Dörfer und Städte der Eingebornen bis weit ins Innere hinein sind oft mit einem dichten Gürtel von Pisang- und Bananenbüschen umgeben. Trifft man sie, was nicht selten geschieht, in alten, wieder mit Gestrüpp oder Buschwald bedeckten Farmen an, so kann man sicher sein, eine verlassene Niederlassung von Negern, wenn nicht gar eine Stadt gefunden zu haben, die aus irgend einem Grunde aufgegeben oder durch Krieg verwüstet und nicht wieder aufgebaut wurde. In der Volksernährung, sowohl bei Liberianern als bei Eingebornen, spielen Pisang und Banane eine bedeutende Rolle, und die zähen Fasern des Stammes und der starken Blattstiele werden gelegentlich zur Bereitung von Tauwerk und Geweben verwendet, während die getrockneten Blätter zur Fütterung von Tragkörben und zu allerlei Emballage dienen.

In den meisten von Liberianern bewohnten Küstenplätzen ist gelegentlich ein Brodbaum (*Artocarpus incisa*, L.) anzutreffen, doch wird dessen Frucht mehr der Kuriosität halber, weniger als wirkliches Nahrungsmittel, gegessen. Ursprünglich auf den ostindischen Inseln zu Hause, wurde derselbe nach de Candolle zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach den Antillen, und von dort wahrscheinlich durch Sklavenhändler nach Liberia herübergebracht.

Sehr häufig ist dagegen in allen Küstenplätzen der stattliche Mangobaum (*Mangifera indica*, L., in Liberia *plum-tree* genannt) der, wie so viele andere, jedenfalls durch portugiesische und spanische Sklavenhändler ins Land gebracht und um ihre Sklavenfaktoreien herum angepflanzt wurde. Man findet diese Bäume

in prachtvollen, alten Exemplaren, ganze Haine bildend, welche noch jetzt die Stätten anweisen, an denen früher die Sklavenfaktoreien gestanden haben. Der Mangobaum ist eine wahre Zierde der Küstenplätze. In seiner Grösse und Gestalt gleicht er am ehesten unserm Rosskastanienbaum, doch ist seine volle Krone noch dichter und geschlossener und wird sie durch die Fülle und Ueppigkeit ihrer dunkelgrünen, glänzenden Blätter geradezu undurchsichtig. Er blüht und trägt jährlich zweimal, jedoch in der Weise, dass gewisse Aeste des Baumes nur Früchte tragen, während die andern blühen, und umgekehrt, so dass eigentlich jeder einzelne Ast doch nur einmal jährlich blüht und Früchte zur Reife bringt. Die Mangopflaumen sind von der Grösse einer Aprikose und haben einen entsprechend grossen Stein mit grubiger Oberfläche. In unreifem Zustande sind sie grasgrün und liefern ein gutes Mus; beim Ausreifen werden sie gelb und ausserordentlich saftig und haben einen schwach terpentinartigen Geruch und Geschmack.

Der Vollständigkeit halber, und besonders um sein Vorkommen zu constatiren, sei hier noch eines andern, gleich dem vorigen zu den Anacardiaceen oder in weiterm Sinne zu den Terebinthaceen gehörenden Obstbaumes, *Spondias dulcis*, Forster, erwähnt, den ich in einem einzigen, aber prachtvoll entwickelten, alten Exemplar hinter der Wohnung meines Jägers Jackson in Robertsport angetroffen habe. Der stattliche Baum hat ganz das Aussehen eines Mangobaumes, die Früchte aber, die ebenfalls zu einer Art Rispe vereinigt beisammen sitzen, sind etwas kleiner, und der darin enthaltene Kern ist mit langen, mit Widerhaken versehenen Stacheln besetzt, die beim Ablösen des Fruchtfleisches hinderlich sind. Nach de Candolle ist diese Art auf den Fidschi-, Gesellschafts- und Freundschaftsinseln zu Hause. In 1782 wurde sie in Jamaika und später auch anderwärts in Amerika eingeführt, und das einzige mir bekannte Exemplar wurde, wenn nicht schon durch die Sklavenhändler, dann doch durch die aus Amerika herübergekommenen Ansiedler nach Robertsport gebracht.

Eine andere Steinfrucht, die jedoch in die Familie der Laurineen gehört, ist die Advokatenbirne (*Persea gratissima*,

Gaertner, engl. *alligator-pear*, in Liberia *butter-pear* genannt), die ich in Schieffelinsville und Grand Bassa mehrfach angetroffen habe. Der Baum ist aus Amerika eingeführt. Er erreicht die stattliche Höhe von etwa 30′ und hat eine dichtbelaubte Krone, die um die Mitte und gegen das Ende der Trockenzeit zahlreiche, birnenförmige Früchte trägt. Das grünliche Fruchtfleisch ist sehr zart und so fett, dass es sich wie Butter anfühlt, daher der liberianische Name. Durch Auspressen kann dem Fruchtfleische wirklich eine Menge fettes Oel entzogen werden. In der Mitte sitzt ein grosser Kern, der eine unverwüstliche, schwarze Farbe liefert, welche zum Zeichnen der Wäsche gebraucht wird. Das Fruchtfleisch wird allgemein sehr gerühmt, doch ist es so fett, dass es mit Salz und Pfeffer gegessen werden muss.

Von grösserer Bedeutung als der vorige ist der viel unscheinbarere, zu den Anonaceen gehörende Flaschenbaum (*Anona muricata*, L.). Seine plumpe, unförmliche Frucht, der sogenannte *soursop*, die sich mit keiner der bei uns bekannten Früchte vergleichen lässt, hat die Grösse und Form einer Runkelrübe. Ihre etwas höckerige, dünne, graugrüne Rinde bedeckt ein weisses, zartes, ausserordentlich saftreiches Fleisch von angenehm säuerlichem Geschmack, in welchem um die Fruchtachse herum zahlreiche, kürbiskernartige, schwarze Samen stecken. Der *soursop* ist die saftreichste Frucht, die ich kenne, und für die heissen Tropenländer eine wahre Gottesgabe. Bei völliger Reife gepflückt, liegt sie sich bald so platt, dass der Saft herausfliesst, da ihr wasserreiches Zellgewebe zu schwach ist, um ihr eigenes Gewicht zu tragen.

Eine der obigen sehr nahe verwandte Art ist *Anona squamosa*, L., engl. *sweetsop*. Sie unterscheidet sich, wie schon der Name andeutet, durch ihre süssen Früchte, die ausserdem bedeutend kleiner und consistenter sind. Diese Art, wie die vorige aus Amerika importirt[1]), ist bei weitem nicht so häufig als jene.

Eine dritte, ebenfalls in Amerika einheimische Art, *Anona palustris*, L., engl. *alligator-apple* (nicht zu verwechseln mit *alligator-*

[1]) Siehe hierüber die interessanten Auseinandersetzungen in dem erwähnten Buche von DE CANDOLLE, p. 133 u. ff.

pear) wurde durch den Botaniker VOGEL in Grand Bassa angetroffen [1]).

Die in Liberia einheimische *Anona senegalensis*, Pers., der *wild peach-tree* der Liberianer, wurde bereits im fünften Capitel des ersten Bandes erwähnt.

Orangen (*Citrus aurantium*, L.) finden sich nicht nur in den von Liberianern bewohnten Küstenplätzen allgemein verbreitet, sondern auch bei den Eingebornen bis weit ins Innere hinein; doch sind sie meist dickrindig und kaum so süss, wie die bessern Sorten aus dem südlichen Europa. Bei dem Negerdorfe Sauwira am Mahfa River trägt der einzige dort anwesende Orangenbaum sehr grosse Früchte von intensiv bitterm Geschmack, die dort unter dem englischen Namen *sour oranges* (saure Orangen) bekannt sind. Es ist dies jedenfalls die Pomeranze, die von einigen Autoren als besondere Art, *Citrus vulgaris*, Risso, von andern hingegen als Varietät der gewöhnlichen Orange, *C. aurantium*, var. *bigaradia*, Brandis Hooker, betrachtet wird. Die sogenannten Mandarinen (*Citrus nobilis*, Loureiro) scheinen in Liberia noch nicht eingebürgert zu sein, wohl aber werden diese köstlichen Früchte auf den Kanarischen Inseln massenhaft kultivirt.

Sehr häufig findet man dagegen landauf und -ab die Limonen (*Citrus acida*, Roxburgh), deren blassgelbe, kleine, kugelrunde Früchte oft massenhaft aus dem dichten Laube hervorschauen. Es ist mir kein Küstenort bekannt, an dem diese Früchte nicht in jeder gewünschten Quantität unentgeldlich zu bekommen wären, und selbst weit im Innern wird dieser Baum in halbwildem Zustande angetroffen. Der sehr saure Saft der Limone liefert, mit Zuckerwasser vermengt, ein äusserst angenehmes, erfrischendes Getränk, und bereits im ersten Bande habe ich Gelegenheit gehabt, die fieberstillende Eigenschaft des Limonensaftes hervorzuheben. Eigentliche Citronen (*Citrus medica*, L.) habe ich nur in Monrovia gefunden.

Beinahe an allen Küstenplätzen findet man auch die aus Amerika importirte Guave (*Psidium guayava*, Raddi), einen kleinen, zu den Myrtaceen gehörenden Baum mit unscheinbarer Krone, der

---

[1]) HOOKER, Niger-Flora, p. 205.

kugelrunde (var. *P. pomiferum*), gelbe Früchte mit saftigem, rothem Fruchtfleisch trägt und, wie die meisten bisher genannten Früchte, ohne alle menschliche Sorge gedeiht.

Als Gewürze sind nennenswerth der Ingwer (*Zingiber officinale*, Rosc.), importirt und stellenweise cultivirt, nebst einer in Liberia wildwachsenden Art, *Zingiber dubium*, Afz. (?). Die Wurzelknollen der erstern Art werden in getrocknetem Zustande zur Ausfuhr verwendet, theils aber auch im Lande selbst verbraucht, besonders zur Bereitung von Ingwerbier und Ingwerbrod. Das namentlich in der Trockenzeit von liberianischen Frauen viel bereitete Ingwerbier (*ginger-ale*) ist nichts anderes als ein sehr dünner, wässeriger Absud von Ingwerwurzeln, der mit gewöhnlichem Sauerteig zur Gährung gebracht wird und ein bei der hohen Temperatur innerhalb weniger Stunden stark moussirendes, angenehm kühlendes und anregendes Getränk bildet. Ingwerbrod (*ginger-bread*) ist gewöhnliches Brod, dessen Teig mit einem Absud von Ingwer geknetet wird.

Sehr interessant ist der in dieselbe Pflanzenfamilie gehörende Guineapfeffer, auch Malaghettapfeffer genannt (*Amomum grana-paradisi*, Afz., *A. malegueta*, Roscoe), der in den Wäldern Liberia's wild wächst und diesem Küstenstriche den Namen Pfefferküste verschafft hat. Früher bildete dieser Pfeffer einen bedeutenden Ausfuhrartikel, jetzt aber ist er selbst bei den Eingebornen durch den aus Amerika eingeführten und sehr rasch bis weit ins Innere verbreiteten, sogenannten spanischen Pfeffer oder Cayennepfeffer (*Capsicum frutescens*, Willdenow) verdrängt geworden. Einen nicht geringen Antheil an der Benennung „Pfefferküste" hat übrigens auch die zu den Anonaceen gehörende *Habzelia aethiopica*, DC., deren Früchte ebenfalls als Malaghettapfeffer oder Guineapfeffer ausgeführt wurden. Auch dieser ist gegenwärtig gänzlich vom Markte verschwunden.

Auch die Zwiebeln sind in Liberia durch eine Art vertreten, nämlich durch die sogenannten Chalotten (*Allium ascalonicum*, L.), die namentlich bei den Mandingo viel kultivirt werden und ihren Weg oft bis an die Küste finden; die meisten Zwiebeln werden jedoch mit den Dampfböten aus Madeira importirt.

Unter den Gespinnstpflanzen nimmt die Baumwolle die weitaus

hervorragendste Stelle ein. Sie wird bei den Mandingo in Menge kultivirt, etwas weniger bei den Stämmen, welche die Urwaldregion des westlichen Liberia bewohnen, doch findet man die Baumwollstaude — ob dieselbe Art, lasse ich dahingestellt — im östlichen Liberia, wo die Baumwolle keine praktische Verwendung findet, beinahe bei jeder liberianischen Niederlassung ohne Pflege wachsend vor. Ich möchte daher annehmen, dass die Baumwolle im Innern schon vor der Ankunft der amerikanischen Ansiedler kultivirt wurde, durch Letztere aber in ihren Niederlassungen aus Amerika eingeführt worden sei. Diese Annahme wird besonders dadurch unterstützt, dass Hooker in seiner Niger-Flora die durch Dr. Vogel bei Wohnungen von Liberianern am Cap Palmas gefundene Baumwollstaude als eine amerikanische Art (*Gossypium barbadense*, Schum. & Thonn.) erwähnt. Zur Ausfuhr gelangt die liberianische Baumwolle, obschon sie von vorzüglicher Qualität sein soll, nicht; sie wird vielmehr durch die Produzenten im Innern selbst gesponnen und zu Geweben, sogenanntem *country-cloth*[1]), verarbeitet. Diese dienen theils dem eigenen Bedarf, theils werden sie an die Faktoreien in Robertsport und Monrovia verkauft und durch diese nach Grand Bassa und Sinoe gesandt, wo sie besonders in den Krunegern willige Abnehmer finden. Wie bereits angedeutet, wird daselbst östlich vom St. Paul weder Baumwolle gebaut, noch werden daselbst Baumwollzeuge verfertigt, und es wird diese Industrie ausschliesslich bei den Mandingo, den Busy, Barline, Golah und Vey gepflegt. Die eingewanderten Liberianer aber beschäftigen sich nirgends damit.

Ausser der Baumwolle finden noch zahlreiche andere Faserstoffe zu Geweben, Flecht- und Tauwerk Verwendung. Die zähe, elastische und spaltbare Rinde der Palmwedelrippen, namentlich der Weinpalmen, giebt vorzügliche Matten, Wände für Negerhütten, Fischreusen und vieles Andere, ebenso die Blätter des Pandanus, die auch zu Hüten und Regenschirmen verflochten werden, und einige Binsenarten. Die zarten, aber starken Blatthäutchen der Fiederblätter von Weinpalmen, sowie von Blättern der Ananas

---

[1]) Näheres über diese Industrie später.

und einem dort einheimischen Drachenbaum (*Dracaena fragrans*, Ker.?) werden zu Näh- und Bindfaden, Schnüren und Tauen gedreht. Aus den Wedeln der Oel- und Weinpalme werden auf sehr einfache und geschickte Weise Tragkörbe (Rückenkörbe), die sogenannten *kingjars*, geflochten, und breite Streifen von Baumbast liefern dazu die Tragbänder, während der zähe, biegsame Rotang und einige Lianenarten statt der Taue zum Zusammenschnüren derselben dienen. Die letztern werden übrigens auch massenhaft beim Bau der Negerhütten verwendet, um das Holzwerk zusammenzubinden.

Sehr wichtig für die Altersbestimmung der jetzt in Liberia vorhandenen Kulturpflanzen sind die Mittheilungen von Dapper 1668, pp. 382 und 389. Aus denselben entnehmen wir das Vorkommen von Kassaven, Bataten, Zuckerrohr, Ananassen, Portulak, Maïs, Reis und Negerhirse, der Limone, Orange, Banane, des *soursops* und der Baumwollstaude. Von wildwachsenden Nutzpflanzen erwähnt dieser Autor den Wollbaum, dessen Asche schon damals zur Bereitung von Seife Verwendung fand, ferner die Kolanuss, das Sassholz, die Oelpalme, die Weinpalme und das Rothholz.

Nach allem, was wir bis jetzt gesehen, richtet sich die Bodenkultur der Liberianer in erster Linie auf den Anbau von Lebensmitteln, doch wird dieser nicht in dem Grade betrieben, dass er die Bedürfnisse der Bevölkerung zu decken vermag. Wie schon erwähnt, erhält jeder Staatsbürger eine Parzelle Land zu freier Verfügung. Hier baut er sich ein Haus oder eine Hütte und pflanzt, wenn er nicht Kaufmann ist, einige Knollengewächse, vorzüglich Bataten, seltener etwas Kassaven, beide auf dieselbe Weise wie die Eingebornen. Gemüsegärten sind eine grosse Seltenheit, und noch weniger darf man vor den Häusern ein Blumengärtchen suchen. Den Reis, sein Hauptnahrungsmittel, den er ebensogut wie die Eingebornen selbst pflanzen könnte, bezieht er von den letztern oder kauft, wenn dieser nicht erhältlich ist, importirten (meist indischen) Reis in den Faktoreien.

Es ist wirklich schade, dass Liberia, dessen Grundgebiet die verhältnissmässig schwache Bevölkerung hinlänglich ernähren könnte, seine volkswirthschaftlichen Interessen nicht besser be-

greift und zu wahren versteht. So wie die Zustände jetzt liegen, gehen jährlich grosse Summen ausser Landes allein für Reis, der doch im Lande selbst vorzüglich gedeiht und mit Leichtigkeit in einem Maasstabe gebaut werden könnte, dass er nicht nur den eigenen Bedarf decken, sondern sogar einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden würde.

Soweit der Farmer seinen Grundbesitz nicht zum Anbau von Nährpflanzen verwendet, bebaut er ihn nach und nach mit Kaffeebäumen oder Zuckerrohr [1]). Es ist dem unbemittelten Manne — und Farmer sind selten reich — ohne Betriebskapital nicht möglich, seine ganze Farm auf einmal zu bepflanzen, und da die Kaffeebäume nicht vor dem vierten Jahre die ersten Früchte tragen und erst nach sechs Jahren eine volle Ernte liefern, so ist er anfänglich übel genug daran. Auch ist das Farmen keine leichte Sache, sondern im Gegentheil eine recht mühsame und zeitraubende Arbeit, da der Reichthum des Bodens eine ungemein üppige Vegetation hervorbringt, die an sich selbst schon ein mächtiges Hinderniss für das Gedeihen der mühsam angelegten Pflanzungen bildet, indem sie letztere stets zu überwuchern droht. Daher grossentheils auch die Credite, welche den Farmern von den weissen Kaufleuten bewilligt und leider nur gar zu oft auf die leichtfertigste Weise missbraucht werden.

Freilich lässt im Allgemeinen der Liberianer, was Lust und Liebe zur Arbeit betrifft, viel zu wünschen übrig. Er will und kann nicht gut begreifen, dass Energie, Ausdauer und ein klarer Einblick in die bestehenden Verhältnisse die Hebel sind, welche sein Emporkommen ermöglichen. Diese Arbeitsscheu scheint übrigens durchaus nicht neuesten Datums zu sein, denn schon in 1837 klagte der damals in Monrovia erscheinende *Liberia Herald:* „.... Jedermann will gerne arbeiten, aber am liebsten in grossem Maasstabe und auf eine nach seiner Meinung nicht entehrende Weise und nur in der Aussicht, in kurzer Zeit reich zu werden, das heisst: Alle wollen arbeiten, wenn sie diese Arbeiten durch Andere ausführen lassen können und selbst nichts zu thun

---

[1]) Der Boden wird mit Hacke und Spaten bearbeitet; ein Pflug ist im ganzen Lande nicht zu finden.

brauchen, als die nöthigen Befehle zu geben". Dieser Zustand ist bis auf den heutigen Tag derselbe geblieben. Der Liberianer sucht seine Kraft nicht in sich selbst, sondern erwartet viel zu viel Hülfe von aussen. Den Mangel an Energie sucht er nur gar zu gern mit dem Argumente zu beschönigen, dass, wo das nöthige Kapital fehle, doch keine Anstrengung helfen könne, und er hat darin in gewissem Sinne Recht. Aber das Geld fehlt dem ehrlichen Pflanzer und Kaufmann nicht in dem Maasse, wie man glauben sollte. Die Faktoreien schiessen gerne Geld zu agrikolen und merkantilen Unternehmungen vor, wenn sie sehen, dass der Empfänger dasselbe in Bodenerzeugnissen oder andern Exportartikeln zurückzahlen kann. Doch gerade hier sitzt gewöhnlich das Uebel. Das sogenannte Credit- oder *trust*-System hat sich trotz seines ursprünglich guten Zweckes als eine ganz verfehlte Institution erwiesen, und wenn dasselbe heutigen Tages noch fortbesteht, so liegt der Grund zum Theil darin, dass nun die Faktoreien, welche grosse Summen auf diese Weise ausstehen haben, nicht mehr ohne weiteres damit brechen können, wenn sie nicht die vorgestreckten Beiträge rettungslos verlieren wollen, theils auch wohl darin, dass die Schuldner mit überwältigender Beredtsamkeit ihre traurigen Verhältnisse schildern und sich als die ehrlichsten Leute der Welt vorthun können. Mit einem *trust* geben sie vor, ihr Glück zu machen und dann das Geliehene pünktlich in Produkten zurückzahlen zu wollen.

So erhält z. B. der Farmer einen *trust*, um seine Kaffeepflanzung zu bestellen, gegen das Versprechen, den ganzen Ertrag seiner Ernte ausschliesslich an die Faktorei, die den Vorschuss macht, verkaufen zu wollen. Später aber kommt er wieder und bittet um neuen Credit, denn die Farm muss gereinigt und besorgt, der Arbeiter genährt und bezahlt werden. Der Kaufmann, der einmal A gesagt hat, sieht sich nun genöthigt, auch B zu sagen und einen neuen Vorschuss auf die Ernte zu geben. Thut er dies nicht, dann geht der Abgewiesene zu einem Andern und sucht dort *trust* zu erhalten. Zur Erntezeit hat der Farmer wieder zahlreiche Leute nöthig, und das Creditnehmen wird fortgesetzt. Endlich ist die Ernte vorbei und der Pflanzer will sich nach gethaner Arbeit etwas gütlich thun. Gar Mancher aber geht

nun, statt zu seinem Creditoren, zu einem Andern, um sich das Gewünschte einzukaufen für Produkte, die ihm von Rechts wegen gar nicht mehr gehören.

Der Farmer arbeitet meist mit gemietheten, eingebornen Arbeitern, hie und da auch mit Sklaven eines eingebornen Häuptlings, den er für die gelieferten Arbeitskräfte (*hands*) mit allerlei Tauschwaaren entschädigt. Der Arbeitslohn für einen freien Arbeiter beträgt in der Regel ausser der einfachen Kost einen Shilling per Tag und wird fast ausnahmslos in Handelsartikeln, besonders in Tabak und Baumwollstoffen, entrichtet, woran der Farmer auch wieder seinen Profit macht, da er sie zu Engrospreisen einkauft und zu Detailpreisen wieder absetzt. Trotz dieser verhältnissmässig billigen Arbeitskräfte will, wie gesagt, der Landbau nicht rechte Fortschritte machen. In der Regel arm aus Amerika herübergekommen, besitzt der Ansiedler nichts, um anzufangen, stürzt sich, wenn ihm dies möglich wird, in Schulden und kann, da es ihm an der nöthigen Energie gebricht, sich nicht aus denselben herausarbeiten. Freilich geht es nicht Allen so. Obwohl der Sinn für Sparsamkeit ebensowenig der schwarzen Rasse eigen zu sein scheint, wie das Blicken in die Zukunft, so giebt es doch zahlreiche Ausnahmen, Leute, die sich durch Energie, Umsicht und Sparsamkeit aus der Armut emporzuarbeiten wissen, bis sie sich das unbeschränkte Vertrauen liberianischer oder weisser Kaufleute erworben haben und sich zusehends in dem Maasse bereichern, als ihnen grössere Hülfsmittel zu Gebote stehen.

Während Senegambien sehr viel Rindvieh besitzt, ist der Viehstand in Liberia kaum nennenswerth. Rindvieh findet man zwar in verschiedenen grössern Küstenplätzen, und im östlichen Liberia auch bei den Eingebornen des Innern, doch nirgends zahlreich. Der geringe Rindviehstand ist wohl grösstentheils dem Mangel an geeignetem Futter zuzuschreiben. Durch Anbau von Kunstfutter wäre freilich dem Uebelstande abzuhelfen; doch darauf lässt sich Niemand ein, und das harte, kieselsäurereiche Steppengras ist als Viehfutter nur in ganz jungem Zustande zu verwenden. Das liberianische Rindvieh gehört einem sehr schönen Schlage an. Es ist nicht besonders gross, aber gedrungen gebaut,

kurzbeinig, mit leichtem Kopf und kleinen, zierlich geschwungenen Hörnern, von Farbe meist grau, mit hellem Rückenstreif, und erinnert sehr an das Grauvieh in der Schweiz. Es ist das ganze Jahr hindurch auf sich selbst angewiesen und liefert wenig oder keine Milch, sondern wird mehr des Fleisches wegen gehalten. Das Rindvieh der Mandingo-Ebene hingegen ist bedeutend grösser und stärker, von durchgehends rother Farbe und langgehörnt, wie das Sierra Leone-Vieh, welches in Liberia unter dem Namen von *windward-cattle* bekannt ist.

Obschon hinten in der Mandingoebene zahlreiche Pferde einer gut gebauten, starken Rasse vorkommen, fehlen doch sowohl Pferde als Esel und Maulthiere dem Küstengebiete gänzlich. Man hat schon wiederholt versucht, Esel und Maulthiere von den Capverdischen und Kanarischen Inseln zu importiren, und zweimal meines Wissens hat der Präsident der Republik von Mandingofürsten ein Reitpferd zum Geschenk erhalten; doch hat sich keines dieser Thiere sehr lange gehalten; alle scheinen an den Folgen von unpassendem Futter, ungeschickter Behandlung oder vielleicht auch am Klima zu Grunde zu gehen.

Die eigentlichen Milchthiere sind die Ziegen, welche häufiger angetroffen werden als Kühe. Auch diese sind gedrungen und kurzbeinig und geben gewöhnlich nur wenig Milch. Bei den Eingebornen des Innern findet man ferner sehr oft das glatthaarige, stark gebaute Mähnenschaf (*Ovis tragelaphus*), doch ist auch dieses an der Küste selten. Häufiger sind in den Küstenplätzen die Schweine, eine ebenfalls gedrungene Rasse von gewöhnlich schwarzer Farbe. Auch diese werden des Fleisches wegen gehalten, doch gilt Schweinefleisch in dem heissen Klima Liberia's als hitzig und gesundheitsschädlich. Wohl häufiger als das Fleisch dieser genannten Thiere ist Antilopenfleisch und anderes Wildpret, mit dem die meisten Liberianer nicht allzu wählerisch sind.

Der geringe Viehstand ist mit ein Grund, weswegen das Leben in Liberia schlecht und dennoch sehr theuer ist. Frisches Fleisch ist nur selten erhältlich, am ehesten noch ein Huhn, da Hühner von Eingebornen sowohl als von Liberianern zahlreich gehalten werden und zum Preise von einem Shilling per Stück zu bekommen sind. Hühnereier werden gewöhnlich zum Preise von zwei

Cents per Stück verkauft; doch ist es meist schwierig, dieselben ganz frisch zu bekommen. In den Küstengegenden sind zu Anfang der Trockenzeit (December und Januar) Eier von Seeschildkröten käuflich, die von Eingebornen im Sande an der Küste ausgegraben werden. Auch liefern die Flüsse sowohl als das Meer zahlreiche, wohlschmeckende Fische, doch sind solche als Nahrungsmittel nur in wenigen Orten von einiger Bedeutung. Für den Rest ist man genöthigt, entweder auf Fleischspeisen zu verzichten, was bei der geringen Produktion von vegetabilischen Lebensmitteln schwierig ist, oder sich mit importirtem Ochsen- und Schaffleisch und andern Fleischconserven zu behelfen.

Als das Hauptnahrungsmittel der Americo-Liberianer ist jedoch unstreitig der Reis zu betrachten, der bisher in grossen Quantitäten durch die Faktoreien importirt wurde. Brod und Mehlspeisen spielen dagegen nur eine untergeordnete Rolle, und ein Bäcker von Beruf ist im ganzen Lande nicht zu finden. Der Reis wird nach der Methode der Eingebornen zubereitet, nämlich gar gekocht, abgedämpft und dann mit etwas rohem oder gekochtem Palmöl übergossen, auch wohl mit Fischsuppe gegessen und, wie überhaupt alle Speisen, mit spanischem Pfeffer stark gewürzt. Ein bei Liberianern sowohl als Eingebornen gleich beliebtes, aus Batatenblättern und andern Ingredientien bereitetes, mit Palmöl gekochtes, spinatartiges Gemüse, die sogenannte *palaver-sauce*, wird oft als Garnirung oben auf den Reis in die Schüssel gelegt und, wenn möglich, mit etwas Fleisch gespickt. Unter der landbautreibenden Bevölkerung wird der Reis jedoch vielfach durch selbstgepflanzte Kassaven und Bataten ersetzt.

Unter den Obstarten spielen eigentlich nur die Mangopflaume, die Baummelone und die Banane eine Rolle als Nahrungsmittel.

Das Hauptgetränk bildet nebst Wasser, das im Allgemeinen von guter, oft sogar vorzüglicher Qualität ist, der Kaffee, welcher bei dem fast absoluten Mangel an Milch gewöhnlich schwarz, mit oder ohne Zucker, getrunken wird. Anderweitige Getränke sind das bereits erwähnte Ingwerbier (*ginger-ale*) und, nebst den importirten Getränken, der meist durch Eingeborne gewonnene Palmwein. — Alles zusammengenommen, ist die Ernährung der Liberianer, wenigstens der mittlern und ärmern Klasse, ziemlich

schlecht, und es kann daher, da gewöhnlich irgend ein einziges der aufgezählten Gerichte eine ganze Mahlzeit ausmacht, von der Zusammenstellung einer liberianischen Speisekarte kaum die Rede sein.

Welch ein Unterschied in dieser Hinsicht zwischen einem Markt in Freetown, der Hauptstadt des benachbarten Sierra Leone, und Monrovia! In Freetown werden alle Morgen in der Frühe fette Ochsen, Schafe und Schweine geschlachtet, und schon kurz nach Sonnenaufgang hat sich Jedermann mit dem nöthigen Tagesbedarf an Fleisch, das trotz seiner Güte sehr billig ist, versehen. Ebenso ist auch der Fischmarkt jeden Morgen reich besetzt, so dass man sich bei grosser Auswahl das Nöthige zu sehr billigen Preisen einkaufen kann. In der grossen, mit Steinen gepflasterten, sehr kühlen Markthalle, in welcher täglich Gemüse- und Obstmarkt gehalten wird, wimmelt es den ganzen Tag von Verkäuferinnen und Kauflustigen. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich bei einem Besuche in Freetown in den kühlen Schatten der riesigen Markthalle trat, um mich der glühenden Sonnenhitze in den mit rothem Lateritstaube bedeckten Strassen zu entziehen. Hier hatte ich mit einem Male ein Bild vor Augen, wie ich es mir unter dem Eindruck meines langen Aufenthaltes in Liberia nie hätte träumen können. In langen Reihen sassen oder standen die Verkäuferinnen — Negerinnen und Mulattinnen — worunter viele wohlproportionirte Gestalten mit regelmässigen, angenehmen, oft sogar schönen Gesichtszügen. Weitaus die Mehrzahl derselben ist in den für die Sierra Leone-Frauen eigenthümlichen, ganz dem Tropenklima angepassten, langen Talar von leichtem, blauem Kattunstoff gekleidet, der vom Halse bis zu den nackten Füssen reicht und um die Lenden von einem Gürtel aus demselben Stoffe zusammengehalten wird, während ein leichtes Tuch turbanartig um den Kopf getragen wird. Jede Verkäuferin sucht die vor ihr auf langen Tischen liegenden Gemüse, Früchte u. s. w. auf bestmögliche Weise anzupreisen und den entlang kommenden Besucher zum Kaufe ihrer durchwegs sehr billigen Waaren einzuladen. Man findet in dieser Halle denn auch Alles beisammen, was von einer üppigen Tropenvegetation nur verlangt werden kann, und es bot sich mir eine

Fülle von Produkten der Pflanzenwelt, von denen ich früher manche kaum dem Namen nach kannte, geschweige denn in dem noch näher dem Aequator liegenden Liberia jemals gesehen hatte. Alle die verschiedenen Gemüse und Früchte, die ich in Liberia zum Theil nur gelegentlich angetroffen, lagen hier mit zahlreichen andern, wie aus allen verschiedenen Tropenländern der Welt zusammengewürfelt, aber alle hier angebaut, in malerischem Gemisch durcheinander, eine reichhaltige Ausstellung von Erzeugnissen der tropischen Pflanzenwelt. Denkt man sich zu dieser bunten Mannigfaltigkeit von Produkten, an der das Auge des Neulings sich weidet, noch die verschiedenen Stammestypen und Abstufungen in der Hautfarbe, welche der Besucher hier unter Einem Dache zu sehen bekommt, und das babylonische Sprachgewirr der verschiedensten inländischen Idiome, vermischt mit dem als Umgangssprache üblichen, eigenthümlich gefärbten Sierra Leone-Englisch, dann bekommt man einigermaassen ein Bild von dem Treiben und der reichen Mannigfaltigkeit in der Markthalle von Freetown.

Wie arm musste mir nun nachträglich ein Markt in Monrovia, der übrigens nur jeden Sonnabend abgehalten wird, erscheinen! Dort findet man dem Ufer des Messurado River, der sogenannten *waterside*, entlang unter einigen Wollbäumen und im Schatten der Häuser niedergekauert zahlreiche, nicht sehr frisch aussehende Congoweiber mit Körben voll Bataten, Kassaven, Bananen, oft auch einigen Orangen, als Seltenheit auch wohl einmal mit etwas Kohl oder einer Schüssel mit grünen Bohnen, einigen Flaschen Ingwerbier und einer Schale voll Ingwerbrödchen, einigen Maiskolben und einem Topf voll Zuckermelasse. Ausserdem sind die Hausfrauen in Monrovia gewohnt, ihren täglichen Bedarf an Gemüsen, Fischen etc. an der Thüre zu kaufen, wodurch das Fehlen einer Markthalle weniger fühlbar wird.

Ueberhaupt giebt ein Vergleich zwischen diesen beiden Städten zu allerlei Betrachtungen Anlass. Wohl hat Monrovia den Vorzug einer gesundern, kühlern und schönern Lage, wohl wandelt es sich angenehmer in seinen mit Grün bewachsenen, breiten Strassen und auf den breiten Trottoirs, und macht überhaupt die Stadt in ihrem Rahmen von ewigem Grün, von schatten-

spendenden Mangobäumen, mit ihren Kokospalmen und den mit Gebüsch bewachsenen, leeren Parzellen einen wohlthuendern Eindruck als Freetown, auf dessen sauber gehaltene, aber schattenlose Strassen die Sonne mit mörderischer Glut herniederbrennt. Dagegen hat aber Freetown seine Wasserleitung, welche jahrein und -aus die ganze Stadt mit vortrefflichem, kaltem Trinkwasser versieht, und gut erhaltene, wenn auch nicht gerade schöne, öffentliche und Privatgebäude. In Freetown findet man noch Pferde und Wagen, Esel und Zugochsen, während man sich in Liberia, ja selbst in Monrovia, mit eingebornen Negern als Lastträger behelfen muss.

Ueberhaupt spielen die Träger in Liberia, wie übrigens fast überall im tropischen Afrika, infolge der geringen Fahrbarkeit der Wasserläufe und des gänzlichen Mangels an Lastthieren eine sehr bedeutende Rolle. Ueber die Mühseligkeiten und oft geradezu unüberwindlichen Schwierigkeiten, welcher dieser Gütertransport mit sich bringt, wissen beinahe sämmtliche Afrikareisende so viel zu berichten, dass ich mich hier weiterer Auseinandersezzungen füglich enthalten darf. Die Wasserläufe, welche nur selten und auf ganz kurze Strecken mit Böten, meist aber mit dem landesüblichen Canoe befahren werden, bilden die einzigen brauchbaren Verkehrswege Liberia's, die überdies nirgends weit ins Land hineinreichen. Das ganze weite Innere aber ist bis jetzt, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, für Liberianer wie Europäer ein *noli me tangere* geblieben. Indessen haben sich auch hier fortschrittliche Bestrebungen in Bezug auf den Verkehr in den Vordergrund gedrängt. Nachdem man sich schon seit Jahren vielfach mit Plänen zum Bau einer Eisenbahn beschäftigt hatte, wurde in der letzten Sitzung der vereinigten Kammern Liberia's einer nordamerikanischen Gesellschaft die Concession zum Bau einer Küstenbahn ertheilt, welche sämmtliche Hafenplätze mit einander verbinden soll, und an welche man später Zweiglinien nach dem Innern anzuschliessen hofft.

V.

Das Leben der Liberianer. Sociale Zustände.



Liberianisches Mädchen im Sonntagsschmuck.

Bildung von Gemeinwesen. — Städte und Dörfer. — Farmen. — Häuser und häusliche Einrichtung. — Kleidung und Putzsucht. — Gemüthlichkeit im Umgang. — Sinn für Vereinsleben. — Freimaurerlogen. — Temperenzgesellschaften. — Ritterorden. — Nationale Festtage. — Das Weihnachtsfest. — Religiöser Sinn. — Sonntagsheiligung. — Kirchliche Zustände: Sektenwesen. — Religiöse Schwärmerei. — *Revivals* und *camp-meetings*. — Glaubensfreiheit. — Schulen und Unterricht. — Bildungsgrad. — Die erste Druckpresse. — Zeitungen. — Literarische Leistungen. — Die Nationalhymne. — Rückblick.

Wie schon früher erwähnt wurde, haben sich die aus Amerika herübergekommenen Einwanderer von jeher mit Vorliebe an der Mündung bedeutender Flüsse angesiedelt und dort ihre Gemeinwesen, sogenannte *towns*, gegründet, welche meist geradlinig, nach einem gewissen Plane, angelegt wurden. Indessen sind die Häuser nirgends an einander gebaut, sondern stehen vereinzelt, jedes auf einem besondern Grundstück, der Strasse entlang, meist von Pisangbüschen, Kokospalmen, Mango- und andern tropischen Obstbäumen umgeben, so dass eine solche „Stadt" in dem ewigen Baumgrün halb

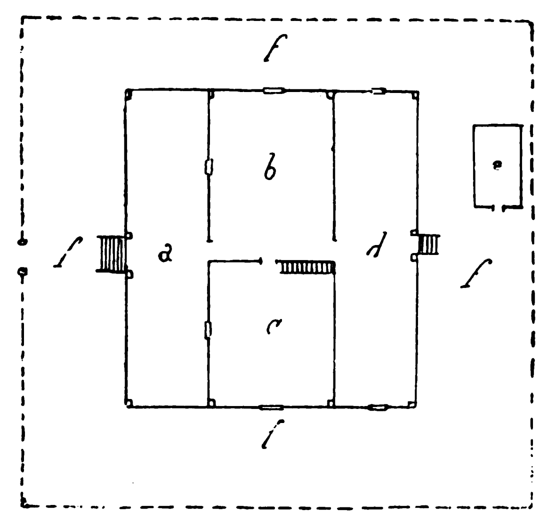
verborgen ist und eher den Namen eines Dorfes verdient. In den meisten dieser Städte findet man hübsche, oft auch recht grosse, solid aussehende Häuser, meist aus im Lande selbst gebranntem Backstein, theils auch wohl aus Bruchstein gebaut, der an Ort und Stelle in Steinbrüchen auf mühsame und zeitraubende Weise gewonnen wird. Solche Häuser gehören durchweg der wohlhabendern Klasse an und sind oft recht wohnlich und sogar comfortabel eingerichtet. Freilich sieht man manchem derselben an, dass sein gegenwärtiger Besitzer kaum mehr für den Unterhalt zu sorgen im Stande ist, und gar manches macht einen recht verwahrlosten, ja sogar ruinenhaften Eindruck. Bei zunehmender Einwanderung und dem Gefühle grösserer Sicherheit gegenüber den Eingebornen begannen die mehr agrikolen Elemente bald, sich in geeigneten Gegenden, namentlich den Flussläufen entlang, bis in das Gebiet der ersten Wasserfälle und sogar darüber hinaus, anzusiedeln. So entstanden nach und nach zahlreiche Landbaucolonien, die ihr Terrain stets weiter ausbreiteten und ausgedehnte frühere Waldstrecken in blühende Plantagen verwandelten. Wie in Amerika, so giebt es auch in Liberia Pflanzer, die sich nur in stiller Einsamkeit glücklich fühlen und gleichsam die Hinterwäldler Liberia's bilden. Man findet daher nicht selten, weitab von allem Verkehrsleben, abgelegene Farmen, deren Besitzer sich nur in den Bevölkerungscentren zeigen, wenn dringende Geschäfte sie dorthin führen.

Die Wohnhäuser der Farmer sind mit geringen Ausnahmen nach einem und demselben Plane aus Holz gebaut und mit Kalkwasser weiss getüncht, was sowohl das Holzwerk vor dem Einflusse der Witterung schützt als auch die brennenden Sonnenstrahlen zurückwirft und so die Räume im Innern kühl erhält. Die erste Eigenthümlichkeit, die an diesen Häusern auffällt, ist die, dass sie nicht direkt auf dem Erdboden oder auf durchgängigen Fundamenten, sondern auf etwa 1—2 M. hohen Pfählen oder, wo das Material leicht zu beschaffen ist, auf Sockeln von auf einander gelegten Steinen ruhen. Es ist dies eine in sanitärer Hinsicht nicht zu unterschätzende Praxis im dortigen Häuserbau, denn dadurch, dass man den Wind frei unter den Häusern durchstreichen lässt, wird vielen miasmatischen Ein-

flüssen gründlich vorgebeugt. Indessen ist diese Art des Fundamentirens auch nöthig, um die Häuser während der langen Regenzeit von unten trocken zu erhalten und dieselben besser vor den verheerenden Angriffen der Termiten zu schüzzen. Um diesen letztern Zweck noch sicherer zu erreichen, werden die Stützpfähle mit Theer getränkt. Ausserdem ist, und das dürfte wohl den Hauptgrund für die Wahl dieser Bauart bilden, eine solche Construktion bedeutend billiger und einfacher, als vollständige Grundmauern es sein würden.



Schema eines Farmerhauses mit Grundriss.



a. Veranda. *b*. Empfangszimmer. *c*. Schlafzimmer. *d*. Hinterraum. *e*. Küche. *f*. Hofraum.

Auf 8–12 solchen Pfählen oder Steinpfeilern ruht das ganze hölzerne Gebäude, dessen Parterre-Raum gewöhnlich, wie obenstehender Grundriss zeigt, durch eine Bretterwand in eine Art Wohn- und Empfangszimmer, den soge-

nannten *parlor*, und ein etwas kleineres Schlafzimmer, den *bed-room*, abgetheilt wird. Hinter diesen zwei Räumen, die ganze Länge des Hauses einnehmend, befindet sich auf gleichem Boden unter einer Verlängerung des Daches ein ebenfalls von Wänden eingeschlossener Hinterraum, der sogenannte *back-shed*, der als Vorrathskammer und zur Aufbewahrung alles dessen benutzt wird, was in den beiden Wohnräumen oder auf dem Dachboden, welcher letztere ebenfalls als Schlafraum dient, nicht gut untergebracht werden kann.

An der vordern Längsseite ist, ebenfalls unter einer Fortsetzung des Daches, die wenigstens 2 Meter breite, sogenannte *piazza* angebaut, zu der vom Vorplatze oder von der Strasse her eine Treppe von Holz oder aufeinander gelegten Steinen führt. Auf dieser schattigen Veranda, dem Lieblingsplatze der Hausbewohner sowohl während der heissen Tageszeit als an den kühlen Abenden, stehen ein paar roh gearbeitete Stroh- oder Mattenstühle und ladet die in Liberia unentbehrliche Hängematte zum Liegen ein. Wie die Hausthüre aus dem *parlor* auf die *piazza*, so führt eine Hinterthüre vom *back-shed* nach dem Hofraum, wo gewöhnlich, auf geringen Abstand vom Hause, die Küche steht. Diese ist in der Regel nichts mehr als ein Schuppen mit Wänden von aneinander gereihten, vertikal stehenden Palmblattstielen und einem Dache von Palmwedeln. Die Feuerstelle zu ebener Erde wird durch einige Steine oder Holzklötze gebildet, die das Herdfeuer zusammenhalten und zugleich als Stützpunkte für den eisernen Kochtopf dienen. — Der ganze zum Hause gehörende Hofraum, der sogenannte *yard*, wird manchmal von einem Zaun, *fence* genannt, eingeschlossen.

Die Häuser haben Wände von rohen, in horizontaler Richtung über das Balkengerippe genagelten Planken, die schuppenartig sich decken, und sind mit schweren Holzschindeln eingedeckt. In den Thür- und Fensteröffnungen, die meist mit Senkloth und Bleiwaage auf etwas gespanntem Fusse stehen, hängen schwere, roh gezimmerte Thüren und Fensterläden. Von Glasfenstern ist, einige öffentliche und Privatgebäude in den Hafenplätzen ausgenommen, kaum eine Spur zu finden. — Auch werden die Wohnräume einfacher Farmerhäuser von innen selten ausgetäfelt,

da es gesunder und kühler ist, wenn der Wind durch die Näthe der Aussenwände streichen kann und man überdies weniger von Ratten und Schlangen zu leiden hat, die sich mit Vorliebe in Häusern mit doppelten Holzwänden einnisten.

Die häusliche Einrichtung ist mit geringen Ausnahmen äusserst einfach. Einige der schon beschriebenen Stühle, ein roh gezimmerter Tisch, ein paar Kisten und Koffer, einige sehr breite Bettstellen mit hartem Bett — weiche Betten sind zu warm — und wenn es irgendwie angeht, ein Schaukelstuhl (*rocking-chair*) für die Dame des Hauses sind nahezu das einzige Ameublement, wenn man nicht etwa noch einen halbblinden Spiegel und einige Gemälde a la Genoveva, mit oder ohne Rahmen, dazurechnen will. Eine Wanduhr ist in einer Farmerwohnung, ja selbst in einem einfachen Bürgerhause kaum anzutreffen; sie ist auch ein leicht entbehrlicher Luxus in einem Lande, in dem die Sonne das ganze Jahr hindurch beinahe regelmässig um 6 Uhr auf- und untergeht und um 12 Uhr mittags den Leuten senkrecht über dem Kopfe steht. Man ist dort so sehr gewohnt, die Zeit nach dem Stande der Sonne zu bestimmen, dass man sich darin selten auch nur um eine Viertelstunde irrt. Vor Sonnenaufgang hält man sich an den Hahnenruf, der ebenso sicher wie das Rasseln einer Weckeruhr am Morgen zum Aufstehen mahnt.

Gleich einfach wie die Wohnung der Liberianer ist ihre Kleidung. Die Männer unter der Landbevölkerung tragen gewöhnlich Hose, Weste und Jacke von blauem Kattunstoff. Als Kopfbedeckung bedienen sie sich eines Stroh- oder noch häufiger eines schwarzen, weichen Filzhutes. Ganz allgemein werden Schuhe getragen, und nur zu Hause oder bei der Feldarbeit werden diese Bequemlichkeits halber gelegentlich ausgelassen. Der Sonntagsstaat besteht aus durch die Faktoreien importirten Kattun- und Tuchkleidern. Auch die Frauen sind die Woche hindurch sehr einfach gekleidet. An Sonn- und Festtagen ist dies freilich anders. Die Leute, ganz besonders aber die Frauen und Töchter, gefallen sich dann in ihrem besten Sonntagsstaat, in welchem sie selbst die Frauen des Nachbarstaates Sierra Leone übertreffen. Diese Putzsucht ist ganz besonders in den Bevölkerungscentren eingerissen, und es werden namentlich unter der jungen

Damenwelt bedeutende Anstrengungen gemacht, um sich die Mittel zum Ankauf von Schmuck und schönen Kleidern zu verschaffen. In Monrovia werden die neuesten Modejournale gerade so gut angetroffen, wie bei uns, und wenn die reiche Auswahl an allen erdenklichen Toilette-Artikeln, die einige der Faktoreien bieten, nicht ausreicht, so verschreibt man sich das Gewünschte direkt aus Europa oder Amerika.

Im Umgang mit Seinesgleichen sowohl als auch mit dem Weissen ist der Liberianer angenehm und freundlich, und da man die gesellschaftlichen Formen mit angeborenem Takt zu beobachten weiss, so herrscht namentlich unter den sogenannten gebildeten Ständen ein gewisser guter Ton, der in der Landeshauptstadt etwas aristokratisch Gemessenes hat. In den kühlen Abendstunden macht man sich nach amerikanischer Sitte gegenseitig kurze, formelle Besuche (*calls*), weshalb in keinem Hause der sogenannte *parlor* fehlen darf.

Was wir Europäer in Liberia kaum erwarten würden, das ist ein reger Sinn für das Vereinsleben. So besitzt dieses Land z. B. einige wohlorganisirte Freimaurerlogen, nämlich zwei in Monrovia, eine am St. Paulsflusse, eine in Grand Bassa, eine in Sinoe und eine in Cape Palmas. Alle stehen unter der Grossloge in Monrovia.

Seit 1882 sind auch die Temperenzgesellschaften in Liberia eingebürgert. Sie besitzen besonders unter den Frauen bedeutenden Anhang, und ihr Streben, dem Alkoholismus[1]) entgegenzuarbeiten, ist nicht ohne Erfolg geblieben. Ihrem Einflusse ist ein vor einigen Jahren erlassenes Gesetz zuzuschreiben, das den Einfuhrzoll auf Spirituosen bedeutend erhöhte. Die Staatseinkünfte wurden aber dadurch derart herabgedrückt, dass die Bestimmung nach kurzer Zeit wieder aufgehoben werden musste. Einige dieser Vereine haben sehr poetisch klingende Namen, so heisst z. B.

[1]) Merkwürdig genug besteht in ganz Liberia keine einzige öffentliche Wirthschaft, nicht einmal ein Hôtel in Monrovia, so dass die dort ankommenden Weissen auf die europäischen Faktoreien angewiesen sind und die jeden Winter dort tagenden Mitglieder der Kammern bei wohlhabenden Privatleuten ihr Unterkommen suchen müssen. Es giebt aber dort Privatgelegenheiten genug, wo man ganz anständiges Logis bekommen kann.

derjenige von Sinoe, welcher durch die Damen der dortigen *haute volée* gebildet wird, *the rising star.*

Auch an zahlreichen Vereinen anderer Art fehlt es nicht. So besteht z. B. schon seit Jahren die *Liberia Interior Association, limited*, ein Verein, der sich die Ausbeutung der Hülfsquellen, die das noch unerforschte Innere des Landes birgt, zum Ziele stellt. Leider ist es aber auch hier bei frommen Wünschen geblieben, da es nicht nur an der nöthigen Energie, sondern namentlich auch an den erforderlichen Kenntnissen, vor allem aber an dem *nervus rerum*, dem nöthigen Gelde, fehlt.

Seit 1879 besitzt Liberia auch einen Ritterorden, nämlich den Orden der *African Redemption* (afrikanischer Erlösungsorden) [1], der sich zur Aufgabe stellt, Civilisation und Christenthum unter den Stämmen der Eingebornen zu verbreiten. Ich kann von demselben nur sagen, dass seine Insignien sehr schön ausgeführt sind und dass die Regierung durchaus nicht verschwenderisch mit der Verleihung desselben umgeht.

Selbstverständlich ist auch dafür gesorgt, dass es nicht gänzlich an regelmässig wiederkehrenden Festlichkeiten fehle; doch sei gleich hier zur Ehre der Liberianer gesagt, dass, wenigstens bis heute, unter ihnen nicht jene Festwuth grassirt, die gegenwärtig bei uns in Europa eingerissen ist und am Wohlstand des Volkes nagt. Das einzige nationale Jahresfest ist die Feier der Gründung der Republik, die alljährlich am 26. Juli stattfindet. Dieser Festtag ist allgemein unter dem Namen *the twenty sixth* bekannt und besteht in einem officiellen Gottesdienst und darauf folgender Festrede in der Kirche, mit obligatem Flaggenschmuck der öffentlichen und Consulatsgebäude. Auf ganz besonders festliche Weise wurde der 35. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung gefeiert, und die von vaterländischer Begeisterung sprühende Festrede, die der damalige Professor und gegenwärtige Präsident Johnson bei dieser Gelegenheit hielt und die nachher in Druck erschien, ist heute noch bei allen patriotisch denkenden Liberianern in frischem Andenken geblieben. Zur Erinnerung an den Sieg vom 11. November 1822 wird der nationale Dank-, Buss-

---

[1]) Gegründet unter dem Präsidium Gardner's am 13. Januar 1879.

und Bettag, der sogenannte *thanksgiving-day*[1]), gefeiert, welcher sich ebenfalls zu einem würdigen Festtag gestaltet. Ein anderes Fest ist der Weihnachtstag, an welchem man sich gegenseitig beglückwünscht und an welchem schon morgens · früh kleine Kinder singend vor die Thür kommen, um ihre Christgabe (*christmas-gift*) zu empfangen. Vom Neujahrstag hingegen wird keine besondere Notiz genommen, und wenn derselbe auf einen Wochentag fällt, so wird wie an einem gewöhnlichen Tage gearbeitet. Unter den wohlhabendern Klassen werden gelegentlich kleine *picknicks* veranstaltet, bei denen ein *little dance* nicht fehlen darf, und in grössern Plätzen werden gelegentlich durch die Schuljugend oder auch durch erwachsene junge Leute sogenannte *exhibitions* abgehalten, eine Art Concert von Chor-, Quartett- und Sologesang, abgewechselt mit kleinen Theaterstücken und deklamatorischen Vorträgen, wobei, selbst bei kleinen Kindern, das freie, zwanglose Auftreten, das diesen Leuten in hohem Maasse angeboren zu sein scheint, den weissen Zuschauer in Erstaunen setzt. Ueber kirchliche Feste werde ich später Gelegenheit haben, Näheres mitzutheilen.

Einen wohlthuenden Eindruck macht auf den Neuling die überall streng befolgte Sonntagsheiligung, besonders wenn er von einem europäischen Hafenplatze kommt, wo er Gelegenheit hatte zu beobachten, wie der rege Welthandel auch an Sonntagen hunderte von Menschen an die anstrengende Arbeit des Löschens und Ladens bindet, und er durch eine längere Seereise daran gewöhnt ist, den Sonntag als gewöhnlichen Wochentag zu betrachten. Unaufhaltsam doch arbeitet die Maschine auch an diesem Tage fort; rastlos treibt die emsige Schraube das Fahrzeug seinem fernen Ziele zu; ohne Unterlass will das gefrässige Ungethüm unten im Raume gespeist und bedient sein, und wenn auch der gewöhnliche Matrose wenigstens durch das Anziehen sauberer Wäsche zeigen kann, dass Sonntag ist, die russgeschwärzten Maschinisten, Heizer und Kohlentrimmer kennen keinen Feiertag, es sei denn, dass das Boot zufällig während eines Sonntags in einem liberianischen Hafen vor Anker liegt. Liberia hat nämlich,

---

[1]) Siehe vorn, p. 12.

einige wenige Ausnahmen abgerechnet, die Sonntagsheiligung auch auf seine Seehäfen ausgedehnt, zum grossen Aerger freilich von vielen Kaufleuten, die durch die liberianischen Gesetze an diesem Tage zu gänzlichem Nichtsthun gezwungen werden [1]). Am Sonntag sind in Liberia sämmtliche Werkstätten, Magazine und Kaufläden geschlossen, und im besten Sonntagsstaate, das Gesangbuch oder Testament in der Hand, sieht man die Liberianer schaarenweise zur Kirche pilgern. Der Rest des Tages wird der Beschaulichkeit gewidmet, und auf Schritt und Tritt hört man bei einem Gang durch die stillen Strassen die Töne eines Harmoniums oder sogar einer Hausorgel aus den offenen Fenstern von Privatwohnungen erklingen. Das Harmonium ist das beliebteste Musikinstrument in Liberia und wird in den meisten Häusern von Begüterten gefunden, während Pianos kaum anzutreffen sind. Das gewöhnliche Repertorium bilden geistliche Lieder, besonders Psalmen, und mitunter wird das Instrument, das Viele meisterhaft zu spielen verstehen, von Choralgesang begleitet. Die Liberianer sind, wie alle Schwarzen, grosse Liebhaber von Musik und bringen es auf irgend einem beliebigen Instrumente sehr leicht zu grosser Fertigkeit.

Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so ist es zum grossen Theil die amerikanische Mission — ich meine hier nicht die Heidenmission — die ihre Thätigkeit der Gründung und Aufrechterhaltung geordneter kirchlicher Zustände zugewandt hat. Mit Hülfe von amerikanischem Kapital wurden Schulen und ein Priesterseminar gegründet, Kirchen gebaut und Geistliche besoldet. Die amerikanische Initiative hatte zum Princip, die kirchlichen Zustände so zu consolidiren, dass später die verschiedenen Congregationen auf eigener Basis, ohne fremde Hülfe, sollten fortbestehen können. Aber in dieser Hinsicht hat man allerlei traurige Erfahrungen gemacht. Seitdem die Unterstützungen von

---

[1]) Einen treffenden Beweis strenger Sonntagsheiligung erzählt WAUWERMANS in seinem Buche, p. 213: „Im Jahre 1844," sagt er, „als der Prinz von JOINVILLE an Bord der „Belle Poule" Liberia besuchte, verweigerten die Behörden in Monrovia die Beantwortung der Salutschüsse des französischen Kriegsschiffes, weil es Sonntag sei, was aber nicht ausschloss, dass der Prinz durch die Monrovianer mit grossem Enthusiasmus empfangen wurde."

aussen ausgeblieben und die kirchlichen Genossenschaften mehr auf sich selbst angewiesen sind, liegt gar Vieles im Argen; denn die Sektirerei zersplittert die ohnehin geringen Kräfte, und der Neger ist schon von Hause aus nicht sehr zu ernstem Zusammenhalten und zu pekuniären Opfern bereit. Die Geistlichen werden nur schlecht oder grossentheils gar nicht besoldet, so dass bei dem Gros derselben kaum eine tüchtige Bildung und daher in ihren Vorträgen nicht viel Belehrung und geistige Anregung vorausgesetzt werden kann. Ein Jeder, der sich dazu berufen fühlt, tritt in der Kirche als Prediger auf, und so sieht man denn an Sonntagen und Wochenabenden ehrsame Schmiede, Schuhmacher und Schneider auf echt amerikanische Weise als Geistliche auftreten, und mit oft furchtbaren Gestikulationen und beredtem Mienenspiel aus dem Stegreif einen Vortrag halten, der mit handgreiflichen Erklärungen und Bildern stark an die Kapuzinerpredigt aus Wallenstein's Lager erinnert.

Es wäre indessen höchst ungerecht, wenn ich den Eindruck hervorrufen wollte, als ob alle Geistlichen in dieselbe Kategorie gehörten. Es giebt im Gegentheil manche recht günstige Ausnahmen, schade nur, dass dieselben nicht häufiger sind.

Die liberianischen Christen sind ohne Ausnahme Protestanten. Da bereits seit der Gründung der Colonie, wie schon früher gesagt wurde, die Heraussendung von Colonisten grossentheils durch religiöse Genossenschaften in Amerika unternommen worden war, so findet man gegenwärtig in Liberia beinahe alle Sekten repräsentirt, die auch in Amerika angetroffen werden. Mehrere derselben werden auch jetzt noch durch amerikanische kirchliche Genossenschaften unterstützt und haben oft sogar ihre eigenen Schulen. Unter den zahlreichen Sekten sind die nennenswerthesten die Methodisten, die Baptisten, die Presbyterianer, die Protestantisch Bischöflichen, die Congregationisten und die Lutheraner.

Nach den Angaben von Pater Bourzeix bestand in den ersten Jahren nach der Gründung von Monrovia dort nur eine einzige Kirche, ein schmuckloses, mit Palmblättern gedecktes Gebäude, welches allen Sekten gemeinschaftlich als Gotteshaus diente. Der mehrerwähnte Lot Carey, ein Baptist, war der einzige an dieser

Kirche angestellte Prediger. In 1825 entstand die neue Baptistenkirche, ein noch heute erhaltenes, steinernes Gebäude an der *Broad-Street*, neben dem *Government's Square*. Diese Genossenschaft der Baptisten nennt sich die *Providence Baptist Church*. Dieselbe ist gegenwärtig über sämmtliche bedeutendere Küstenplätze verbreitet und erfreut sich eines beträchtlichen Wohlstandes. Augenblicklich besitzt sie in Liberia gegen 30 Kirchen, 24 Geistliche und bei 2000 Communicanten.

Die Methodisten hatten sich gleich nach der Gründung der Colonie in zwei Gruppen vertheilt: die *Methodist Episcopal Church* und die *African Methodist Episcopal Church*, jede mit besondern Geistlichen und besonderem Gottesdienst, obschon sie gemeinschaftlich nur eine Kirche besassen. Seit 1858 unter einem eigenen liberianischen Bischof vereinigt, nahm die methodistische Kirche fortwährend an Mitgliederzahl zu, so dass sie in 1882 28 Kirchen mit 25 ordinirten und eine grosse Zahl nicht-ordinirter Geistlicher, 10 Hülfsgeistliche und 2200 Mitglieder besass. Ueberdies hatte sie im nämlichen Jahre 33 Sonntagsschulen, 237 Lehrer und 1443 Schüler verschiedenen Alters. Man versichert, dass durch diese Sekte von 1833 bis 1880 nicht weniger als 800.000 Dollars zu kirchlichen und Schulzwecken verausgabt worden seien. Der grösste Theil dieser bedeutenden Summe bestand aus in Amerika gesammelten, freiwilligen Beiträgen.

Eine dritte Untergruppe der Methodisten, errichtet in 1878, nennt sich *African Zion Methodist Episcopal Church*. Sie wurde durch den in 1876 aus Amerika gekommenen Geistlichen ANDREW CARTWRIGHT gegründet und zählte in 1880 bereits zwei Kirchen, vier Geistliche und 99 Mitglieder.

Weniger zahlreich ist in Liberia die Sekte der Presbyterianer vertreten. Diese wurde in 1833 durch Rev. J. B. PINNEY eingeführt. Pater BOURZEIX, an dessen Angaben ich mich hier grossentheils halte, schildert die Presbyterianer als friedfertige, bescheidene Leute, deren Benehmen merkbar mit dem Auftreten der andern Sekten contrastire.

Die bischöfliche Kirche (*Protestant Episcopal Church*) hatte von jeher ihren Hauptsitz am Cap Palmas, woselbst sie im Jahre 1837 durch den aus Amerika herübergesandten, bischöflichen

Missionär Rev. THOMAS SAVAGE eingeführt wurde. Diese Sekte entwickelte sich sehr rasch zu bedeutender Blüthe und arbeitet noch stets mit aus Amerika herübergesandten Missionären, worunter zahlreiche Weisse, namentlich unter den Eingebornen. Am Cavally River haben sie bis weit ins Innere hinein Missionsanstalten und gut geleitete Schulen gegründet. Schon früh erhielt diese Sekte einen eigenen Bischof, der den Titel eines *Missionary Bishop of Cape Palmas and Parts adjacent* führt. Die Thätigkeit dieser mit reichen amerikanischen Mitteln arbeitenden Mission, deren Wechsel (*Mission drafts*) in Liberia wie baares Geld acceptirt werden, hat sich allmälig über ganz Liberia ausgebreitet. Zu Ende der siebziger Jahre verlegte der damalige Bischof, Right Reverend C. CLIFTON PENICK, D. D., ein sehr unternehmender und energischer Weisser, den Bischofssitz nach Grand Cape Mount, woselbst er einige Jahre früher, auf einem Vorsprung des Cape Mount-Gebirges oberhalb Robertsport, den Urwald ausgerodet und eine Missionsstation angelegt hatte. Während meines Aufenthalts in jener Gegend, von Ende 1880 bis Anfang 1882, besass die dortige Mission eine ganze kleine Colonie von Weissen, nämlich Bischof PENICK mit seiner Frau, Rev. CURTIS GRUBB und Frau, Rev. Mc. NABB und Miss DABNEY, sowie zwei Deutsche aus Thüringen, den Administrator Herrn SCHMIDT und Frau, die mir alle viel Freundschaft bewiesen haben und liebe Freunde geworden sind [1]).

An Stelle PENICK's wurde nach seinem Wegzuge in 1883 ein Mulatte, Rev. SAMUEL D. FERGUSON, zum Bischof ernannt. Nach seinem letzten mir vorliegenden Missionsbericht von 1885 besitzt diese Genossenschaft in Liberia folgende Stationen. Messurado County: Robertsport, Jondoo am obern Ende des Fisherman Lake, Monrovia, Caldwell, Clay Ashland und Crozierville, letztere drei am St. Paul's River. Bassa County: Upper und Lower Buchanan. Sinoe County: Greenville. Maryland County: Fishtown, Hoffmann Station am Hoffmann River,

---

[1]) Die Station steht gegenwärtig unter der Leitung eines Liberianers, Rev. G. W. GIBSON, der zur Zeit meiner Ankunft in Liberia Staatsminister war, und einer weissen, amerikanischen Dame, Mrs. BRIERLEY.

Harper (mit Waisenhaus und Töchterschule), Grehway, Cavalla, Kobla und Bliwodo, beide letztere am Cavally River. Das gesammte



Mädchen aus der Missionsschule in Robertsport.

Personal besteht nebst dem Bischof aus 5 Priestern, 5 Dekanen, 4 Candidaten, 18 Lehrern und 2 Geschäftsagenten. Dieses Per-

sonal leitet zwei Erziehungsanstalten mit 251 Zöglingen, neun Primarschulen mit 284, und 13 Sonntagsschulen mit 268 Schülern. Im Ganzen hat die Genossenschaft 42 Predigtstellen mit 9 Kirchen, fünf Schulhäuser und 452 Communicanten.

Die Lutheraner sind sehr wenig verbreitet und arbeiten grösstentheils als Missionäre unter den Eingebornen. Ihre bedeutendste Missionsstation ist Mühlenburg Mission am St. Paul's River. Diese wurde 1860 durch die Lutherische Kirche gegründet und erhielt ihren Namen zu Ehren von Rev. Dr. MÜHLENBURG, dem Gründer der Lutherischen Kirche in Nordamerika. Die Station wurde durch Rev. D. A. DAY während seines dortigen Aufenthaltes (seit 1874) mit ausserordentlicher Energie und grossem Takt zu einer erstaunlichen Blüthe gebracht und darf als Muster einer wohlgeleiteten, aus eigenen Mitteln bestehenden (*self-supporting*) Anstalt betrachtet werden.

Im Jahre 1884 hatte eine französische, katholische Gesellschaft, *la Congrégation du Saint-Esprit et du Saint-Coeur-de-Marie*, Liberia als Arbeitsfeld gewählt und in Monrovia eine Missionsstation gegründet. Einem der ersten Missionäre dieser Station, dem mehrerwähnten Pater BOURZEIX, verdanken wir die erwähnte verdienstliche Abhandlung über Liberia, welche mir zu dieser Arbeit viel wichtiges Material geliefert hat [1]). Der Erfolg dieser Mission war aber ein geringer, so dass die Station in Monrovia, welche die einzige in Liberia geblieben war, im Laufe des Jahres 1887 wieder aufgehoben worden ist.

Die gegebene Uebersicht über die kirchlichen Genossenschaften und ihre Thätigkeit zeigt uns, dass die Methodisten unter denselben am stärksten vertreten sind und die bedeutendste Rolle spielen. Auch nach aussen hin ist dies der Fall; denn es giebt in Liberia keine Sekte, die durch ihre religiöse Schwärmerei alljährlich aufs Neue wieder die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf sich lenkte, als gerade diese. Eine ihrer Lehren ist näm-

---

[1]) Dieser würdige Geistliche ist kurz nach der Herausgabe seiner Brochure in Paris, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zurückgekehrt war, gestorben. Der Pére Général der Congrégation war so liebenswürdig, mir die genannte Brochure zu freier Benutzung zur Verfügung zu stellen.

lich die, dass jedes ihrer Mitglieder unter direktem Einflusse des heiligen Geistes stehe, sowohl was die Auslegung des Wortes Gottes als auch die direkte Vergebung der Sünden betrifft.

Alljährlich einmal wird eine gewisse Reihe von Tagen unter Fasten und Gebet zugebracht, um in mehr direkte Verbindung mit dem heiligen Geiste treten zu können. Diese Tage der sogenannten *revivals* oder religiösen Erweckungen sind für die Sekte eine sehr wichtige Zeit, während welcher noch mehr als gewöhnlich Alles, sowohl den Tag über als des Abends, der Kirche zuströmt. In den grellsten Farben, mit glühender Phantasie werden dann dem sündigen Auditorium Himmel und Hölle ausgemalt und die ohnehin leicht erregbaren Gemüther, namentlich der Frauen und Töchter, derart bearbeitet, dass Manche plötzlich, durch den Eindruck der Predigt überwältigt, ihre Selbstbeherrschung verlieren, händeringend durch die Kirche rennen, oft in hysterischen Krämpfen zur Erde stürzen, wieder aufspringen, mit lauter Stimme ihre Sünden beichten und die Gnade Gottes und des Heilandes anrufen. Manchmal steigen sie dann, im Glauben, dass der heilige Geist über sie gekommen sei, auf die Kanzel und ermahnen mit rührenden Worten und Geberden die Zuhörer zur Busse und Einkehr in sich selbst, oder sie stürzen, wenn sie noch nicht getauft sind, ausser sich vor Zerknirschung wie Besessene auf die Strasse, wo sie ihre Lamentationen fortsetzen, bis sie schliesslich, durch Heiserkeit unfähig, einen Laut von sich zu geben, irgendwo erschöpft niedersinken und dann durch mitleidige Gemeindegenossen nach Hause gebracht werden. Nach solchen unzweideutigen Zeichen innerer Zerknirschung und Insichgehens, und nachdem sie pflichtgemäss von Haus zu Haus mitgetheilt dass der Herr sie in seiner Gnade zur Wiedergeburt erweckt habe, werden sie dann nach Ablauf der *revivals* an einem dazu bestimmten Sonntage, oft in grosser Zahl, im Flusse öffentlich getauft [1]).

---

[1]) In einem Artikel, *a School-Commissionars Report*, äussert im „Observer" vom 23. November 1882 der Schulinspektor von Grand Bassa sich auf folgende Weise über die *revivals*: „Die Regenzeit und die *revivals* unterbrechen einige unserer Schulen auf zwei oder drei Wochen, und die letztern sogar

Seinen Gipfelpunkt erreicht jedoch dieser religiöse Paroxismus in den sogenannten *camp-meetings* oder Feldgottesdiensten. Diese sind festliche Gottesdienste auf freiem Felde oder, wo dies thunlich ist, auf einer lichten Waldstelle, an der einige stehen gelassene Bäume willkommenen Schatten spenden. Wie die *revivals* und andere Auswüchse des Sektenkultus, sind auch die *camp-meetings* aus Amerika herübergebracht. Obwohl von der Sekte der Methodisten ausgehend, wird den *camp-meetings* auch von Anhängern anderer Sekten beigewohnt. Sie finden nicht alljährlich statt, dauern gewöhnlich 8—14 Tage und werden nicht nur von den Bewohnern des betreffenden Ortes, sondern, wie eine europäische Kirchmesse, auch von Leuten von Nah und Fern besucht [1]).

Es werden dann auf dem Versammlungsplatze Schutzdächer und Laubhütten aufgeschlagen und eine besondere Hütte mit einer etwas erhabenen Rednerbühne wird für die Prediger erbaut. Vor dieser Bühne werden auf einem freien Platze alle transportabeln Sitzbänke aus Kirchen, Versammlungslokalen u. s. w. für das Auditorium aufgestellt. Die Leute ziehen dann aus, ausgestattet mit Betten, Tischen, Stühlen, Kochgeräthen und Lebensmitteln, überhaupt mit Allem was ihnen je nach ihren Bedürfnissen zu einer mehrtägigen *camping* nöthig erscheint. Besonders zur Nachtzeit erhält das Feldlager mit all seinen verschiedenartigen Hütten und den vor ihnen versammelten Menschengruppen, durch den rothen Feuerschein phantastisch beleuchtet, ein abenteuerliches Aussehen und erinnert unwillkürlich an ein riesiges Zigeunerlager. Es ist für einen Fremden ausserordentlich interessant, einmal das Treiben in einem solchen Feldlager, das viel Aehnlichkeit mit einem altjüdischen Laubhüttenfeste haben mag, zu beobachten.

---

länger, denn die meisten Schulen werden in Kirchen gehalten, und während der *revivals* ist es bei den Büssenden gebräuchlich, den ganzen Tag betend, schlafend und träumend in der Kirche zuzubringen, so dass während dieser ganzen Zeit der Unterricht eingestellt werden muss."

[1]) Im Februar 1882 bot sich mir die Gelegenheit, einem derartigen religiösen Feste, das wie immer in die Zeit der *revivals* fiel, in der Nähe von Monrovia beizuwohnen.

Schaarenweise ziehen die Leute am ersten Morgen, einem Sonntag, aus: ernst und würdig aussehende Männer in schwarzer Kleidung und hohem Cylinder, junge Stutzer in ihrem besten Anzug, Krüppel und Arme, ältere Damen in dunkeln Kleidern, ein weisses Taschentuch und das *hymn-book* (Gesangbuch) in der Hand, in Gruppen oder am Arm ihrer Ehemänner, und dazwischen junge *ladies* mit schlanker, in enge Corsets geschnürter Taille, vom Scheitel bis zur Sohle nach Pariser Mode gekleidet. Nebenher hinkt ein altes, krummes Mütterchen, auf ihren Krückstock gelehnt, und eine Schaar von Dienern, theils halbnackte, eingeborne *boys*, mit Töpfen, Schüsseln, Stühlen und andern Utensilien auf dem Kopf, bildet den Schluss des interessanten Zuges.

Doch folgen wir den Gläubigen, die wir eben Revue passiren liessen, hinaus zum Lagerplatze. Schon auf dem Wege kann ein aufmerksamer Beobachter die Dahinziehenden in verschiedene Categorien eintheilen. Den Einen liest man schon auf dem Gesichte, dass es ihnen mit dem Gottesdienste, den sie besuchen wollen, Ernst ist: sie gehen still und andächtig ihres Weges. Dort besprechen Männer in eifrigem Gespräch irgend einen Kauf oder ein Geschäft, und unter einer Gruppe van Frauen cirkulirt irgend ein pikanter Stadtklatsch — diese alle gehen hin, weil's Mode ist. Mit welchen Gedanken sich aber jene jungen *dandies* und feinen *ladies* beschäftigen, das zeigt sich schon in der Art und Weise, in der sie ihre eleganten Anzüge tragen, die besonders Letztere durch graziöse Haltung noch mehr zur Geltung zu bringen wissen; das zeigen auch die bedeutungsvollen Blicke aus den grossen, schönen Feueraugen des zarten Geschlechts, die mit denen des stärkern gewechselt werden. Wandelt sich's doch so schön in der kühlen Abenddämmerung, nachdem man sich den Tag über die Kehle heiser gesungen und die Kniee wund gekniet! Die Prediger aber in schwarzem Tuchrock und tadelloser, weisser Halsbinde, herbeigekommen von Nah und Fern, um ihr Licht leuchten und ihre Stimme hören zu lassen, sie mögen schon zum Voraus ihr oratorisches Talent bewundert sehen. Wie Sturm und Ungewitter wollen sie während dieser *meeting-days* auf die sündige Menge niedereifern, in den glühend-

sten Farben die Hölle und ihre Qualen ausmalen, um ja recht viele Schäflein auf den Weg des Heils zu führen. Die zu der Dienerschaft gehörigen, eingebornen *boys* aber, sie freuen sich ebensogut wie ihre Herrschaften auf diese Tage, freilich auch wieder auf ihre eigene Weise. Bringen diese doch eine angenehme Abwechslung in ihr gewöhnliches Alltagsleben, und bieten die bevorstehenden Scenen für sie so viel Amüsantes! Müssig können sie dieser grossen geistlichen Komödie zuschauen, denn Niemand ladet sie zur Theilnahme an den religiösen Uebungen ein, die Paria Liberia's, die man von Seiten mancher Colonisten noch so häufig mit dem Namen *bush-niggers* tituliren hört.

Inzwischen sind wir auf dem Festplatze angelangt. Bereits hat einer der anwesenden Geistlichen vor der versammelten Menge den Zweck und die Bedeutung dieser festlichen Zusammenkünfte erklärt und durch ein im Tone der Zerknirschung und unberechtigter Hoffnung gehaltenes Gebet eingeleitet, wobei alle Anwesenden, dem Geistlichen den Rücken zugewandt, niederknieen und das Gesicht auf ihren Stuhl niederbeugen. Nach Beendigung eines Gesanges wird dann der Gottesdienst eröffnet.

Wie viele der auftretenden Redner eifern und lärmen können, ist bereits gesagt, und dies gilt bei den *camp-meetings* wennmöglich in noch erhöhtem Maasse. Kaum ist der eine Prediger abgetreten und hat man der stets gehobenern Stimmung durch kreischenden Gesang Ausdruck gegeben, so wird schon der Vortrag von Bruder X. aus Y. angekündigt. Mit einer salbungsvollen Einleitung auf die schon erzielte Erregung weiterbauend, wird es ihm nicht schwer, die Gemüther noch mehr zu erschüttern, und bald hat er sein Ziel erreicht. Ein wilder Aufschrei — der erste Funke hat gezündet! Darauf scheint der Geistliche gewartet zu haben. Immer weihevoller, besinnungraubender wird seine Rede, immer lebhafter werden seine Geberden und sein Mienenspiel. Mit wahrhaft dämonischer Lust scheint er in den Herzen der zerknirschten Zuhörer zu wühlen; niederschmettern, zermalmen ist sein Prinzip! Mit innerer Befriedigung überblickt er die reuige Heerde; schon begegnen seine suchenden Blicke unheimlich glühenden Augen. Immer höher schwillt seiner Rede Strom, wie näher und näher heranrollender Donner grollt es von der Rednerbühne herunter,

und bald rauschen und brausen seine geflügelten Worte über die Menge hin wie rasender Gewittersturm. Links und rechts fliegen seine Donnerkeile auf die Häupter der verhärteten Sünder nieder, die ächzend, stöhnend und händeringend, die stumme Verzweiflung im Gesichte, den Geistlichen zu beschwören scheinen, für sie Aermste um Gnade zu bitten. Schon sind einige Zuhörer, besonders aus dem zarten Geschlechte, in Krämpfe verfallen und aus der Versammlung weggebracht worden, andere springen wie Besessene auf, rennen unter markdurchdringenden Rufen herum und wirken durch ihr Thun ansteckend auf die Uebrigen, die bisher noch im Stande gewesen sind, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren. Der Geistliche jedoch hat sein Ziel erreicht und kniet hin, und seine Zuhörer mit ihm, zum Gebet. In heissem Flehen wünscht er auf die Erleuchteten den Beistand Gottes herab, während er für Diejenigen, die noch in der Finsterniss und auf dem abschüssigen Wege zur Hölle wandern, baldige Rettung herbeifleht. Jedes Schlagwort wird von der lauschenden Menge laut wiederholt oder mit einem kräftigen „Amen" unterstützt. „*Glory*," hört man hier eine Frau mit verklärtem Gesicht ausrufen: „*glory*, *glory! Christ is coming!*" Und „*glory*, *glory*," hallt es unter der Masse nach, bis endlich die freudige Aufregung in einem inzwischen angestimmten Lobgesang ihr Ende findet.

Nachdem Alles wieder etwas zur Ruhe gekommen, sammelt sich die Gemeinde vor der Rednerbühne um ihre Seelenhirten, die bereits, einander über die erzielten Erfolge Complimente machend, in einer kleinen Gruppe beisammen stehen. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich jedoch auf die Schaar der Erleuchteten, die nun Einer nach dem Andern herangewankt kommen, ihr Herz, da sie gewöhnlich keine Worte finden können, in Geberden auszuschütten. Noch einmal wird ihnen von Seiten des Seelenhirten ernsthaft zugesprochen und von der Gemeinde für sie gebetet. Nach dieser anstrengenden Arbeit zieht man sich für eine Weile in die Hütten zurück, wo schon am privisorischen Herdfeuer der Kessel dampft und wo bald, nachdem für die Seele den ganzen Morgen gesorgt worden, auch der knurrende Magen befriedigt wird. Gegen Abend schaaren sich die Besucher, welche die Heimkehr dem Nachtlager im Camp vorziehen, zusammen

sten Farben die Hölle und ihre Qualen ausmalen, um ja recht viele Schäflein auf den Weg des Heils zu führen. Die zu der Dienerschaft gehörigen, eingebornen *boys* aber, sie freuen sich ebensogut wie ihre Herrschaften auf diese Tage, freilich auch wieder auf ihre eigene Weise. Bringen diese doch eine angenehme Abwechslung in ihr gewöhnliches Alltagsleben, und bieten die bevorstehenden Scenen für sie so viel Amüsantes! Müssig können sie dieser grossen geistlichen Komödie zuschauen, denn Niemand ladet sie zur Theilnahme an den religiösen Uebungen ein, die Paria Liberia's, die man von Seiten mancher Colonisten noch so häufig mit dem Namen *bush-niggers* tituliren hört.

Inzwischen sind wir auf dem Festplatze angelangt. Bereits hat einer der anwesenden Geistlichen vor der versammelten Menge den Zweck und die Bedeutung dieser festlichen Zusammenkünfte erklärt und durch ein im Tone der Zerknirschung und unberechtigter Hoffnung gehaltenes Gebet eingeleitet, wobei alle Anwesenden, dem Geistlichen den Rücken zugewandt, niederknieen und das Gesicht auf ihren Stuhl niederbeugen. Nach Beendigung eines Gesanges wird dann der Gottesdienst eröffnet.

Wie viele der auftretenden Redner eifern und lärmen können, ist bereits gesagt, und dies gilt bei den *camp-meetings* wennmöglich in noch erhöhtem Maasse. Kaum ist der eine Prediger abgetreten und hat man der stets gehobenern Stimmung durch kreischenden Gesang Ausdruck gegeben, so wird schon der Vortrag von Bruder X. aus Y. angekündigt. Mit einer salbungsvollen Einleitung auf die schon erzielte Erregung weiterbauend, wird es ihm nicht schwer, die Gemüther noch mehr zu erschüttern, und bald hat er sein Ziel erreicht. Ein wilder Aufschrei — der erste Funke hat gezündet! Darauf scheint der Geistliche gewartet zu haben. Immer weihevoller, besinnungraubender wird seine Rede, immer lebhafter werden seine Geberden und sein Mienenspiel. Mit wahrhaft dämonischer Lust scheint er in den Herzen der zerknirschten Zuhörer zu wühlen; niederschmettern, zermalmen ist sein Prinzip! Mit innerer Befriedigung überblickt er die reuige Heerde; schon begegnen seine suchenden Blicke unheimlich glühenden Augen. Immer höher schwillt seiner Rede Strom, wie näher und näher heranrollender Donner grollt es von der Rednerbühne herunter,

und bald rauschen und brausen seine geflügelten Worte über die Menge hin wie rasender Gewittersturm. Links und rechts fliegen seine Donnerkeile auf die Häupter der verhärteten Sünder nieder, die ächzend, stöhnend und händeringend, die stumme Verzweiflung im Gesichte, den Geistlichen zu beschwören scheinen, für sie Aermste um Gnade zu bitten. Schon sind einige Zuhörer, besonders aus dem zarten Geschlechte, in Krämpfe verfallen und aus der Versammlung weggebracht worden, andere springen wie Besessene auf, rennen unter markdurchdringenden Rufen herum und wirken durch ihr Thun ansteckend auf die Uebrigen, die bisher noch im Stande gewesen sind, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren. Der Geistliche jedoch hat sein Ziel erreicht und kniet hin, und seine Zuhörer mit ihm, zum Gebet. In heissem Flehen wünscht er auf die Erleuchteten den Beistand Gottes herab, während er für Diejenigen, die noch in der Finsterniss und auf dem abschüssigen Wege zur Hölle wandern, baldige Rettung herbeifleht. Jedes Schlagwort wird von der lauschenden Menge laut wiederholt oder mit einem kräftigen „Amen" unterstützt. „*Glory*," hört man hier eine Frau mit verklärtem Gesicht ausrufen: „*glory*, *glory! Christ is coming!*" Und „*glory*, *glory*," hallt es unter der Masse nach, bis endlich die freudige Aufregung in einem inzwischen angestimmten Lobgesang ihr Ende findet.

Nachdem Alles wieder etwas zur Ruhe gekommen, sammelt sich die Gemeinde vor der Rednerbühne um ihre Seelenhirten, die bereits, einander über die erzielten Erfolge Complimente machend, in einer kleinen Gruppe beisammen stehen. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich jedoch auf die Schaar der Erleuchteten, die nun Einer nach dem Andern herangewankt kommen, ihr Herz, da sie gewöhnlich keine Worte finden können, in Geberden auszuschütten. Noch einmal wird ihnen von Seiten des Seelenhirten ernsthaft zugesprochen und von der Gemeinde für sie gebetet. Nach dieser anstrengenden Arbeit zieht man sich für eine Weile in die Hütten zurück, wo schon am privisorischen Herdfeuer der Kessel dampft und wo bald, nachdem für die Seele den ganzen Morgen gesorgt worden, auch der knurrende Magen befriedigt wird. Gegen Abend schaaren sich die Besucher, welche die Heimkehr dem Nachtlager im Camp vorziehen, zusammen

und ziehen vereinigt, unter religiösen Gesängen, stadtwärts, oft noch, bevor sie sich zerstreuen, einen Umzug durch die Strassen haltend.

Auf ähnliche Weise geht es während des Lagerfestes Tag um Tag. Einige Besucher kehren erst am Morgen heim und begegnen auf dem Wege Andern, die im Begriffe sind, hinzugehen. Wieder Andere, durch des Tages Arbeiten verhindert, gehen erst am Abend hin, viele bleiben auch während der ganzen Lagerzeit draussen und kommen erst am Morgen des Schlusstages in feierlichem Aufzuge, die Geistlichen an der Spitze, singend wieder zur Stadt zurück. In der Methodistenkirche werden dann die Schlussfeierlichkeiten abgehalten und die *camp-meetings* für geschlossen erklärt. An einem der erstfolgenden Sonntage erfolgt dann die Taufe der Wiedergeborenen am Ufer des Flusses und deren Aufnahme in die Gemeinde der Gläubigen.

Mit der religiösen Schwärmerei haben die Ansiedler auch eine grosse Tugend aus Amerika mit herübergebracht, die mancher europäischen Genossenschaft als Muster dienen könnte, nämlich eine unbeschränkte Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Schon die Staatsverfassung garantirt vollständige Glaubens- und Gewissensfreiheit, und dieser liberalen Bestimmung wurde stets rückhaltslos nachgelebt. Dies beweist am deutlichsten der Umstand, dass alle verschiedenen Sekten im vollsten Frieden und ohne jegliche Rivalität neben einander bestehen können und dass dieselben als solche sich von jegliger politischen Agitation fern halten. Obschon sämmtliche Liberianer Protestanten sind, hat man doch im Jahre 1884 die Errichtung einer katholischen Mission in der Landeshauptstadt gerne gestattet und derselben die nämlichen Rechte und Begünstigungen von Staatswegen gewährt, welche die protestantischen Missionen geniessen, denn jede Genossenschaft, die den Zweck hat, Bildung und Gesittung zu verbreiten und die sich unter die Gesetze des Landes fügt, ist in Liberia stets willkommen.

Man kann denn auch wirklich nicht behaupten, dass der Liberianer kein Interesse für einen guten Jugendunterricht zeige. Es ist bereits gesagt, dass das liberianische Grundgesetz von 1847 unentgeldlichen, öffentlichen Jugendunterricht verspricht.

Die sechs ersten Staatsschulen wurden übrigens schon im Jahr 1826 gegründet und theils aus öffentlichen, theils aus Privatmitteln unterhalten. Doch wurde schon zwei Jahre später die Klage laut, dass die Leistungen derselben sehr gering seien, und wurde dem seiner Aufgabe nicht gewachsenen Lehrpersonal davon die Schuld gegeben. Um dem Jugendunterrichte grössere Ausbreitung zu geben, wurden dann in der ganzen Colonie Sonntagsschulen errichtet. Infolge ungenügender Mittel wollte jedoch der Unterricht jahrelang keine rechten Fortschritte machen. Erst der energische und umsichtige Gouverneur BUCHANAN gab dem Unterrichtswesen einen neuen Impuls. Unter seinem Präsidium beschloss die gesetzgebende Versammlung in 1839, dass in jeder grössern Ortschaft der Colonie eine öffentliche Schule errichtet werden müsse. Die Ausführung dieses Beschlusses liess nicht auf sich warten, und von diesem Zeitpunkt an bis zur Unabhängigkeitserklärung, sowie auch während der ersten zehn Jahre der Republik erfreuten sich die Volksschulen eines regen Interesses von Seiten der Behörden sowohl als auch des Volkes. Auch die Schulen der verschiedenen kirchlichen Genossenschaften hatten während dieser Periode ihre Blüthezeit, in welcher die zahlreichen höhern Privatschulen entstanden, welche dieselbe kennzeichnen. Von den zehn verschiedenen höhern Schulen, die damals, meist mit Hülfe von Privatbeiträgen aus Amerika gegründet und unterhalten wurden, besteht gegenwärtig nur noch die *Alexander High School* am St. Paul's River, alle andern sind im Laufe der Zeit eingegangen.

Obschon auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch lange nicht alles so ist, wie es sein sollte und für das Wohl des Freistaates wünschenswerth wäre, so verdient doch das Wenige, das wirklich gethan wird, unsere Anerkennung. Es ist jedem Familienvater, sofern er wenigstens in einer grössern Ortschaft oder deren Nähe wohnt, Gelegenheit geboten, seine Kinder und Pflegebefohlenen etwas Lesen, Schreiben und Rechnen lernen zu lassen. Freilich wird von dieser Gelegenheit noch lange nicht der gewünschte Gebrauch gemacht, und die Gleichgültigkeit der Leute verbirgt sich nur gar zu gern hinter der Erklärung, dass die öffentliche Volksschule den an sie gemachten Anforderungen nicht genüge. Mit diesem Argument, so viel Wahres es auch

Missionär Rev. THOMAS SAVAGE eingeführt wurde. Diese Sekte entwickelte sich sehr rasch zu bedeutender Blüthe und arbeitet noch stets mit aus Amerika herübergesandten Missionären, worunter zahlreiche Weisse, namentlich unter den Eingebornen. Am Cavally River haben sie bis weit ins Innere hinein Missionsanstalten und gut geleitete Schulen gegründet. Schon früh erhielt diese Sekte einen eigenen Bischof, der den Titel eines *Missionary Bishop of Cape Palmas and Parts adjacent* führt. Die Thätigkeit dieser mit reichen amerikanischen Mitteln arbeitenden Mission, deren Wechsel (*Mission drafts*) in Liberia wie baares Geld acceptirt werden, hat sich allmälig über ganz Liberia ausgebreitet. Zu Ende der siebziger Jahre verlegte der damalige Bischof, Right Reverend C. CLIFTON PENICK, D. D., ein sehr unternehmender und energischer Weisser, den Bischofssitz nach Grand Cape Mount, woselbst er einige Jahre früher, auf einem Vorsprung des Cape Mount-Gebirges oberhalb Robertsport, den Urwald ausgerodet und eine Missionsstation angelegt hatte. Während meines Aufenthalts in jener Gegend, von Ende 1880 bis Anfang 1882, besass die dortige Mission eine ganze kleine Colonie von Weissen, nämlich Bischof PENICK mit seiner Frau, Rev. CURTIS GRUBB und Frau, Rev. Mc. NABB und Miss DABNEY, sowie zwei Deutsche aus Thüringen, den Administrator Herrn SCHMIDT und Frau, die mir alle viel Freundschaft bewiesen haben und liebe Freunde geworden sind [1]).

An Stelle PENICK's wurde nach seinem Wegzuge in 1883 ein Mulatte, Rev. SAMUEL D. FERGUSON, zum Bischof ernannt. Nach seinem letzten mir vorliegenden Missionsbericht von 1885 besitzt diese Genossenschaft in Liberia folgende Stationen. Messurado County: Robertsport, Jondoo am obern Ende des Fisherman Lake, Monrovia, Caldwell, Clay Ashland und Crozierville, letztere drei am St. Paul's River. Bassa County: Upper und Lower Buchanan. Sinoe County: Greenville. Maryland County: Fishtown, Hoffmann Station am Hoffmann River,

[1]) Die Station steht gegenwärtig unter der Leitung eines Liberianers, Rev. G. W. GIBSON, der zur Zeit meiner Ankunft in Liberia Staatsminister war, und einer weissen, amerikanischen Dame, Mrs. BRIERLEY.

Harper (mit Waisenhaus und Töchterschule), Grehway, Cavalla, Kobla und Bliwodo, beide letztere am Cavally River. Das gesammte



Mädchen aus der Missionsschule in Robertsport.

Personal besteht nebst dem Bischof aus 5 Priestern, 5 Dekanen, 4 Candidaten, 18 Lehrern und 2 Geschäftsagenten. Dieses Per-

sonal leitet zwei Erziehungsanstalten mit 251 Zöglingen, neun Primarschulen mit 284, und 13 Sonntagsschulen mit 268 Schülern. Im Ganzen hat die Genossenschaft 42 Predigtstellen mit 9 Kirchen, fünf Schulhäuser und 452 Communicanten.

Die Lutheraner sind sehr wenig verbreitet und arbeiten grösstentheils als Missionäre unter den Eingebornen. Ihre bedeutendste Missionsstation ist Mühlenburg Mission am St. Paul's River. Diese wurde 1860 durch die Lutherische Kirche gegründet und erhielt ihren Namen zu Ehren von Rev. Dr. MÜHLENBURG, dem Gründer der Lutherischen Kirche in Nordamerika. Die Station wurde durch Rev. D. A. DAY während seines dortigen Aufenthaltes (seit 1874) mit ausserordentlicher Energie und grossem Takt zu einer erstaunlichen Blüthe gebracht und darf als Muster einer wohlgeleiteten, aus eigenen Mitteln bestehenden (*self-supporting*) Anstalt betrachtet werden.

Im Jahre 1884 hatte eine französische, katholische Gesellschaft, *la Congrégation du Saint-Esprit et du Saint-Coeur-de-Marie*, Liberia als Arbeitsfeld gewählt und in Monrovia eine Missionsstation gegründet. Einem der ersten Missionäre dieser Station, dem mehrerwähnten Pater BOURZEIX, verdanken wir die erwähnte verdienstliche Abhandlung über Liberia, welche mir zu dieser Arbeit viel wichtiges Material geliefert hat [1]. Der Erfolg dieser Mission war aber ein geringer, so dass die Station in Monrovia, welche die einzige in Liberia geblieben war, im Laufe des Jahres 1887 wieder aufgehoben worden ist.

Die gegebene Uebersicht über die kirchlichen Genossenschaften und ihre Thätigkeit zeigt uns, dass die Methodisten unter denselben am stärksten vertreten sind und die bedeutendste Rolle spielen. Auch nach aussen hin ist dies der Fall; denn es giebt in Liberia keine Sekte, die durch ihre religiöse Schwärmerei alljährlich aufs Neue wieder die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf sich lenkte, als gerade diese. Eine ihrer Lehren ist näm-

---

[1] Dieser würdige Geistliche ist kurz nach der Herausgabe seiner Brochure in Paris, wohin er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zurückgekehrt war, gestorben. Der Pére Général der Congrégation war so liebenswürdig, mir die genannte Brochure zu freier Benutzung zur Verfügung zu stellen.

lich die, dass jedes ihrer Mitglieder unter direktem Einflusse des heiligen Geistes stehe, sowohl was die Auslegung des Wortes Gottes als auch die direkte Vergebung der Sünden betrifft.

Alljährlich einmal wird eine gewisse Reihe von Tagen unter Fasten und Gebet zugebracht, um in mehr direkte Verbindung mit dem heiligen Geiste treten zu können. Diese Tage der sogenannten *revivals* oder religiösen Erweckungen sind für die Sekte eine sehr wichtige Zeit, während welcher noch mehr als gewöhnlich Alles, sowohl den Tag über als des Abends, der Kirche zuströmt. In den grellsten Farben, mit glühender Phantasie werden dann dem sündigen Auditorium Himmel und Hölle ausgemalt und die ohnehin leicht erregbaren Gemüther, namentlich der Frauen und Töchter, derart bearbeitet, dass Manche plötzlich, durch den Eindruck der Predigt überwältigt, ihre Selbstbeherrschung verlieren, händeringend durch die Kirche rennen, oft in hysterischen Krämpfen zur Erde stürzen, wieder aufspringen, mit lauter Stimme ihre Sünden beichten und die Gnade Gottes und des Heilandes anrufen. Manchmal steigen sie dann, im Glauben, dass der heilige Geist über sie gekommen sei, auf die Kanzel und ermahnen mit rührenden Worten und Geberden die Zuhörer zur Busse und Einkehr in sich selbst, oder sie stürzen, wenn sie noch nicht getauft sind, ausser sich vor Zerknirschung wie Besessene auf die Strasse, wo sie ihre Lamentationen fortsetzen, bis sie schliesslich, durch Heiserkeit unfähig, einen Laut von sich zu geben, irgendwo erschöpft niedersinken und dann durch mitleidige Gemeindegenossen nach Hause gebracht werden. Nach solchen unzweideutigen Zeichen innerer Zerknirschung und Insichgehens, und nachdem sie pflichtgemäss von Haus zu Haus mitgetheilt dass der Herr sie in seiner Gnade zur Wiedergeburt erweckt habe, werden sie dann nach Ablauf der *revivals* an einem dazu bestimmten Sonntage, oft in grosser Zahl, im Flusse öffentlich getauft [1]).

---

[1]) In einem Artikel, *a School-Commissionars Report*, äussert im „Observer" vom 23. November 1882 der Schulinspektor von Grand Bassa sich auf folgende Weise über die *revivals*: „Die Regenzeit und die *revivals* unterbrechen einige unserer Schulen auf zwei oder drei Wochen, und die letztern sogar

Seinen Gipfelpunkt erreicht jedoch dieser religiöse Paroxismus in den sogenannten *camp-meetings* oder Feldgottesdiensten. Diese sind festliche Gottesdienste auf freiem Felde oder, wo dies thunlich ist, auf einer lichten Waldstelle, an der einige stehen gelassene Bäume willkommenen Schatten spenden. Wie die *revivals* und andere Auswüchse des Sektenkultus, sind auch die *camp-meetings* aus Amerika herübergebracht. Obwohl von der Sekte der Methodisten ausgehend, wird den *camp-meetings* auch von Anhängern anderer Sekten beigewohnt. Sie finden nicht alljährlich statt, dauern gewöhnlich 8—14 Tage und werden nicht nur von den Bewohnern des betreffenden Ortes, sondern, wie eine europäische Kirchmesse, auch von Leuten von Nah und Fern besucht [1]).

Es werden dann auf dem Versammlungsplatze Schutzdächer und Laubhütten aufgeschlagen und eine besondere Hütte mit einer etwas erhabenen Rednerbühne wird für die Prediger erbaut. Vor dieser Bühne werden auf einem freien Platze alle transportabeln Sitzbänke aus Kirchen, Versammlungslokalen u. s. w. für das Auditorium aufgestellt. Die Leute ziehen dann aus, ausgestattet mit Betten, Tischen, Stühlen, Kochgeräthen und Lebensmitteln, überhaupt mit Allem was ihnen je nach ihren Bedürfnissen zu einer mehrtägigen *camping* nöthig erscheint. Besonders zur Nachtzeit erhält das Feldlager mit all seinen verschiedenartigen Hütten und den vor ihnen versammelten Menschengruppen, durch den rothen Feuerschein phantastisch beleuchtet, ein abenteuerliches Aussehen und erinnert unwillkürlich an ein riesiges Zigeunerlager. Es ist für einen Fremden ausserordentlich interessant, einmal das Treiben in einem solchen Feldlager, das viel Aehnlichkeit mit einem altjüdischen Laubhüttenfeste haben mag, zu beobachten.

---

länger, denn die meisten Schulen werden in Kirchen gehalten, und während der *revivals* ist es bei den Büssenden gebräuchlich, den ganzen Tag betend, schlafend und träumend in der Kirche zuzubringen, so dass während dieser ganzen Zeit der Unterricht eingestellt werden muss."

[1]) Im Februar 1882 bot sich mir die Gelegenheit, einem derartigen religiösen Feste, das wie immer in die Zeit der *revivals* fiel, in der Nähe von Monrovia beizuwohnen.

Schaarenweise ziehen die Leute am ersten Morgen, einem Sonntag, aus: ernst und würdig aussehende Männer in schwarzer Kleidung und hohem Cylinder, junge Stutzer in ihrem besten Anzug, Krüppel und Arme, ältere Damen in dunkeln Kleidern, ein weisses Taschentuch und das *hymn-book* (Gesangbuch) in der Hand, in Gruppen oder am Arm ihrer Ehemänner, und dazwischen junge *ladies* mit schlanker, in enge Corsets geschnürter Taille, vom Scheitel bis zur Sohle nach Pariser Mode gekleidet. Nebenher hinkt ein altes, krummes Mütterchen, auf ihren Krückstock gelehnt, und eine Schaar von Dienern, theils halbnackte, eingeborne *boys*, mit Töpfen, Schüsseln, Stühlen und andern Utensilien auf dem Kopf, bildet den Schluss des interessanten Zuges.

Doch folgen wir den Gläubigen, die wir eben Revue passiren liessen, hinaus zum Lagerplatze. Schon auf dem Wege kann ein aufmerksamer Beobachter die Dahinziehenden in verschiedene Categorien eintheilen. Den Einen liest man schon auf dem Gesichte, dass es ihnen mit dem Gottesdienste, den sie besuchen wollen, Ernst ist: sie gehen still und andächtig ihres Weges. Dort besprechen Männer in eifrigem Gespräch irgend einen Kauf oder ein Geschäft, und unter einer Gruppe van Frauen cirkulirt irgend ein pikanter Stadtklatsch — diese alle gehen hin, weil's Mode ist. Mit welchen Gedanken sich aber jene jungen *dandies* und feinen *ladies* beschäftigen, das zeigt sich schon in der Art und Weise, in der sie ihre eleganten Anzüge tragen, die besonders Letztere durch graziöse Haltung noch mehr zur Geltung zu bringen wissen; das zeigen auch die bedeutungsvollen Blicke aus den grossen, schönen Feueraugen des zarten Geschlechts, die mit denen des stärkern gewechselt werden. Wandelt sich's doch so schön in der kühlen Abenddämmerung, nachdem man sich den Tag über die Kehle heiser gesungen und die Kniee wund gekniet! Die Prediger aber in schwarzem Tuchrock und tadelloser, weisser Halsbinde, herbeigekommen von Nah und Fern, um ihr Licht leuchten und ihre Stimme hören zu lassen, sie mögen schon zum Voraus ihr oratorisches Talent bewundert sehen. Wie Sturm und Ungewitter wollen sie während dieser *meeting-days* auf die sündige Menge niedereifern, in den glühend-

sten Farben die Hölle und ihre Qualen ausmalen, um ja recht viele Schäflein auf den Weg des Heils zu führen. Die zu der Dienerschaft gehörigen, eingebornen *boys* aber, sie freuen sich ebensogut wie ihre Herrschaften auf diese Tage, freilich auch wieder auf ihre eigene Weise. Bringen diese doch eine angenehme Abwechslung in ihr gewöhnliches Alltagsleben, und bieten die bevorstehenden Scenen für sie so viel Amüsantes! Müssig können sie dieser grossen geistlichen Komödie zuschauen, denn Niemand ladet sie zur Theilnahme an den religiösen Uebungen ein, die Paria Liberia's, die man von Seiten mancher Colonisten noch so häufig mit dem Namen *bush-niggers* tituliren hört.

Inzwischen sind wir auf dem Festplatze angelangt. Bereits hat einer der anwesenden Geistlichen vor der versammelten Menge den Zweck und die Bedeutung dieser festlichen Zusammenkünfte erklärt und durch ein im Tone der Zerknirschung und unberechtigter Hoffnung gehaltenes Gebet eingeleitet, wobei alle Anwesenden, dem Geistlichen den Rücken zugewandt, niederknieen und das Gesicht auf ihren Stuhl niederbeugen. Nach Beendigung eines Gesanges wird dann der Gottesdienst eröffnet.

Wie viele der auftretenden Redner eifern und lärmen können, ist bereits gesagt, und dies gilt bei den *camp-meetings* wennmöglich in noch erhöhtem Maasse. Kaum ist der eine Prediger abgetreten und hat man der stets gehobenern Stimmung durch kreischenden Gesang Ausdruck gegeben, so wird schon der Vortrag von Bruder X. aus Y. angekündigt. Mit einer salbungsvollen Einleitung auf die schon erzielte Erregung weiterbauend, wird es ihm nicht schwer, die Gemüther noch mehr zu erschüttern, und bald hat er sein Ziel erreicht. Ein wilder Aufschrei — der erste Funke hat gezündet! Darauf scheint der Geistliche gewartet zu haben. Immer weihevoller, besinnungraubender wird seine Rede, immer lebhafter werden seine Geberden und sein Mienenspiel. Mit wahrhaft dämonischer Lust scheint er in den Herzen der zerknirschten Zuhörer zu wühlen; niederschmettern, zermalmen ist sein Prinzip! Mit innerer Befriedigung überblickt er die reuige Heerde; schon begegnen seine suchenden Blicke unheimlich glühenden Augen. Immer höher schwillt seiner Rede Strom, wie näher und näher heranrollender Donner grollt es von der Rednerbühne herunter,

und bald rauschen und brausen seine geflügelten Worte über die Menge hin wie rasender Gewittersturm. Links und rechts fliegen seine Donnerkeile auf die Häupter der verhärteten Sünder nieder, die ächzend, stöhnend und händeringend, die stumme Verzweiflung im Gesichte, den Geistlichen zu beschwören scheinen, für sie Aermste um Gnade zu bitten. Schon sind einige Zuhörer, besonders aus dem zarten Geschlechte, in Krämpfe verfallen und aus der Versammlung weggebracht worden, andere springen wie Besessene auf, rennen unter markdurchdringenden Rufen herum und wirken durch ihr Thun ansteckend auf die Uebrigen, die bisher noch im Stande gewesen sind, ihre Selbstbeherrschung zu bewahren. Der Geistliche jedoch hat sein Ziel erreicht und kniet hin, und seine Zuhörer mit ihm, zum Gebet. In heissem Flehen wünscht er auf die Erleuchteten den Beistand Gottes herab, während er für Diejenigen, die noch in der Finsterniss und auf dem abschüssigen Wege zur Hölle wandern, baldige Rettung herbeifleht. Jedes Schlagwort wird von der lauschenden Menge laut wiederholt oder mit einem kräftigen „Amen" unterstützt. „*Glory*," hört man hier eine Frau mit verklärtem Gesicht ausrufen: „*glory*, *glory! Christ is coming!*" Und „*glory*, *glory*," hallt es unter der Masse nach, bis endlich die freudige Aufregung in einem inzwischen angestimmten Lobgesang ihr Ende findet.

Nachdem Alles wieder etwas zur Ruhe gekommen, sammelt sich die Gemeinde vor der Rednerbühne um ihre Seelenhirten, die bereits, einander über die erzielten Erfolge Complimente machend, in einer kleinen Gruppe beisammen stehen. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich jedoch auf die Schaar der Erleuchteten, die nun Einer nach dem Andern herangewankt kommen, ihr Herz, da sie gewöhnlich keine Worte finden können, in Geberden auszuschütten. Noch einmal wird ihnen von Seiten des Seelenhirten ernsthaft zugesprochen und von der Gemeinde für sie gebetet. Nach dieser anstrengenden Arbeit zieht man sich für eine Weile in die Hütten zurück, wo schon am privisorischen Herdfeuer der Kessel dampft und wo bald, nachdem für die Seele den ganzen Morgen gesorgt worden, auch der knurrende Magen befriedigt wird. Gegen Abend schaaren sich die Besucher, welche die Heimkehr dem Nachtlager im Camp vorziehen, zusammen

und ziehen vereinigt, unter religiösen Gesängen, stadtwärts, oft noch, bevor sie sich zerstreuen, einen Umzug durch die Strassen haltend.

Auf ähnliche Weise geht es während des Lagerfestes Tag um Tag. Einige Besucher kehren erst am Morgen heim und begegnen auf dem Wege Andern, die im Begriffe sind, hinzugehen. Wieder Andere, durch des Tages Arbeiten verhindert, gehen erst am Abend hin, viele bleiben auch während der ganzen Lagerzeit draussen und kommen erst am Morgen des Schlusstages in feierlichem Aufzuge, die Geistlichen an der Spitze, singend wieder zur Stadt zurück. In der Methodistenkirche werden dann die Schlussfeierlichkeiten abgehalten und die *camp-meetings* für geschlossen erklärt. An einem der erstfolgenden Sonntage erfolgt dann die Taufe der Wiedergeborenen am Ufer des Flusses und deren Aufnahme in die Gemeinde der Gläubigen.

Mit der religiösen Schwärmerei haben die Ansiedler auch eine grosse Tugend aus Amerika mit herübergebracht, die mancher europäischen Genossenschaft als Muster dienen könnte, nämlich eine unbeschränkte Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Schon die Staatsverfassung garantirt vollständige Glaubens- und Gewissensfreiheit, und dieser liberalen Bestimmung wurde stets rückhaltslos nachgelebt. Dies beweist am deutlichsten der Umstand, dass alle verschiedenen Sekten im vollsten Frieden und ohne jegliche Rivalität neben einander bestehen können und dass dieselben als solche sich von jegliger politischen Agitation fern halten. Obschon sämmtliche Liberianer Protestanten sind, hat man doch im Jahre 1884 die Errichtung einer katholischen Mission in der Landeshauptstadt gerne gestattet und derselben die nämlichen Rechte und Begünstigungen von Staatswegen gewährt, welche die protestantischen Missionen geniessen, denn jede Genossenschaft, die den Zweck hat, Bildung und Gesittung zu verbreiten und die sich unter die Gesetze des Landes fügt, ist in Liberia stets willkommen.

Man kann denn auch wirklich nicht behaupten, dass der Liberianer kein Interesse für einen guten Jugendunterricht zeige. Es ist bereits gesagt, dass das liberianische Grundgesetz von 1847 unentgeldlichen, öffentlichen Jugendunterricht verspricht.

Die sechs ersten Staatsschulen wurden übrigens schon im Jahr 1826 gegründet und theils aus öffentlichen, theils aus Privatmitteln unterhalten. Doch wurde schon zwei Jahre später die Klage laut, dass die Leistungen derselben sehr gering seien, und wurde dem seiner Aufgabe nicht gewachsenen Lehrpersonal davon die Schuld gegeben. Um dem Jugendunterrichte grössere Ausbreitung zu geben, wurden dann in der ganzen Colonie Sonntagsschulen errichtet. Infolge ungenügender Mittel wollte jedoch der Unterricht jahrelang keine rechten Fortschritte machen. Erst der energische und umsichtige Gouverneur BUCHANAN gab dem Unterrichtswesen einen neuen Impuls. Unter seinem Präsidium beschloss die gesetzgebende Versammlung in 1839, dass in jeder grössern Ortschaft der Colonie eine öffentliche Schule errichtet werden müsse. Die Ausführung dieses Beschlusses liess nicht auf sich warten, und von diesem Zeitpunkt an bis zur Unabhängigkeitserklärung, sowie auch während der ersten zehn Jahre der Republik erfreuten sich die Volksschulen eines regen Interesses von Seiten der Behörden sowohl als auch des Volkes. Auch die Schulen der verschiedenen kirchlichen Genossenschaften hatten während dieser Periode ihre Blüthezeit, in welcher die zahlreichen höhern Privatschulen entstanden, welche dieselbe kennzeichnen. Von den zehn verschiedenen höhern Schulen, die damals, meist mit Hülfe von Privatbeiträgen aus Amerika gegründet und unterhalten wurden, besteht gegenwärtig nur noch die *Alexander High School* am St. Paul's River, alle andern sind im Laufe der Zeit eingegangen.

Obschon auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch lange nicht alles so ist, wie es sein sollte und für das Wohl des Freistaates wünschenswerth wäre, so verdient doch das Wenige, das wirklich gethan wird, unsere Anerkennung. Es ist jedem Familienvater, sofern er wenigstens in einer grössern Ortschaft oder deren Nähe wohnt, Gelegenheit geboten, seine Kinder und Pflegebefohlenen etwas Lesen, Schreiben und Rechnen lernen zu lassen. Freilich wird von dieser Gelegenheit noch lange nicht der gewünschte Gebrauch gemacht, und die Gleichgültigkeit der Leute verbirgt sich nur gar zu gern hinter der Erklärung, dass die öffentliche Volksschule den an sie gemachten Anforderungen nicht genüge. Mit diesem Argument, so viel Wahres es auch

enthalten mag, wird jedoch die Gleichgültigkeit der Familienväter nicht entschuldigt. Es fehlt fast durchwegs an geeigneten Lokalitäten und oft auch an den nöthigen Lehrmitteln; die Lehrer sind ungenügend besoldet und ihrer Aufgabe nur in den seltensten Fällen gewachsen, da intelligente Leute sich bei der geringen Besoldung selten dem Lehrfache zuwenden und in Liberia auch keine eigentliche Lehrerbildungsanstalt besteht. Daher kommt es, dass nur wohlhabende Leute, die ihre Kinder in die gewöhnlich auf etwas höherer Stufe stehenden Privatschulen schicken können, denselben einen bessern Unterricht zu verschaffen im Stande sind. In den Bevölkerungscentren sind die Schulen natürlich viel besser daran als auf dem Lande, wo dieselben, wie ich mich selbst überzeugen konnte, noch viel zu wünschen übrig lassen.

Für den höhern Unterricht besitzt Liberia eine Lehranstalt im sogenannten Liberia College in Monrovia, woselbst durch farbige, aus Amerika berufene Professoren Physica, Mathematik, sowie Griechisch, Latein und Arabisch gelehrt wird. Dieses Institut verdankt seine Entstehung einem am 19. März 1850 in Amerika gegründeten Comité, das auch seither für die fianzielle Unterstützung desselben Sorge trug.

Im Jahre 1862 (23. Januar) wurde das „College" feierlich eingeweiht und dem Schutze der Gesetzgebenden Versammlung unterstellt, doch konnte es infolge des Ausbleibens der beiden aus Amerika erwarteten Professoren erst im folgenden Jahre den ersten Cursus beginnen. Obschon sich dieses Institut bis zum heutigen Tage aufrecht erhalten hat, scheint es doch den an dasselbe gestellten Erwartungen nicht in allen Hinsichten zu entsprechen. Man klagt, dass der Unterrichtsplan für die jungen Leute, sogar für die tüchtigsten Zöglinge, die von den höhern Schulen der Missionen geliefert werden, zu hoch sei. Das College ist die einzige Schule in Liberia, welche die Doktorwürde verleiht. Ausser demselben sind noch die zwei höhern Schulen der protestantisch bischöflichen Mission, die eine am Cap Palmas, die andere in Cape Mount, zu erwähnen, sowie eine höhere Töchterschule (Töchterpensionat) unter Leitung einer weissen Dame aus Amerika, am St. Johnsflusse in Grand Bassa. Die protestantisch bischöfliche Mission arbeitet mit grosser Energie

und vielem Erfolg auf dem Gebiete des Unterrichts und sorgt sogar dafür, dass fähige junge Leute später ihre wissenschaftliche Ausbildung an amerikanischen Universitäten finden können. Früher giengen viele junge Leute zur Fortsetzung ihrer Studien nach England, gegenwärtig aber ziehen Alle ohne Ausnahme nach Amerika. Die Mehrzahl dieser Wenigen bildet sich zu Geistlichen und Aerzten aus, an welchen Letztern man in Liberia stets grossen Mangel hat.



Zwei eingeborne Brüder aus dem Vey-Stamme.

Das nebenstehende Bild stellt zwei eingeborne Brüder (Söhne eines Häuptlings) aus dem Vey-Stamme dar. Beide haben liberianische Schulen besucht, doch während der Eine in Amerika studirt und sich zum Geistlichen ausgebildet hat, ist der Andere den Sitten seiner Väter treu geblieben. Er steht neben seinem zurückgekehrten Bruder in der malerischen inländischen Toga (*country-gown*), in der einen Hand den Häuptlingsspeer, in der andern ein Stück Papier zum Zeichen, dass er der Vey-Schrift mächtig und demnach in seiner Weise ebenfalls ein Schriftgelehrter sei.

Im Grossen und Ganzen zeigt die Geschichte Liberia's, dass es seit der Gründung der Colonie nie an einem guten Kern von geschulten und gebildeten Leuten gefehlt hat. Obschon es während der kurzen Periode seines Bestehens wenig besonders hervorragende Dichter und Denker produzirte, so hat es doch den Beweis geliefert, dass es auch auf dem Gebiete idealer Bestrebungen nicht ganz unthätig geblieben ist.

Schon im Jahre 1826 wurde durch neu angekommene Colonisten, unter Leitung des Missionärs HOLTON, die erste Druckpresse mitgebracht und eine Druckerei errichtet. Einige Jahre später erschien bereits die erste Zeitung, *the Liberia Herald*, die Jahre lang viel zur Förderung politischer und cultureller Bestrebungen beitrug und in freimüthiger Sprache durch gut redigirte Artikel auf allerlei Mängel aufmerksam machte [1]). Auf dieses Blatt folgte der *Republican*, und es entstanden sogar gleichzeitig zwei verschiedene Zeitungen, von denen der *Observer* mehrere Jahre hindurch eine bedeutende Rolle spielte und vortrefflich redigirt wurde. Sollte es wohl als ein Zeichen der Zeit aufzufassen sein, dass vor ein paar Jahren auch der sehr stattlich aussehende, alle 14 Tage erscheinende *Observer* einem kleinen, unansehnlichen Blättchen, *the Excelsior News*, Platz gemacht hat, welches schon seit langer Zeit ebenfalls eingegangen ist? Hoffen wir das Gegentheil!

An eigenen literarischen Produktionen ist Liberia nicht reich, was übrigens bei den bestehenden Verhältnissen auch Niemand erwarten wird; doch muss hier noch speciell des schon genannten interessanten Reiseberichts [2]) erwähnt werden, geschrieben durch den bekannten liberianischen Geometer BENJAMIN ANDERSON, welcher schon zu verschiedenen Malen Untersuchungsreisen bis weit ins Innere Liberia's unternommen und auch eine durch die Regierung herausgegebene Karte von Liberia gezeichnet hat. Auch der mehrerwähnte Dr. BLYDEN, früher Professor am *Liberia College*, ist schriftstellerisch fruchtbar gewesen. Einer besonders günstigen Aufnahme hat sich sein Buch: *Christianity*, *Islam and Negro Race*, 1887 in London erschienen, zu erfreuen gehabt. Dass es endlich den Liberianern auch nicht an poëtischer Veranlagung fehlt, beweist wohl die selbst in der ärmsten Hütte angetroffene Liebe für Musik und Gesang, sowie die Nationalhymne von dem liberianischen Dichter OLMSTEAD LUCA, die Präsident JOHNSON so freundlich war, für mich aufzuschreiben und die hier wohl berechtigt sein dürfte, eine Stelle zu finden.

---

[1]) Von 1857 bis 1860 war H. R. W. JOHNSON, der gegenwärtige Präsident der Republik, Redaktor dieser Zeitung.

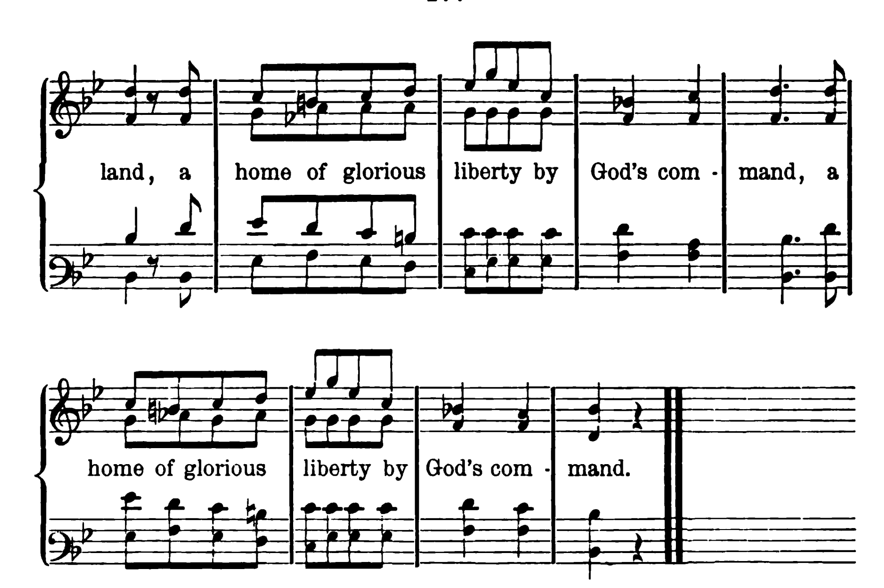
[2]) *Narrative of a Journey to Musardu*, New York, S. W. GREEN, 1870.

LIBERIANISCHE NATIONALHYMNE.

(*Liberia National Anthem*).




pow'rs,
Tho'
new her name, green
be her fame, and
mighty be her
and
pow'rs,
mighty be her
pow'rs
and
mighty be her
pow'rs.
In
joy and
glad - ness,
with our hearts un
- i - ted, we'll
shout the
free - dom
of a race be -
night - ed.
Long live Li -
be - ria,
hap - py



All hail, Liberia, hail!
In union strong, success is sure,
We cannot fail.
With God above
Our rights to prove
We will the world assail.

With heart and hand our country's cause defending,
We'll meet the foe with valor unpretending.
Long live Liberia, happy land,
A home of glorious liberty by God's command.

Soviel über den gegenwärtigen Zustand der liberianischen Republik. Ich kann jedoch meine Mittheilungen nicht schliessen, ohne noch kurz der Schilderungen der liberianischen Zustände zu erwähnen, die RICHARD OBERLÄNDER in seinem hochinteressanten Buche über Westafrika giebt [1]. Derselbe schöpfte seine Angaben theilweise aus der *African Times*, einer in London erscheinenden Zeitung, die meiner Ansicht nach in Fragen über Liberia allzusehr den englischen Standpunkt vertritt und die besonders während der langjährigen Grenzstreitigkeiten zwischen England und Liberia der Art der Sache nach Manches bereitwillig aufnahm, was man ihr von Sierra Leone her Nachtheiliges über Liberia mitzutheilen beliebte [2]. Dabei lässt sich leider auch nicht leugnen, dass es von jeher in Liberia selbst unzufriedene und unpatriotische Leute gab, welche sich nicht schämten, die Zustände im eigenen Lande von ihrer traurigsten Seite darzustellen und sogar lächerlich zu machen.

Unser Urtheil über die Liberianer dürfte jedoch etwas milder ausfallen, wenn wir uns nicht verhehlen wollten, dass selbst in unsern hochcivilisirten Staaten Verstösse gegen die Sittlichkeit und Corruption in der Beamtenwelt häufig genug vorkommen, und wenn wir bedenken, dass die liberianischen Colonisten bei den Amerikanern in die Schule gegangen sind. Um aber Ausnahmen als Regel hinzustellen, wie es in den hier genannten Nummern der *African Times* zu thun beliebt wird, ist eine Ungerechtigkeit gegenüber der liberianischen Bevölkerung, gegen welche ich im Namen der Letztern entschieden protestiren muss.

Ueberhaupt will es mir scheinen, als ob man von diesem Staate und seinen Angehörigen grössere kulturfortschrittliche Leistungen erwarte, als die vorhandenen Umstände sie gestatten, und dass man Liberia viel zu sehr als einen Modellstaat zu betrachten geneigt sei, an welchem jede Unvollkommenheit rücksichtslos kritisirt werden dürfe, ohne zugleich das Gute hervorzuheben, das unstreitig auch in diesem Haushalt gefunden wird.

---

[1] RICHARD OBERLÄNDER, Westafrika vom Senegal bis Benguela, p. 179—192.

[2] Siehe namentlich die Citate OBERLÄNDER's (pp. 186 u. ff.) aus der *African Times* vom 23. August und 23. October 1871.

Es ist nun durchaus nicht meine Absicht, die socialen Zustände in Liberia als mustergültig hinzustellen, im Gegentheil glaube ich, dass dieselben in mancher Hinsicht besser werden sollten.

Die aus Amerika herübergekommenen Ansiedler waren im Allgemeinen besser geschult, zudem auch viel unternehmender und energischer als die gegenwärtig in Liberia gross gewordene Generation, und man kann im Interesse des Staates nur wünschen, dass die während einiger Zeit etwas ins Stocken gerathene Immigration sich wieder beleben und dem Lande recht viel frisches Blut zuführen möge [1]. Freilich sind nicht alle Einwanderer geeignet, den Liberianern mit gutem Beispiel voranzugehen, denn auch unter ihnen giebt es arbeitsscheue Elemente genug, die Amerika darum den Rücken kehrten, weil sie glaubten, dass ihnen in Liberia die gebratenen Tauben in den Mund fliegen würden, und die nun dem Lande und seinen Institutionen die Schuld geben, wenn sie nicht vorwärts kommen oder gar Mangel leiden. Es giebt aber kaum ein Land, dem Zufuhr von fleissigen Arbeitern so Noth thut, und wo Unternehmungslust und angestrengter Fleiss, gepaart mit anspruchsloser Lebensweise, so reiche Früchte tragen, wie gerade Liberia.

Die liberianischen Gesetze sind gut genug und werden, wie an zahlreichen Beispielen nachgewiesen werden könnte, Niemanden verhindern, sein bescheidenes Auskommen zu finden und sogar zu bedeutendem Wohlstand zu gelangen.

Die Liberianer haben sich unstreitig zu früh emancipirt, was jedoch dadurch entschuldigt werden kann, dass sie durch die damals obwaltenden Umstände, die hier zum Theil schon früher erörtert wurden, zu diesem Schritte gedrängt worden sind.

---

[1] Gerade jetzt, während der inhumanen Bestrebungen der Yankees, die Neger und Mulatten aus allen gesellschaftlichen Stellungen zu verdrängen und ihnen das Leben in Amerika unmöglich zu machen, dürfte für die noch dort weilenden Farbigen der Zeitpunkt einer Massenauswanderung nach Liberia gekommen sein. Den Liberianern könnte man dazu nur gratuliren, besonders wenn es dann möglich wäre, die südöstlichen Grenzgebiete am San Pedro-Flusse mit einer Niederlassung von neuen Einwanderern zu besetzen und auf diese Weise etwaigen Besetzungsgelüsten irgend einer andern Macht entgegenzutreten.

Hervorragende, umsichtige Männer, wie die ersten Präsidenten Roberts und Benson — und auch jetzt giebt es noch solche — dürften jedoch wohl im Stande sein, das Staatswesen mit seinen zerrütteten Finanzen wieder in bessere Bahnen zu lenken. Leider machen ihre Stimmen, so sehr ihnen auch für den Moment applaudirt wird, selten einen bleibenden Eindruck; denn die grosse Masse ist blind und taub für die Fragen der Zukunft, die sich doch nur zu leicht zu Existenzfragen für den Freistaat gestalten dürften, und lebt sorglos in den Tag hinein. Die Begeisterung, welche die Republik in den ersten Jahren ihres Bestehens durchglühte, hat vielerorts einer bedenklichen Lethargie Platz gemacht, und wenn gegenwärtig noch jeweilen am 26. Juli, dem Gedenktage der Unabhängigkeitserklärung, schwungvolle Reden gehalten und Freiheitslieder gesungen werden, dann klingen wie ein Nachhall aus hoffnungsvollen, längst entschwundenen Zeiten die schwungvollen Worte des liberianischen Freiheitsdichters Teage:

All hail, Liberia, hail!
Arise and now prevail
O'er all thy foes.
In truth and righteousness,
In all the arts of peace
Advance and still increase,
Tho' hosts oppose!



Toja und Sako.

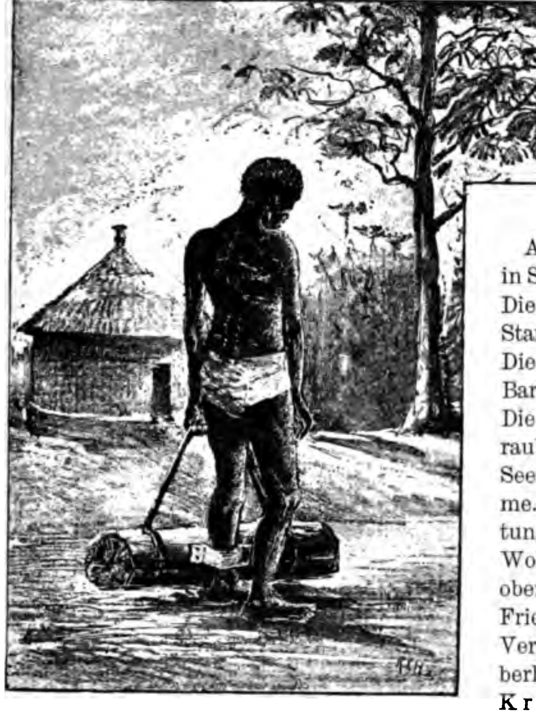
ZWEI KRUNEGER VOM RIVER CESS.

(Krieger und Zauberer).

DIE EINGEBORNEN.

VI.

Politische und sociale Verhältnisse.



Ein Sklave am Block.

Allgemeines. — Vertheilung in Stämme. — Der Vey-Stamm. Die Gallinas-Stämme. Der Deh-Stamm. Die Golah. Die Busy. Die Mandingo. Die Pessy und Barline. Die Mamba. Die Queah. Die Bassa. Die Kru: Strandraub. Die Kru als Fischer und Seefahrer. Ihr Stammesname. Die *books* und ihre Bedeutung. Fremdklingende Namen. Wohlstand. — Die Stammesoberhäupter in Krieg und Frieden. Die Vasallen und ihr Verhältniss zum Stammesoberhaupt. Erbfolge. — Die Kriege der Eingebornen: Originelle Festungswerke. Spione. Nächtliche Ueberfälle. Belagerungen. Das „Kaufen" von Kriegen. — Poly gamie. Stellung der Frauen. — Sklaverei: Preise von Sklaven. Sklavenstädte. Behandlung der Sklaven. Ein Sklavenaufstand und blutige Unterdrückung.

Nicht ohne reifliche Erwägung habe ich mich bei der Ausarbeitung des Planes zu diesem Buche entschlossen, die Eingebor-

nen in den nachfolgenden, besondern Capiteln zu behandeln, statt meine diesbezüglichen Beobachtungen in die Reiseerlebnisse einzuflechten. Je näher ich diese Menschen kennen lernte, je mehr mir in die Tiefen ihrer Kultur zu blicken vergönnt war, desto mehr erregten sie mein lebhaftes Interesse, desto mehr drängte sich mir die Nothwendigkeit auf, meine Beobachtungen zu einem Gesammtbilde zu vereinigen. Die Kulturstufe, auf welcher die Eingebornen Westafrika's stehen, ist keineswegs eine so niedrige, wie man heute noch ziemlich allgemein anzunehmen geneigt ist. Wir haben hier vielmehr eine Kultur vor uns, die seit dem frühesten Alterthum bestand, aber ihre eigenen Wege gegangen ist, und die uns in mancher Hinsicht ein Stadium vor Augen führt, in dem sich einst die Völker Europa's befanden, insoweit nämlich nicht geographische und klimatische Einflüsse die Grundbedingungen anders gestalteten. Während aber unsere Kultur unaufhaltsam sich weiter entwickelte, ist diejenige der Negervölker auf einer gewissen Stufe stehen geblieben.

Zu den ältesten Quellen, welche uns über die Negervölker Westafrika's vorliegen und dabei ein äusserst reiches Material liefern, ist das mehrgenannte Buch des Holländers Dapper zu rechnen, welches ich, soweit es speciell Liberia betrifft, sehr zuverlässig befunden habe. Dieser in unserer Zeit leider beinahe vergessene und jedenfalls viel zu wenig gewürdigte Autor entrollt vor unsern Augen ein Bild der Kulturzustände und staatswirthschaftlichen Institutionen der Eingebornen, und ganz besonders der Vey, so frisch und wahr, dass ich seine Angaben jetzt noch, über 200 Jahre nach ihrem Erscheinen, beinahe Wort für Wort unterschreiben könnte.

Wenn ich trotzdem meine eigenen Beobachtungen unverkürzt niederschreibe, so geschieht dies nur, weil Dapper's Buch schwer zugänglich ist und es überdies wünschenswerth erscheint, durch neuere Berichte diejenigen alten Autoren, bei welchen man in der Regel eine etwas überreiche Phantasie voraussetzt, bestätigen oder eventuell auch korrigiren zu können. Bis dahin haben, einige Ausnahmen abgerechnet, nur Handels- und Missionsinteressen den Weissen mit dem Eingebornen zusammengeführt, und doch sind die eigenartigen Kulturzustände und Sprachen der

Letztern in hohem Grade geeignet, die Aufmerksamkeit der Ethnologen und Kulturhistoriker zu fesseln. Auch diese „wilden" Negerstämme haben ihre in frühe Perioden hinaufreichende Geschichte, keine geschriebene zwar, die sich an chronologisch geordnete Fakten heftet, aber darum nicht weniger interessant für den Ethnologen, der sie zu lesen versteht. Ich kann daher nicht umhin, die Worte des englischen Sprachforschers CUST zu den meinigen zu machen, wenn er sagt: „Glauben wir ja nicht, dass das Studium der Sprachen wilder Völker nutzlos sei und zu keiner weitern Kenntniss der Geschichte des Menschengeschlechts führen könne, weil diese keine Literatur besitzt und sich an keine monumentalen Inschriften und Papyrusse heften kann. Im Gegentheil! Gerade die Sprache ist die Stimme, die uns aus der Wildniss zuruft: „„Wir sind Menschen, dieselben wie Ihr in Schwäche, in Kraft und Leidenschaften: wir sind Menschen, wie Eure Vorväter waren, bevor der Morgen ihrer Civilisation dämmerte: wir sind Menschen, welche werden können, was ihr seid, wenn man uns nur die Gelegenheit dazu giebt; auch wir haben gekämpft gegen die Thiere des Waldes; wir haben Gemeinwesen gegründet, haben feste Gebräuche und Gesetze; wir haben unbewusst Sprachen und Dialekte entwickelt, Sprachen, so wohl differenzirt, dass sie eure tüchtigsten Grammatiker zum Studium herausfordern, Sprachen, theils mit so wohl definirten euphonischen Gesetzen, dass sie denjenigen eurer grossen arischen Rasse nichts nachgeben, theils aber auch durch Laute entstellt, die man eher für thierische statt für menschliche halten möchte."" Solche Betrachtungen wecken im Herzen des Philantropen und Philosophen die wärmste Sympathie; mit heiligem Grauen schöpft er aus bisher verschlossenen Quellen; mit Ehrfurcht nähert er sich dem Ursprung menschlicher Intelligenz; es ist als ob er die lebende Natur erfasste und staunend sein Loth in bodenloses Wasser senkte" [1]).

Die Eingebornen besassen früher das ganze Land bis an die Küste heran und bewohnen auch jetzt noch, nebst dem ganzen Hinterlande, ausgedehnte Küstengebiete, insofern diese nicht

---

[1]) CUST, *The Modern Languages of Africa*, I. p. 67.

durch die Americo-Liberianer in Besitz genommen sind. Sie zerfallen in zahlreiche grössere und kleinere Stämme, beinahe jeder mit eigener Sprache, die in der Regel von den Angehörigen der Nachbarstämme nicht verstanden wird.

Die bedeutendsten dieser Stämme sind: Die Vey im Gebiete von Grand Cape Mount, zwischen dem Manna- und Little Cape Mount River, die Deh zwischen dem Letztern und dem St. Paul's River, die Golah, ein mächtiger Stamm in den Urwaldgebieten am Mittellaufe des St. Paul's River, früher unter dem kriegerischen Könige Fân Quehqueh; die Mamba hinter Monrovia, zwischen Messurado- und Junk River; die Queah östlich davon am Du Queah River; der mächtige Stamm der Pessy, hinter dem Gebiete der beiden Letztgenannten, und im Westen an das Gebiet der Golah grenzend. Das Gebiet dieser genannten Stämme wird seitens der Liberianer als zu der Provinz Messurado (Montserrado) gehörig betrachtet. Ein sehr weites Areal besitzt der grosse Stamm der Bassa. Dasselbe wird im Südwesten durch das Meer, im Nordwesten durch den Farmington River, im Nordosten durch den Sangwin River und im Innern durch das Gibi-Volk und einige andere Stämme begrenzt. Dieses Gebiet bildet die liberianische Provinz Bassa. Südöstlich vom Sangwin River beginnt das Gebiet des Kru-Stammes, die Heimat der allbekannten und als Seeleute so hochgeschätzten *Krooboys*, die sich südöstlich bis zum Grand Sesters River erstreckt. Dieses ganze Areal gehört unter die Jurisdiction der Provinz Sinoe. Um das Cap Palmas herum, im Westen an das Gebiet der Kru grenzend, wohnen die Grebo oder Gedebo, wie die Kru in zahlreiche kleinere Stämme vertheilt, die das ganze Gebiet bis zum San Pedro River inne haben und sowohl in Sitte als Sprache den Kru sehr nahe stehen. Dieser Landstrich bildet die Provinz Maryland.

Das Gebiet der Vey zerfällt in zwei grosse Abtheilungen, nämlich die Tehwah Country, welcher das Flussgebiet des Mahfa River oder besser gesagt das Land zwischen Manna- und Morfi River umfasst, und die Pissu Country oder das Flussgebiet des Fisherman Lake, resp. des Grand Cape Mount River, zwischen dem Morfi- und Little Cape Mount River. Obschon die

Bewohner beider Gebiete die Veysprache sprechen und sich als Angehörige eines Stammes betrachten, sind doch beide Gebiete durchaus selbständig, und deren Könige sind von einander unabhängig. In Kriegszeiten aber halten sie stets treu zusammen. Während meines ersten Aufenthalts unter den Vey war BARLAH *Pissu Mandscha*, zu Englisch *the King of the Lake* (der König vom See), MORANA SANDO aber König von Tehwah. Nach seinem Tode kam das Tehwah-Gebiet unter den ränkesüchtigen König FREEMAN — Veyname DUAMBA CUMBO [1]) — den frühern Häuptling von Besseh am Glimah Creek. Dieser Fürst war ein grosser Intriguant. Schon zu Lebzeiten MORANA SANDO's war er bestrebt, dessen Macht im Stillen zu untergraben, um sich selbst die Oberherrschaft über die Tehwah anzueignen. Man sagte sogar, dass er zu diesem Zwecke mit den Gallinasfürsten fraternisirt und bei den Einfällen der Kosso die Hand mit im Spiele gehabt habe. Er sprach ausgezeichnet Englisch, wusste sich sehr gut zu benehmen und hatte, wenn er in schwarzer Tuchkleidung und hohem Cylinder in Robertsport erschien — zu Hause trug er inländische Kleidung — ein ganz gentlemännisches Aussehen. Unter ihm standen zahlreiche nicht sehr einflussreiche Häuptlinge, wie der in Robertsport wohnende alte CHARLES CURTIS. Der in der Veytown gegenüber Monrovia wohnende VEY JOHN oder JOHN GRAY hingegen erkennt die Oberhoheit von König BARLAH [2]) an.

Die Vey sind wohlgeformte, freundliche und gutmüthige Leute, unter denen der Weisse ganz ruhig leben kann. Sie sind sehr friedliebend und im Kriege feige, weshalb sie vorkommenden Falls fast regelmässig unterliegen und häufig von aus Norden und Westen her einbrechenden Räuberhorden angefallen und geplündert werden. Dieses Gefühl eigener Ohnmacht ist wohl die Ursache, dass sie sich enger an Liberia angeschlossen haben, als irgend ein anderer Stamm von Eingebornen. Man findet unter ihnen eine Menge geschickter Handarbeiter, und fast ohne Aus-

---

[1]) Im Winter 1886—87 gestorben, und durch MORANA's jüngern Bruder SANDY ersetzt.

[2]) Auch dieser ist vor Kurzem gestorben. Sein Nachfolger ist der Häuptling GRAY (inl. Name SOH KAI) von Buluma.

nahme sind sie fleissige Ackerbauer, aber auch leidenschaftliche Spieler. Der Islam hat unter diesem Stamme grosse Fortschritte gemacht und rückt aus dem Innern her immer näher an die Küste vor.

Die westlich vom Manna River ansässigen Gallinas-Stämme scheinen meist aus dem Innern her eingewandert zu sein. Sie stehen seit der Erledigung der Grenzregelungsfragen unter Oberhoheit von England, das aber, wie auch Liberia, ihren Fürsten volle Autonomie gelassen hat. Die meisten dieser Stämme sind sehr kunstsinnig; sie machen schöne Schnitzarbeiten in Holz und besitzen viele gute Silberschmiede. Auch bei ihnen hat der Islam Eingang gefunden und breitet sich immer mehr aus. Die Küstenbewohner unter ihnen, bis an die Bucht von Sherbro hinauf, sprechen die Veysprache.

Der Deh-Stamm, ebenfalls mit eigener Sprache, war früher viel mächtiger als jetzt. Er umfasst gegenwärtig nur noch einige kleine, inselartig von andern Stämmen umschlossene Gebiete am Little Cape Mount River, am mittlern St. Paul und hinter Monrovia. Die Angehörigen dieses Stammes sollen gegenwärtig nur noch in vier oder fünf Dörfern gefunden werden.

Einen sehr mächtigen und einflussreichen Stamm bilden die Golah. Diese sind kriegerische, ränkesüchtige und diebische Leute, die gern stets bewaffnet einhergehen und stolz auf ihre Tapferkeit sind. Es geht ihnen viel von der Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit der Vey ab, und schon ihre Sprache klingt rauher, als diejenige der Vey. Da sie am unbefahrbaren Mittellaufe des St. Paul wohnen und infolgedessen der Verkehr mit ihnen sehr gering ist, sind sie finsterer und zurückhaltender gegen Fremde als die Vey. Sie betrachteten unsern Besuch stets mit einigem Misstrauen, und ihre Häuptlinge suchten unser Vorrücken theils aus Argwohn, theils aber auch aus Habgier, auf alle mögliche Weise zu verhindern, was ihnen auch, da wir zum Weiterreisen vollständig auf Träger aus ihrem Stamme angewiesen waren, nur zu gut gelang.

Das Gebiet der Golah erstreckt sich vom St. Paul westwärts hinter dem Gebiete der Vey durch bis an den Mahfa River. Im Norden wird es durch dasjenige des Condo- oder Boatswain-

Stammes begrenzt, so genannt nach seinem frühern Könige Boatswain, und dieses wieder von dem Lande der Busy. Hier hat der eigentliche Urwald bereits aufgehört, ein geschlossenes Ganzes zu bilden. Diese Gegend ist vielmehr ein ziemlich offenes, welliges Hügelland, in welchem Grasflächen und bebaute Thäler mit waldbedeckten Hügeln abwechseln. Die Busy sind ein fleissiges, Ackerbau treibendes Volk, pflanzen viel Baumwolle, weben viele Tücher und haben grosse Märkte in stark befestigten Städten.

Erst hinter diesem Gebiet und demjenigen des östlich von ihnen wohnenden Barline-Stammes beginnt die eigentliche, beinahe waldlose Mandingo-Hochebene, die von den weit verbreiteten Mandingo-Stämmen bewohnt wird (siehe erster Band, Seite 45). Die Mandingo sind berühmt durch ihre Kunstfertigkeit im Bearbeiten von Leder. Wie die Busy und Barline, so haben auch sie eigene Eisenschmelzöfen und sind sie vortreffliche Schmiede, Weber und Ackerbauer. Sie sind fast ohne Ausnahme Mohamedaner, und die vielen Mandingo-Derwische sind stets eifrig bestrebt, dem Islam auch bei den benachbarten Fetischdienern Eingang zu verschaffen. Es herrscht unter ihnen ein hoher Grad von Bildung und Civilisation, die sich sogar bis in den Vey-Stamm hinunter merkbar macht.

Was von den Busy und Mandingo gesagt ist, gilt auch grossentheils für die östlich vom Mittellaufe des St. Paul wohnenden Pessy und in noch höherm Maasse für ihre Hintersassen, den Stamm der Barline. Die Mamba, früher um das Vorgebirge Messurado herum ansässig, sind fast gänzlich in den Liberianern, besonders den zahlreich dort wohnenden sogenannten Congonegern und zahlreichen Kru aufgegangen. Einige inselartig im Gebiet zerstreute, in kleinen Dörfern zusammenlebende Ueberreste dieses Stammes, der früher den ersten Colonisten das Leben oft sauer gemacht, haben sich noch so gut wie intakt zu halten gewusst. Die Queah und die benachbarten Gibi sind noch echte Fetischdiener und von Liberia fast gänzlich unabhängig. Die beiden letzteren Stämme sprechen einen Dialekt der Bassasprache.

Die Bassa sind in mancher Hinsicht, auch was ihre Sprache

betrifft, mit den Kru verwandt. Sie sind durchgehends gutgebaute, grosse und starke Leute, welche sich, wie die Kru, sehr häufig als Ruderer vermiethen und sich gelegentlich auch für einlaufende Schiffe zu einer Küstenreise anwerben lassen. Der Bassa-Stamm zerfällt in verschiedene kleine Stämme, die wohl gemeinschaftliche Sprache und Sitten haben, aber keine enge politische Zusammengehörigkeit unter einander zeigen, da es ihnen an einem allgemein anerkannten, gemeinschaftlichen Oberhaupte fehlt. Es wird den Bassa nachgerühmt, dass sie sehr tapfer seien, andererseits gelten sie aber auch für unzuverlässig und diebisch, Untugenden übrigens, die allen Negerstämmen in bedeutendem Grade eigen zu sein scheinen.

Der bekannteste der eingebornen Stämme Liberia's ist unstreitig derjenige der Kru. Wie bereits gesagt, besitzen die Angehörigen dieses Stammes ein sehr ausgedehntes Areal und sind noch viel mehr als ihre Nachbarn, die Bassa, in zahlreiche, kleine Stämme vertheilt, von welchen einige sogar ihre eigenen Dialekte sprechen. Auch die Kru besitzen kein gemeinschaftliches Stammesoberhaupt.

Die Kruküste steht bei den Seefahrern nicht gut angeschrieben, da sie nicht nur wegen ihrer draussen im Meere liegenden, theils unter der Oberfläche verborgenen Klippen sehr gefährlich ist und schon manchem Schiff den Untergang bereitet hat, sondern auch, weil deren Bewohner ohne Ausnahme verwegene Strandräuber sind und die Schiffbrüchigen, falls diese durch die schwere Brandung an Land kommen können, kahl plündern und sie ihrem Schicksal überlassen. Wie weit das Gebiet der Kru sich landeinwärts erstreckt, ist nicht bekannt, und ebensowenig weiss man, wie die hinter ihnen wohnenden Stämme heissen.

Die Kru sind keine schönen Leute. Sie haben meist eine stärker ausgeprägte Negerphysiognomie als die Angehörigen der westlicher wohnenden Stämme. In ihrem ganzen Auftreten tragen sie ein gewisses Selbstbewusstsein und grosse Energie zur Schau. Ihr Körperbau ist gedrungen, die Muskulatur an Leib und Gliedern sehr entwickelt und verräth eine bedeutende Körperkraft. Eigenthümlich ist bei ihnen die grosse Vorliebe für die See. Die Männer sind ausgezeichnete, verwegene Fischer, die in

Sinoe.

KRUNEGERINNEN MIT KINDERN IN BLOOBARRA.

ihren zierlichen, leichtgebauten Canoes selbst bei stürmischem Wetter durch die Brandung weit auf die See hinausfahren, um dort der Angelfischerei obzuliegen, während ihre Frauen und Kinder zu Hause etwas Reis und Kassave pflanzen und das Hauswesen besorgen. Sie vermiethen sich häufig an die aus Europa ankommenden Segelschiffe und Dampfböte und fahren mit diesen die ganze Küste von Afrika hinunter, um den Transport der Waaren durch die Brandung zu besorgen und an Bord beim Löschen und Laden, sowie bei der Bedienung der Maschinen behülflich zu sein, da die weissen Matrosen in diesen Breiten nicht allzu angestrengt arbeiten dürfen. Auf der Rückreise werden sie dann abgelöhnt (grossentheils in Handelsartikeln) und am Orte der Aufnahme wieder entlassen. Diese sogenannten *Krooboys* sind wegen ihrer Kraft, Anstelligkeit und Zähigkeit an Bord der Schiffe unentbehrlich, und ein allgemeiner Strike derselben würde, wenn nicht den Verkehr geradezu unmöglich machen, doch die schwersten Störungen verursachen. Da die Schiffe schon in den Hafenplätzen westlich von der Kruküste die Hülfe von Schwarzen nöthig haben, so sind dort nach und nach Niederlassungen von Krunegern, sogenannte *Krootowns*, entstanden, in denen diese Savoyarden der Guineaküste streng abgeschlossen von den übrigen Eingebornen mit Frauen und Kindern leben. Dergleichen *Krootowns* habe ich in Grand Bassa, Monrovia, Grand Cape Mount, ja selbst in Sierra Leone gesehen, und ich war nicht wenig erstaunt, bei einen Besuche am Senegal in Gorée und Dakar *Krooboys* anzutreffen, die mich von meinem erstmaligen Aufenthalt in Liberia her noch kannten.

Obschon ich in Dapper's holländischem Buche über Afrika, das von 1668 datirt und eine Menge von Details über die sog. Pfefferküste enthält, eifrig gesucht habe, so wird doch nirgends von der eigenthümlichen Erwerbsthätigkeit dieser Leute gesprochen. Wohl aber wird von ihnen gesagt, dass sie gegenüber den Fremden „sehr meineidig und durchgehends grosse Diebe" seien, die alles stehlen, was nicht niet- und nagelfest sei, weshalb ein jeglicher vor ihnen auf seiner Hut sein müsse. „Es giebt auch", so fährt Dapper fort, „auf einigen Plätzen dieser Küste noch

Menschenfresser, warum jemand, der hier an Land gehen will, seine Augen offen behalten muss" [1]).

Jedenfalls datirt das Seefahrerleben der Kru erst aus der Zeit, in welcher der Sklavenhandel schwunghaft betrieben wurde. Es war unter den Sklavenhändlern nach und nach eine feste Norm geworden, keine Kruleute als Sklaven zu exportiren, da dieselben ihnen als Hülfsmannschaft bei dem Einschiffen der Sklaven aus andern Plätzen, besonders aus dem Gebiete westlich vom Sinoe River, wo sich zahlreiche Sklavenfaktoreien befanden, nachgerade unentbehrlich geworden waren. Uebrigens, behauptete man auch, der Kruneger sei wegen seiner grossen Vaterlandsliebe nicht zum Export geeignet, da er an Heimweh — aus Tücke, wie die Sklavenhändler es zu nennen pflegten — sterben würde. Dapper erwähnt auch nicht des eigenthümlichen Stammeskennzeichens der Kru, eines schwarzen oder blauschwarzen, fingerbreiten Streifens, der sich mitten auf der Stirn vom Haarboden senkrecht bis auf die Nasenwurzel, manchmal auch bis zur Nasenspitze hinunterzieht und durch Tätowiren verursacht wird. Da auch durchaus nicht alle Kru diesen Streifen haben, sondern derselbe mehr den Seefahrern und ihren Angehörigen eigenthümlich ist, so kann man den Ursprung dieses Tätowirens kaum im Kultus des Stammes suchen, sondern dürfte es mehr als Kennzeichen in Gebrauch gekommen sein, um die Kru in den Augen der Sklavenhändler vor den übrigen Negern kenntlich zu machen.

Was nun den Namen der Kru betrifft, so ist man ziemlich allgemein der Ansicht, dass derselbe von dem englischen Worte *crew* (Schiffsmannschaft) herrühre, welcher Name dann allmälig auf den ganzen Stamm, der diese *crew* liefert, übergegangen sei. Diese Annahme wird noch dadurch verstärkt, dass die Leute sich selbst nicht Kru, sondern Grebo nennen. Bei Dapper kommt das Wort Kru als Stammesname nicht vor, da er dem Stamme

---

[1]) Obwohl diese Küste jedenfalls schon damals Negersklaven nach den spanischen und portugiesischen Märkten lieferte, weiss doch Dapper nichts davon zu erzählen, sondern erwähnt nur den ausgedehnten Handel in Maleghetta- oder Guineapfeffer, Elfenbein, Rothholz und Reis, den besonders holländische, englische und portugiesische Kaufleute dort betrieben.

überhaupt keinen Namen giebt. Dagegen erwähnt er, merkwürdig genug, eines Ortes an jener Küste, den er *Krouw* nennt; ein benachbartes Dorf nennt er *Settars Krouw*, welcher letztere Platz, nach der genauen Beschreibung der Configuration der Küste zu urtheilen, unzweifelhaft das heutige *Settra Kroo* ist. Dieses Dorf wäre also schon vor mehr als 200 Jahren ein bedeutender, durch europäische Kaufleute besuchter Platz gewesen. Ueberhaupt finden wir in DAPPER zahlreiche Küstendörfer vermeldet, die unter dem nämlichen Namen heute noch bestehen. Nun wäre es leicht möglich, dass die Kaufleute die Bewohner jener Dörfer, sowie der benachbarten Küstenplätze *Nanna Kroo*, *Kroobah* und anderer, kurzweg Kruleute oder *Krooboys* genannt und diesen Namen allmälig auf den ganzen Stamm angewendet hätten. Mit gänzlicher Sicherheit lässt sich aber diese vielbesprochene Namensfrage wohl kaum mehr lösen.

Auch bei etwas späteren Autoren des 17. Jahrhunderts, wie BOSMAN, BARBOT u. A. finden wir die Namen Krow, Kroo, Krue, Krew. Nach Bischof PAYNE, in seinem *Grebo Dictionary* von 1860 und 1867 ist der Name Kru (Kroo) verderbt aus Krao, dem Namen des Stammes bei und um Settra Kroo. Das *o* am Ende ist nach diesem Autor dasselbe Personen- oder Volksnamen bildende Pluralsuffix wie *bo* in Grebo und 20—30 andern Stammesnamen (siehe CHRISTALLER, die Sprachen in dem Negerfreistaat Liberia in der Zeitschrift für afr. Sprachen, 1889, p. 318).

Die Monatsgage eines *Krooboy* an Bord der Schiffe beträgt in der Regel sechs Dollars nebst freier Kost, welche letztere aus etwa $1^1/_2$ Liter importirtem Reis und dem üblichen Schnäpschen besteht. Den Reis kochen sie selbst an Bord in der ihnen angewiesenen Kruküche und wissen stets auf die eine oder andere Weise etwas Salzfleisch oder Speck dazu zu erhalten.

Die *Krooboys* werden dem Schiffskapitän stets durch den Chef oder Häuptling des betreffenden Ortes geliefert, welcher für den Abschluss des Miethcontrakts ein schriftliches Beweisstück (*book*) verlangt und für seine Bemühungen die erste Monatsgage der gelieferten Leute vorausbezahlt erhält und in die Tasche steckt [1]).

[1]) Diese zeitweilige Emigration der Kruneger ist in Liberia durch ein eigenes Gesetz, die sogenannte *shipping law*, geregelt. In den Hafenplätzen der

Das *book* (Buch) spielt überhaupt unter den liberianischen Eingebornen eine grosse und äusserst wichtige Rolle. Jeder, auch der geringste Contrakt wird gleichsam durch eine schriftliche Bestätigung desselben verbürgt und sanktionirt. Der Neger, welchem gegenüber ich eine Verpflichtung eingehe, ist zufrieden, wenn ich ihm dies in einem Buch bescheinige, obschon er selbst nicht lesen kann. Weiss er ja doch, dass ich gegen Vorweisung des betreffenden „Buches" die unter besagtem Datum eingegangene Verbindlichkeit sofort anerkenne. Alles Geschriebene ist für ihn „Buch", sei es ein Brief, ein Miethcontrakt oder ein Dienstvertrag, eine Schuldanerkennung oder ein ihm ausgestelltes Leumundszeugniss, ja selbst ein Stück von einer Zeitung wird als solches anerkannt. Alle diese „Bücher" bewahrt er mit der grössten Sorgfalt und weiss nach Jahr und Tag, obschon er selbst nicht lesen kann, von jedem seiner *books* Bedeutung, Datum und genaue Höhe der allfälligen Betragsangaben.

In einer andern Beziehung haben die *books* oft noch eine schwer wiegende Bedeutung, indem ihnen, namentlich denjenigen der weissen Missionäre, Zauberkräfte zugeschrieben werden. So sandte Mr. Day, der mehrgenannte lutherische Missionär der Mühlenburg Mission, einmal seinen schwarzen Agenten ziemlich weit ins Innere nach einer Stadt, wo man die Frau eines seiner Arbeiter gefangen hielt, um deren Auslieferung zu ver-

---

Liberianer, wie z. B. in Monrovia, ist ein durch die Regierung eingesetzter Beamter mit der Ueberwachung dieser Lieferungen beauftragt, damit nicht eine Art von Sklavenhandel oder anderer Unfug unter dem Vorwande von Vermiethungen einreissen könne. Aus diesem Grunde verweigerte Präsident Johnson vor einigen Jahren, dem Kapitän eines englischen Kriegsschiffs das Anwerben von *Krooboys* zu gestatten, da dieselben zu Kriegszwecken nach Egypten transportirt werden sollten. Wohl aber erlaubte man einem durch einen französischen Arzt begleiteten Agenten der Panamakanal-Unternehmung, in Liberia Eingeborne anzuwerben unter der kontraktlich festgesetzten Bedingung, dass dieselben nach Ablauf der Frist wieder zurückgebracht werden sollten, was seither auch geschah, insofern wenigstens die Leute mit dem Leben davon gekomen waren. Unter denselben Bedingungen wurden in jüngster Zeit auch zahlreiche junge Burschen aus dem Vey-, Bassa- und Kru-Stamme angeworben, um als Arbeiter an der Congobahn und andern Unternehmungen im Congostaate verwendet zu werden.

langen. Er gab seinem Boten eine schriftliche Vollmacht mit, die natürlich Niemand lesen konnte. Trotz dieser vorgewiesenen Legitimation aber wollte der Häuptling nicht willfahren, worauf dann der Abgeordnete, als er sah, dass alle weitern Unterhandlungen zu nichts mehr führen würden, das mitgebrachte *book* auf den Kopf des auf dem öffentlichen Platze stehenden Stadtgötzen legte mit der Bemerkung, dass die Leute nun für alle weitern Folgen selbst verantwortlich sein würden. Die Einwohner aber überkam die Furcht, dass dieses „Buch" ein mächtigerer Fetisch sein möchte, als der Ihrige, riefen sofort den Gesandten zurück, lieferten ihm die Gefangene aus und baten ihn darauf inständig, er möge doch das „Buch" wieder wegholen und mitnehmen. Von Ihnen wagte Niemand dasselbe anzurühren.

Da die Seeleute die fremdklingenden, für einen Weissen unaussprechlichen Namen der Kruleute nicht behalten können, ist es allgemein Gewohnheit geworden, dieselben umzutaufen. Man giebt Jedem dann irgend einen möglichst komischen, englischen Namen, den er für sein ganzes Seemannsleben beibehält, z. B. *half a Dollar* (halber Dollar), *Jack after Supper* (Jack nach dem Abendessen), *flying Jib* (fliegendes Segel), *pea soup* (Erbsensuppe), *black man's trouble* (des Schwarzen Plage), *bottle beer* (Flasche Bier), *crow-fish* (Garneele), *half past ten* (halb elf) u. a. m.

Die Krumänner sind stolz auf ihren Seemanns- und Fischerberuf und sehen alle andern Neger, die nie zur See gewesen sind, mit einer gewissen Verachtung an. Sie verstehen sich nie dazu, Landarbeit zu verrichten, sondern überlassen diese den Frauen, Kindern und Sklaven. Wohl aber zimmern sie ihre Canoes selbst und zeigen darin eine bewunderungswürdige Fertigkeit. Die Kruleute sind weit besser gekleidet, als andere Eingeborne. Die Männer tragen wollene Seemannsjacken, wie sie denn überhaupt mit grosser Selbstgefälligkeit den Seemann zur Schau tragen, ferner einen breitrandigen Filz- oder Strohhut, und über dem unvermeidlichen „Taschentuch" (Lendentuch) ein richtiges Beinkleid. Uebrigens sieht man sie oft mit abgetragenen Kleidern europäischer Seeleute und Uniformstücken von englischen Marineoffizieren phantastisch aufgeputzt, und in neuester Zeit spazieren sie am Lande mit dem immer mehr zur

Mode werdenden Sonnenschirm herum. Aber auch ihre Frauen gehen besser gekleidet als die der übrigen Eingebornen, indem sie sich oft zwei oder drei Tücher, eines über das Andere, um die Hüfte binden. Auch halten die Kru sehr viel auf Schmuck und tragen besonders gern schwere Elfenbeinringe an den Armen, die sie auf ihren Fahrten zur See in den Kamerun- und Gabunländern erworben haben. Auch in der Nahrung lässt sich der grössere Wohlstand der Kru leicht erkennen, und besonders was die Fleischnahrung betrifft, sind sie viel wählerischer und essen sie viel weniger verdorbenes Fleisch, als ihre schwarzen Brüder, die Landratten. Doch hat dies alles nur Bezug auf diejenigen Kruneger, die in Hafenplätzen leben und mehr Geld verdienen, während in Innern ihrer Heimat dieselbe Armut herrscht, wie bei den übrigen Stämmen. Ich halte die Kruleute im Allgemeinen für gutmüthige, treuherzige Leute, mit denen man, wenn man sie zu behandeln versteht, ganz gut auskommt. Freilich haben sie auch ihre schwachen Seiten und wissen, besonders Fremden gegenüber, Mein und Dein nur schwierig zu unterscheiden. Winwood Reade, der berühmte Reisende, hat jedenfalls ganz Recht, wenn er sagt, dass der Krumann beim Umschlagen des Bootes in der Brandung im Stande sei, einen Passagier mit der einen Hand aus der Tiefe zu holen und sein Leben zu retten, während inzwischen die andere seine Taschen plündere.

Die Mehrzahl der liberianischen Negerstämme steht unter eigenen Fürsten oder Stammesoberhäuptern, denen zahlreiche Häuptlinge über kleinere Gebiete untergeordnet sind. Auch diese Häuptlinge, so gering ihr Einfluss sein mag, nennen sich oft, in Nachahmung des Stammesoberhauptes, König, und man kann ihnen diese Nachahmung leicht verzeihen, da die mächtigern unter ihnen in Friedenszeit oft gerade so grossen Einfluss haben, wie der wirkliche König selbst. Das Stammesoberhaupt ist in Friedenszeit keineswegs unumschränkter Gebieter, hält keine stehenden Truppen und umgiebt sich auch nicht mit einer Hofhaltung, wie wir es von vielen Negerfürsten anderer Gegenden Afrika's zu hören gewohnt sind.

Wie das ganze Volk, so lebt auch sein König nach unsern Begriffen in recht ärmlichen Verhältnissen. Doch hält er, auch wenn er zu Hause ist, auf eine gewisse Würde, die bei Audienzen

besonders stark zum Ausdruck kommt, wie wir bei meiner Audienz bei König Morana Sando in Cobolia gesehen haben. Der König bezieht von seinen Unterthanen keinen allgemeinen Tribut, sondern sein Reichthum besteht, wie der aller Reichen des Landes, in einer möglichst grossen Anzahl von Frauen und Sklaven. In Wirklichkeit bedeutet er in Friedenszeiten durchaus nicht mehr als die kleinern unter ihm stehenden Häuptlinge und nimmt einfach den Rang eines solchen ein, d. h. er herrscht über das ihm persönlich angehörende Gebiet, wie alle andern, und tritt nur gelegentlich bei Streitigkeiten zwischen den ihm untergeordneten Häuptlingen als oberster Schiedsrichter auf. Wird er aber in einen Krieg verwickelt oder fängt er selbst Krieg mit einem Nachbarstamme an, so wird er unumschränkter Gebieter — *war-king* — über sein ganzes Land und hat dann auch das Recht, Steuern zu erheben, sowie zur Vertheidigung des Landes oder zu Einfällen in Feindesland die nöthigen Verfügungen zu treffen. Durch mächtige und kriegerische Fürsten wird denn auch nur gar zu oft eine Gelegenheit vom Zaun gebrochen, um einen schwächern Nachbarstamm mit Krieg zu überziehen, dessen Gebiet zu plündern und zu verwüsten und die Bewohner als Sklaven wegzuschleppen. Da Sklaven und Frauen die Reichthümer der Grossen ausmachen, so kann man leicht begreifen, dass ein glücklich geführter Krieg den Fürsten und ihren Vasallen Schätze einbringt.

Wie gesagt, sind die Vasallen solcher Könige in Friedenszeiten gänzlich unabhängig und benehmen sich auch als die alleinigen Herren ihres Gebietes. Auch sie beziehen keine direkten Abgaben von ihren Unterthanen, sondern begnügen sich, wie er, mit den Ergebnissen der Arbeit ihrer Sklaven und Frauen, sowie den Gebühren für Urtheilssprüche, die sie in der Regel von beiden Parteien erheben. Diese letztern sind die einzigen Einkünfte, die sie ihrer übergeordneten Stellung verdanken, und dass das ausschliesslich in ihren Händen ruhende Richteramt äusserst einträglich ist, haben wir bereits früher an König Dauana von Canga und Clark von Hill Town zu sehen Gelegenheit gehabt.

So einfach ein Häuptling auch zu Hause auftritt, so sehr ist er auf Reisen bemüht, seine Macht im schönsten Lichte zu zeigen. Ein Häuptling von einiger Bedeutung nimmt auf Reisen immer

einen ganzen Hofstaat von hohen Rathgebern, bewaffneten Trabanten und eine Menge Frauen mit, die alle in mehr oder weniger kostbare Togen (*country gowns*) und Umschlagtücher inländischen Fabrikats gehüllt sind. Zudem sind die Männer mit langen Schwertern, meist ausrangirten europäischen Cavalleriesäbeln, Reiterpistolen und schön gearbeiteten, einheimischen Dolchen bewaffnet. Unter der Toga aber trägt der König ebensogut sein Taschentuch, wie jeder seiner Unterthanen und geht, wie auch sein ganzes Gefolge, barfuss.

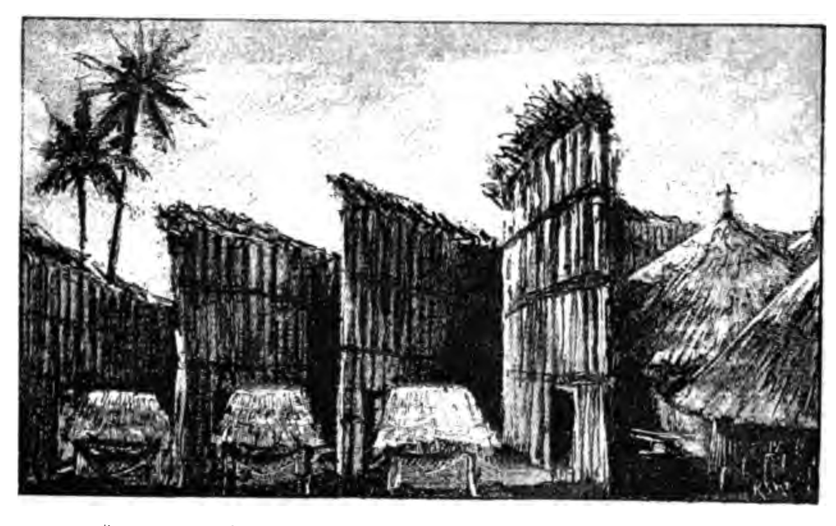
Bei dem Tode eines Fürsten oder Häuptlings geht dessen Würde oft direkt auf seinen ältesten Sohn über. Hat aber der Verstorbene einen Bruder, so wird dieser König und behält die Würde bis zu seinem Tode, worauf dieselbe auf den eigentlichen Thronerben, den ältesten Sohn des frühern Königs, übergeht [1]. Die nämliche Erbfolge ist auch bei den Häuptlingen gebräuchlich. Freilich kommen auch hiebei gelegentlich Ausnahmen vor. Ist nämlich der älteste Sohn des verstorbenen Königs beim Volke, d. h. den Häuptlingen und Freien des Landes beliebt, und hat er sich gar durch persönlichen Muth und Tapferkeit auszuzeichnen Gelegenheit gehabt, so wird er statt seines Oheims zum König gewählt; doch sollen dergleichen Ausnahmen selten vorkommen, und nur in dem Falle, dass der älteste Bruder des Verstorbenen sich keiner allgemeinen Beliebtheit erfreut. Ist kein Thronerbe in der Familie vorhanden, so geht die Würde auf den tapfersten und mächtigsten Vasallen über. Bei den Vey haben nach dem Tode von Morana Sando die Liberianer ihren Einfluss geltend gemacht und bewirkt, dass nicht dessen ältester Bruder, sondern sein früherer Widersacher Freeman König wurde, weil Morana's Bruder sich weder durch Einfluss, noch durch Tapferkeit oder grosse Klugheit auszeichnete und sein ältester Sohn Davinda noch zu jung war und nicht genügenden Einfluss besass, um in der steten Kriegsgefahr, in welcher der Vey-Stamm schwebt, als Kriegsfürst aufzutreten. Nach dem kürzlich erfolgten Tode Freeman's ist nun die Königswürde doch noch auf den Bruder Morana's übergegangen.

Eigenthümlich ist die unter den Eingebornen übliche Weise der Kriegführung. Es ist in der Regel eine Art Guerillaskrieg,

---

[1]) Siehe auch Dapper, holländische Ausgabe, p. 411.

den diese Leute führen, und Zusammenstösse von feindlichen Truppenkörpern in offenem Felde kommen wohl niemals vor. Im Gegentheil beschränkt sich die Kriegführung in der Regel auf Einfälle in Feindesland und nächtliche Ueberrumpelungen von offenen oder auch wohl von befestigten Plätzen, wobei, wenn der Anfall gelingt, der betreffende Ort eingeäschert wird, während dessen Bewohner, mit ihren eigenen Habseligkeiten beladen, als Sklaven weggeführt werden. Hie und da kommt es wohl auch zur Belagerung wichtiger, stark befestigter Plätze, doch können diese letztern meist nur durch List erobert werden,



Querdurchschnitt der frühern Festungswerke von Cobolia [1]).

und gar oft muss der Feind unverrichteter Sache wieder abziehen. In Gegenden, die viel unter feindlichen Einfällen zu leiden haben, sind fast alle Residenzen von Häuptlingen mehr oder weniger stark befestigt, um einen plötzlichen Ueberfall abwehren zu können. Diese Befestigungen bestehen in der Waldregion aus starken Palissadenzäunen, in der baumarmen Mandingo-Ebene

[1]) Diese Festungswerke wurden infolge des Friedensschlusses (siehe I. Band, p. 290) geschleift. Nach den neuesten Berichten haben die Kosso zu Anfang dieses Jahres (1890) die wehrlose Stadt überfallen und verbrannt.

aber aus hohen und dicken Wällen von fest zusammengekneteten Thonquadern, die man in der Sonne zu Stein erhärten lässt. Die Palissadenzäune geben einer Stadt ein äusserst martialisches, düsteres Aussehen. Ein eigenthümliches Gefühl der Beklemmung und des Staunens zugleich bemächtigt sich des Reisenden, der zum erstenmale durch die engen, niedrigen Thore tritt und plötzlich mitten in einem Labyrinth von Häusern und in einem Gewirr lärmender Menschen steht, während er draussen nichts als hohe, mit dichtem Dornengeflecht gekrönte Wände von aneinander gereihten Pfählen zu sehen bekommen hatte.

Diese Befestigungen bestehen in der Regel aus einem oder mehreren, meist ovalen oder kreisrunden Zäunen (Fenzen) von in den Boden gerammten Pfählen oder, wenn auch selten, von dicht bei einander gepflanzten Akazienstämmen, die mit ihren dornigen, durcheinander geflochtenen Aesten und Zweigen eine beinahe unzerstörbare, lebende Wand bilden, welche in Kriegszeiten ohne viel Mühe undurchdringlich gemacht werden kann.

Im erstern Falle sind die Fenzen 6 bis 20 Fuss hohe Wände von dicht an einander gereihten, halben oder geviertheilten Baumstämmen, die durch Lianen ungemein solide zusammengeflochten und oft mit dornigen Akazienästen bedeckt sind. Um das Ueberklettern derselben noch mehr zu erschweren, tragen sie eine etwas nach aussen überhängende, sehr zierlich gefertigte, 6 Fuss hohe Krönung von Dornengeflecht. Nur selten ist jedoch eine Stadt von einem einzigen Palissadenzaun umzogen. Gewöhnlich giebt es deren drei, oft sogar vier, von denen stets der äusserste der schwächste und niedrigste, der innerste aber der höchste und stärkste ist. Sie stehen stets in concentrischen Kreisen etwa 6 bis 10 Fuss von einander entfernt, und die Zwischenräume bilden demnach grosse, rund um die Stadt herumführende Gänge, die jedoch zum Zwecke grösserer Sicherheit auf kurze Abstände durch feste Querwände unterbrochen sind. Diese Querwände lassen nur einen ganz kleinen Raum zum Durchschlüpfen, der sehr leicht und sicher verschlossen werden kann. Die verschiedenen Zwischenräume sind zum Ueberfluss noch mit wirr durch einander stehenden, scharf zugespitzten Pflöcken von sehr hartem Holze gespickt, auf denen der etwa über die Barrikade hereinkletternde und

innen herunterspringende Feind alle Aussicht hat, sich selbst aufzuspiessen. Die Thore sind ganz besonders schwer befestigt und gut mit scharfgespitzten und im Feuer gehärteten Pfählen und Dornbüschen besetzt und, wenn gut bewacht, so zu sagen uneinnehmbar. Die Eingänge, von denen eine Stadt gewöhnlich zwei bis vier hat, sind sehr schmal und so niedrig, dass sie einem etwas gebückt gehenden Manne gerade Durchlass gewähren. Die Thore selbst sind sehr dick, aus einem einzigen Baumstamm geschnitten, und werden von innen mit schweren Balken verrammelt. Zwischen den korrespondirenden Eingängen je zweier Zäune steht ein Schuppen mit einem Wachtposten, so dass man also, wenn das Werk aus vier concentrischen Zäunen besteht, vier Pforten mit ebensovielen Wachtposten zu passiren hat, um in die Stadt zu kommen.

Natürlich sind die Hauptstädte, gewöhnlich die Residenzen der Fürsten, am stärksten befestigt. In diese ziehen sich bei drohender Kriegsgefahr die in den *halftowns* und Pflanzungen sich aufhaltenden Leute zurück und schleppen so viele Vorräthe, als sie in der Eile noch zusammenraffen können, sowie alle Gegenstände von einigem Werth, wie eiserne Töpfe, messingene Kessel, Tücher, Matten etc., mit. An den verlassenen, dem Feinde preisgegebenen Hütten und Dörfern braucht ihnen wenig gelegen zu sein, denn diese haben sie nach Abzug des Feindes in einigen Tagen wieder neu aufgebaut. An Lebensmitteln leiden die Bewohner einer solchen Festung gewöhnlich keinen Mangel, viel eher aber an Trinkwasser, da diese Städte meist, um die Gegend besser beherrschen zu können, auf Anhöhen angelegt werden. Aus den weniger gut befestigten kleinern Städten werden oft in Zeit von Noth alle nicht wehrfähigen Leute nach der Hauptstadt gesandt, während die Männer allein zur Vertheidigung zurück bleiben.

Die feindlichen Einfälle finden meist um die Zeit der Reisernte, und zwar fast ohne Ausnahme während der Nacht statt. Einige Zeit vor dem geplanten Ueberfall sendet der in irgend einer befestigten Grenzstadt concentrirte Feind, der eigentlich nichts mehr ist, als eine gut organisirte Räuberbande, einige Spione, sogenannte *softly men*, aus, um einen gewissen Platz genau zu beobachten und die günstigste Zeit und Gelegenheit zu einem

Ueberfall zu ermitteln. Diese Spione treten entweder, sich als Passanten ausgebend, ganz offen auf und leben, nach der dortigen langsamen Weise des Reisens, einige Tage mit den Bewohnern des zu beobachtenden Ortes, oder sie schleichen sich, hinter dichtem Gebüsch sorgfältig Deckung suchend, um die Stadt, bis sie alles Nöthige wissen, worauf sie dann zu ihren Genossen zurückkehren und diesen bei dem nun erfolgenden, nächtlichen Ueberfalle als Führer dienen. Diese Spione werden für ihre gefährliche Mission gut bezahlt, indem ihnen bei dem Ueberfall, wenn er gelingt, eine beträchtliche Zahl von Gefangenen schon zum Voraus zugesichert ist. Werden sie jedoch entdeckt, so wird kaum zu sagen nöthig sein, dass es ihnen unnachsichtlich das Leben kostet. Es ist dem von allen Einzelheiten in Kenntniss gesetzten Feinde ein Leichtes, irgend ein unbefestigtes Negerdorf zur Nachtzeit, wenn alle Bewohner sich zur Ruhe in ihre Hütten zurückgezogen haben, zu umzingeln, in die Hütten einzudringen und die Schläfer gefangen zu nehmen. Jeder, der sich zur Wehr setzt oder Lärm macht, wird schonungslos niedergehakt und oft auf furchtbare Weise verstümmelt, ebenso manchmal hülflose kranke und alte Leute. Das Dorf aber wird in Brand gesteckt und die Gefangenen, die Hände auf den Rücken gebunden, durch ein Tau zu einem langen Zuge vereinigt und mit ihren werthvollsten, in der Eile zusammengeplünderten Gegenständen und Vorräthen beladen, weggetrieben. Oft werden auch die Bewohner solcher Orte von dem Herannahen des Feindes rechtzeitig in Kenntniss gesetzt und retten dann meist noch das nackte Leben, indem sie sich in befestigte Städte oder in Wälder und unzugängliche Sümpfe flüchten, worauf dann der Feind nur die zurückgelassenen werthvollen Gegenstände und Vorräthe mitnimmt oder, wenn der Reis noch nicht eingebracht ist, denselben aberntet und mitschleppt, den Rest aber verwüstet und die Ansiedelung den Flammen übergiebt.

Hie und da geschieht es wohl auch, dass Leute aus einem benachbarten Dorfe in fliegender Hast hergelaufen kommen mit dem Ausruf: „Der Feind kommt! Der Feind kommt!" Alles, was laufen kann, stäubt dann aus einander und flüchtet entsetzt in die Wälder, worauf dann die Lärmmacher in aller Gemüths-

ruhe das, was ihnen in den verlassenen Hütten gefällt, zusammenpacken und damit nach ihrer Niederlassung zurückkehren.

Bei den nächtlichen Ueberfällen entwickelt der Feind eine ganz ans Wunderbare grenzende Schlauheit und Beweglichkeit. Diejenigen Orte, an denen man am ersten auf einen Ueberfall gefasst ist, zur Seite liegen lassend, erscheint er gerade da, wo man ihn am wenigsten erwartet und sich am sichersten wähnt, oft in grosser Menge, je nach Umständen auch in kleinere Banden vertheilt, so dass man in einer Nacht oft an drei oder vier weit von einander entfernten Stellen die rothen Feuersäulen zum Himmel auflodern sieht.

Haben diese Würgengel mit den einzelnen Farmen und offenen Negerdörfern gewöhnlich leichtes Spiel, so geben ihnen die befestigten Städte umsomehr zu schaffen. Es muss natürlich dem Feind an der Eroberung solcher Bevölkerungscentren, wo überdies die wichtigsten Schätze des ganzen Gebietes zusammengeschleppt und die Häupter desselben versammelt sind, doppelt viel gelegen sein, und er bietet denn auch gewöhnlich alle seine Kräfte auf, um diese in seinen Besitz zu bekommen. Auch hier erfolgen die Ueberfälle meistens zur Nachtzeit und zwar nie in offenem Massenangriff, sondern stets durch List, indem ein besonders kühner Mann an einer möglichst weit von einem Thore entfernten Stelle, den *cutlass* (Buschmesser) oder Säbel zwischen den Zähnen, die Barrikade erklettert, dann mit einigen Hieben die Krönung niedermäht und auf der andern Seite hinunterrutscht, ohne sich im geringsten um die gefährlichen Dornen und spitzigen Holzpflöcke zu bekümmern. Hinter ihm folgt gleich ein zweiter, dritter und so fort, bis eine genügende Zahl versammelt ist, um die Schildwachen, die nur gar zu oft schlafend gefunden werden, zu überfallen und in aller Stille die Thore der ersten Enceinte zu öffnen, worauf dann das Gleiche auch mit den übrigen Palissadenwerken versucht wird. Oft wird auch, um ein solches Einsteigen zu maskiren und ihm mehr Aussicht auf Erfolg zu sichern, auf eines der Aussenthore Sturm gelaufen, um die Aufmerksamkeit der Vertheidiger von den kühnen Einsteigern, sowie von den übrigen Thoren abzulenken. Können dann einige tollkühne Krieger über sämmtliche Palissaden hin in die Stadt eindringen, so stürzen

sie sich, mit unwiderstehlicher Gewalt Alles vor sich niederschmetternd, auf eines der verlassenen Thore, öffnen dasselbe von innen, hierauf das zweite, dritte und vierte und lassen die draussen in der Stille harrenden Freunde eindringen, worauf dann gewöhnlich der Kampf bald zu Gunsten der Angreifer entschieden ist. Scheitern aber, was gewöhnlich der Fall ist, solche Versuche an der Wachsamkeit und guten Organisation der Vertheidiger, so zieht sich der Feind zum Schein zurück und vertheilt sich gruppenweise auf gewissen Abstand um die Stadt, indem er sämmtliche Zugänge und besonders den Weg zum Wasser stark besetzt. Da liegt er nun rund um die Stadt zerstreut, wie die Schlangen im hohen Grase und dichten Gebüsch. Nach und nach gehen dann die Einwohner, in der Meinung, dass der Feind abgezogen sei, hinaus, um in den umliegenden Farmen einige Lebensmittel oder am Flusse Wasser zu holen. Sie sind meist unrettbar verloren. Wie der Tiger auf seine Beute springt, so wirft sich der feindliche Krieger auf den armen Unglücklichen, und wer sich nur des leisesten Widerstandes schuldig macht oder um Hülfe ruft, dem wird ohne Umstände der Schädel gespalten oder die Kehle abgeschnitten. Die Uebrigen, die sich ohne Sperren und Rufen in ihr unvermeidliches Schicksal ergeben, werden hinter die Linie gebracht, gefesselt und sofort als Sklaven weggeführt. In vielen Fällen führt eine derartige Belagerung durch die systematische Verhinderung aller Zufuhr von Lebensmitteln und Wasser bald zur Uebergabe, indem Einer der Belagerten nach dem andern heimlich aus der Stadt flüchtet, bis zuletzt die wenigen Uebriggebliebenen, durch Hunger und Durst genöthigt, die Thore öffnen oder einem erneuten feindlichen Angriffe unterliegen müssen. Andere Städte aber, und gerade die grössten, wie die Residenz des Fürsten, sorgen für genügende Verproviantirung und halten sich während der oft monatelangen Belagerung ausgezeichnet, da bei beständiger Wachsamkeit von Seiten der Vertheidiger die vorhin beschriebenen Befestigungen wegen der schlechten Mittel der Angreifer nahezu uneinnehmbar sind.

Hin und wieder geschieht es auch, dass ein derart bedrängter, schwacher Stamm oder dessen Fürst gegen hohe Versprechungen

einen andern Stamm zum Bundesgenossen gewinnen oder ihn bestimmen kann, seinen Feind im eigenen Lande anzugreifen. Diese Art der Kriegführung nennen die Eingebornen „einen Krieg kaufen." Es ist dies das beste Mittel, um den Feind zum Verlassen des verheerten Landes zu zwingen. Doch geschieht es mitunter, dass es dem „gekauften" Bundesgenossen in dem durch ihn gesäuberten Lande selbst so gut gefällt, dass er sich bleibend darin niederlässt, wodurch freilich der kaum befreite Kriegkäufer aus dem Regen in die Traufe kommt. Auf diese Weise mag schon mancher Stamm seinen ursprünglichen Wohnsitz weit im Innern mit einem näher der Küste gelegenen vertauscht haben. Schon Dapper erzählt uns in einem besondern Capitel seines Buches (p. 419 u. ff.) über die Eroberungszüge von östlicher wohnenden Negerstämmen, denen der Vey-Stamm unterlag und welche sich in dem schönen Lande Grand Cape Mount bleibend niederliessen.

Da nun der unterlegene Stamm oder vielmehr dessen König die erlittene Schädigung und Beleidigung nicht vergisst, und selbst nach seinem Tode der tödtliche Hass in der erblichen Dynastie auf seine Nachfolger übergeht, so wird nur der günstigste Moment abgewartet — und wenn 20 Jahre darüber vergehen müssten — um Rache zu üben, das heisst mit einem Schlage eine Masse von Sklaven zu rauben, denn dies ist schliesslich der Grund der immerwährenden Kriege und Feindschaft, sowie der gänzlichen Verarmung des Landes und der trotz der üppigen Vegetation fast alljährlich wiederkehrenden Hungersnoth. Warum soll auch ein Neger in solchen Gegenden sich grosse Mühe geben, für das ganze Jahr genügende Vorräthe anzulegen, wenn der stärkere Feind nur auf die Reifezeit wartet, um die Ernte und ihn selbst dazu holen zu können? Hier hätte die Republik Liberia eine schöne Mission zu erfüllen; doch ist sie zu einem entscheidenden Eingreifen zu schwach und tritt sie daher in der Regel nur dann handelnd auf, wenn eine ihrer eigenen Ansiedlungen ernsthaft bedroht wird.

Wie bereits andern Orts erwähnt, leben die Eingebornen in Polygamie. Doch hat nur der Reiche eine grössere Zahl von Frauen, während sich der Unbemittelte meist mit einer einzigen begnügen muss. Je reicher und mächtiger ein Mann ist, desto

mehr Frauen und Sklaven besitzt er. Ich habe Fürsten gekannt, die 20, 30, ja selbst 50 und mehr Frauen besassen, was übrigens um so leichter möglich ist, als die Erben (Brüder und Söhne) auch die Frauen des Erblassers mitbekommen. Diese Eigenthümlichkeit ist ausserordentlich bezeichnend für die sociale Stellung, welche die Frau unter den Eingebornen einnimmt. Zwar werden die Weiber nicht auf eine Linie mit den Sklaven gestellt, aber unter den zahlreichen Frauen eines Häuptlings ist doch nur die erste, die sogenannte *head-woman*, ihrem Manne gewissermaassen gleichberechtigt. Sie tritt so zu sagen als Hofmarschall auf, leitet sämmtliche häuslichen Angelegenheiten, hat eine gewisse Aufsicht über die übrigen Frauen ihres Mannes und steht letzterem gar oft auch in ernsten, politischen Fragen rathend zur Seite, wenn sie nicht gar, was auch wohl geschieht, faktisch das Regiment führt. Dieses Einflusses eingedenk, habe ich denn auch bei Besuchen, die ich dem einen oder andern Würdenträger zu machen hatte, nie versäumt, mich der *head-woman* (Hauptfrau) vorstellen zu lassen und, ausser den für den Häuptling bestimmten Geschenken, auch ihr irgend eine Gabe mitzubringen. Diese kleine Ausgabe wurde mir denn auch stets reichlich bezahlt durch das freudestrahlende Gesicht, mit dem sie zu ihren Manne sagte: „*Ehng! kai mena ako bele, ako sa ko bele mang moa*" (Ah, dies ist ein guter Mann, der weiss Jemandem gut zu thun), und dann auf mich zutrat, mir die Hand reichte und in gebrochenem Englisch sagte: *Thanky, thanky, Daddy, thanky plenty!* (Danke, danke, Herr, vielen Dank!).

Die übrigen Frauen leben in der Regel nicht alle mit ihrem Manne zusammen, sondern sind theils in verschiedenen Städten des Landes zerstreut, theils leben sie auf Farmen, wo sie die Arbeiten einer Anzahl ihr zugetheilter Sklaven überwachen. Ab und zu kommt dann der Herr bald bei der einen, bald bei der andern zum Besuch und bleibt so lange es ihm gefällt, oder bis das Beste, was seine Frau ihm vorsetzen kann, aufgebraucht ist, worauf er seine Gastreise wieder fortsetzt. Selbst den Frauen der bessern Stände, und in noch viel höherem Maasse denjenigen der Hörigen und Sklaven, fällt ein ganz bedeutender Theil der Arbeit zu. Wie die Sklaven müssen sie arbeiten, während die

freien Männer nur thun, was ihnen beliebt. Der Frau liegt es namentlich ob, nachdem die Felder mit Hülfe der Männer bestellt worden sind, dieselben zu überwachen, die Ernte einzubringen, die Speisen zu bereiten und überhaupt alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Es giebt jedoch auch unter diesen Negern mitunter Frauen, die sich eine hohe, angesehene Stellung zu erringen wissen und in staatswirthschaftlichen Dingen grossen Einfluss ausüben oder nach dem Tode ihres königlichen Gemahls wohl gar die Regierung an sich reissen und mit kundiger und kräftiger Hand das Scepter zu führen verstehen. Ein Beispiel für diesen Fall liefert Königin Sandimany von Japaca (siehe I. Band, p. 244).

Die Stellung des Sklaven ist in der Regel durchaus nicht eine beklagenswerthe und in mancher Hinsicht dem Leben vieler Leute aus dem Arbeiterstande in unserm hochcivilisirten Europa weit vorzuziehen. Der Sklave wird von seinem Herrn, so lange er arbeitsam ist und sich ordentlich aufführt, gut behandelt und gewissermassen als Glied der Familie betrachtet, so dass man oft nur mit Mühe einen Unterschied zwischen Herrn und Sklaven erkennen kann. Letztere werden auch nur im Nothfalle verkauft, z. B. wenn der Herr eine Schuld auf keine andere Weise mehr abzuzahlen weiss, oder wenn ihm der Eine oder Andere schlechte Streiche macht, was besonders unter den auf obgenannten Farmen lebenden Sklaven vorzukommen pflegt. Der Durchschnittspreis für einen Sklaven ist gegenwärtig 15 Dollars, und mehr als 20 Dollars wird überhaupt nie für ihn bezahlt. Der Sklave kann auf drei verschiedene Arten in sein Dienstverhältniss gelangen: entweder ist er von einer Sklavin geboren, oder er ist Kriegsgefangener, oder er hat sich gegenüber Andern in Schuldverhältnisse gestürzt, die ihn der Freiheit verlustig machen. Gewöhnlich wird zwar ein in Kriegsgefangenschaft gerathener Freier gegen Einsatz von zwei, Vornehme auch von mehr, Sklaven wieder ausgeliefert. Kriegsgefangene Sklaven werden aber gewöhnlich nicht ausgelöst.

Manche Herren, namentlich die Fürsten und Häuptlinge, besitzen oft viele Hunderte von Sklaven, die grössentheils dem Landbau obliegen und manchmal in besondern Städten beisammen wohnen. Eine solche Sklavenstadt ist z. B. Toöcoro am Morfi River, welche einem gewissen Mr. Cole gehört, der früher selbst

Sklave gewesen war, sich aber mit der Zeit zu einer Art Häuptling aufgeschwungen hat. Selbstverständlich können sich solche grosse Sklavenbesitzer allerlei europäische Genüsse verschaffen, die für manchen Andern unzugänglich sind. Um neu angekaufte Sklaven am Weglaufen zu verhindern, legt man sie während der ersten Tage an dem Block — *put them in the stick* —, eine Maassregel, die gelegentlich auch als Strafmittel angewendet wird, wie wir später sehen werden. Der Block (engl. *stick*) is ein gegen zwei Meter langes Stück Baumstamm von Schenkeldicke, der Länge nach in zwei Hälften gespalten und an zwei Stellen in der Quere so ausgehöhlt, dass gerade die Unterschenkel über den Knöcheln hineinpassen. Auf die eine oder die andere Weise werden dann die beiden Hälften mit einander verbunden, worauf man den Delinquenten bei schmaler Kost seine Strafe absitzen lässt. Gewöhnlich wird aber nur ein Fuss an den Block gelegt und durch den Dorfschmied ein gut schliessendes Eisenband darüber genagelt. Das Gehen ist in diesem Falle nur dann möglich, wenn der Delinquent den Klotz an einem Tau mit sich herumträgt (siehe das Titelbild dieses Capitels). Die so behandelten Sklaven werden gewöhnlich zum Aufklopfen von Palmnüssen und andern häuslichen Arbeiten verwendet. Da die Sklaven in der Regel nur einen Theil der Früchte ihrer Arbeit abzuliefern haben und auch nicht allzu streng bewacht werden, so gelingt es ihnen nicht selten, sich mit der Zeit so viel zu ersparen, dass sie sich loskaufen können; doch ist der Druck der Sklaverei so gering, dass nur Wenige das Bedürfniss fühlen, sich davon loszumachen. Um dies zu bewerkstelligen, würden sie übrigens nicht einmal nöthig haben, sich loszukaufen, sondern brauchten nur zu desertiren und sich in einer liberianischen Niederlassung anzusiedeln, wo kein Herr seinen Sklaven zurückholen darf. Solche Desertionen kommen jedoch nur selten vor.

Unverheirathete Sklaven erhalten von ihren Herren, sobald sie heirathsfähig sind, eine beliebige Sklavin zur Frau. Die dieser Ehe entspriessenden Kinder sind ebenfalls Sklaven. Die Sklaven können sich daher sehr leicht in ihr Schicksal fügen, umso mehr, als sie in der Regel von ihren Herren, so lange sie sich gut betragen, mit der den Negern eigenen Gutmüthigkeit

behandelt werden. Lassen sie sich aber irgend ein schweres Vergehen zu Schulden kommen, so erfahren sie auch die ganze Strenge ihres Gebieters, der wohl einmal einen solchen Missethäter zu Tode peitschen lässt.

Einen Gewaltakt ausserordentlich roher Art, erwähnt der liberianische Reisende Anderson in seinem mehrgenannten Reisebericht.

„Nach dem 1866 erfolgten Tode eines Onkels des Königs Momoru von Boporo, der grossen Hauptstadt des Condo- oder Boatswain-Landes, wurde es nöthig, zur Bezahlung von Schulden des Verstorbenen einige seiner Sklaven zu verkaufen, die ackerbautreibend in Mussadalla's Town (einer Sklavenstadt) beisammen lebten. Die betreffenden Sklaven leisteten jedoch Widerstand, und nach einigem Blutvergiessen brach ein allgemeiner Aufstand aus, wobei sämmtliche Sklaven der Stadt beschlossen, sich bis aufs Aeusserste zu vertheidigen. Sie nahmen hierauf gänzlich von der Stadt Besitz, stellten die alten Befestigungen und Thore in der Eile wieder her und versahen sich, so gut es gieng, mit Waffen.

Nach dem ersten Ausbruch des Aufstandes liess König Momoru die Rebellen auffordern, ihren Widerstand aufzugeben und versprach ihnen Verzeihung für alles Geschehene. Die Männer waren geneigt, sich zu unterwerfen, doch im letzten Augenblick trat eine Frau in den Kreis und feuerte Erstere zum Widerstand an, indem sie erklärte, Momoru wolle sie mit der vorgeblichen Amnestie bloss ködern, um sie dann desto besser strafen zu können. Sie schloss ihre feurige Rede mit den Worten, dass, wenn den Männern das Herz im Leibe zu zittern anfange, sie lieber ihre Schwerter den Frauen übergeben sollten, die hoffentlich besser wüssten, was sie zu thun hätten. Dieses entschlossene Auftreten der Frau bestimmte denn auch die Männer, in ihrem Widerstand gegen Momoru zu verharren. Sie wiesen daher alle Unterhandlungen zurück und knüpften, um ihrem Widerstand mehr Nachdruck zu verschaffen, Verbindung mit dem Bundy-Volke an, das damals mit der Bevölkerung von Boporo in Feindschaft lebte. Der König von Boporo aber suchte mit dem Bundy-Volke Frieden zu schliessen, um dasselbe dann gegen seine aufständischen Sklaven ins Feld schicken zu können. Der Kriegsoberste der Bundy nahm die

Freundschaftsgeschenke beider Parteien an und zahlte kurz darauf die armen Sklaven mit einer Verrätherei heim, die den Meisten derselben das Leben kostete. Er zog nämlich, nachdem er sein Volk unter die Waffen gerufen hatte, vor MUSSADALLA's Town und wurde von den nichts Böses ahnenden Bewohnern bereitwilligst eingelassen. Auf ein gegebenes Zeichen stürzten sich jedoch die Bundy-Krieger auf die verrathenen Einwohner, nahmen dieselben gefangen und führten sie nach der Stadt des Verräthers, der sofort an MOMORU die Botschaft sandte, dass er nun die „Sklavenhunde" gefangen habe. Als Belohnung für seine verrätherische Handlungsweise behielt er alle gefangenen Frauen und Kinder zurück und sandte nur die Männer und die schon genannte Heldin nach Boporo. Im Blutrathe dieser Stadt wurden sie sämmtlich zum Tode verurtheilt.

Am Morgen des Executionstages wurden die Unglücklichen nach den Hauptanstiftern der Revolte gefragt. Die armen Gefangenen hatten nur wenig zu sagen. Sie wurden auf den Richtplatz ausserhalb der Stadt geführt, nackt, in langem Zuge Einer hinter dem Andern mit auf den Rücken gebundenen Händen. Als der erste Gefangene ankam, rannte ihm der Scharfrichter mit seinem breiten Schwerte entgegen, warf ihn zu Boden, entmannte ihn und hackte ihm, nachdem er ihn eine Weile hatte um Erbarmen flehen lassen, den Kopf ab und warf diesen neben sich in eine Grube. Der noch zitternde Leichnam aber wurde in einen nahen Teich geworfen, wo ein Schwarm riesiger Stachelwelse schon auf die blutige Mahlzeit wartete. Die Frau aber wurde auf eine unbeschreiblich grausame Weise verstümmelt und hingerichtet. Dem Anführer der Aufständischen war es vorbehalten, lebendig, die Füsse auf-, den Kopf abwärts, begraben zu werden. Ein langer Pfahl wurde durch seinen Leib hinab in den Boden getrieben und auf diese Stelle zum Andenken ein Baum gepflanzt. Die Schädel der Hingerichteten aber bilden seither eine grauenhafte Zierde des östlichen Stadtthores von Boporo." — Soweit ANDERSON.

VII.

Anthropologisches. Kleidung und Schmuck. Wohnstätten.



Mädchen aus dem Vey-Stamm.

Körperbau. — Hautfarbe. — Albinismus. — Beschaffenheit der Haut. — Elephantiasis. — Wohlthätiger Einfluss von Wärme und Sonnenschein. — Starke Lungen und Magen. — Capacität für Spirituosen und Fette. — Das Tätowiren, Bemalen und Einfetten der Haut. — Haarfrisuren. — Kleidung von Kindern. — Das Taschentuch. — Lendentücher. — Negershawls. — Beinkleider. — Fussbekleidungen. — Kopfbedeckungen. — Schmuck von Silber. — Theure Negerinnen. — Glas- und Achatperlen, Thierzähne. — Arm- und Beinringe. — Reinlichkeit. — Gewöhnliche Negerhütten. — Häuser von Häuptlingen. — Palaverhäuser und Schlafhütten.

Wie schon früher erwähnt, müssen zum Zwecke einer richtigen Beurtheilung die Eingebornen und Americo-Liberianer streng auseinander gehalten werden. Bei den ersteren haben wir es, namentlich was die Stämme im Innern betrifft, wo noch kein „amerikanisches" Blut hineingekommen ist, mit einer ursprünglichen Negerrasse zu thun. Bei der grossen Vermischung der Stämme unter sich, namentlich infolge von Krieg und Sklaverei, ist es kaum

möglich, durchschlagende anthropologische Stammesunterschiede aufzustellen. Im Allgemeinen bilden die Eingebornen einen gesunden, kräftigen Menschenschlag; sie sind körperlich gross und, soweit nicht anhaltende Kriege ihre Existenzbedingungen allzu ungünstig gestalteten, durchgehends gut genährt und wohlbeleibt. Obwohl es an zahlreichen Ausnahmen, namentlich unter den Mandingo, nicht fehlt, fand ich sie eher gedrungen und untersetzt als schlank gebaut. Alle aber, die liberianischen Mulatten selbst nicht ausgenommen, haben magere Hände und Finger.

Es ist überhaupt äusserst schwierig, einen allgemein gültigen Typus festzustellen, sowohl in Bezug auf Körperbau, als auf Hautfarbe, Gesichtsbildung, Charakter und Sitten[1]. Was die Schädel- und Gesichtsbildung betrifft, steht jedenfalls der Eingeborne Liberia's über dem gewöhnlichen Negertypus. Der Gesichtsausdruck zeigt grosse individuelle Verschiedenheiten, in seiner Art nicht viel weniger als bei den Europäern, und nur die Ungeübtheit unseres Auges ist schuld, dass es anfänglich so schwer hält, die Neger von einander zu unterscheiden. Später, nachdem sich das Auge an die neuen Formen gewöhnt hat, findet man die Unterschiede zwischen den verschiedenen Individuen sehr leicht heraus. Alle haben einen ziemlich stark dolichocephalen Schädel, doch ist der Prognathismus durchgehends schwächer ausgesprochen, als man nach den uns geläufigen Vorstellungen erwarten sollte. Ebensowenig sind die Backenknochen besonders stark vorspringend, wohl aber ist der Schädel nach oben bedeutend verschmälert, die Stirn schmal und deren Mitte, namentlich bei Kindern, fast wie eine grosse Beule vorspringend. Die Nase ist wohl breit angelegt, denn die Nasenflügel sind weit, und die ganze Nase überhaupt nach unsern Begriffen unästhetisch, jedoch bei weitem nicht in dem Grade, wie ich sie zum Beispiel bei Congònegern beobachtete. Ueberhaupt ist die Nase selten aufgestülpt,

---

[1] Eigenthümlich ist die Art und Weise des Sitzens, welche nicht nur sämmtliche Neger, sondern überhaupt alle eingebornen Tropenbewohner kennzeichnet. Diese Letztern nehmen nämlich dabei bekanntlich eine auf die Fersen niedergekauerte Stellung an, während die Orientalen auf gekreuzten, untergeschlagenen Beinen, die Kaukasier aber auf Stühlen sitzen.

sondern ist die Spitze im Gegentheil gar oft bedeutend herabgezogen, was eher an eine Adlernase erinnern würde, wenn diese Bezeichnung überhaupt auf eine Negernase angewendet werden könnte. Die Lippen sind nicht so wulstig und aufgeworfen, wie man gewöhnlich annimmt: bei einigen Individuen sind sie sogar eher schmal zu nennen. Das Gesicht hat die Form eines ziemlich vollen Ovals, mit der grössten Breite zwischen den Backenknochen und nach oben und unten sich allmälig verschmälernd. Eine der Hauptzierden des Liberianegers bilden seine blendend weissen, gesunden Zähne, die er durch fleissiges Ausspülen des Mundes rein erhält und mit einem weichen Holzstäbchen in den Mussestunden häufig polirt, etwas, das auch schon von DAPPER erwähnt wird. Bei den eingebornen Liberianern ist die Unsitte des Spitzfeilens und des Ausziehens der vordern Schneidezähne so gut wie unbekannt [1]). Ihre grossen, schwarzbraunen Augen blicken warm unter langen Wimpern hervor. Die Ohrmuschel ist sehr klein, zierlich gebaut und sitzt, wie mir vorkommt, um etwas niedriger als bei der kaukasischen Rasse. Um von schönen Negern sprechen zu können, muss man freilich nicht die bei uns als ästhetisch anerkannten Formen als Maasstab anlegen, sondern die Leute von vorn herein als andere Wesen betrachten, und wenn sich das Auge nach längerem Aufenthalt unter diesen Schwarzen an die ihm vielleicht erst hässlich vorkommenden Formen gewöhnt hat, dann wird man bald unter vielen wirklich hässlichen Erscheinungen auch gar manche schöne herausfinden und zu würdigen wissen.

Die Hautfarbe ist durchgehends ein helleres oder dunkleres Bronzebraun. Ganz dunkelbraune Leute findet man unter den Eingebornen selten; ein reines Schwarz habe ich nie beobachtet. Auch hierin muss besonders der Neuling sich in Acht nehmen, damit er nicht die Liberianer mit den Eingebornen verwechselt. Bei den Erstern, die aus allen Gegenden Afrika's zusammengewürfelt und unter einander ausserordentlich stark vermischt sind, kommen denn auch alle möglichen, bis an das Schwarz des Ebenholzes grenzenden Schattirungen vor. Wie bei allen Negern die

---

[1]) Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet der mehrerwähnte Kriegsoberste des Königs MORANA SANDO (siehe I. Band, p. 211).

innere Handfläche und die Fussohle weiss oder wenigstens gelbweiss sind, so haben auch verschiedene Hautstellen, namentlich beschütztere, wie Achselhöhlen und Kniekehlen einen hellern Ton als der übrige Körper, in dessen dunklere Färbung er allmälig übergeht. Alle Aussenseiten der Gelenke, wie Ellenbogen, Knöchel der Hände und Füsse, die Kniee u. s. w. sind auffällig dunkler als die übrige Hautfarbe. Alle neugebornen Kinder sind weiss, resp. röthlich weiss, werden aber schon nach einigen Tagen dunkler und haben innerhalb einiger Wochen ihre dunkle Farbe erreicht. Mitunter findet man einen Fall von mehr oder weniger vollkommenem Albinismus, besonders unter Kindern in den Missionen, da die Missionäre es darauf abgesehen zu haben scheinen, alle derartigen in ihren Bereich kommenden eingebornen Kinder, sogenannte *moonlight-children* (Mondscheinkinder), als Curiositäten in ihre Anstalten aufzunehmen. Solche Leute haben röthliches oder blondes Haar, das jedoch spärlicher zu stehen scheint und weicher ist als das dichtstehende, rauh anzufühlende Haar ihrer dunkeln Brüder. Ihre Augen sind weit weniger dunkel und sehr empfindlich für Licht, so dass sie bei Sonnenschein stets halb geschlossen sind, was dem Gesicht einen eigenthümlichen Ausdruck verleiht. Solche Mondschein-Leute mögen wohl schwächlicher sein als andere; denn obschon dergleichen Kinder, die man in den verschiedensten hellern und dunklern Nüancirungen findet, beinahe alltägliche Erscheinungen sind, werden erwachsene Albinos doch nur selten angetroffen.

Weit häufiger als der vollkommene ist der partielle Albinismus. Derselbe zeigt sich zumeist in Form weisser Flecken auf Händen und Füssen oder mehr noch an den Handgelenken und Fusswurzeln, Vorderarmen und Unterschenkeln, namentlich auf der Schiene, sowie auch auf dem Gesichte und am Halse, und wird bei den Liberianern *dish-cloth* genannt.

Die Haut des Negers ist gewöhnlich kühl und meist etwas feucht, aber sehr weich, fast sammtartig anzufühlen, obschon sie, genauer betrachtet, ein fein rissiges Ansehen hat. Sie ist auch bedeutend dicker und schwammiger als die des Weissen und sondert eine nach ranziger Butter riechende Fettsäure ab, die den bekannten, übeln Negergeruch verbreitet.

Ein einziges Mal habe ich einen interessanten Fall von Elephantiasis in Fali, einer Stadt ziemlich weit im Innern, beobachtet. Der damit behaftete Neger, ein noch junger, kräftiger Mann, sah gerade aus, als ob er eine ärmellose Weste oder einen pechschwarzen Brustpanzer trüge, der, reichlich fingerdick und von rauher, borkenähnlicher Beschaffenheit, gerade den Brustkorb einschloss, unten wie abgeschnitten war, und aus welchem Arme und Hals frei herausragten. Mit Ausnahme einer bohnengrossen Verdickung auf dem einen Oberarm zeigte sich am ganzen übrigen Körper von Elephantiasis keine Spur. Eigenthümlich ist, dass auch bei den Eingebornen diese Krankheit denselben Namen trägt wie bei uns. Sie ist nämlich bei den Vey als *kamma killa* (Elephantenkrankheit) bekannt und soll, wenn auch keine häufige, doch eine allgemein bekannte, unheilbare Krankheit sein.

Die Neger sind gegen Kälte sehr empfindlich und schlafen daher des Nachts stets in ihren Hütten, neben einem gut unterhaltenen Feuer liegend. Auch gehen sie nicht gern in Thau und Regen, machen sich jedoch nichts mehr daraus, sobald sie einmal nass geworden sind. Uebrigens gehen sie gerne ins Wasser und baden und waschen sich bei jeder Gelegenheit. So sehr sie die Kälte und aus dem gleichen Grunde auch Thau und Regen scheuen, so wenig machen sie sich aus der Hitze. Der von Natur träge Neger scheint erst recht warm werden zu müssen, bevor er Leben und Arbeitslust bekommt. Ein Neger mit trockener Haut ist eigentlich nur ein halber Mann. Er weiss nicht, ob er anspacken will oder nicht. Wenn ihm aber einmal der Schweiss aus allen Poren bricht und in Strömen über seinen nackten Körper niederrinnt, dann scheint mit einem Male ein ganz anderer Geist in ihn gefahren zu sein. Unter Lärmen, Schreien und Singen — unter den Eingebornen giebt es keine Asthmatiker — verdoppelt er seine Schritte; wie spielend trägt er die schwere Last, unter der er soeben noch erdrückt zu werden vorgab oder taucht, wenn auf der Wasserfahrt, sein blattförmiges Ruder doppelt so tief ins Wasser und jagt das Canoe in Windeseile über die stille Fläche hin. Je heisser ihm die Sonne auf seinen kraushaarigen Schädel und die von Schweiss

mehr Frauen und Sklaven besitzt er. Ich habe Fürsten gekannt, die 20, 30, ja selbst 50 und mehr Frauen besassen, was übrigens um so leichter möglich ist, als die Erben (Brüder und Söhne) auch die Frauen des Erblassers mitbekommen. Diese Eigenthümlichkeit ist ausserordentlich bezeichnend für die sociale Stellung, welche die Frau unter den Eingebornen einnimmt. Zwar werden die Weiber nicht auf eine Linie mit den Sklaven gestellt, aber unter den zahlreichen Frauen eines Häuptlings ist doch nur die erste, die sogenannte *head-woman*, ihrem Manne gewissermaassen gleichberechtigt. Sie tritt so zu sagen als Hofmarschall auf, leitet sämmtliche häuslichen Angelegenheiten, hat eine gewisse Aufsicht über die übrigen Frauen ihres Mannes und steht letzterem gar oft auch in ernsten, politischen Fragen rathend zur Seite, wenn sie nicht gar, was auch wohl geschieht, faktisch das Regiment führt. Dieses Einflusses eingedenk, habe ich denn auch bei Besuchen, die ich dem einen oder andern Würdenträger zu machen hatte, nie versäumt, mich der *head-woman* (Hauptfrau) vorstellen zu lassen und, ausser den für den Häuptling bestimmten Geschenken, auch ihr irgend eine Gabe mitzubringen. Diese kleine Ausgabe wurde mir denn auch stets reichlich bezahlt durch das freudestrahlende Gesicht, mit dem sie zu ihren Manne sagte: „*Ehng! kai mena ako bele, ako sa ko bele mang moa*" (Ah, dies ist ein guter Mann, der weiss Jemandem gut zu thun), und dann auf mich zutrat, mir die Hand reichte und in gebrochenem Englisch sagte: *Thanky, thanky, Daddy, thanky plenty!* (Danke, danke, Herr, vielen Dank!).

Die übrigen Frauen leben in der Regel nicht alle mit ihrem Manne zusammen, sondern sind theils in verschiedenen Städten des Landes zerstreut, theils leben sie auf Farmen, wo sie die Arbeiten einer Anzahl ihr zugetheilter Sklaven überwachen. Ab und zu kommt dann der Herr bald bei der einen, bald bei der andern zum Besuch und bleibt so lange es ihm gefällt, oder bis das Beste, was seine Frau ihm vorsetzen kann, aufgebraucht ist, worauf er seine Gastreise wieder fortsetzt. Selbst den Frauen der bessern Stände, und in noch viel höherem Maasse denjenigen der Hörigen und Sklaven, fällt ein ganz bedeutender Theil der Arbeit zu. Wie die Sklaven müssen sie arbeiten, während die

freien Männer nur thun, was ihnen beliebt. Der Frau liegt es namentlich ob, nachdem die Felder mit Hülfe der Männer bestellt worden sind, dieselben zu überwachen, die Ernte einzubringen, die Speisen zu bereiten und überhaupt alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Es giebt jedoch auch unter diesen Negern mitunter Frauen, die sich eine hohe, angesehene Stellung zu erringen wissen und in staatswirthschaftlichen Dingen grossen Einfluss ausüben oder nach dem Tode ihres königlichen Gemahls wohl gar die Regierung an sich reissen und mit kundiger und kräftiger Hand das Scepter zu führen verstehen. Ein Beispiel für diesen Fall liefert Königin Sandimany von Japaca (siehe I. Band, p. 244).

Die Stellung des Sklaven ist in der Regel durchaus nicht eine beklagenswerthe und in mancher Hinsicht dem Leben vieler Leute aus dem Arbeiterstande in unserm hochcivilisirten Europa weit vorzuziehen. Der Sklave wird von seinem Herrn, so lange er arbeitsam ist und sich ordentlich aufführt, gut behandelt und gewissermassen als Glied der Familie betrachtet, so dass man oft nur mit Mühe einen Unterschied zwischen Herrn und Sklaven erkennen kann. Letztere werden auch nur im Nothfalle verkauft, z. B. wenn der Herr eine Schuld auf keine andere Weise mehr abzuzahlen weiss, oder wenn ihm der Eine oder Andere schlechte Streiche macht, was besonders unter den auf obgenannten Farmen lebenden Sklaven vorzukommen pflegt. Der Durchschnittspreis für einen Sklaven ist gegenwärtig 15 Dollars, und mehr als 20 Dollars wird überhaupt nie für ihn bezahlt. Der Sklave kann auf drei verschiedene Arten in sein Dienstverhältniss gelangen: entweder ist er von einer Sklavin geboren, oder er ist Kriegsgefangener, oder er hat sich gegenüber Andern in Schuldverhältnisse gestürzt, die ihn der Freiheit verlustig machen. Gewöhnlich wird zwar ein in Kriegsgefangenschaft gerathener Freier gegen Einsatz von zwei, Vornehme auch von mehr, Sklaven wieder ausgeliefert. Kriegsgefangene Sklaven werden aber gewöhnlich nicht ausgelöst.

Manche Herren, namentlich die Fürsten und Häuptlinge, besitzen oft viele Hunderte von Sklaven, die grössentheils dem Landbau obliegen und manchmal in besondern Städten beisammen wohnen. Eine solche Sklavenstadt ist z. B. Toöcoro am Morfi River, welche einem gewissen Mr. Cole gehört, der früher selbst

verfertigt, werden nicht selten angetroffen. Dieselben sind besonders bei dem Queah- und Pessy-Stamme beliebt. Ueber die oft kunstreich gearbeiteten, prachtvollen Kopfbedeckungen der Kriegsobersten wird später das Nöthige gesagt werden.

Gänzlichen Mangel an Kleidern findet man bei erwachsenen Eingebornen selten, wohl aber legen die Ruderer auf längern Canoefahrten selbst ihr Taschentuch ab, um darauf zu sitzen, und die Lastträger auf Landreisen thun oft dasselbe, indem sie das Lendentuch als Kissen verwenden, um den Druck des Tragkorbes auf den Rücken weniger fühlbar zu machen. Ganz nackte Kinder beiderlei Geschlechts bis zu einem Alter von etwa acht Jahren sind jedoch alltägliche Erscheinungen.

Die Neger, und unter ihnen besonders die Frauen, lieben es ungemein, sich so viel möglich mit allerlei Schmuckgegenständen zu behängen. In den Gegenden westlich von Monrovia, namentlich unter dem Veystamme, zieht man das Silber allem andern Material zu solchen Sachen vor. Da aber im Lande selbst kein Silber gefunden wird, so wird das durch Handel in ihre Hände gelangende amerikanische und englische Silbergeld zu diesem Zwecke verwendet und zu Finger- und Zehenringen, Armspangen, Agraffen und grossen Schatullen verarbeitet, die an ebensolchen, oft mehrfachen Halsketten auf der Brust getragen werden.

Besonders bei den Vey sieht man oft erwachsene Mädchen ganze Hals- und Armbänder, ja sogar Leibgürtel tragen, an denen eine Silbermünze neben der andern angereiht ist, und hie und da begegnete ich solchen Töchtern, die buchstäblich von Silber strotzten. Auf unserer Jagdstation in Hokhië am Fisherman Lake besuchte uns eine zeitlang eine Frau aus der Nachbarstadt mit zwei jungen, hübschen Töchtern, um uns dieselben zur Heirath anzubieten. Beide waren mit silbernem Schmück auf oben beschriebene Weise ganz behängt. Jede trug in ihrer zierlich geflochtenen und hochaufgethürmten Haarfrisur eine silberne Agraffe, an einer vielfachen Halskette eine jener grossen Schatullen, um die Lenden einen Gürtel von Silbermünzen, zahlreiche silberne Armspangen und Fingerringe und ebensolche Ringe an den Unterschenkeln. Ich schätzte den reinen Silberwerth jeder dieser schwarzen Schönheiten auf 30 Dollars und

Dieselben werden durch dicht neben einander angebrachte Nadelstiche oder kleine Einkerbungen vermittelst eines Federmessers oder einer Glasscherbe verursacht, und zur Erreichung des Aufschwellens mit gewissen beissenden Pflanzensäften eingerieben. Die Narben zur Erinnerung an den Zauberwald bestehen bei den Veymännern aus einer einfachen oder doppelten Reihe von Knötchennarben, die sich entweder dem ganzen Rückgrat entlang oder auch vom Nacken bis auf den letzten Rückenwirbel hinziehen und von da sich gabelnd in der Richtung der Bauchrippen verlaufen, während sich die Zeichnung bei den Frauen auf einen vertikalen Streifen auf den Lenden beschränkt. Bei andern Stämmen weichen diese Rückenverzierungen in Zeichnung und Form etwas von den Genannten ab.

Die Stammeszeichen wie auch die willkürlichen Tätowirungen bestehen nicht aus erhabenen Hautnarben, sondern lassen die Haut flach, doch zeigen sie eine auffallende, bald rein schwarze, bald indigoblaue oder blaugrüne Farbe. Die Stammeszeichen findet man auf Stirn und Nasenrücken, wie bei den Kru [1], oder in Form von schrägen Binden auf Halsseiten, Schultern und Armen, wie bei den Queah. Auch bei den Tätowirungen mit Anwendung von Farben werden durch dicht neben einander angebrachte Nadelstiche oder Einkerbungen stark blutende, schmerzhafte Hautwunden verursacht, die mit einem Farbstoff eingerieben werden, der nach der Heilung unauslöschbar in der Haut zurückbleibt. Für schwarze Zeichnungen reibt man gepulverte Holzkohle oder auch wohl Russ, den man von Kochtöpfen abfegt, in die Wunde; für blaue oder grünliche Narben braucht man den ausgequetschten Saft von Indigoblättern. Auf Hautstellen, die nach dem Heilen der Wunden nicht genügend gefärbt sind, resp. keine erheblichen Knötchen zeigen, wird die schmerzhafte Prozedur wiederholt, und der Patient ist gewohnt, dieselbe mit stoischer Ruhe zu ertragen.

Freilich läuft es gelegentlich auch wohl nicht ohne Schmerzensschrei ab, besonders wenn die Operation mit unzarter Hand

---

[1]) Letztere fügen gelegentlich noch einen kleinfingerbreiten Streifen von den äussern Augenwinkeln bis auf die Schläfen bei. Die Vey besitzen kein besonderes Stammeszeichen.



Du Queah River.
GREEGREE-BUSH GIRLS. IN HILL TOWN.
mit weissem Thon beschmiert.

an einem Individuum wider dessen Willen vorgenommen wird. So hatte ich in Robertsport einmal Gelegenheit, einer solchen Behandlung beizuwohnen, die ein Krumann einem eben im Innern gekauften, kleinen Veyjungen angedeihen liess. Derselbe war nämlich bei meiner Ankunft beschäftigt, dem Knaben, der vor ihm auf dem Rücken lag und dessen Kopf er zwischen seine Kniee wie in einen Schraubstock eingezwängt hatte, mit einem Federmesser die Stammesnarben der Kru auf Stirn und Nase anzulegen. Das arme Bürschchen schrie und zappelte fürchterlich und rief unaufhörlich *i'ah m'ba oh*, *i'ah m'ba oh* (o meine Mutter, o meine Mutter!). Bei jeder ungebührlichen Zuckung wurde ihm von seinem neuen Herrn und Operateur eine derbe Ohrfeige applizirt. Ich machte dem Manne, einem guten Bekannten, Vorwürfe wegen seiner Rohheit und fragte ihn, wie er dem Jungen sein Stammeszeichen geben könne, da derselbe doch dem Veystamme angehöre. „*Daddy*", erwiderte er lakonisch, „er ist mein Junge, und ich mache einen *Krooboy* aus ihm". Diese Metamorphose hat den praktischen Nutzen, dass ein so Gezeichneter, falls er weglaufen sollte, leicht wieder aufgefunden und zurückgeholt werden kann. Der Streif auf Stirn und Nase war durch die tiefen, dicht neben einander liegenden Einschnitte ganz fleischig geworden, und das Blut lief dem armen Jungen in Strömen über das Gesicht herunter. Nach Ablauf der Operation wurde die wunde Fläche abgewaschen und mit einer Mischung von obengenanntem Russ und Indigo eingerieben. Einige Tage später war die Wunde geheilt und das Gesicht des Jungen mit einem dunkel blaugrünen Stirn- und Nasenstreifen geziert.

Sehr interessant, wenn auch keineswegs schön, ist das Bemalen des Körpers, namentlich des Gesichtes, mit weissem oder gelbem Thon, worauf besonders das zarte Geschlecht viel Sorgfallt verwendet. Dieses Bemalen hat insoweit seine praktische Seite, als das gänzliche Einschmieren mit Thon die übelriechende Fettsecretion der Haut absorbirt, und ich glaube auch, dass dasselbe häufig nur zu diesem Zwecke gethan wird. Ein dergestalt von oben bis unten weiss angestrichener Neger macht auf den Weissen einen höchst unangenehmen Eindruck, und noch abstossender wirkt das theilweise Bemalen, wobei sehr häufig eine zebra-artige

Zeichnung vorkommt, indem sich der Schwarze Arme und Beine mit weissen Ringen bemalt. Hin und wieder findet man auch Männer, die ihr ganzes Skelet auf den Leib malen, indem sie mit grosser Sorgfalt in der Zeichnung sämmtlichen Knochen folgen. Doch findet man hin und wieder Leute, welche Beine und Arme, sowie die Ohren und einen Ring um jedes Auge weiss färben, welch letztere Zeichnung sie ganz besonders verunstaltet. Weit wählerischer und sorgfältiger sind in dieser Beziehung die Weiber und Töchter, die zum Bemalen meist rothen Thon, gelben Oker oder blaue Farbe (Indigo) auftragen. Ihre Zeichnungen sind gewöhnlich ästhetisch geschwungene Linien, die sie meist auf Stirn und Schläfen oder auch im Gesicht anbringen. Sehr häufig wird von Männern wie von Frauen die ganze Haut mit einer aus Palmöl und wohlriechenden Essenzen bereiteten Pommade eingerieben, um sie recht weich und elastisch zu erhalten. Auf das Einfetten kleiner Kinder wird besonders viel Sorgfalt verwendet.

Ebenso interessant wie das Bemalen der Haut sind die Haarfrisuren bei beiden Geschlechtern. Bekanntlich ist das Negerhaar von Natur ziemlich rauh und hart anzufühlen und nicht etwa lockig, sondern schraubenzieherartig gewunden, wodurch es ein krauses, wolliges Aussehen bekommt. Auch steht es nicht gleichmässig über den Kopf vertheilt, sondern ist in kleinen, dichten Büscheln angeordnet, die in geringen Zwischenräumen von einander abstehen. Im Greisenalter geht die pechschwarze Farbe der Kopf- und spärlichen Barthaare durch Grau in Weiss über, das dem Neger ein ehrwürdiges Aussehen giebt.

Bei ärmern Leuten wird das Haar meist kurz und ohne alle Frisur getragen. Wohlhabendere jedoch legen dasselbe sehr sorgfältig in zierliche Flechten, die in dichten Reihen, eine neben der andern, an der Stirn beginnen und, in schönen, parallelen Bögen über den Scheitel führend, im Nacken endigen (siehe Taf. XXII). Hin und wieder werden ganze Haarbüschel zusammen in Flechten gelegt, welche dann in wirrer Unordnung gleich Hörnern überall vom Kopfe abstehen.

Die Männer rasiren sich, namentlich bei den Golah, häufig den Kopf entweder ganz kahl oder lassen die wunderlichsten Figuren in der Form von Büscheln, Scheiben, Ringen, Dreiecken,

Kreisen, Streifen und Halbmonden stehen und zwar gewöhnlich so, dass diese ihnen ein möglichst fratzenhaftes Aussehen geben und beinahe an eine Gartenanlage im Stile Louis XIV. erinnern. Alle diese sonderbaren Muster sind so willkürlich und verschiedenartig angebracht, dass an eine höhere Bedeutung derselben nicht gedacht werden kann. Beim Rasiren hält der auf einem Holzklotze oder Stein sitzende Haarkünstler den Kopf seines vor ihm auf der Erde liegenden Patienten, denn so darf derselbe füglich genannt werden, zwischen den Knieen fest und kratzt ihm mit einem Messer — meist einem der zahlreich importirten, sogenannten Herdermesser aus Solingen — die Haare herunter, wobei er fleissig das Messer auf seinem nackten Oberschenkel, der ihm als Streichriemen dient, anstreicht.



Junge Frau aus dem Golah-Stamm.

Am meisten Sorge verwenden auf ihren Haarschmuck immerhin die Frauen. Diese legen die schon erwähnten Flechtenreihen zu beiden Seiten des Scheitels an, während sie auf dem letztern ein äusserst kunstreiches, schönes Flechtwerk von falschen Haaren, aus jungen Palmblattfasern verfertigt [1]), aufthürmen, dasselbe mit ihren eigenen Haaren zu einem Ganzen verflechten und mit irgend einem Talisman oder einer silbernen Agraffe krönen.

---

[1]) Zu diesem Zwecke werden die jungen Blattfasern der Oelpalme verwendet, die viel weicher sind als diejenigen der Weinpalme.

Da nun dieser Haarschmuck, der ungemein viel Arbeit kostet, nicht jeden Tag neu gemacht werden kann, so entwickelt sich bald in dem fett- oder ölgetränkten Flechtwerk ein Heer von Ungeziefer, und es trägt darum jede Negerin ein hölzernes, spitzes Stäbchen im Haar, mit dem sie, wenn nöthig, ihre lästigen Miether auf einen Augenblick zur Ruhe weist. Bei den Krunegerinnen ist dieser Haarstocher sogar ein Gegenstand geworden, auf den man besondere Sorgfalt verwendet. Während er nämlich bei andern Negerinnen aus einem zarten, gut polirten Holzstäbchen besteht, haben erstere einen solchen von Knochen oder Elfenbein, den sie am der Basis mit einem Stückchen Fischotterfell verzieren. Sehr interessant ist es, einem Kränzchen sich gegenseitig frisirender Frauen zuzusehen. Diese setzen sich, von einem halben Dutzend bis zu 20 zusammen, vor einer Hütte in einen grossen Kreis zu ebener Erde, je eine zwischen die ausgespreizten Beine der hinter ihr Sitzenden, worauf dann eine der andern mit dem erwähnten Stäbchen die Haarflechten auflöst. Die zahlreich herumspazierenden Schmarotzer werden sehr geschickt abgenommen, zwischen den Zähnen zerknackt und als vorzüglichster aller Leckerbissen verspeist, wobei infolge der sinnreichen Einrichtung keine der Betheiligten zu kurz kommt. Das durchsuchte falsche Haar wird dann auf einem Taschentuch in die Sonne gelegt, um nachher aufs Neue zusammengeflochten und verwendet zu werden. Eine solche Sitzung dauert wenigstens zwei Stunden und wird, nachdem der erste Theil der Traktanden, das Auflösen und Absuchen der Haare, einmal erledigt ist, von fröhlichen Scherzen und allgemeinem Gelächter begleitet, was in der zwanglosen Weise, wie sie diesen Naturkindern eigen ist, nicht verfehlt, einen günstigen Eindruck zu machen. Solche Haarfrisuren sind mit dem Bemalen und Einsalben des Körpers nahezu die einzigen Toilettegeschäfte der Negerinnen, denn auf das Bischen Zeug, das sie um ihre Lenden tragen, brauchen sie wahrlich nur wenig Zeit zu verwenden.



Toilettenspiegel einer Negerin aus Weflah. (1/4 nat. Gr.)

Ab und zu findet man bei Negerinnen kleine Toiletten spiegel, bestehend aus einer Scherbe von europäischem Spiegelglas, das, wie

nebenstehende Figur zeigt, auf kunstlose Weise eingerahmt wird.

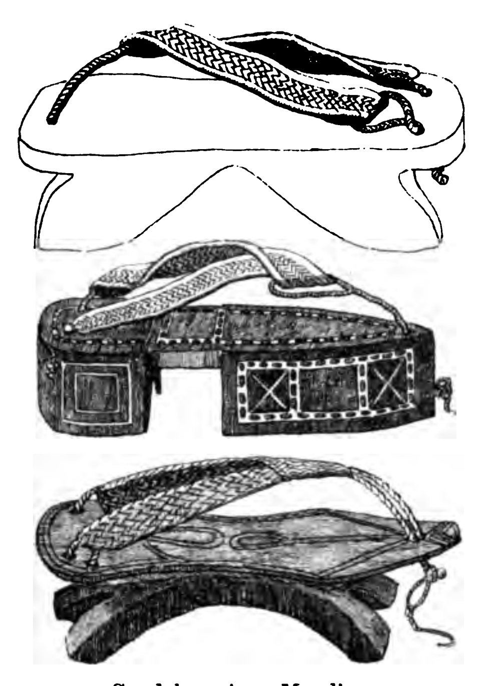
Die Kleidung der Eingebornen ist äusserst einfach. Die Kinder gehen bis gegen das achte Jahr meist völlig nackt und tragen ausser einigen Grigris höchstens den einen oder andern Schmuckgegenstand. Bei den Golah haben junge Mädchen oft eine Schnur oder einen dicken Perlenstrang um die Lenden, worüber vorn und hinten ein kaum handbreiter, zwischen den Beinen durchgehender Tuchstreifen mit bis auf die Kniee herunterreichenden Troddeln gezogen ist. Junge Mädchen anderer Stämme tragen an der Lendenschnur manchmal ein mit bunten Glasperlen besetztes, kaum handgrosses Schürzchen.



Mädchen aus dem Mamba-Stamm.

Das gewöhnlichste und meist auch einzige Kleidungsstück der Männer aller Stämme bildet aber eines jener grossen, importirten Taschentücher, wie sie in den Faktoreien an der Küste zu einem Shilling das Stück zu haben sind, und das auf verschiedene Weise zwischen den Beinen durch und auf Bauch und Rücken über eine um die Lenden gebundene Schnur gezogen wird. Verheirathete Frauen tragen gewöhnlich einen Streifen von selbstgefertigtem oder importirtem Baumwollenzeug, entweder bedruckt oder von blauer Farbe, um die Lenden gewunden, das bis unter die Kniee reicht und den ganzen Oberkörper unbedeckt lässt. Nur an Festen oder auf Ausgängen tragen die Männer, und auch dann nur die vornehmen, ein einfaches, ärmelloses, langes Hemd (*country gown*) von inländischem Tuch oder importirtem, meist

weissem oder blauem Zeug, das auf der Brust mit einer grossen Tasche versehen ist[1]), oder sie schlingen, und dies thun auch die reisenden Frauen, ein sehr grosses Stück inländisches Tuch in geschmackvollem Faltenwurf um den Leib und über die linke Schulter, wobei der rechte Arm frei bleibt. Nur mehr oder weniger mit der Kultur in Berührung gekommene Eingeborne tragen eine Art kurzer Hose aus leichtem Stoff, die bis eben unter die Kniee reicht und einigermaassen an eine Badehose erinnert.



Sandalen eines Mandingo.

Immer, wo es auch sei, zu Hause oder auf Reisen, geht der Neger barfuss. Seine breiten, schwieligen Füsse und kurzen, geraden Zehen scheuen weder das eckige Geröll des Waldpfades, noch Wurzelknorren und Dornen, auch nicht den Biss der am Wege liegenden Giftschlangen. Nur die Mandingo tragen mitunter, jedoch selten und nur zu Hause, als Luxusartikel zierlich geschnitzte, hölzerne Sandalen, die vermittelst Bändern an den Füssen festgebunden werden. Gelegentlich sieht man auch lederne oder aus grossen Fruchtschoten von baumartigen Papilionaceen verfertigte Sandalen zum Schutze verwundeter Füsse.

Die Kopfbedeckungen hingegen sind sehr mannigfaltig und manch mal selbst charakteristisch für den einen oder andern Stamm. Die Hüte (Taf. XXV, fig. 2) und Mützen alle zu beschreiben, die ich auf meinen Reisen im Innern angetroffen und zum Theil auch gesam-

[1]) Siehe I. Band, Taf. XII und II. Band, p. 173.

melt habe, würde viel zu weit führen, ja sie würden genügenden Stoff zu einem besondern Aufsatz liefern. Zum Schutze gegen die Sonne sind die verschiedensten Modelle vorhanden; doch sind sie gewöhnlich ungemein schwer, und das Tragen derselben ist aus diesem Grunde nicht beliebt. Die meisten derselben sind aus Palmblattfasern geflochten. Auch Regenhüte kann man gelegentlich antreffen, die den Umfang eines grossen Regenschirms haben und aus Baumblättern construirt sind. Aber auch diese, wie die



Regenhut aus Hill Town. (1/20 nat. Gr.).



Mütze eines Jägers, aus schwarzem Tau geflochten, Hill Town (1/6 nat. Gr.).

übrigen Hüte, werden meist als Luxusartikel betrachtet und mehr in den Negerhütten hängend, als auf den Köpfen der Eingebornen angetroffen. Verschiedene Arten von Mützen, meist aus genannten Fasern, auch wohl aus Tau geflochten (p. 224) oder aus inländischem Tuch verfertigt und mit Stickereien versehen, (Taf. XXV. Fig. 1) erfreuen sich viel allgemeinerer Beliebtheit und werden wirklich getragen, auch in der heissen Sonne, obwohl sie keinen Schatten spenden. Auch Mützen, aus Luffa[1])

---

[1]) Luffa (sehr wahrscheinlich *L. aegyptiaca*) ist das holzig-faserige Fibrovasalgewebe einer gurkenartigen Frucht, welche an einer fingerdicken und bis zu 20′ langen, rankenden Pflanze wächst. Diese zu den Cucurbitaceen gehörende Pflanze wächst in der Gegend nach den Aussagen der Eingebornen wild, doch wird sie auch gelegentlich kultivirt. In neuester Zeit hat sich die Industrie der Verarbeitung dieses zähen, elastischen Faserstoffes zugewandt, der nach vollständiger Maceration des Fruchtfleisches gebleicht und nachher zu Frottirhandschuhen, Pantoffeln, Teppichunterlagen, Schuheinlagen, Blumenkörben und zahlreichen andern Artikeln verwendet wird. (Ueber Luffa-Fabrikation siehe Zeitschrift für Naturwissenschaften, 1888, p. 621).

Dieselben werden durch dicht neben einander angebrachte Nadelstiche oder kleine Einkerbungen vermittelst eines Federmessers oder einer Glasscherbe verursacht, und zur Erreichung des Aufschwellens mit gewissen beissenden Pflanzensäften eingerieben. Die Narben zur Erinnerung an den Zauberwald bestehen bei den Veymännern aus einer einfachen oder doppelten Reihe von Knötchennarben, die sich entweder dem ganzen Rückgrat entlang oder auch vom Nacken bis auf den letzten Rückenwirbel hinziehen und von da sich gabelnd in der Richtung der Bauchrippen verlaufen, während sich die Zeichnung bei den Frauen auf einen vertikalen Streifen auf den Lenden beschränkt. Bei andern Stämmen weichen diese Rückenverzierungen in Zeichnung und Form etwas von den Genannten ab.

Die Stammeszeichen wie auch die willkürlichen Tätowirungen bestehen nicht aus erhabenen Hautnarben, sondern lassen die Haut flach, doch zeigen sie eine auffallende, bald rein schwarze, bald indigoblaue oder blaugrüne Farbe. Die Stammeszeichen findet man auf Stirn und Nasenrücken, wie bei den Kru[1], oder in Form von schrägen Binden auf Halsseiten, Schultern und Armen, wie bei den Queah. Auch bei den Tätowirungen mit Anwendung von Farben werden durch dicht neben einander angebrachte Nadelstiche oder Einkerbungen stark blutende, schmerzhafte Hautwunden verursacht, die mit einem Farbstoff eingerieben werden, der nach der Heilung unauslöschbar in der Haut zurückbleibt. Für schwarze Zeichnungen reibt man gepulverte Holzkohle oder auch wohl Russ, den man von Kochtöpfen abfegt, in die Wunde; für blaue oder grünliche Narben braucht man den ausgequetschten Saft von Indigoblättern. Auf Hautstellen, die nach dem Heilen der Wunden nicht genügend gefärbt sind, resp. keine erheblichen Knötchen zeigen, wird die schmerzhafte Prozedur wiederholt, und der Patient ist gewohnt, dieselbe mit stoischer Ruhe zu ertragen.

Freilich läuft es gelegentlich auch wohl nicht ohne Schmerzensschrei ab, besonders wenn die Operation mit unzarter Hand

---

[1]) Letztere fügen gelegentlich noch einen kleinfingerbreiten Streifen von den äussern Augenwinkeln bis auf die Schläfen bei. Die Vey besitzen kein besonderes Stammeszeichen.



Du Queah River.

GREEGREE-BUSH GIRLS. IN HILL TOWN.

mit weissem Thon beschmiert.

heutigen Pessy halten darf, woran ich nicht zweifle, so wäre genannte Verwandtschaft der Vey- und Kossosprache mit derjenigen der Pessy leicht zu erklären. Merkwürdig bleibt immerhin, dass die Pessy, die gegenwärtig mit den Liberianern kaum in Berührung kommen, der einzige bekannte Stamm sind, der anstatt des vigesimalen das decimale Zahlensystem angenommen hat.

Eine weitere Ursache der gegenseitigen Vermischung der Stammessprachen ist in der allgemein herrschenden Sklaverei zu suchen. Bei der Besprechung der Kriege zwischen den Negerstämmen wurde bereits darauf hingewiesen, dass die Sklaven grossentheils Angehörige anderer Stämme und im Kriege erbeutet seien. Da wo mehrere solche Angehörige e i n e s Stammes als Sklaven bei einander bleiben, werden sie selbstverständlich unter einander ihre Muttersprache beibehalten und dieselbe auch ihre Kinder lehren, und auf diese Weise möchte wohl, ebensogut wie dies bei uns geschieht, manches fremde Wort in einer Stammessprache Bürgerrecht erhalten haben. Ausserdem kommen in den Grenzgebieten zweier Stämme zahlreiche Vermischungen durch Heirathen vor, welche einer Sprachvermischung ebenfalls günstig sind. Auch der Handel begünstigt dies in hohem Maasse. So hört man z. B. nach dem Liberianer ANDERSON in Boporo, der Hauptstadt des Boatswain- oder Condo-Landes [1]) und grossem Centrum für den Transithandel, Mandingo, Pessy, Busy, Bundy, Golah, Deh, Hurroh, Mambuna und Vey durch einander sprechen, und es giebt dort Leute, welche alle diese verschiedenen Sprachen nicht nur verstehen, sondern auch sprechen können. Trifft es sich nun zufällig, und dies ist of genug der Fall, dass ein solcher Polyglotte auch etwas Englisch kennt, so kann derselbe einem weissen Reisenden als Dolmetscher von unschätzbarem Nutzen sein.

Näher der Küste, wo die Eingebornen viel mit den Englisch sprechenden Liberianern in Berührung kommen und theils im Dienste der Letzteren und der Weissen, theils in den Missionsschulen ein ziemlich gutes Englisch lernen, kommt man durch die Unkenntniss mit der betreffenden Negersprache nicht in grosse

---

[1]) So genannt nach dessen vormaligem Könige, der sich den englischen Namen BOATSWAIN beigelegt hatte. Der eigentliche Stammesname ist *Condo*,

Zeichnung vorkommt, indem sich der Schwarze Arme und Beine mit weissen Ringen bemalt. Hin und wieder findet man auch Männer, die ihr ganzes Skelet auf den Leib malen, indem sie mit grosser Sorgfalt in der Zeichnung sämmtlichen Knochen folgen. Doch findet man hin und wieder Leute, welche Beine und Arme, sowie die Ohren und einen Ring um jedes Auge weiss färben, welch letztere Zeichnung sie ganz besonders verunstaltet. Weit wählerischer und sorgfältiger sind in dieser Beziehung die Weiber und Töchter, die zum Bemalen meist rothen Thon, gelben Oker oder blaue Farbe (Indigo) auftragen. Ihre Zeichnungen sind gewöhnlich ästhetisch geschwungene Linien, die sie meist auf Stirn und Schläfen oder auch im Gesicht anbringen. Sehr häufig wird von Männern wie von Frauen die ganze Haut mit einer aus Palmöl und wohlriechenden Essenzen bereiteten Pommade eingerieben, um sie recht weich und elastisch zu erhalten. Auf das Einfetten kleiner Kinder wird besonders viel Sorgfalt verwendet.

Ebenso interessant wie das Bemalen der Haut sind die Haarfrisuren bei beiden Geschlechtern. Bekanntlich ist das Negerhaar von Natur ziemlich rauh und hart anzufühlen und nicht etwa lockig, sondern schraubenzieherartig gewunden, wodurch es ein krauses, wolliges Aussehen bekommt. Auch steht es nicht gleichmässig über den Kopf vertheilt, sondern ist in kleinen, dichten Büscheln angeordnet, die in geringen Zwischenräumen von einander abstehen. Im Greisenalter geht die pechschwarze Farbe der Kopf- und spärlichen Barthaare durch Grau in Weiss über, das dem Neger ein ehrwürdiges Aussehen giebt.

Bei ärmern Leuten wird das Haar meist kurz und ohne alle Frisur getragen. Wohlhabendere jedoch legen dasselbe sehr sorgfältig in zierliche Flechten, die in dichten Reihen, eine neben der andern, an der Stirn beginnen und, in schönen, parallelen Bögen über den Scheitel führend, im Nacken endigen (siehe Taf. XXII). Hin und wieder werden ganze Haarbüschel zusammen in Flechten gelegt, welche dann in wirrer Unordnung gleich Hörnern überall vom Kopfe abstehen.

Die Männer rasiren sich, namentlich bei den Golah, häufig den Kopf entweder ganz kahl oder lassen die wunderlichsten Figuren in der Form von Büscheln, Scheiben, Ringen, Dreiecken,

Kreisen, Streifen und Halbmonden stehen und zwar gewöhnlich so, dass diese ihnen ein möglichst fratzenhaftes Aussehen geben und beinahe an eine Gartenanlage im Stile Louis XIV. erinnern. Alle diese sonderbaren Muster sind so willkürlich und verschiedenartig angebracht, dass an eine höhere Bedeutung derselben nicht gedacht werden kann. Beim Rasiren hält der auf einem Holzklotze oder Stein sitzende Haarkünstler den Kopf seines vor ihm auf der Erde liegenden Patienten, denn so darf derselbe füglich genannt werden, zwischen den Knieen fest und kratzt ihm mit einem Messer — meist einem der zahlreich importirten, sogenannten Herdermesser aus Solingen — die Haare herunter, wobei er fleissig das Messer auf seinem nackten Oberschenkel, der ihm als Streichriemen dient, anstreicht.



Junge Frau aus dem Golah-Stamm.

Am meisten Sorge verwenden auf ihren Haarschmuck immerhin die Frauen. Diese legen die schon erwähnten Flechtenreihen zu beiden Seiten des Scheitels an, während sie auf dem letztern ein äusserst kunstreiches, schönes Flechtwerk von falschen Haaren, aus jungen Palmblattfasern verfertigt [1], aufthürmen, dasselbe mit ihren eigenen Haaren zu einem Ganzen verflechten und mit irgend einem Talisman oder einer silbernen Agraffe krönen.

---

[1]) Zu diesem Zwecke werden die jungen Blattfasern der Oelpalme verwendet, die viel weicher sind als diejenigen der Weinpalme.

Da nun dieser Haarschmuck, der ungemein viel Arbeit kostet, nicht jeden Tag neu gemacht werden kann, so entwickelt sich bald in dem fett- oder ölgetränkten Flechtwerk ein Heer von Ungeziefer, und es trägt darum jede Negerin ein hölzernes, spitzes Stäbchen im Haar, mit dem sie, wenn nöthig, ihre lästigen Miether auf einen Augenblik zur Ruhe weist. Bei den Krunegerinnen ist dieser Haarstocher sogar ein Gegenstand geworden, auf den man besondere Sorgfalt verwendet. Während er nämlich bei andern Negerinnen aus einem harten, gut polirten Holzstäbchen besteht, haben erstere einen solchen von Knochen oder Elfenbein, den sie am der Basis mit einem Stückchen Fischotterfell verzieren. Sehr interessant ist es, einem Kränzchen sich gegenseitig frisirender Frauen zuzusehen. Diese setzen sich, von einem halben Dutzend bis zu 20 zusammen, vor einer Hütte in einen grossen Kreis zu ebener Erde, je eine zwischen die ausgespreizten Beine der hinter ihr Sitzenden, worauf dann eine der andern mit dem erwähnten Stäbchen die Haarflechten auflöst. Die zahlreich herumspazierenden Schmarotzer werden sehr geschickt abgenommen, zwischen den Zähnen zerknackt und als vorzüglichster aller Leckerbissen verspeist, wobei infolge der sinnreichen Einrichtung keine der Betheiligten zu kurz kommt. Das durchsuchte falsche Haar wird dann auf einem Taschentuch in die Sonne gelegt, um nachher aufs Neue zusammengeflochten und verwendet zu werden. Eine solche Sitzung dauert wenigstens zwei Stunden und wird, nachdem der erste Theil der Traktanden, das Auflösen und Absuchen der Haare, einmal erledigt ist, von fröhlichen Scherzen und allgemeinem Gelächter begleitet, was in der zwanglosen Weise, wie sie diesen Naturkindern eigen ist, nicht verfehlt, einen günstigen Eindruck zu machen. Solche Haarfrisuren sind mit dem Bemalen und Einsalben des Körpers nahezu die einzigen Toilettegeschäfte der Negerinnen, denn auf das Bischen Zeug, das sie um ihre Lenden tragen, brauchen sie wahrlich nur wenig Zeit zu verwenden.


Toilettenspiegel einer Negerin aus Weflah. (1/6 nat. Gr.)

Ab und zu findet man bei Negerinnen kleine Toiletten spiegel, bestehend aus einer Scherbe von europäischem Spiegelglas, das, wie

nebenstehende Figur zeigt, auf kunstlose Weise eingerahmt wird.

Die Kleidung der Eingebornen ist äusserst einfach. Die Kinder gehen bis gegen das achte Jahr meist völlig nackt und tragen ausser einigen Grigris höchstens den einen oder andern Schmuckgegenstand. Bei den Golah haben junge Mädchen oft eine Schnur oder einen dicken Perlenstrang um die Lenden, worüber vorn und hinten ein kaum handbreiter, zwischen den Beinen durchgehender Tuchstreifen mit bis auf die Kniee herunterreichenden Troddeln gezogen ist. Junge Mädchen anderer Stämme tragen an der Lendenschnur manchmal ein mit bunten Glasperlen besetztes, kaum handgrosses Schürzchen.



Mädchen aus dem Mamba-Stamm.

Das gewöhnlichste und meist auch einzige Kleidungsstück der Männer aller Stämme bildet aber eines jener grossen, importirten Taschentücher, wie sie in den Faktoreien an der Küste zu einem Shilling das Stück zu haben sind, und das auf verschiedene Weise zwischen den Beinen durch und auf Bauch und Rücken über eine um die Lenden gebundene Schnur gezogen wird. Verheirathete Frauen tragen gewöhnlich einen Streifen von selbstgefertigtem oder importirtem Baumwollenzeug, entweder bedruckt oder von blauer Farbe, um die Lenden gewunden, das bis unter die Kniee reicht und den ganzen Oberkörper unbedeckt lässt. Nur an Festen oder auf Ausgängen tragen die Männer, und auch dann nur die vornehmen, ein einfaches, ärmelloses, langes Hemd (*country gown*) von inländischem Tuch oder importirtem, meist

Modi- oder Aussageformen, insofern man diese als bestehend betrachten will, nicht alterirt.

10⁰. Die Hülfszeitwörter *sein* und *haben* (*bé*) werden sehr oft weggelassen. So sagt man z. B. nicht, das Haus ist gross, sondern *king kulṅ* (Haus gross), wohl aber: *n' ga bé niehṅ* oder *m' bé niehṅ* (ich bin hier), oder *m' be n' dschah* (wörtl. ich bin mein Heim), ich bin daheim; *m' bĭh n' dschah*, ich bin nicht daheim (*bĭh* = bin nicht), oder *miehṅ be m' bŭluh* (wörtl. Messer hat meine Hand), ich habe ein Messer, oder: *gbwándĭ be* (oder *a be*) *gbwúru* (wörtl. Hitze hat meine Haut), ich habe Fieber.

11⁰. Eine weit bedeutendere Rolle spielen die Pronomina, die verdienen, hier eingehend betrachtet zu werden.

a. Personale Pronomina.

ich, meiner, mir, mich	*nah* oder *n'ga*, verkürzt *m'* (*m' fah*, mein Vater)
du, deiner, dir, dich	*i* oder *iwah*, auch íah
er (sie, es), seiner, ihm, ihn	*a* oder *áwah*
wir, unser, uns, uns	*muhṅ*
ihr, euer, euch, euch	*uoh* (*woh*)
sie, ihrer, ihnen, sie	*ánuhṅ* (auch wohl, zu Gunsten des Wohlklanges, *ánua* oder *ánda*).

b. Possessive Pronomina.

mein, dein, sein (ihr, sein), unser, euer, ihr, sind von den personalen Pronomina nicht verschieden.

c. Demonstrative Pronomina.

Sing. dieser, diese, dieses	*ké* oder *ké mé; kai mé* = dieser Mann.
„ jener, jene, jenes	*ké mé nuhṅ* (dieser dort) *kai mé nuhṅ* = jener Mann (wörtl.: dieser Mann dort).
Plur. diese, e, e	*ké mé nu* (Verkürzung von *ké mé ĕnu*); *kai mé nu* = diese Männer.
„ jene, e, e	*ké mé nu nuhṅ* (Verkürzung von *ké mé ĕnu nuhṅ*); *kai mé nu nuhṅ* = jene Männer.

d. Relative Pronomina.

Sing. welcher, welche, welches	*muhṅ; kai múhṅ nah* = der Mann, welcher kommt.
Plur. welche, welche, welche	*muhṅ; kai ĕnu múhṅ nah* = die Männer, welche kommen.

e. Interrogative Pronomina.

wer, wessen, wem, wen?	*dscho? — dscho bé niehǹ?* = Wer ist hier?
was, wessen, wem, was?	*m'bǐh* oder *bǐh fing? — m'bǐh bé niehǹ* = Was ist hier?
welcher, welche, welches	*ména*

f. Indefinitive Pronomina.

Jemand	*moh* (Person); *moh bé niehǹ?* = Ist Jemand hier?
Niemand	*moh noh* (keine Person); *moh m'bǐh niehǹ?* (Ist Niemand hier? wörtl. Jemand ist nicht hier?).

12°. Die Veysprache hat eine Menge Suffixe, welche die verschiedenartigsten Bedeutungen haben können und die meist als Endsilbe gebraucht werden. Einer der am häufigsten vorkommenden ist die Endung *ro*, wie in *kiro* (schlafen), *n'dscháro* (vor mir), *nah náhro* (ich komme wieder), *nah dschēle ro* (ich komme wieder zurück).

13°. Ein und dasselbe Wort dient oft als Ausdruck für verschiedene, weit aus einander liegende Begriffe. So bedeutet z. B. das Wort *kóro* Reis, Bach, unten, unterhalb, alt.

Die Veysprache ist auch darum interessanter als alle anderen, weil sie eine eigene Schrift besitzt, die von Dualu Búkere, dem Vater des gegenwärtigen Häuptlings von Mendo, in den dreissiger Jahren erfunden und verbreitet wurde. Diese Schrift ist allgemeines Eigenthum des eingebornen Adels, d. h. der Familien von Fürsten und Häuptlingen, geworden und wird sehr häufig gebraucht. In Hokhië hatte ich einen Bedienten, der seinem am Mahfa River wohnenden Vater oft lange, in dieser Schrift verfasste Briefe schrieb. Wie die Schüler der Mandingoderwische, so benutzen auch die Söhne der Vey (die Töchter wird diese Kunst nicht gelehrt) zum Erlernen des Schreibens hölzerne Tafeln mit einem Handgriff am untern Ende. Als Feder dient ein Streifen der harten Rinde eines Palmblattschaftes, das vorn wie eine Feder zugeschnitten und gespalten wird, und die schwarze Tinte wird aus gewissen Pflanzensäften bereitet. Ist die Schreibtafel vollgeschrieben, so wird sie abgewaschen und getrocknet, um aufs Neue gebraucht zu werden. Es machte stets einen sehr angenehmen Eindruck auf mich, wenn ich sah, wie ein Vater seinen

Sohn schreiben lehrte, oder wie einige kleine Jungen, oft sogar des Abends beim Feuerschein, ihre Holztafeln mit den wunderlichen Zeichen der Veyschrift bemalten (siehe das Titelbild dieses Capitels). Oberflächlich betrachtet, wird man durch die Zeichen an die arabische Schrift erinnert, doch hat dieselbe mit der letztern nichts gemein und wird auch, wie die unsrige, von links nach rechts geschrieben, nicht wie Arabisch, von rechts nach links. Es ist keine Buchstabenschrift, sondern eine Aneinanderreihung von Zeichen, von denen jedes einen Laut (Silbe) repräsentirt, z. B.. = *ta* (Feuer), = *dschih* (Wasser), = *kóhla* (Tuch), = *gbwálla* (Hut), = *ka* (verkaufen), = *kaka* (viele), = *m'fah* (mein Herr).

Bevor ich zu der Zusammenstellung der Wörterliste übergehe, sei mir erlaubt, auf den Ursprung der Ortsnamen aufmerksam zu machen, von denen beinahe jeder seine besondere Bedeutung hat (siehe auch die Bemerkung über die Endung *jah* in der Note auf Seite 235). Die Ortsnamen, deren Bedeutung ich in Erfahrung bringen konnte, sind folgende:

Besseh (*Gbwésseh*) = Gehe fort! (wegen Kriegsgefahr) (Vey).

Bussicóro = Unter dem Sauerpflaumenbaum (Vey).

Béndoo = Geeignetes (passendes) Haus (Vey).

Bieh Sóforeh = Soforeh's Wald (Golah).

Bandacóro = Unter dem Wollbaum (Vey).

Bombómmo = Am Creek Bombom gelegen (Golah).

Búluma = Im Grünen, weil in einer Grasfläche liegend (Vey).

Cába (spr. *Keba*), Verkürzung von *kéle ában* = Krieg beendet, weil dort ein Friede geschlossen wurde (Vey).

Cánga = Bambumatte (Golah).

Cámbamah = Auf dem Grabe, *kámba* = Grab; weil dort die Hauptfrau des Häuptlings Wuli begraben ist (Vey).

Cobólia[1]), liberianische Aussprache für *kúru-búli; kúru* = Fass, *búli* = rennen (Vey).

---

[1]) Cobolia hatte früher einen andern Namen. Einmal waren am Ufer einige Fässer aufgestapelt, die während der Nacht durch Hochwasser weggeschwemmt wurden. Das Volk trieb mit den unvorsichtigen Leuten seinen Spott und nannte fortan die Stadt scherzweise „rollendes Fass," welcher Name so viel Anklang fand, dass er den andern gänzlich verdrängte.

Dáhtiĕ = *dah* (Mund), *tiĕ* (geschnitten), künstlicher Hafen (Vey).
Dúcoro = Unter dem Hause (Leuchtthurm) (Veyname für Monrovia).
Fáli = Krokodil, wahrscheinlich weil man dort ein solches lebend gehalten hat (Vey).
Frássa = Zufriedenheit (*fára* = Herz, *sa* = liegt), weil es dort viel Palmwein giebt (Vey).
Glíma, Verkürzung von *gili mah* = ich gehe fort (Kosso).
Gónnama, Verkürzung von *gónoṅ náma* = neue Barrikade (Vey).
Gónoṅ = Barrikade (Vey).
Hókhiĕ, Verkürzung von *uoh kiro?* = schlafet Ihr? (Vey).
Jápaca = Ort einer grossen Schlange (Vey).
Járrah = Am Wasser, weil am Manna River liegend (Kosso).
Jóndoo = Sklavenhaus, früherer Stapelplatz für Sklaven (Vey).
Kissicóro = Unter den Steppenpfirsichen, weil es dort viele solche giebt (Vey).
Madína = Neue Stadt (Mandingo).
Máhfa = Nicht voll, weil die Ufer zu hoch (Vey).
Máima = Name einer Frau (Vey).
Ngarínga = Aufbruch, weil kriegerischen Einfällen der Kosso ausgesetzt (Kosso).
Pákaicóro = Unter dem Melonenbaum (Vey).
Píssu = Veyname für Fluss und See, weshalb sowohl Fisherman Lake als Grand Cape Mount River *píssu* genannt werden.
Passáro = Im Taschentuch; *gbwássa* = Taschentuch (Vey).
Salliejah = König Sallie's Ort (Vey).
San Jannama [1]) = *sándscha náma* = neue Stadt (Vey).
Sauwíra = Hohes Ufer (Golah).
Súlymah = Auf der Landzunge (Vey).
Toöcóro, Verkürzung von *Torocóro* = unter dem Kolabaum (Vey).
Tósso = Stille, stiller Platz (Vey).
Wácoro = Unter dem Berge; das heutige Robertsport (Vey).
Wáima = Ort, an dem viel *wai*, eine medicinale Schlingpflanze, wächst (Vey).
Wéahjah = Weah's Heim (Vey).
Wongicóro = Unter dem Wongibaum (Vey).

---

[1]) Eine Veystadt westlich vom Gallinas River.

WÖRTERLISTE DER VEYSPRACHE.

A.

ab, *boh.*
nimm den Hut ab! *i gbwálla boh!*
Abend, *dschéma.*
aber, *ke.*
heute nicht, aber morgen, *uélle mah, ke sinna.*
abreisen, weggehen, *boh.*
Abscess, *súlu.*
abschaffen, erledigen, *bañ.*
Absicht, *meñ, méñli.*
Adler, *kwándscha.*
Ader, *vánja.*
eine Ader ist zerschnitten, *vanja tiĕ.*
Affe, *gbwong.*
Albino, *moh gbwéma* (weisse Person)[1].
Alle, *gbwi.*
alles, *fing gbwi* (wörtl. alle Dinge).
alle zusammen, *gbwi gbwássalĭ.*
allein, *dó biñ.*
alt, *kóro.*
alter Mann, *kai kóro.*
wie alt bist du?
iah sañ kámma mah?
du Jahre wie viele gemacht (wie viele Jahre hast du gemacht?).
Ameise, *dídi.*
Amerika, *pó oro, pŭrŭ.*
Amerikaner, *póoro moh* (Am. Person).
Ananas, *kiffi.*
Anker, *dóla.*
Antilope, *kela.*
antworten, *dáu.*
ich antworte, *ndh dau.*
antworte! *i dau!*
anziehen, kleiden, *dŭng.*
Kleider anziehen, *kóla dŭng.*
arbeiten, *soh ké.*
Arbeiter, *soh ké kai.*
arm, *dschau* oder *dscháuli.*
Arm, *káffa.*
Armband, *káffa diñ.*
Asche, *búla.*
Ast, *kong búlĭ* (wörtl. Baum-Hand).
Astgabel, *tólañ.*
auf, *kúma.*
auf dem Tische, *mássa kúma.*
Auge, *dscha.*
Augapfel, *dschá gbwo.*
Augenbraunen, *dscha kúndi* (wörtl. Augenhaar).
aus, heraus, hinaus, *bo.*
geh' aus dem Hause! *i bo king buro* (wörtl. du aus Hauses Bauch).
Auster, *úoi.*
Axt, *tieh li.*

B.

Bach, *kóro.*
backen, *dschilla.*
baden, waschen, *koh.*
bald, sofort, *sa ána.*
Ball (Kugel), *kóndschĕ.*
Banane, *bána.*
bange, *miuja.*
Bank, *béndschy* (n. d. Engl. *bench*).

---

[1]) Albinos sowohl als richtige Weisse und sehr helle Mulatten werden so genannt.

bar, bloss, *gbwánda.*
barfuss, *king gbwánda.*
barhaupt, *kuṅ gbwánda.*
Barrikade, *gónoṅ.*
Bart, *bója.*
Batate, *dschówĕ.*
Bauch, *búro.*
bauen, *soh.*
ein Haus bauen, *kíng soh.*
Baum, *kong.*
Baumwolle (aller Art), *fándi.*
Baumwollstrauch, *fándi.*
bedecken, *bung.*
Beere, Blume, Frucht, *gbwo* oder *kóng gbwo.*
begegnen, *ñoh béĭṅ.*
begraben, *táu.*
Begräbnissplatz, *kámba ma.*
behandeln, halten, *bla.*
ich behandle ihn gut, *náh bla a bélĕ.*
(ich halte ihn fest), „ „ „ „
beide, *fĕlá* (zwei).
beide Hände, *búlĭ fĕlá.*
Bein (Glied), *kĭng dscháro.*
beinahe, *díng toh* (wörtl. wenig fehlt).
beissen, *kíng.*
bellen, *gbwáru.*
der Hund bellt, *wúlu gbwáru.*
Berg, *wólah, wah.*
bergen, verbergen, *nuhṅ.*
Bericht, *kúle* (Wort).
ich bringe dir Bericht, *nah kúle ĭ bára* (wörtl. ich Worte dir bringe).
berühren *bŭh túah* (*bŭh* = Verkürzung von *bŭlĕ* [Hand]).
beschäftigt, thätig, *bálĕ.*
beschämt, schamhaft, *málŭ.*
beschuldigen, *báh mah.*
ich beschuldige ihn, *n'bah á mah.*
Besen, *pŭh, gbwángbwa.*
betrübt, *kĭnni.*
wir sind betrübt, *kĭnni bé muhṅ* (wörtl. betrübt sind wir).
betrügen, *káffa.*
Betrüger, *káffa moh* (wörtl. Betrugperson).
betrunken, *gbwé bla* (wörtl. Rhum erwischt).
er ist betrunken, *gbweh a bla* (wörtl. Rhum ihn erwischt).
Bett, *gbwíngbwĭ.*
ich gehe zu Bett, *nah tá sa* (wörtl. ich gehe liegen).
bewahren, beaufsichtigen, *kúmma féle* (wörtl. übersehen).
bewölkt, *bleáhlĭ.*
der Himmel ist bewölkt, *bánda bleáhlĭ.*
bezahlen, Bezahlung, *páwa.*
Bibel, *kámba gbwúru* (wörtl. Gott-Buch).
biegen, doppelt, *kúnda.*
Beine, Honig, *kúmmu.*
Bier (importirtes), *kávlu dschih* (wörtl. Rotang-Wasser).
Bier (aus Waldpflaumen), *kóla dschih* (wörtl. Pflaumenwasser).
binden, *kílĭ.*
bitter, *bóna.*
blasen, *fé.*
Blasebalg, *toaṅ.*
Blatt (einer Pflanze), *dschámba.*
blau, *fĭma* (schwarz).
blind, *dscha búnde* (wörtl. Auge bedeckt).
Blitz *bánda mémmeli* (wörtl. Himmelspiegel).
Blume, Frucht *kóng gbwo.*
Blut, *wúlĭ.*
Blutegel, *níh tih.*
Boden, Erde, *dúmah.*
Bogen (Waffe), Pfeil, *toṅ gbwálla.*
Boot, Ruderboot, *bah.*
Bote, Botschafter, *tĭnduh.*
Brandung *kwói gbwuh* (wörtl. Seeklumpen).
braun, (kein eigenes Wort).
brechen, *káli.*
brennen, *bĭnda.*
es brennt gut, *a bĭnda béhbeh.*

Brett, Planke, *gbwing bwŭlĭ.*
bringen, *náh la.*
bringe mein Gewehr, *i nah náh buh.*
Brücke, *sang.*
Bruder, *njama káima.*
Brust, *dúro.*
Buch, Papier, *gbwúrŭ.*
Büchse (Gefäss), *pany* (nach dem Englischen *pan*).
Buschwald, *soh gbwéngbwe* (wörtl. kleines Holz).
Butter, *mah tinga.*

C.

Canoe, Fahrzeug, *dénde.*
Chimpanse, *wúrŭ.*
Christ, *kámba moh* (Gott-Person).
Creek, *dŭndi.*

D.

Dach, *king kumma* (wörtl. Hausdeckel).
Dampfboot, *sissi dénde* (wörtl. Rauch-Fahrzeug).
danken, *s'sé.*
danke bestens, mein Herr, *i s'sé héh, m'fah.*
Daumen, *bŭlŭ kúmba.*
Deckel, *kúmma.*
denken, *ro* oder *do; n'do* (ich denke), *áro* (er denkt).
dick (gross), *bah, kŭrŭ.*
Dickicht, *bómbo.*
Dieb, *kań moh* (Diebstahl-Person).
Diebstahl, stehlen, *kań.*
dieser, diese, dieses, *ké.*
diesseits, *niehń báo* (wörtl. hierseits).
Ding, Sache, *fing.*
Dinte, *dúah.*
Doktor, Arzt, *búli moh* (Medizin-Person).
Dollar, *páttah.*
Donner, *bánda kwoálĭ* (Himmellärm).
doppelt, *kúnda.*
Doppelflinte, *fĕlá n'ding buh* (wörtl. Zwillingsgewehr).
Dorf (halftown), *vah.*
Dorn, dornig, *wŭli.*
dort, *nuhń.*
dünn, *máh kŭrŭ* (wörtl. nicht gross).
dunkel, *diffi.*
durch's Wasser gehen, *dschih tié* (Wasser schneiden).
Durst, durstig, *dschih kĭlĭ* (Wasser rufen).

E.

Ebbe, *dschih gbwálĭ* (trockenes Wasser).
Ecke, *sŭli.*
Ei, *kĭri.*
Eichhörnchen, *wánscha.*
Erdeichhörnchen, *kéh koro.*
Eid, schwören, *mai.*
Eidechse (kleine Haus-), *gbwéhni.*
einlegen, *dŭng.*
einpacken, *dih, tóndo.*
eintreten (in ein Haus etc.), *dŭń.*
tritt ein! *i dŭń.*
Eisen, *kúndi.*
Elephant, *kámma.*
Elfenbein, *kámma njiń* (Elephantenzahn).
Ellbogen, *noń.*
Ende, *sŭń, sŭnda.*
enge, schmal, *máh kuru* (nicht gross).
Englisch, *púro dúwo* (amerikanische Sprache).
Ente, *púro kúndĭ* (amerikanischer Vogel).
Enterich, *púro (kúndĭ) káima.*
entrinnen, *foh*
Erde, Boden, *dúmah.*
erlauben, *dau.*

ich erlaube ihm zu kommen, *n'dau a náh qua.*
erstens, der Erste, *síndschĭ.*
erwachen, *kúne.*
erzählen, *foh.*
Erzählung, *fánĭ* (auch *tĕlĭ*, nach dem engl. *tale*).
essen, *dong.*
Esswaaren, Mahlzeit, *dong fing.*
Essgabel, *forky* (nach dem engl. *fork*).
etwas, *fing bóro.*
Eule, *hiṅ hiṅ.*

F.

Faden, Klafter, *bĕlá.*
Fächer, *fé-fing* (Blase-Ding).
fächeln, blasen, *fé.*
Fahrzeuge aller Art, *dénde.*
fallen, *bĕlá.*
falle nicht! *i máh bĕlá!*
Familie, Leute, *móh ĕnú.*
fangen, *bĕlá.*
Farm, Pflanzung, *sénne.*
Fass, *kúrŭ.*
Feder, *kúndi kúndi* (Vogelhaar).
Feder (zum Schreiben), *bángulu* (Bambu).
Fenster, *dschín dah.*
Feind, *béle móh ĕnú* (Kriegsvolk).
fern, *dscháoṅ.*
fest, *gbwaṅ.*
festbinden, *kĭli gbwaṅ.*
fett, *tólo.*
Feuer, *ta.*
Feuer machen, *ta fé* (Feuer anblasen).
Feuerstein, *buh sing* (Gewehrstein).
Fieber, heisses, *mani gbwándi.*
Fieberfrost, Schüttelfrost, *kíma.*
finden, *kohṅ.*
Finger, *bŭ ŭ dúlĭ* (Verk. v. *bŭrŭ dúlĭ*).
Fingernagel, *kéndschi, bŭlŭ dúlĭ kéndschi.*
Fingerring, *bŭrŭ ding.*
finster, *diffi.*
Fisch, *njehṅ.*
Fischer, *njehṅ bĕlá moh* (Fischfangperson).
Fischangel, *dŭli.*
Fischnetz, *dschálla.*
Fischspeer, *suh.*
flach, horizontal, *tándi.*
Flasche, *sáni*
Fledermaus, *tóaṅ.*
Fleisch, *súïé.*
Fliege, *síssi.*
fliegen, *pih.*
fliehen, *bŭli.*
fliessen, passieren, *bílĭ.*
Flügel, Arm, Schulter, *káffah.*
Floss, *doh.*
Flosse, *káffah.*
Fluss, *pissu.*
Fluth (des Meeres), *dschih fálĭ* (wörtl. volles Wasser).
fragen, fordern, *tússa.*
Friede, *ko sálĭ* (Palaver erledigt).
Frosch, *gbwing bwĭ.*
Frosch (Riesen-), *númu.*
Frucht, Blume, Knospe, *kóng gbwo.*
früh, *saï.*
früh morgens, *sáma sáma* (wörtl. Morgen Morgen).
Frühstück, *sama dóng fing* (wörtl. Morgenmahl).
frei, *mándscha wúlu* (wörtl. königgeboren).
Freier, ein, *mándscha ding* (Königssohn).
Freund, *dia moh* (liebe Person).
fürchten, Furcht, *minja.*
Fuss, *king.*
füttern, ernähren, *koh.*
Futter, Nahrung, *dóng fing.*

WÖRTERLISTE DER VEYSPRACHE.

A.

ab, *boh.*
nimm den Hut ab! *i gbwálla boh!*
Abend, *dschéma.*
aber, *ke.*
heute nicht, aber morgen, *uélle mah, ke sínna.*
abreisen, weggehen, *boh.*
Abscess, *súlu.*
abschaffen, erledigen, *bañ.*
Absicht, *meñ, méñli.*
Adler, *kwándscha.*
Ader, *vánja.*
eine Ader ist zerschnitten, *vanja tiĕ.*
Affe, *gbwong.*
Albino, *moh gbwéma* (weisse Person) [1]).
Alle, *gbwi.*
alles, *fing gbwi* (wörtl. alle Dinge).
alle zusammen, *gbwi gbwássañ.*
allein, *dó biñ.*
alt, *kóro.*
alter Mann, *kai kóro.*
wie alt bist du?
iah sañ kámma mah?
du Jahre wie viele gemacht (wie viele Jahre hast du gemacht?).
Ameise, *dídi.*
Amerika, *pó oro, pŭrŭ.*
Amerikaner, *póoro moh* (Am. Person).
Ananas, *kiffi.*
Anker, *dóla.*
Antilope, *kela.*
antworten, *dáu.*
ich antworte, *náh dau.*
antworte! *í dau!*
anziehen, kleiden, *dŭng.*
Kleider anziehen, *kóla dŭng.*
arbeiten, *soh ké.*
Arbeiter, *soh ké kai.*
arm, *dschau* oder *dscháuli.*
Arm, *káffa.*
Armband, *káffa diñ.*
Asche, *búla.*
Ast, *kong búñ* (wörtl. Baum-Hand).
Astgabel, *tólañ.*
auf, *kúma.*
auf dem Tische, *mássa kúma.*
Auge, *dscha.*
Augapfel, *dschá gbwo.*
Augenbraunen, *dscha kúndi* (wörtl. Augenhaar).
aus, heraus, hinaus, *bo.*
geh' aus dem Hause! *í bo king buro* (wörtl. du aus Hauses Bauch).
Auster, *úoi.*
Axt, *tíeh li.*

B.

Bach, *kóro.*
backen, *dschílla.*
baden, waschen, *koh.*
bald, sofort, *sa ána.*
Ball (Kugel), *kóndschĕ.*
Banane, *bána.*
bange, *miuja.*
Bank, *béndschy* (n. d. Engl. *bench*).

[1]) Albinos sowohl als richtige Weisse und sehr helle Mulatten werden so genannt.

bar, bloss, *gbwánda.*
barfuss, *king gbwánda.*
barhaupt, *kuṅ gbwánda.*
Barrikade, *gónoṅ.*
Bart, *bója.*
Batate, *dschówĕ.*
Bauch, *búro.*
bauen, *soh.*
ein Haus bauen, *king soh.*
Baum, *kong.*
Baumwolle (aller Art), *fándi.*
Baumwollstrauch, *fándi.*
bedecken, *bung.*
Beere, Blume, Frucht, *gbwo* oder *kóng gbwo.*
begegnen, *ñoh béĭṅ.*
begraben, *táu.*
Begräbnissplatz, *kámba ma.*
behandeln, halten, *bla.*
ich behandle ihn gut, *náh bla a bélĕ.*
(ich halte ihn fest), „ „ „ „
beide, *fĕlá* (zwei).
beide Hände, *búlĭ fĕlá.*
Bein (Glied), *kĭng dscháro.*
beinahe, *díng toh* (wörtl. wenig fehlt).
beissen, *kíng.*
bellen, *gbwáru.*
der Hund bellt, *wúlu gbwáru.*
Berg, *wólah, wah.*
bergen, verbergen, *nuhṅ.*
Bericht, *kúle* (Wort).
ich bringe dir Bericht, *nah kúle ĭ bára* (wörtl. ich Worte dir bringe).
berühren *bŭh túah* (*bŭh* = Verkürzung von *bŭlĕ* [Hand]).
beschäftigt, thätig, *bálĕ.*
beschämt, schamhaft, *málŭ.*
beschuldigen, *báh mah.*
ich beschuldige ihn, *n'bah á mah.*
Besen, *pŭh, gbwángbwa.*
betrübt, *kĭnni.*
wir sind betrübt, *kĭnni bé muhṅ* (wörtl. betrübt sind wir).
betrügen, *káffa.*
Betrüger, *káffa moh* (wörtl. Betrugperson).
betrunken, *gbwé bla* (wörtl. Rhum erwischt).
er ist betrunken, *gbweh a bla* (wörtl. Rhum ihn erwischt).
Bett, *gbwingbwĭ.*
ich gehe zu Bett, *nah tá sa* (wörtl. ich gehe liegen).
bewahren, beaufsichtigen, *kúmma féle* (wörtl. übersehen).
bewölkt, *bleáhlĭ.*
der Himmel ist bewölkt, *bánda bleáhlĭ.*
bezahlen, Bezahlung, *páwa.*
Bibel, *kámba gbwúru* (wörtl. Gott-Buch).
biegen, doppelt, *kúnda.*
Beine, Honig, *kúmmu.*
Bier (importirtes), *kávlu dschih* (wörtl. Rotang-Wasser).
Bier (aus Waldpflaumen), *kóla dschih* (wörtl. Pflaumenwasser).
binden, *kilĭ.*
bitter, *bóna.*
blasen, *fé.*
Blasebalg, *toaṅ.*
Blatt (einer Pflanze), *dschámba.*
blau, *fĭma* (schwarz).
blind, *dscha búnde* (wörtl. Auge bedeckt).
Blitz *bánda mémmeli* (wörtl. Himmelspiegel).
Blume, Frucht *kóng gbwo.*
Blut, *wúlĭ.*
Blutegel, *níh tih.*
Boden, Erde, *dúmah.*
Bogen (Waffe), Pfeil, *toṅ gbwálla.*
Boot, Ruderboot, *bah.*
Bote, Botschafter, *tĭnduh.*
Brandung *kwói gbwuh* (wörtl. Seeklumpen).
braun, (kein eigenes Wort).
brechen, *káli.*
brennen, *bĭnda.*
es brennt gut, *a bĭnda béhbeh.*

Brett, Planke, *gbwíng bwīlī.*
bringen, *náh la.*
bringe mein Gewehr, *i nah náh buh.*
Brücke, *sang.*
Bruder, *njama káima.*
Brust, *dúro.*
Buch, Papier, *gbwúrŭ.*
Büchse (Gefüss), *pany* (nach dem Englischen *pan*).
Buschwald, *soh gbwéngbwe* (wörtl. kleines Holz).
Butter, *mah tinga.*

C.

Canoe, Fahrzeug, *dénde.*
Chimpanse, *wúrŭ.*
Christ, *kámba moh* (Gott-Person).
Creek, *dŭndi.*

D.

Dach, *king kumma* (wörtl. Hausdeckel).
Dampfboot, *sissi dénde* (wörtl. Rauch-Fahrzeug).
danken, *s'sé.*
danke bestens, mein Herr, *i s sé héh, m'fah.*
Daumen, *bŭlŭ kúmba.*
Deckel, *kúmma.*
denken, *ro* oder *do; n do* (ich denke), *áro* (er denkt).
dick (gross), *bah, kŭrŭ.*
Dickicht, *bómbo.*
Dieb, *kań moh* (Diebstahl-Person).
Diebstahl, stehlen, *kań.*
dieser, diese, dieses, *ké.*
diesseits, *niehń báo* (wörtl. hierseits).
Ding, Sache, *fing.*
Dinte, *dúah.*
Doktor, Arzt, *búli moh* (Medizin-Person).
Dollar, *páttah.*
Donner, *bánda kwoálī* (Himmellärm).
doppelt, *kúnda.*
Doppelflinte, *fēlá n'ding buh* (wörtl. Zwillingsgewehr).
Dorf (halftown), *vah.*
Dorn, dornig, *wŭli.*
dort, *nuhń.*
dünn, *máh kŭrŭ* (wörtl. nicht gross).
dunkel, *diffi.*
durch's Wasser gehen, *dschih tié* (Wasser schneiden).
Durst, durstig, *dschih kīlī* (Wasser rufen).

E.

Ebbe, *dschih gbwálī* (trockenes Wasser).
Ecke, *sŭli.*
Ei, *kĭri.*
Eichhörnchen, *wánscha.*
Erdeichhörnchen, *kéh koro.*
Eid, schwören, *mai.*
Eidechse (kleine Haus-), *gbwéhni.*
einlegen, *dŭng.*
einpacken, *dih, tóndo.*
eintreten (in ein Haus etc.), *dŭń.*
tritt ein! *i dŭń.*
Eisen, *kúndi.*
Elephant, *kámma.*
Elfenbein, *kámma njiń* (Elephantenzahn).
Ellbogen, *noń.*
Ende, *sŭń, sŭnda.*
enge, schmal, *máh kuru* (nicht gross).
Englisch, *púro dúwo* (amerikanische Sprache).
Ente, *púro kúndī* (amerikanischer Vogel).
Enterich, *púro* (*kúndī*) *káima.*
entrinnen, *foh*
Erde, Boden, *dúmah.*
erlauben, *dau.*

ich erlaube ihm zu kommen, *n'dau a náh qua.*
erstens, der Erste, *sindschĭ.*
erwachen, *kúne.*
erzählen, *foh.*
Erzählung, *fánĭ* (auch *tĕlĭ*, nach dem engl. *tale*).
essen, *dong.*
Esswaaren, Mahlzeit, *dong fing.*
Essgabel, *forky* (nach dem engl. *fork*).
etwas, *fing bóro.*
Eule, *hiṅ hiṅ.*

F.

Faden, Klafter, *bĕlá.*
Fächer, *fé-fing* (Blase-Ding).
fächeln, blasen, *fé.*
Fahrzeuge aller Art, *dénde.*
fallen, *bĕlá.*
falle nicht! *i máh bĕlá!*
Familie, Leute, *móh ĕnú.*
fangen, *bĕlá.*
Farm, Pflanzung, *sénne.*
Fass, *kúrŭ.*
Feder, *kúndi kúndi* (Vogelhaar).
Feder (zum Schreiben), *bángulu* (Bambu).
Fenster, *dschin dah.*
Feind, *bĕle móh ĕnú* (Kriegsvolk).
fern, *dscháoṅ.*
fest, *gbwaṅ.*
festbinden, *kĭli gbwaṅ.*
fett, *tólo.*
Feuer, *ta.*
Feuer machen, *ta fé* (Feuer anblasen).
Feuerstein, *buh sing* (Gewehrstein).
Fieber, heisses, *mani gbwándi.*
Fieberfrost, Schüttelfrost, *kima.*
finden, *kohṅ.*
Finger, *bŭ ŭ dúlĭ* (Verk. v. *bŭrŭ dúlĭ*).
Fingernagel, *kéndschi, bŭlŭ dúlĭ kéndschi.*
Fingerring, *bŭrŭ ding.*
finster, *diffi.*
Fisch, *njehṅ.*
Fischer, *njehṅ bĕlá moh* (Fischfangperson).
Fischangel, *dŭli.*
Fischnetz, *dschálla.*
Fischspeer, *suh.*
flach, horizontal, *tándi.*
Flasche, *síni*
Fledermaus, *tóaṅ.*
Fleisch, *súïé.*
Fliege, *síssi.*
fliegen, *pih.*
fliehen, *bùli.*
fliessen, passieren, *bílĭ.*
Flügel, Arm, Schulter, *káffah.*
Floss, *doh.*
Flosse, *káffah.*
Fluss, *pissu.*
Fluth (des Meeres), *dschih fálĭ* (wörtl. volles Wasser).
fragen, fordern, *tússa.*
Friede, *ko sálĭ* (Palaver erledigt).
Frosch, *gbwing bwĭ.*
Frosch (Riesen-), *númu.*
Frucht, Blume, Knospe, *kóng gbwo.*
früh, *saï.*
früh morgens, *sáma sáma* (wörtl. Morgen Morgen).
Frühstück, *sama dóng fing* (wörtl. Morgenmahl).
frei, *mándscha wúlu* (wörtl. königgeboren).
Freier, ein, *mándscha ding* (Königssohn).
Freund, *dia moh* (liebe Person).
fürchten, Furcht, *mínja.*
Fuss, *king.*
füttern, ernähren, *koh.*
Futter, Nahrung, *dóng fing.*

wie viele Jahre? *sáng kama?*
jeder, jede, jedes, *gbwi.*
jemand, *moh.*
jenseits, drüben, *nuh bao.*
jenseits des Wassers, *núh dschih báo.*
jetzt, sofort, *sá ána.*
jung, *dúli.*
Jungfrau (*virgo*), *bóni.*

K.

Käfig, *kuh.*
Kaffee, *kóffi* (englischen Ursprung).
Kaffeebaum, *kóffi kong.*
Kaffeefarm, *kóffi séne.*
kalt, *kíma.*
Kamm, *faĭ.*
Kanone, *dúa.*
Kanonenkugel, *dúa kóndscha.*
Kassave, *gbwássa.*
Kassavefarm, *gbwássa séné.*
Katze, *mangáĭĭ.*
kaufen, *sang.*
Kaufmann, *féĭĭ moh* (Handelsperson).
Kehle, *kanjoro.*
Kehricht, *gbwúffu.*
kein, *bĭh.*
kein Mensch, *móh bĭh.*
Kessel, *vássi.*
Kette, *dschoh.*
Kind, *ding.*
Kinn, *dschínni* (Englisch).
Kiste, Koffer, *kángala, kángara.*
Klaue, *kéndshi.*
Klinge, *mi ehṅ gbwándscha* (nacktes Messer).
klein, *messe, ding.*
klettern, *sélle.*
Knabe, *ding káima.*
Knie, *kúmbli.*
knieen, *bung.*
knie nieder! *í bung!*
Knochen, *kúlee.*
kochen, *tá.*
König, *mándscha.*
Königin, *quihnĭ* (engl.).
Kohle (Holz-), *fúndĭ.*
Kokosnuss, *púrŭ kóndsche* (amerikanische Nuss).
Kolanuss, *tóro.*
kommen, *nah.*
komm! *í nah!*
komm hieher! *í nah niĕhṅ!*
kommt er? *á nah?*
ja, er kommt, *ehṅ, a nah.*
Kopf, *kŭng.*
Kopfschmerz, *kúng dŭng.*
Korb, *sámba.*
Kornbranntwein, *dschĭnni* (Engl. *gin*).
Krabbe, *káwolo, káwolĕ.*
krank, Krankheit, *kĭlla, kĭllahĭĭ.*
Krieg, *kéle.*
Kriegsfürst, *kéle mandscha.*
Kriegshorn, *kéle búlu.*
Kriegspalaver, *kéle ko.*
Krieger, *kúwah.*
Kriegsoberster, *kúma kúwah.*
Kröte, *tútti.*
Krokodil, gewöhnliches, *fáli.*
Krokodil, kurzschnauziges, *fáli dschong* (Alligator-Sklave).
krumm, *kúnda.*
küssen, bei den Eingebornen nicht gebräuchlich.
Kugel, *kóndsche.*
Kuh, *nihṅ, sih.*
kurz, *kúndu.*

L.

lachen, auslachen, *dschélle.*
laden, das Gewehr —, *buh sósso.*
Lärm, *uósse.*
Land, *bólu, dúma.*

Veyland, *Vey bólu.*
Landungsplatz, Hafen, *dah tiĕ* (wörtl. geschnittener Mund).
lang, hoch, tief, *dscháng.*
langsam, *tóhkeh, támah.*
er geht langsam, *a ta támah.*
lassen, *boh.*
lass es! *bóh kah!*
lasst uns gehen, *muhn̈ ta* (wörtl. gehen wir).
Laus, *n'ja.*
laut, stark, *gána.*
leben, lebend, *kénde.*
ich lebe, *n'kénde* (Verk. v. *nah kénde*).
Leber, Herz, *fála.*
Leder, Haut, *gbwúrŭ, súiĕ gbwúru* (Thierhaut).
leer, *fúlu.*
leere Flasche, *sanĭ fúlu.*
legen, liegen, *sa.*
lege es hier nieder! *i a sá niĕhn̈!*
das Huhn legt ein Ei, *tiĕh a kiri sa.*
leicht (Gewicht), *mah fánja* (nicht schwer).
Leine, Tau, Schnur, *dschúlu.*
Fischleine, *dŭli dschúlu* (Angelleine).
leihen, borgen, *síngela.*
leise, *tóhkiĕ.*
Leopard, *kóli.*
lieben, *díah.*
ich liebe dich, *náh i díah.*
ich liebe dich nicht, *máh i díah.*
Lied, *dong.*
Limone, *dúmbli gbwo mésse* (wörtl. kleinsamige Orange).
Lippe, *dah gbwúru* (wörtl. Mundhaut).
Loch, *soh.*
lügen, Lüge, *fáni.*
lüge nicht! *í mah fáni fo* (erzähle keine Lüge).

M.

Maass, messen, *súma.*
machen, *mah.*
Mädchen, *ding mússuma* (kleine [junge] Frau).
Magen, *bu, búro.*
Mahlzeit, Nahrung, *dóngfing.*
Maïs, *n'jórŏn̈.*
Mann, *kái.*
Matte, *uálla.*
Maus, Ratte, *tóla.*
Meer, *kuói.*
Mehl, inländisches, *deh.*
Mehl, importirtes, Brod, *gbwóffu.*
mein, *nah.*
dies ist mein Hut, *nah gbwálla mé* (wörtl. mein Hut dies).
Messer, *miĕhn̈.*
Metall, edles, *káni.*
Milch, *sússu dschih* (wörtl. Brustwasser).
mischen, Mischung, *bassa.*
Missionär, Geistliche, *kámba kai* (Gott-Mann). plur. *kamba mŏh ĕnu.*
mit, (kein eigenes Wort).
komm mit mir, *í nah múhn̈ fĕlá* (wörtl. du komm wir beide).
Mittag, *tĭn̈ káli* (Verk. von *tĭlĭ káli*, Sonnenbruch).
Mittagessen, *dschémah dóngfing* (Abendnahrung).
Mitternacht, *díffi won̈ ké ah té* (wörtl. Nacht wenn reicht zur Hälfte, d. h. wenn die Nacht die Mitte erreicht).
Monat, Mond, *kállĭ.*
Morgen, *sámah.*
morgen, *sínnah.*
Moskito, *só soli* (Verk. v. *soli soli*).
Mütze, *gbwólo.*
Mund, *dah.*
Mutter, *bah.*

N.

Nabel, *bálla.*
Nabelstrang, *bálla dschúlu.*
nach, nachher, hinter, *gbwáro.*
gehe, ich komme nach, *i ta, m'bé nah i gbwáro.*
Nacht, dunkel, finster, *diffi.*
Nacken, *kángoro* oder *kang.*
nackt, *gbwándscha.*
Nadel, *mésseli.*
nähen, *sóro, soh.*
Nähfaden, *fándi.*
Nagel, von Eisen, *dúndi mah* oder *suh.*
Nagel, von Holz, *bánguluh* (Bambu).
nahe, *m'máni.*
Nahrung, Speise, Futter, *dóngfing.*
Name, *toh.*
wie heissest du? *i toh n'dscho?*
mein Name ist Jim, *n'toh Jimmy.*
Narr, verrückt, *gbwo áli.*
Nase, *suṅ.*
nass, *dó gbwo.*
Nebel, nebelig, *dúlu* oder *dúru.*
neben, *máni* (Seite).
komm neben mich, *nah m'máni* (komm an meine Seite).
nehmen, *bĭh.*
geh und nimm es! *tá i a bĭh* (wörtl. geh du es nehmen).
nein, *sau, gbwúliuh.*
neu, *náma.*
nicht, *mah.*
nichts, *fing gbwánda* (kein Ding).
niedrig, *máh dschang* (nicht hoch).
niemand, *móh moh, móh bĭh.*
niemand ist hier, *moh bĭh niĕhṅ.*
noch, *wé.*
noch nicht, *mah wé.*
er ist noch nicht gekommen, *a máh nah wé* (wörtl. er nicht gekommen noch).
nochmals, wieder, *loh* oder *roh.*
ich komme wieder zurück, *m'be dschéle ro.*
nützlich, Nutzen, *tíndi.*
nutzlos, *mah tíndi.*

O.

oben, *kúmma.*
Oberste, der, die, das, *kúmma nah.*
Oberschenkel, *wúru.*
oder, *oh.*
ich oder du, *n'ga oh iwą.*
Oel, *túlu.*
Oelpalme, *tóngbwo.*
offen, öffnen, Oeffnung, *dáhka, dahkali, fúli.*
das Fenster ist offen, *dschindah dahkáli.*
oft, *kán gbwí banda.*
Ohr, *tŭrŭ.*
Ohrring, *tŭrŭ dĭng.*
Orange, *dúm bŭlĭ* oder *dúm bŭlŭ.*

P.

Palaver, *ko.*
Palaverhaus, *kó king.*
Palme (jede Art hat ihren eigenen Namen).
Palmkern, *kóndschĭ.*
Palmkohl, *bólo.*
Palmöl, *tulu dscháhli* (rothes Oel).
Palmwein, *báṅ gbwe.*
Papier, *gbwúru.*
Peitsche, *gbwáto.*
peitschen, *gbwássi.*
ich peitsche dich, *m'bé i gbwássi.*
Perle, Achat-, *téndĭ.*
Perle, Glas-, *dschúlu.*

Person, *moh.*
Pfad, Weg, *kĕlá.*
Pfeffer, *kiffi.*
Pfeife, *fili.*
ich habe eine Pfeife, *fili be m búro* (wörtl. Pfeife ist in meiner Hand).
pfeifen, *fili fé* (Pfeife blasen).
Pfeil, Bogen, *tüngbwára.*
Pferd, *soh.*
Pflanze, (kein gemeinschaftlicher Name).
pflanzen, *túlu.*
Pflaume, Mango-, *mángoli* (corrump. engl. Wort).
Pflaume, Wald-, *kóla.*
Planke, Brett, *gbwingbwili.*
Platz, Stelle, *kang.*
pressen, *tóndo, dih.*
Prinz, *mándscha ding* (Königssohn).
probiren, prüfen, *súma.*

Q.

Quelle, Bach, *kóro.*

R.

Rand, Saum, *dah.*
rasiren, *gbwúru.*
Ratte, Maus, *tóla.*
Rattenfalle, *tóla deh.*
Rauch, rauchen, Ruthe, *sissi.*
rauchen, Tabak-, *táwa la mihn.*
ich rauche nicht, *m bih táwala mihn* (wörtl. ich bin nicht tabakrauchend).
rauche nicht! *i mah táwala mihn!*
recht, wahr, *ké, tónjah.*
es ist recht, *a be ké, a be tónjah.*
Regen, *súna.*
es regnet, *súna be ké nah* (wörtl. Regen ist giessen kommen).
Regenschirm, *téh bla.*
Regenzeit, *sámare bánda.*
reiben, *gissi.*
reich, *séhlĕ.*
rein, *mah noṅ* (nicht schmutzig).
Reis, *kóro.*
reisen, *táie.*
Reisender, *táie moh.*
retten, *bálŭ.*
reuig, betrübt, *kini.*
riechen, Geruch, *kúniĕ.*
Rinde, *fürŭ.*
Ring, *ding.*
Rippe, *wá kulu* (*wa* = Seite, *kúlu* = Knochen).
Rost, rostig, *kássi.*
roth, *dscháhli.*
Rothholz, *búndo.*
Rücken, *ko.*
Rückenkorb, *kindschah* (daher der lib. Name *king-jar*).
rückwärts, *kósso.*
Ruder, *dála.*
rudern, *wúli.*
rufen, *kili.*
Ruhe, ruhen, *félah, bo.*
ruhig, *gbwé.*
Rum, *gbwé.*
Ruthe, *sissi.*

S.

Sack, *bólo.*
Säge, *gehṅ gehṅ* (wie das französische *guin*).
sägen, *tié* (schneiden).
sagen, *fo.*
säumen, *gbwóli.*
säumen, ein Taschentuch-, *gbwássa gbwóli.*
Salz, *koh.*
Same, Frucht, Blume, *kóng gbwo.*
Sand, *kénje.*
Sandbank, *kénjé lídih.*

Sandfloh, *tschigga* (nach dem Portugiesischen).
Sasswood, Gifttrank, *kóni̋.*
sauer, *dóla.*
saugen, trinken, *mihṅ.*
Säugling, *ding dúli* (junges Kind).
schämen, sich, *málo.*
Schaf, *bah wála.*
Schande, *málo ko* (Schandpalaver).
scharf, *sá.*
ein scharfes Messer, *miéhṅ da sa* (wörtl. Messerschneide scharf).
Scheerer, *kúng gbwŭru kai* (Kopfscheermann).
Schelle, *ba mánding.*
schenken, *bássi.*
schiessen, *búh ké.*
Schiesspulver, *búh fung.*
Schildkröte, *kjuw.*
Schilf, *gbwaṅ.*
Schlacht, *tĭṅ.*
schlafen, *ki, kike, kiro.*
schläfst du? *iah kike?*
schlagen, peitschen, *gbwássi.*
schlagen, die Trommel-, *sángwa sing.*
Schlamm, Thon, *brĭlŭ.*
Schlange, *kah.*
schlecht, *mah njiṅ* (nicht gut).
schliessen, *dah tau.*
schliesse die Thüre! *kindah dah tau!*
Schloss, *gbwoh.*
Schlüssel, *dschih.*
schlucken, *kani, kanŭ.*
schmal, eng, *mah kŭrŭ* (nicht gross).
schmecken, *nih.*
schmelzen, wecken, erwachen, *kúneh.*
Schmerz, schmerzen, *duhṅ.*
Schmied, *toaṅ kai* (Blasebalgmann).
schmutzig, *noṅ.*
Schnabel, *kŭndi dah* (Vogelmund).
Schnecke, *kĭlĭ.*
Schneide (Messerschneide), *dah* (*miéhṅ dah*).
schneiden, *tĭĕ.*
schnell, *día*, auch *gbwandi* (heiss).
komm schnell, *nah día.*
Schnupftabak, *táwa fung* (zerriebener Tabak).
Schnupftabakshorn, *táwa fung bina.*
schön, gut, *njiṅ, bébé.*
schreiben, *njeṅ.*
schreien, brüllen, *dschéh iiĕ.*
Schrift, *gbwúru njeṅ.*
Schrot, *buh kondschĕ* (wörtl. Gewehrkörner).
Schüttelfrost, *kíma.*
Schuh, *kówa.*
Schuld, schuldig, *gbwaṅ.*
seine Schulden sind bezahlt, *a gbwaṅ eru pawa ke.*
Schuppenthier, Erd-, *gbwóro.*
Schuppenthier, Baum-, *kúndschu kandscha.*
Schwanz, *féngĭ.*
schwarz, *fing.*
schweigen, *tósso.*
schweige, *i tósso.*
Schwein, *kónia.*
schwer, *fánja.*
Schwert, Säbel, *miéhṅ bah* (grosses Messer).
Schwester, *jomo mússuma.*
meine Schwester, *n'jomo mússuma.*
Schwiegermutter, *bĕlla mússu.*
Schwiegervater, *bĕlla kai.*
schwimmen, *dschih béla* (Wasser halten).
schwören, Eid, *mái.*
See, Fluss, *pissu.*
Segel, *fĕla.*
Segelschiff, *fĕla dénde.*
sehen, siehe, *fĕllé, dscheh.*
siehst du es? *iah fĕllé?*
sehr, *gbwéhlĭ.*
Seife, *séi.*
sein, haben, *bé* (wird oft weggelassen).
Seite, *mánĭ.*
komm an meine Seite, *i nah m'mánĭ.*

selbst, *n'ga.*
ich selbst, *nah n'ga, n'ga n'ga.*
du selbst, *iwah n'ga.*
er, sie, es selbst, *áwah n ga.*
wir selbst, *múhn n'ga.*
ihr selbst, *uóh n'ga.*
sie selbst, *ánuhn n'ga.*
ich komme selbst, *m bé nah, nah n'ga* (ich bin kommend, ich selbst).
komme selbst! *i nah, iwah n'ga* (wörtl. du komm, du selbst).
er kommt selbst, *a nah, awah n'ga.*
senden, *súnda.*
Silber, *káni gbwéma* (weisses Metall).
singen, *dóng bo.*
sinken, tauchen, *túne.*
sitzen, *sih.*
Sklave, *dschong.*
Sklave, männlicher, *dschong káima.*
Sklavin, *dschong mússuma.*
Sklaverei, *dschong dscháao.*
so (thue so), *ke* (*mah ke*).
sofort, *sána.*
Sohn, *díng káima.*
Sonne, *tĕñ.*
Sonnenaufgang, *tĕñ boh* (*boh* = heraus).
Sonnenuntergang, *tĕñ sa* (*sa* = liegen).
Spalte, spalten, *tiĕ.*
Speer, *támba.*
Spiel, Tanz, *tómbo.*
ein Spiel spielen, tanzen, *tómbo ke.*
Spion, *néhn ke moh* (wörtl. Spionir-thu'-Person).
spioniren, *nehn.*
Spitze, *súnda.*
Sprache, *dúwo.*
sprechen, *foh.*
springen, hüpfen, *sŭrañ.*
Stadt, *sándscha.*
Stahl, *stéhly* (n. d. Engl. *steel*).
stark, *gána.*
stechen (von Insekten), *bŭng.*
Stecknadel, *pinny* (n. d. Engl. *pin*).
stehen, *so.*
stehlen, *kañ, kañ ke.*
Stein, Fels, *sing.*
Steinschlossgewehr, *sing buh.*
sterben, todt, *fah.*
Stern, *tóroma.*
still, Stille, *tósso.*
sei still, *i tósso.*
Stimme, *kúle.*
Stock, Baum, Stamm, *kong.*
strafen, *tólo.*
Strand, Sand, *kénje.*
strecken, öffnen, *fúñ.*
streiten, fechten, *tin ké.*
Strick, Schnur, Tau, *dschulu.*
Stuhl, *gbwehñ.*
stumpf, *fáñ* (*dáh fañ* = stumpfe Schneide).
Sturm, Tornado, *vihvih.*
suchen, *gbwáŭ.*
süss, *kinja.*
Sumpf, *voñ.*

T.

Tabak, *táwa.*
ein Blatt Tabak, *táwa dschámba.*
Tabakspfeife, *táwa la.*
Tag, *uĕlle.*
Tageslicht, *sámah gbwéllé* (wörtl. Morgenlicht).
Tanz, Spiel, *tómbo.*
tanzen, spielen, *tómbo ke.*
Tänzer, *tómbo ké moh.*
Tasche, Säckchen, *buh.*
Taschentuch, *gbwássa.*
Tau, *dschúlu.*
taub, *tŭro gbwángbwa* (wörtl. Ohr verstopft).
Taube, *pŭh.*
taufen, *fili kóro, tune kóro* (in den Bach werfen).
tauschen, *farañ.*

Teich, *bĭlĕ.*
Teller, Platte, *ten dschélé.*
Termite, *kĭssĭ.*
Teufel, *dscháhamah.*
thätig, *báli.*
ein thätiger Mann, *kai báli.*
Thau, *kúmbi.*
Theil, *téle.*
gieb mir einen Theil, *n koh a téle.*
theilen, *tie duṅ.*
Thier, *súie* [1]).
Thon, Schlamm, *búlŭ.*
Thüre, *kinda* (Verk. v. *king dah* = Hausmund).
thun, *mah.*
thue es! *i a mah!*
thue es nicht, *i máh a mah.*
tief, hoch, lang, *dschang.*
Tisch, *mássa.*
Tochter, *ding mússuma.*
todt, tödten, sterben, *fah.*
hast du ihn getödtet? *iah á fah?*
Topf (von Thon), *da.*
Topf (von Eisen), *kúnda* (Verkürzung von *kúndu da*).
Tornado, Sturm, *vihvih.*
tragen, *bih.*
Träger, *bih moh* oder *kindschah bih moh.*
träge, *fóh bo.*
ein träger Junge, *fóh bo dĭng káima.*
trinken, *mihṅ.*
trocken, *gbwáhli.*
Trockenzeit, *kú ímah.*
Trommel, inländische, *sángbwa.*
Trommel, importirte, *gbwéng gbweng.*
Tuch, *kóhla.*
Tümpel, Pfütze, *bĭlĭ.*
Turteltaube, *pling.*

U.

übereinstimmen, bereit, *dáu, dáulĭ.*
übertreffen, *bĭlĭ.*
Ufer, *kámma.*
und, *hĭṅ.*
ich und du, *n'ga hĭṅ iwa.*
ein und zwei sind drei, *dóndo hĭṅ fĕlá ságbwa muhṅ.*
unfreundlich, *mah njiṅ.*
ungefähr, *áti.*
ungesund, *mah njiṅ, kĭlláhlĭ.*
unglücklich, unzufrieden, *m'fala máh sa* (mein Herz liegt nicht nieder).
Unrecht, *mah njiṅ, mah tindi.*
du hast Unrecht, *iwah ko máh njiṅ* (dein Palaver ist nicht gut).
unten, unter, unterhalb, *kóro.*
untief, *máh dschang.*
unwohl, *báuli mah.*

V.

Vater, *fah.*
verderben, *dscháu.*
verkaufen, *ka.*
verlassen, *toh.*
ich verlasse dich, *nah i toh.*
verlieren, *sáma, tuálo.*
ich verlor mein Messer, *nah miĕhṅ sáma.*
verliere es nicht! *i mah a sáma!*
verstehen, hören, *dang.*
viel, *kuluṅ, kaka.*
wie viel? *a be kámma?*

---

[1]) Wörtl. Fleisch, da so zu sagen alle Thiere gegessen und daher nach ihrem Fleischwerth taxirt werden. Diese Ausdrucksweise wird auch ins Englische übertragen, z. B. *plenty meat live we country*, viel Fleisch (Wild, Thiere) lebt in unserer Gegend.

Vogel, *kúndĭ.*
Vogelfänger, *kúndĭ béllа moh* (Vogelfangperson).
Vogelnest, *kúndĭ duh* (Vogelhaus).
Volk, Leute, *móh ĕnu.*
voll, *fa.*
es ist voll, *á fa.*
das Fass ist voll, *kúru á fa.*
vor, *dscha, dscháro.*
vor mir, *n'dscháro* (Verk. v. *nah dscháro*).
vorbeigehen, *bĭlĭ.*
Vorsprung, Landspitze, Landzunge, *sŭlĭ.*

W.

wachen, bewachen, *kúmma fĕle* (übersehen).
Wachs, *kúmmu sa.*
wägen, messen, *súma.*
wahr, Wahrheit, *njah.*
er sagt die Wahrheit, *a tó njah fo.*
Wald, *fĕla.*
Wand, *kóro.*
Wanderameise, *wúnje.*
wann? *mĕna bánda?* (welche Zeit?).
wann kommst du? *mĕna bánda i nah?*
warm, heiss, *gbwándi.*
wärmen, erhitzen, *gbwándi.*
wärmen, sich, *gbwándi, tá ma.*
warten, *kóno.*
warum? *bĭmah?*
warum kommst du? *bĭmah i nah?*
was? *m'bĭh?*
was wünschest du? *i wúla m'bĭh a?* (du wünschest was?).
was hast du hier? *bíh fing bé i buro niehǹ?* (was hat deine Hand hier?).
waschen, *koh.*
es ist gewaschen, *a koh léh muhǹ.*
Wasser, *dschih.*
Wasserfall, *dschih sodúma* (Wasser kommt herunter).
Weg, *kĭla.*
wegführen, *ta ála.*
weggehen, *boh.*
weglaufen, flüchten, rennen, *bŭlĭ, bŭlĭ ké.*
weich, *dé gbwé* oder *mah gbwéle* (nicht hart).
es ist weich wie Baumwolle, *a be dé gbwe joh fándĭ.*
weinen, *dih* oder *dih ke.*
Weinpalme, *baǹ.*
— Blattstiel einer, *bánguluh.*
weiss, *gbwi, gbwéma, gbwéli.*
weisses Papier, *gbwúru gbwéma.*
weit, offen, *gbwúrung.*
Welt, *dúnia.*
wenden, *múni.*
wenig, *máh kuluǹ* (nicht viel).
wer? *dscho?*
wer kommt? *dscho nah?*
werfen, *fili.*
Wetter, *bánda* (Zeit).
kaltes Wetter, *kíma bánda.*
gutes Wetter, *béle bánda.*
schlechtes Wetter, *njáma bánda.*
wie? *kámma?*
wie geht es dir? *i be kámma?* (du bist wie?).
wie fühlst du dich? *i gbwúru be kámma?* (deine Haut ist wie?).
wie, *joh.*
roth wie Blut, *dschah joh wúli.*
Wind, *fĕlá.*
winden, aufrollen, *kúnda.*
wir, *muhǹ.*
wir alle, *muhǹ gbwi.*
wissen, *soh.*
ich weiss nicht, *máh soh.*
du weisst nicht, *i máh soh.*
Wittwe, ledige Frau, *mússu gbwánda.*
Wittwer, lediger Mann, *kai gbwánda.*

—

wo? *mĕna?*
wo bist du? *i be mĕna?*
wohl, *báuli.*
ich fühle mich wohl, *m'gbwúru báuli* (wörtl. meine Haut wohl).
wohnen, *miéhn.*
Wolke, Luft, Himmel, *bánda.*
bewölkt, *bánda bláli.*
Wollbaum, *bánda.*
Wort, *kúle.*
wünschen, verlangen, *wúla.*
Wurm, *tónoṅ.*
Wurzel, *súlu.*

Y.

Yard (englische Elle), *wah*, *béla.*
ein Yard Tuch, *kóla uah' dóndo.*

Z.

zähe, hart, *gbwéle.*
zählen, *fo.*
Zahn, *njiṅ.*
Zahnweh, *njíṅ duhṅ.*
Zauber, *súa.*
Zauberer, *súa kai.*
Zaun, *fency* (n.d. Engl. *fence*).
Zehe, *king dúli.*
zeigen, weisen, *dschéla.*
Zeit, *bánda.*
zerreissen, *tie.*
Zeuge, *síli.*
Zibethkatze, *gówo.*
Ziege, *ba.*
ziehen, halten, *sa.*
zielen, *neh*, *tindi.*
zornig, *gbwóia.*
Zucker, *súlu.*
Zuckerrohr, *gbwaṅ.*
Zündhütchen, *búh ta* (Gewehrfeuer).
Zunge, *nehṅ.*
zurück, zurückkehren, *dschéle.*
zusammen, *gbwássalĭ.*
Zweite, der —, *fĕlá.*
der zweite Hahnenruf, *fĕlá tieh káima kókkoli.*
Zwiebel, *síbah.*
Zwilling, *fĕlá n'ding.*
zwischen, *tie maro.*
Zwist, Zwietracht, *bah.*

SINOE.

OELPALME IN BLOOBARRA,
mit Nestern von Webervögeln (Ploceus textor).

IX.

Ernährung, Beschäftigung und Charakter der Eingebornen.



Inländischer Träger mit Rückenkorb.

Die Speisen und ihre Bereitung. — Fürstliche Gerichte.—Getränke.—Jagd und Fischfang: Ausrüstung eines inländischen Jägers. — Elephantenjagd. Das Fallenstellen. — Treibjagden und Wildzäune. — Fischfang zur See. — Fischende Negerinnen. — Verschiedene Fangmethoden. — Fischerflotille bei Fackellicht. — Bereitung von Seesalz: Salzküchen am Strande.—Verpackung. — Salzhandel mit dem Innern. — Tabak und Kolanuss. — Lederarbeiten. — Ausrüstung eines Kriegers und Jägers. — Baumwollenindustrie. — Flechtarbeiten. — Holzschneidekunst. — Töpferei. — Inländisches Gold. — Silberschmiede.— Eisenschmelzöfen. — Inländische Schmiede. — Messinggiesserei. — Handel und Verkehr. — Die Trägerfrage. — Gastfreiheit. — Behandlung weisser Reisenden. — Charakter der Eingebornen.

Die Hauptnahrung der Eingebornen bilden allerlei Vegetabilien, die theils aus dem reichen Schatze von wildwachsenden Früchten

aller Art geschöpft, grösstentheils aber durch Kultur gewonnen werden. Da die Gewinnung der zahlreichen vegetabilischen Nahrungsmittel und Getränke schon im vierten Capitel dieses Bandes behandelt wurde, so bleibt hier nur noch über die Bereitung derselben etwas zu sagen übrig. So viel Reis und Maïs auch, namentlich weiter im Innern, durch die Eingebornen gebaut wird, so dürfen diese Körnerfrüchte doch kaum als die vornehmsten Nahrungsmittel betrachtet werden. Diese sind, besonders bei den Stämmen der Gegenden östlich von Monrovia, vielmehr Maniok (Kassaven) und Bataten, über deren Anbau ebenfalls früher berichtet wurde. Sowohl diese als die Körnerfrüchte werden mit Wasser gekocht und so stark abgedämpft, dass sie beinahe wie ausgetrocknet erscheinen. Auf diese Weise zubereitet, werden sie dann in grosse hölzerne Näpfe — stellenweise verwendet man dazu europäische Waschschüsseln — geschüttet, die, auf den Erdboden hingesetzt, von den Tischgenossen umlagert werden. Ist Palmöl vorhanden, so wird etwas davon, meist roh, über den Reis gegossen, wenn nicht, so ist man auch ohne dasselbe zufrieden.

Das vorzüglichste und bei den östlichen Stämmen so zu sagen das einzige angebaute Nahrungsmittel ist aber der Maniok. Die Maniokknollen können roh gegessen werden und schmecken, wenn von guter Qualität, einigermaassen wie Nusskerne. Auf Reisen werden sie, wenn die Zeit zum Kochen fehlt, am Feuer oder in heisser Asche geröstet, eine primitive Art der Zubereitung, die man auch bei frischen Maïskolben und unreifen Bananen anwendet. Auf solche Weise bereitet, sind die Maniokknollen sehr mehlig und schmackhaft. Ein bei den Eingebornen aller maniokpflanzenden Stämme sehr geschätztes, ich möchte sagen Nationalgericht ist eine Art zähen Maniokbreies, der auch bei den Liberianern sehr beliebt geworden ist. Die Vey nennen dieses Gericht *dombai*, die Liberianer *tomboy*. Zur Herstellung desselben werden die in Stücke zerschnittenen Kassaven gekocht und nachher im Holzmörser zu einem ausserordentlich klebrigen, zähen Brei zerstampft, der dann mit in Wasser getauchten Händen (um das Ankleben zu verhindern) zu einem brödchenartigen, länglichen Klumpen geformt, in eine Schüssel gelegt

und mit Fleisch-, Fisch- oder Palmölsuppe übergossen wird. Dieser Ballen wird mit zahlreichen rothen Pfefferschoten verziert, obschon die Suppe an und für sich schon scharf gepfeffert ist. Das Eigenthümlichste an diesem Gerichte ist, dass man es nicht kauen kann, weil Einem dabei der Mund zusammenkleben würde. Um dies zu verhindern, taucht man den hölzernen, inländischen Löffel, der dabei gebraucht wird, in die Suppe, sticht damit ein Stück des Gerichtes ab, rollt dasselbe in der Suppe herum und schluckt es dann zugleich mit Letzterer auf einmal herunter, ohne darauf zu beissen. Ich erinnere mich noch lebhaft der allgemeinen Heiterkeit, welche die Unkenntniss dieser Eigenthümlichkeit bei meinen inländischen Wirthen hervorrief, als ich zum erstenmale mit diesem Gerichte Bekanntschaft machte.



Sieb für Kassavemehl. Congo-Town bei Robertsport. (1/6 nat. Gr.)

Bei den Congonegern werden die Kassaven auch zur Bereitung von Mehl verwendet. Zu diesem Zwecke versenkt man ganze Körbe voll frischer Knollen in fliessendes Wasser und lässt sie dort so lange liegen, bis sie einen gewissen Grad von Maceration erreicht haben. Hierauf werden sie herausgeholt und in die Sonne gelegt, wo sie beim Trocknen sehr bald den ekelhaften Fäulnissgeruch verlieren, der ihnen beim Herausholen anhaftete. Die auf solche Weise mürbe gewordenen Knollen werden nun in Holzmörsern gestampft und wird das erhaltene Produkt durch ein köcherartiges Sieb von Korbgeflecht geschüttelt. Das auf diese Weise erhaltene Mehl wird in Körben aufbewahrt, die mit trockenen Pisangblättern gefüttert sind. Es dient zur Bereitung des sogenannten *fu-fu*, eines Lieblingsgerichtes der Congoleute.

Ausser den hier und bereits früher ausführlich besprochenen vegetabilischen Speisen und dem Fleisch von Allem, was nur die Thierwelt aufzuweisen vermag, bietet ein Negertopf wenig Abwechslung, es sei denn, dass man in Ermangelung von dem bereits Aufgezählten zu allen möglichen Mitteln, wie

Palmkohl, Stengeln und Blättern verschiedener Kräuter, Palmnüssen und Palmkernen greifen muss, um in Zeiten der Noth sich den Magen zu füllen.

Was speziell die Fleischkost betrifft, so ist der Eingeborne in der Regel durchaus nicht wählerisch. Da über den Nutzen der verschiedensten Produkte der Thierwelt später das Nöthige gesagt werden wird, so beschränke ich mich an dieser Stelle allein auf Dasjenige, was die Hausthiere ihm zu liefern im Stande sind. Die Rinder, welche stellenweise, besonders bei den Bassa- und Krunegern, gehalten werden, sowie die weit zahlreichern Ziegen und glatthaarigen Mähnenschafe (*Ovis tragelaphus*) werden fast ausschliesslich zum Verspeisen bei grossen Festen aufbewahrt, ebenso die zahlreichen Hühner, welche überdies als gewöhnliche, alltägliche Fleischkost auf dem Tische des Weissen vorkommen.

Die Hühner lässt man sich ungestört fortpflanzen, da sie mehr des Fleisches als der Eier wegen gehalten werden, und nur dem Weissen zu liebe werden ihnen die Eier weggenommen, wobei es nicht selten vorkommt, dass man ein ganzes Gelege von faulen Eiern, deren Bruthenne zufällig weggefangen wurde, oder halb ausgebrütete Eier in die Hände bekommt. Man findet in allen Negerdörfern zahlreiche Hühner. Um sie die Nacht über vor Raubthieren zu schützen, baut man ihnen Ställe auf hohen Pfählen, wo dies aber nicht der Fall ist, übernachten sie auf den Dächern der Häuser. Ihr Flugvermögen ist viel bedeutender als dajenige der unsrigen. Gelegentlich, besonders in den Küstengegenden, findet man auch zahme Truthühner und Moschusenten.

Bei den Vey sind zahme Katzen und Hunde die Lieblingsgerichte der Grossen des Landes. Bevor man dieselben abhäutet, wenn dies überhaupt geschieht, werden diese Thiere so lange mit Knüppeln geschlagen, bis das Fleisch mürbe wird. Katzen werden lebend in einen Sack von Palmblättern gesteckt und buchstäblich zu Tode geprügelt.

In der Regel überhebt man sich der Mühe, die Thiere abzuhäuten. Grosses Wild, wie Büffel, Antilopen, Wildschweine und Flusspferde werden ohne Weiteres in Stücke zerlegt und vor dem Kochen nur das Haar von denselben abgebrannt. Affen und kleinere

Thiere werden schon vor dem Zerlegen abgesengt, und ganz kleine, wie Eichhörnchen, Ratten u. s. w. werden oft mit Haut und Haaren ins Feuer gelegt und gebraten, wobei sich nicht läugnen lässt, dass auf diese Weise das Fleisch zart und saftig wird und schmeckt, als ob es am Spiess gebraten wäre. Dabei lässt man Nichts verloren gehen; denn selbst die Gedärme werden, nachdem man deren Inhalt zwischen Daumen und Zeigefinger herausgestreift hat, zu Dombaisuppe verwendet und sind sie ausserordentlich hoch angeschrieben. Auch stört ein etwas weitgehender *haut-goût* die Leute keineswegs, denn ich sah sie mit dem grössten Wohlbehagen halbverfaulte, gestrandete Fische und angeschwemmte Krokodile verspeisen, als ob es die grössten Leckerbissen der Welt wären.

Ebenso einfach wie die Zubereitung der Speisen sind auch die Mahlzeiten, gewöhnlich zwei am Tage. Die ganze Gesellschaft setzt sich ohne Weiteres um den grossen hölzernen Napf herum auf die Erde und greift der Reihe nach mit den Händen zu. Ein Löffel wird nur für *dombai* gebraucht, und grössere, ebenfalls hölzerne, oft sehr schön geschnitzte Löffel dienen mehr zum Umrühren und Ausschöpfen der Speisen, als um dieselben zum Munde zu führen. Frauen bedienen sich überhaupt nie eines Esslöffels, sondern führen selbst *dombai* und Suppe mit der hohlen Hand zum Munde. Aus jeder Handvoll Reis macht der Neger durch Zusammenpressen zwischen den Händen einen Klumpen, der in den weit geöffneten Mund geschoben oder geworfen wird. Als Getränk dient kaltes Wasser, welches in einem eisernen Topf oder einem Messingkessel bereit steht, und das man aus einem halbkugeligen, aus der Fruchtschale eines Baumes verfertigten Gefässe trinkt, welches während des Essens die Runde macht. Gekocht wird in eisernen Töpfen und den sehr beliebten und allgemein verbreiteten, importirten Messingpfannen.

Die stark ausgesprochene Vorliebe für animalische Kost wird auf die verschiedenartigste Weise zu befriedigen gesucht, weshalb denn auch Jagd und Fischfang eine bedeutende Entwicklung erreicht haben. Indessen liefert die Jagd viel weniger als man erwarten sollte. Seit der Einführung des Schiessgewehres hat sich in der Ausübung derselben auch in Liberia ein bedeutender Um-

schwung vollzogen. Dieses hat wahrscheinlich ungemein rasch die früher allgemein üblichen Bogen und Pfeile verdrängt, doch sind die Eingebornen immerhin conservativ genug, um dem alten Steinschlossgewehr vor einer Perkussions- oder gar Hinterladungswaffe den Vorzug zu geben. Diese Steinschlossgewehre, die in den Faktoreien zu 3—6 Dollars das Stück verkauft werden, sind entweder ausrangirte und wieder mit einem Steinschloss versehene Perkussionsgewehre der verschiedensten europäischen Armeen, oder aber neues, eigens zu diesem Zwecke hergestelltes dänisches und englisches Fabrikat, das jedoch betreffs Solidität meist viel zu wünschen übrig lässt. Nach dem Verkaufe von Gewehren und Schiesspulver in den Faktoreien zu urtheilen, sollte man erwarten, dass beinahe die Hälfte der inländischen Bevölkerung der Jagd obläge; doch werden die wenigsten Gewehre zur Jagd verwendet, sondern dienen dazu, bei Begräbnissen und Todtenfeiern grosser Leute die nöthigen Salven abzugeben.

Das den Eingebornen gelieferte Schiesspulver ist sehr grobkörnig und hat das Aussehen von Sprengpulver. Es wird in den Faktoreien in kleinen hölzernen Fässchen von 4—12 Pfund verkauft. Auch die Feuersteine werden aus Europa eingeführt. Als Schrot verwenden die schwarzen Jäger, selbst viele Liberianer nicht ausgenommen, Bruchstücke von zerschlagenen, gusseisernen Töpfen, alten Ketten und dergleichen.

Das Gewehr wird wie eine Hacke mit nach vorn gerichtetem Laufe auf der Schulter getragen und die Zündpfanne durch ein über den Lauf anschiebbares Futteral von Antilopenhaut (siehe I. Band, Taf. XII) vor Thau und Regen geschützt.

Die Ausrüstung eines inländischen Jägers besteht gewöhnlich nebst dem Gewehr aus einer Jagdtasche von Thierfell, die an einem Band unter dem linken Arme getragen wird, und die einigen Mundvorrath nebst etwas Blättertabak, oft auch einen irdenen Pfeifenstummel, Feuerzeug (Stahl und Stein) oder ein Schnupftabakshorn enthält. An der einen Seite der Tasche hängt in der Regel ein lederner Köcher mit den oben genannten Projektilen, auf der andern ein aus einer kleinen Flaschenkürbis verfertigtes Pulverhorn. In einer Schleife an der Rückseite der Tasche steckt gewöhnlich ein breites, zweischneidiges und vorn spitziges Schwert mit

Scheide und lederbekleidetem, hölzernem Griff (Taf. XXIV, Fig. 1).

Der Eingeborne ist selten ein besonders guter Schütze und vermeidet es trotz seiner oft wahrhaft grauenerregenden Ladungen, auf grössern Abstand zu schiessen. Es ist ihm selbstverständlich ein Leichtes, seinen nackten Körper über den Boden hinschiebend, mit wahrer Katzenbedächtigkeit und vollkommener Geräuschlosigkeit sich dicht an das Wild, das er weit eher bemerkt als ein Weisser, hinanzupürschen. Ist er endlich so nahe gekommen, dass er sich nicht mehr weiter wagen darf, dann schiesst er demselben, das Gewehr mit beiden Händen möglichst weit vorstreckend, seine Handvoll Topfstücke in den Leib, so dass es in Stücke gerissen und zu Sammelzwecken sehr oft untauglich gemacht wird.

Sehr bezeichnend ist die Weise, in der ich bei den Golah und Pessy die Elephantenjagd ausüben sah. Die Jäger ziehen zu 5 bis 6 Mann zusammen aus und nehmen für Wochen lang ihren Mundvorrath mit. Statt mit Kugeln schiessen sie den Elephanten mit einer Art Speer, der aus inländischem Eisen geschmiedet ist, vorn eine breite Schnittfläche hat und hinten in einen hohlen Stiel ausläuft. Dieser Letztere wird auf einem besenstielartigen, etwa $1^{1}/_{2}$ Meter langen, hölzernen Schaft befestigt, der seinerseits genau in den weiten Lauf des grossen Elephantengewehres passt. Dieser Speer nun wird aus grosser Nähe auf den Elephanten abgeschossen, worauf der Letztere, mit einem oder mehreren der mörderischen Geschosse im Leibe, in rasender Eile den Wald durchrennt, bis die Schäfte abbrechen, während der Speer selbst in der Wunde sitzen bleibt und der Koloss endlich an Blutverlust verendet. Die Jäger kostet es selbstverständlich wenig Mühe, der Fährte zu folgen und das Thier aufzufinden. Mit einer Axt werden ihm dann die Stosszähne[1]) ausgehackt, die saftigsten Theile wie Rüssel und Füsse als Provision gebraucht, der Schwanz aber als

---

[1]) Es giebt bekanntlich Stosszähne von afrikanischen Elephanten, die gegen 200 Pfund wiegen. In den liberianischen Faktoreien gehören aber solche von 80 Pfund zu den grössten Seltenheiten, während das Gewicht der gewöhnlich angebotenen Waare zwischen 20 und 40 Pfund zu schwanken scheint, so dass man beinahe an eine liberianische Zwergform des Elephanten zu glauben geneigt wäre, ähnlich wie dies mit dem liberianischen Flusspferd der Fall ist.

Trophäe mitgenommen. Ueber das todte Thier wird ein primitives Dach gebaut, worauf man den Kadaver zerlegt und das Fleisch an Ort und Stelle räuchert, um es nachher nach Hause zu transportiren. Dem Häuptling der Gegend, in welcher der Elephant erlegt wurde, kommt ein bedeutender Antheil der Beute zu.

Die Elephantenspeere sind im Grunde nichts anderes, als Pfeile, die, statt wie früher mit dem Bogen, nun mit Gewehrschüssen auf das Thier geworfen werden. Bogen und Pfeile (p. 272, Fig. *a*, *b*.) trifft man gegenwärtig nur noch höchst selten an, da das Schiessgewehr seinen Weg bis in das ferne Binnenland gefunden hat. Indessen habe ich meiner Sammlung ein prachtvolles Exemplar von einem Bogen mit zahlreichen Pfeilen einverleibt. Ersterer ist ungemein stark, 1¼ Meter lang, und mit einer Sehne von Rotang versehen. Die Pfeile bestehen aus selbstgeschmiedeten, lanzettförmigen, zweischneidigen Eisenspitzen, die mit dem röhrenförmigen hintern Ende auf dünnen, über ½ Meter langen, hölzernen Schäften sitzen.

Die Eingebornen sind sehr geschickt im Fallenstellen und haben eine besonders originelle Methode, um Affen zu fangen. Zu diesem Zwecke errichten sie an geeigneten Stellen im Walde eine Art Käfig, welcher die Grösse einer Hütte hat und an dem geräumigen Eingang mit einer Fallthüre versehen ist. Die Wände eines solchen Käfigs sind möglichst durchsichtig, aber sehr stark gebaut.

Vor der Thüre und in der Mitte der Hütte selbst werden als Köder rohe Maniokknollen hingelegt, die eine Lieblingsspeise der meisten Affen sind. Bemerkt nun ein vorbeiziehender Trupp Affen die Lockspeise, so wird eine lange Berathung gehalten, worauf die sonst so klugen Thiere endlich anfangen, sich an den auf einigen Abstand von der Thüre liegenden Knollen gütlich zu thun. Da nichts Besonderes sich dabei ereignet, so gehen sie stets weiter, und einige Waghälse betreten sogar das Innere der Hütte und schmausen so lange, bis endlich auch die Besonnenern durch das reichlich daliegende Futter hineingelockt werden. Nun ist aber am andern Ende der Hütte, unter Laub verborgen, ein kleiner Hebel angebracht und mit einer besonders einladenden Knolle verbunden. Derjenige Affe, der diese aufhebt, macht zugleich den Hebel los, welcher durch eine Rotangleine mit der Fallthüre verbunden ist; diese Letztere fällt nieder, und alle zufällig in der

Hütte anwesenden Affen, manchmal 10—20 zugleich, sind gefangen.

Oft werden auch ganze Reis- und Maniokpflanzungen eingefriedigt, wobei man auf einigen Abstand von einander Schlupflöcher offen lässt, die mit Prügelfallen oder Laufschlingen besetzt werden [1]). Die Laufschlinge steht gewöhnlich mit einem niedergebogenen Baumstamm in Verbindung und wird durch einen im Schlupfloch angebrachten Drücker festgehalten. Sobald das sich durchschiebende Thier diesen berührt, wird es von der sich mit Riesenkraft zuziehenden Schlinge erfasst und mit gewaltigem Rucke an dem sich emporschnellenden Baumstamme aufgehängt oder an einem Blocke, durch den die Schlinge lauft, festgehalten. Auf diese Weise fängt man Tigerkatzen, Zibethkatzen, Antilopen und auch Affen. Nach dem nämlichen Prinzip werden bei den Vey und wahrscheinlich auch bei andern Stämmen lange Wildzäune gebaut, die oft meilenweit den Wald durchziehen. Auf grossen Klopfjagden, theils auch mit Zuhülfenahme einer Meute von inländischen Hunden, wird das Wild aufgestöbert und diesen Hecken zugetrieben, wo es dann so lange einen Ausweg sucht, bis es endlich eine der vielen bereits erwähnten Passagen findet und sich in der darin angebrachten Schlinge fängt. Die Congoneger am Messurado River und Fisherman Lake veranstalten öfters grosse Treibjagden mit Hunden, an denen sich bis 30 mit Gewehren bewaffnete Männer betheiligen, welche sich auf Posten vertheilen und das vorbeikommende Wild niederschiessen. Ueberhaupt sind die Congoneger leidenschaftliche Jäger und bessere Schützen als die Eingebornen Liberia's. Auch bedienen sie sich auf der Jagd allgemein der Perkussionsgewehre, alter Musketen europäischen Ursprungs, die ebenfalls durch die Faktoreien importirt werden.

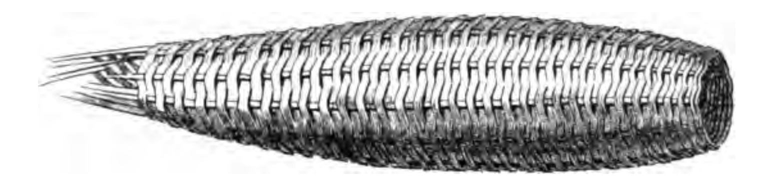
Noch ergiebiger und lohnender als die Jagd auf Säugethiere und Vögel ist bei den Eingebornen der F i s c h f a n g, da sich an demselben nicht allein die Männer, sondern auch Frauen und Kinder betheiligen. Die Angelfischerei, sowie der Fang mit Hülfe

[1]) Ueberhaupt sind die Eingebornen sehr erfinderisch im Anfertigen von Fangvorrichtungen, und kleine Jungen selbst sind oft wahre Meister im Setzen von Schlingen für kleine Säugethiere und Vögel.

von grossen Schleppnetzen, mit Pfeil und Bogen, sowie mit dem Speer wird ausschliesslich durch Männer, derjenige mit Hülfe von kleinen Netzen, Reusen u. s. w. meist durch Frauen und Kinder betrieben.

Das Fischen mit der Angel ist am gebräuchlichsten bei den Krunegern, die sich fast ausschliesslich mit dem Fang von Seefischen beschäftigen und in ihren leichtgebauten, zierlichen Canoes die langen Angelleinen hinter sich herschleppen.

Eine sehr beliebte und zugleich die einträglichste Methode ist das Absperren von Bächen mit Reisigwänden, deren zahlreiche Oeffnungen mit selbstverfertigten Reusen besetzt werden. Diese Reusen werden aus der zähen, elastischen und sehr spaltbaren Rinde von Palmblattstielen geflochten und in verschiedenen Grössen hergestellt. In Bezug auf Construktion lassen sie sich nicht von unsern in Europa gebräuchlichen Reusen unterscheiden,



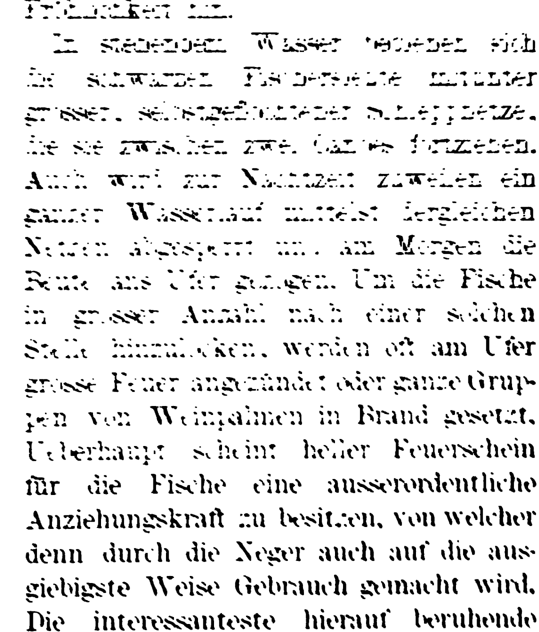
Inländische Fischreuse. Du Queah River. (1/6 nat. Gr.).

obschon sie keineswegs europäischen Ursprungs sind. Auch pflegt man an günstigen Stellen den Flussufern entlang etwa drei Fuss hohe Reisigwände anzulegen, hinter welchen die Fische, welche während des hohen Wasserstandes der Regenzeit hereingekommen sind, beim Wiederabfliessen des Wassers gefangen werden. Ebensolche, aber niedrigere Hecken werden im Mündungsgebiet des Junk River angewendet, um Ebbe und Fluth dem Fischfang dienstbar zu machen. Aehnlich den vorn beschriebenen Affenkäfigen legt man an günstigen Uferstellen im Wasser Fischkäfige (*fish-traps*) an, in welchen ebenfalls Kassaven, aber fein zerkaut, den Köder bilden und wo auf die nämliche Weise die hereingekommenen Fische selbst die mit einem grossen Stein beschwerte Fallthüre schliessen. Bei fast allen von mir besuchten Negerstämmen fand ich ein eigenthümliches, sackförmiges, untiefes Netz im Gebrauch, das

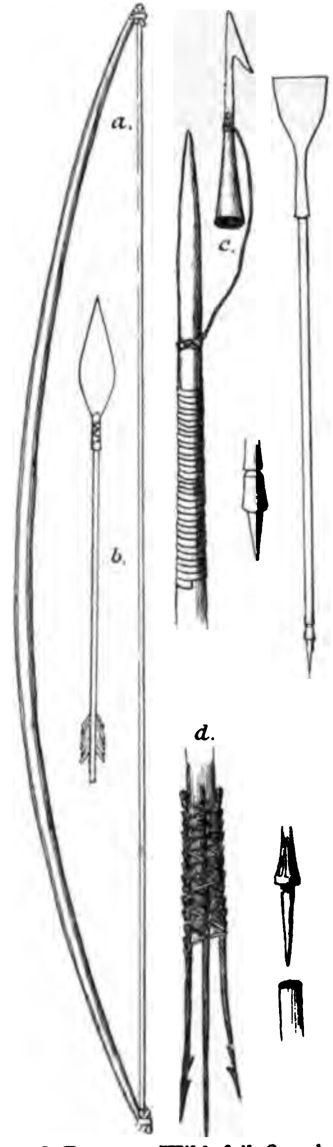
über einen ovalen, leichten Holzrahmen von $\frac{1}{2}$ — 1 M. Durchmesser gespannt ist. Solcher Netze findet man stets mehrere in einem Dorfe, sie werden durch Frauen gestrickt und gebraucht. Mit diesen einfachen Schöpfnetzen versehen und ein flaschenartiges Körbchen an die Seite gebunden, waten die Frauen und Mädchen in kleinen Trupps so gut wie nackt durch die untiefen Stellen der Flüsse und Seen, hier eine Krabbe, dort einen Fisch fangend, und geben sich dabei der ausgelassensten Fröhlichkeit hin.



Inländischer Garneelenkorb. Golah-Stamm. ($\frac{1}{6}$ nat. Gr.)



In stehendem Wasser bedienen sich die schwarzen Fischersleute mitunter grosser, selbstgeflochtener Schleppnetze, die sie zwischen zwei Canoes fortziehen. Auch wird zur Nachtzeit zuweilen ein ganzer Wasserlauf mittelst dergleichen Netzen abgesperrt und am Morgen die Beute ans Ufer gezogen. Um die Fische in grosser Anzahl nach einer solchen Stelle hinzulocken, werden oft am Ufer grosse Feuer angezündet oder ganze Gruppen von Weinpalmen in Brand gesetzt. Ueberhaupt scheint heller Feuerschein für die Fische eine ausserordentliche Anziehungskraft zu besitzen, von welcher denn durch die Neger auch auf die ausgiebigste Weise Gebrauch gemacht wird. Die interessanteste hierauf beruhende Methode habe ich am Fisherman Lake beobachtet. Es ist das Fischen während finsterer Nächte mit dem Speer oder dem *cutlass* bei Fackellicht. Beide Fangarten beruhen auf dem Umstand, dass die durch den Feuerschein angelockten Fische wie verzaubert oder „in Gedanken versunken" es versäumen, rechtzeitig die Flucht zu ergreifen. Der Fischfang mit dem Speer ist entschieden der interessanteste. Er erfordert zwei Mann in einem Canoe, von denen der Eine lautlos rudernd oder mit einer Stange auf dem sandigen Boden des seichten Wassers aufstemmend, das Canoe vorwärts schiebt, der Andere



a, b. Bogen u. Wildpfeil, Queah (1/8 nat. Gr.). *c.* Fischpfeil zu Bogen *a*, Queah (1/8 nat. Gr.). *d.* Fischspeer, Fisherman Lake.

aber im Bug steht, in der linken Hand die hell lodernde Fackel, in der rechten den Speer zum tödtlichen Wurf oder Stoss bereit. Die Fackel ist ein 2—3 M. langer, armdicker Bündel von feingespaltenen Palmwedelrippen, von welchen stets ein Vorrath zum Anzünden bereit liegt. Der Speer aber besteht aus der bis 6 M. langen, schlanken Wedelrippe einer Weinpalme, an deren unterem, dickerem Ende ein etwa handlanger, dreigabeliger, selbstgeschmiedeter Speer, mit vielen Widerhaken versehen, auf kunstgerechte Weise festgebunden ist (Fig. *d*). Sobald nun der links und rechts vor sich hinleuchtende Harpunier einen Fisch im Wasser „stehen" sieht, holt er zu kräftigem Stosse aus, sticht ihn in den Rücken und zieht ihn aus dem Wasser, um denselben darauf im Canoe vollends abzumachen. Selbstverständlich werden mit dem Speer nur grössere Fische gefangen, unter denen besonders die während der Trockenzeit, wenn das Wasser des grossen Sees salzig ist, zahlreich vorhandenen, bis 1 M. langen und breiten Pfeilschwanzrocken am wenigsten Schwierigkeiten darbieten, da sie bei ihrer grossen Rückenfläche eben so leicht zu erkennen als auch zu harpuniren sind. Die Lanzenwerfer führen übrigens ihr Instrument mit solcher Geschicklichkeit, dass ihnen selten eine Beute entgeht.

Ebenso sicher wissen die Fischer zu Fuss mit ihrem *cutlass* (Machete, Buschmesser) beim Scheine der Fackeln selbst das kleinste Fischchen, die kleinste Krabbe entzwei zu hacken. Eine grosse Wasserfläche bei finsterer Nacht mit all den Lichtern draussen und dem Ufer entlang, das Aufsprühen der Funken beim Anfachen der schwächer werdenden Flamme, das Schwingen neu entzündeter Feuerbrände, welche die schwarzen Gestalten der schweigenden Fischer sowie die ins Wasser vorgeschobenen Mangrovebüsche und die überhängenden Bäume phantastisch beleuchten — das Alles gewährt einen zauberhaften Anblick.

Den Fischfang mit Pfeil und Bogen habe ich nur auf dem Du Queah River beobachtet. Der Schütze sitzt vorn in dem durch einen Jungen geruderten Canoe. Der Bogen ist gleich dem früher beschriebenen Jagdbogen, und der Pfeil besteht aus einer durch inländische Schmiede verfertigten, 10 Cm. langen Eisenspitze, vorn sehr scharf und mit einem Widerhaken versehen, hinten röhrenförmig auslaufend und auf einen etwa 2 M. langen, dünnen Schaft passend, der ebenfalls aus einer Palmblattrippe verfertigt ist (p. 272, Fig. *c*). Die eiserne Spitze sitzt nur lose auf dem Schaft und fällt leicht ab, ist aber vermittelst einer starken Schnur mit dem Schaft verbunden. Ist nun dieser eigenthümliche, lanzenartige Pfeil abgeschossen, und hat er den Fisch getroffen, so lässt durch die rasche Bewegung des Letztern die Eisenspitze vom Schafte los, und der Fisch schleppt diesen in diagonaler Richtung an der Schnur hinter sich her, bis er ermüdet oder zwischen Wasserpflanzen hängen bleibt. Eine andere Art des Fischfangs, die ich am Blow Creek beobachtet, wurde bereits früher (I. Theil, p. 341) beschrieben, und des Ausgrabens von Fischen wird später erwähnt werden.

Die Gewinnung von Seesalz durch die Eingebornen ist jedenfalls sehr alt und scheint mehr oder weniger ein Monopol der Küstenbewohner zu sein. Doch giebt es auch gewisse inländische Häuptlinge, die alljährlich während der Trockenzeit Salzsiedereien an der Küste anlegen und dort während einiger Monate der Bereitung von Kochsalz obliegen.

Zum Zwecke der Salzbereitung werden zur Trockenzeit auf einer hohen Stranddüne, wenn möglich an einer beckenartigen

Einsenkung, in welche zur Fluthzeit viel Seewasser einströmt und zur Ebbezeit stehen bleibt um theilweise zu verdunsten, grosse schuppenartige Gebäude, sogenannte *salt-kitchens*, errichtet und durch die Salzsieder, gewöhnlich mit Frauen und Kindern, bezogen. Die eine Wand des langen Rechtecks entlang werden in der Hütte selbst eine Reihe von 6—10 primitiven Feuerstätten aus Thon angelegt und vor allem wird für guten Zug gesorgt, den man, nebenbei gesagt, bei den gewöhnlichen Feuerstätten der Neger nie findet. Auf diese werden grosse, flache Messingpfannen, sogenannte *neptunus*, von $^1/_2$—1 M. Durchmesser gesetzt und hierauf mit Seewasser aus den bereits erwähnten, natürlichen Salzpfannen gefüllt. Die Arbeit des Salzsieders ist es nun, Tag und Nacht ein kräftiges Feuer zu unterhalten und das verdunstete Wasser stets wieder durch neues zu ersetzen. Schliesslich bildet sich ein dicker Niederschlag von Salz, der dann noch vollends abgedampft und nachher in grossen, mit Bananenblättern gefütterten Körben bewahrt wird, bis man zur Verpackung desselben schreitet.

Ist das Salz für den Handel mit dem Inlande bestimmt, so wird es in röhrenförmige, aus dünnem, mattenartigem Flechtwerk hergestellte Behälter von gegen 1 M. Länge und kaum 4 Cm. Durchmesser verpackt. Eine solche Röhre wird bei den Vey als Einheit betrachtet und *koh dondo* (ein Salz), bei den Liberianern *salt-stick* (Salzstock) genannt. Diese Salzstöcke werden dann, um sie gut auszutrocknen, in der Salzküche über dem Feuer aufbewahrt und später, in Tragkörben zu Ladungen zusammengepackt, durch Sklaven nach dem Innern transportirt.

Dort ist Salz so gut wie baares Geld, und sein Werth verdoppelt sich in der Regel mit jeder Tagereise Entfernung von der Küste. So sollen vor Jahren in der mehrgenannten Stadt Boporo zehn solcher Salzstöcke mit einem Sklaven bezahlt worden sein. Es wurde bereits früher erwähnt, dass wir auf unserer Station bei Soforeh Place während der Reisernte für einen Esslöffel voll Salz je ein Pfund Reis erhielten. In der Mandingoebene wird übrigens nach Anderson auch Steinsalz aus dem fernen Innern eingeführt.

In frühern Zeiten mag man wohl allein auf die natürlichen

Salzpfannen angewiesen gewesen sein, der Verdunstung auf künstlichem Wege etwas nachgeholfen und das sehr salzhaltige Wasser in irdenen Töpfen abgekocht haben. Jedenfalls ist die Salzgewinnung sehr alt, denn die Salzsiedereien auf der Küste, zwischen dem Manna- und dem Mahfa River, die ich in 1881 und auch während meiner zweiten Reise in 1886 besuchte, werden schon von DAPPER erwähnt [1]).

Gegenwärtig wird Kochsalz massenhaft zu sehr niedrigem Preise aus Europa importirt. Infolgedessen hat die einheimische Salzproduktion bedeutend abgenommen, was am besten an dem stark verminderten Verkauf der Neptunen in den Faktoreien nachgewiesen werden kann, und bald ist vielleicht die Zeit gekommen, dass die Salzbereitung in Liberia gänzlich verschwunden und vergessen sein wird.

Der vegetabilischen Gewürze wurde schon früher erwähnt, und es bleibt mir nur noch übrig, zwei Genussmittel zu nennen, die wegen ihrer allgemeinen Beliebtheit unsere Beachtung verdienen, nämlich den Tabak und die Kolanuss.

Die Eingebornen, sowohl Männer als Frauen, wie übrigens auch die Liberianer beiderlei Geschlechts, sind leidenschaftliche Liebhaber des Rauchens. Nur ist ihnen der Tabak, weil nicht im Lande selbst produzirt, nicht immer zugänglich, und ich habe oft gesehen, dass Weiber eine glühende Holzkohle in ihren Pfeifenstummel [2]) steckten, um wenigstens etwas Rauch unter die Nase zu bekommen und sich am Kohlendampf zu berauschen.

Sehr ergötzliche Scenen bereitete mir in Hill Town oft das Rauchen einer Cigarre. Dann kamen nämlich fast regelmässig kleine Jungen und Mädchen, ja selbst erwachsene Frauen, einen Ring um mich herum schliessend, um diesen Genuss zu theilen. Die nächst sitzende Person liess sich dann von mir eine

---

[1]) Auf pag. 385 des genannten Buches steht: Tusschen de twee rivieren *Magwibba* (Manna) en *Navah* (Mahfa) leggen langs de zee-strant hier en daar eenige zoutdorpen, daar by d'inwoonders zout uit zee-water gekookt wort.

[2]) Als Tabakspfeifen sind importirte weisse Thonpfeifen allgemein beliebt; sie nehmen als Kleingeld zum festen Werthe von zwei Dollarcents im Tauschhandel eine bedeutende Stelle ein.

Rauchwolke in den geöffneten Mund blasen und schwelgte sichtlich in diesem Hochgenusse, worauf sie den Rauch der folgenden einblies und so fort, bis derselbe verbraucht war oder die Runde vollendet hatte.

Das Kauen von Tabak ist bei den Liberianern und deren Frauen beliebter als bei den Eingebornen, bei welchen jedoch der Verbrauch von Schnupftabak grösser ist. Das Schnupfen ist bei den Vey nicht selten, überdies wird bei ihnen, und mehr noch bei den Golah und Pessy, eine Art von Tabaksgenuss angetroffen, der eigenthümlich genug ist, um hier erwähnt zu werden. In einem Miniaturmörser von Holz oder Elfenbein (Taf. XXV, Fig. 4, 5, 6, 7) wird stark gedörrter Blättertabak mit inländischer Seife und der Asche von Bananenschalen zu Pulver zerstampft und dasselbe mit importirtem Floridawasser parfümirt. Dieser ungemein scharfe, aromatische Schnupftabak wird in einem Schaf- oder Ziegenhorn mit gut schliessendem Holzdeckel bewahrt und besonders auf Reisen mitzunehmen nie vergessen. Ab und zu wird dann entweder zwischen Daumen und Zeigefinger oder aber mit einem eigens zu diesem Zwecke mitgeführten, silbernen Löffelchen eine Prise herausgenommen und vorsichtig vorn unter die Zunge gelegt. Da sowohl Bananenasche als inländische Seife äusserst beissende Ingredientien sind, so bewirkt dieser Schnupftabak eine ganz bedeutende Speichelabsonderung. Bei den Golah ist das Schnupfen durch die Nase so gänzlich unbekannt, dass eine angebotene Prise, die ich in die Nase stopfte, ungeheures Staunen hervorrief, das aber sofort in allgemeine Heiterkeit ausartete, als ich gleich darauf furchtbar zu niesen begann.

Bei den mehrgenannten Congonegern, aber auch nur bei diesen, wird ziemlich viel Hanf geraucht. Diese Gewohnheit haben sie, wie so viele andere Sitten, aus ihrer alten Heimat mitgebracht. Gewöhnlich werden die Blätter der eigens zu diesem Zwecke kultivirten Pflanze (*Cannabis indica*) bei den Congonegern unter dem Namen *diamba* [1]) bekannt, grün, d. h. frisch von der Pflanze weg, geraucht, indem man sie in die Pfeife stopft und eine glühende Holzkohle darauf legt, oft aber auch in getrocknetem

[1]) Du Chaillu nennt diese Pflanze *liamba*.

TAFEL XXV.

1. Künstlich gestickte Mütze von Baumwollstoff, von einem Mandingoneger verfertigt, p. 228.
2. Hut von Palmblattstreifen (Ananasmuster): Pessy-Stamm, p. 222.
3. Sitzschemel von entrindeten Palmblattstielen, oberer Rand und Flechtwerk des Sitzes aus der harten Rinde von Palmblattstielen verfertigt (1/10 nat. Gr.).

   Der ganze Schemel wird durch hölzerne Nägel und Stifte zusammengehalten; nur die Stäbe der Seitenwände sind mit Rindenstreifen von Palmblattstielen zusammengenäht.

4, 5. Schnupftabakmörser von Rothholz, der eine einen Reismörser, der andere einen Elephantenzahn imitirend (1/5 nat. Gr.), p. 276.

6, 7. Schnupftabakmörser von Elfenbein, der erste mit Palmöl polirt (1/3 nat. Gr.), p. 276.

8. Sklavenpeitsche von Leder; Mandingo-Arbeit (1/5 nat. Gr.), p. 207.

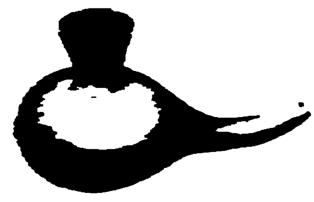
   Die vierfache Peitsche selbst ist aus schmalen Streifen von hartem, weissem Leder geflochten. Der hölzerne Stiel ist sehr kunstgerecht mit einem feinen Flechtwerk von schmalen, dünnen Lederstreifen bekleidet, welches in der Mitte durch eine Binde von rothem Wollstoff getrennt wird. Bei einer weniger schönen, aber dem Aussehen nach sehr viel gebrauchten Peitsche von ähnlicher Arbeit, die sich ebenfalls in meinem Besitze befindet, sind die vier geflochtenen Enden nahe der Spitze schwer mit Eisen beschlagen.

9. Sklavenpeitsche, von Tau geflochten; Pessy-Stamm (1/4 nat. Gr.), p. 207.



Raar, ad nat. del. et lith. P.W.M. Trap, imp.

Flecht- und Schnitzarbeiten.



zugleich eine schöne rothe [illegible]

gens auch sehr gut, dem Leder nach Belieben eine dauerhafte gelbe, blaue, weisse oder schwarze Farbe zu geben.

Drei Dinge sind es besonders, die an den inländischen Kürschner und Lederkünstler hohe Ansprüche stellen, und denen Letztere ihre ganze Erfindungsgabe und ihre Kunst zur Verfügung stellen: der Krieg, die Jagd und der Fetischdienst.

Fliegenwedel eines Häuptlings, Vey-Stamm ($^{1}/_{5}$ nat. Gr.).

Auf eine möglichst phantastische Ausrüstung hält der eingeborne Krieger äusserst viel, und besonders der Anführer weiss sich auf eine sehr auffällige Weise herauszuputzen. Verschiedene Bestandtheile einer solchen Ausrüstung sind auf Taf. XXVI und XXVII abgebildet. Ein Gegenstand besonderer Sorge ist immer die Kopfbedeckung, bei der bald das Prinzip des Phantastischen, bald des praktischen Werthes als Schutzmittel gegen Säbelhiebe mehr in den Vordergrund tritt. Oft gelingt es auch, beide in geeigneter Weise zu vereinigen, wie dies mit der gefütterten und mit grossen Ohrenklappen versehenen Mütze eines Kriegsobersten des Veystammes (Taf. XXVII, Fig. 1, ebenso Taf. XXIV, Krieger) und der Kriegermütze mit den haarartig herunterhängenden Bastfasern (Taf. XXVI, Fig. 2) der Fall ist.

Auch die Waffen, sowohl die Speere als Säbel und Dolche, ja selbst die Steinschlossgewehre sind meist Gegenstand kunstreicher Bearbeitung. Das Gehänge der Säbel und Dolche besteht meist aus mehreren sehr zierlich mit rothem Leder umflochtenen Schnüren, und sowohl Scheiden als Handgriffe sind mit Leder bekleidet und geschmackvoll ornamentirt (Taf. XXVI und XXVII). Am Säbelgriff befestigt, hängt gewöhnlich ein Stück Tau, um die Gefangenen zu binden oder um sich daran beim Ueberklettern der Barrikaden an deren Innenseite niedergleiten zu lassen. Der Speer (Taf. XXVI, Fig. 5) ist gegen $1^{1}/_{2}$ M. lang und besteht aus einem Holzstabe mit Verlängerungen von Eisen an jedem Ende. Die Eine derselben ist bayonnetförmig, die Andere röhrenförmig und am Ende schaufelartig verbreitert. Der Holzschaft ist stets mit Thierhaut, meist



Raar ad nat.del.et lith.

PWMTrap.imp.

Waffen und Geräthe für Jagd und Krieg.



Raar ad nat.del.et lith. PWMTrap.imp.

Waffen und Geräthe für Jagd und Krieg.

TAFEL XXVI.

1. Waidtasche eines Jägers aus dem Bassa-Stamm, mit Zubehör; River Cess ($^1/_6$ nat. Gr.), p. 266.

   Die Tasche hängt an einem Bande von Tau, das mit einem Cachenez-artigen, aus Europa importirten Wollstoff bekleidet ist. Die Tasche selbst ist aus rohem Leder verfertigt, der Deckel aber besteht aus Antilopenfell (*Cephalophus pluto*) und ist am Rande mit dem Fell eines Nachtaffen (*Nycticebus potto*) eingefasst. An der einen Seite hängt das aus einer Kalebasse verfertigte Pulverhorn, an der andern ein hartlederner Köcher zum Aufbewahren von Kugeln, resp. von eisernen Topfstücken. Die Tasche enthält ein Stück Schneckenhaus als Pulvermaass, einen überzähligen Feuerstein und einigen andern Jagdbedarf. Hinter derselben findet sich eine horizontale Schleife, worin das in hölzerner Scheide steckende, zweischneidige Schwert mit Griff von inländischem Ebenholz (Fig. 1*a*) getragen wird.

2. Kriegsmütze, aus Palmblattfasern geflochten; Bassa-Stamm ($^1/_8$ nat. Gr.), p. 278.

   Die dicke, krause Raupe ist für jeden Säbelhieb undurchdringlich, während die seitlich und hinten herabhängenden, zähen Blattfasern Hals und Schultern hinlänglich schützen.

3. Kalebasse, mit Schnitz- und Flechtwerk verziert, als Pulverhorn; Queah-Stamm ($^1/_5$ nat. Gr.), p. 266.

4. Mandingosäbel mit ledernen Scheide und ebensolchem Gehänge ($^1/_5$ nat. Gr.), p. 278.

5. Häuptlingsspeer; der hölzerne Schaft mit Leder und Tigerkatzenfell bekleidet; Vey-Stamm ($^1/_7$ nat. Gr.), p. 278.

6, 7. Dolche mit Griff von Ebenholz, in Scheide von rohem Leder (6*a* u. 7*a* ohne Scheide; River Cess ($^1/_5$ nat. Gr.), p. 278.

Rauchwolke in den geöffneten Mund blasen und schwelgte sichtlich in diesem Hochgenusse, worauf sie den Rauch der folgenden einblies und so fort, bis derselbe verbraucht war oder die Runde vollendet hatte.

Das Kauen von Tabak ist bei den Liberianern und deren Frauen beliebter als bei den Eingebornen, bei welchen jedoch der Verbrauch von Schnupftabak grösser ist. Das Schnupfen ist bei den Vey nicht selten, überdies wird bei ihnen, und mehr noch bei den Golah und Pessy, eine Art von Tabaksgenuss angetroffen, der eigenthümlich genug ist, um hier erwähnt zu werden. In einem Miniaturmörser von Holz oder Elfenbein (Taf. XXV, Fig. 4, 5, 6, 7) wird stark gedörrter Blättertabak mit inländischer Seife und der Asche von Bananenschalen zu Pulver zerstampft und dasselbe mit importirtem Floridawasser parfümirt. Dieser ungemein scharfe, aromatische Schnupftabak wird in einem Schaf- oder Ziegenhorn mit gut schliessendem Holzdeckel bewahrt und besonders auf Reisen mitzunehmen nie vergessen. Ab und zu wird dann entweder zwischen Daumen und Zeigefinger oder aber mit einem eigens zu diesem Zwecke mitgeführten, silbernen Löffelchen eine Prise herausgenommen und vorsichtig vorn unter die Zunge gelegt. Da sowohl Bananenasche als inländische Seife äusserst beissende Ingredientien sind, so bewirkt dieser Schnupftabak eine ganz bedeutende Speichelabsonderung. Bei den Golah ist das Schnupfen durch die Nase so gänzlich unbekannt, dass eine angebotene Prise, die ich in die Nase stopfte, ungeheures Staunen hervorrief, das aber sofort in allgemeine Heiterkeit ausartete, als ich gleich darauf furchtbar zu niesen begann.

Bei den mehrgenannten Congonegern, aber auch nur bei diesen, wird ziemlich viel Hanf geraucht. Diese Gewohnheit haben sie, wie so viele andere Sitten, aus ihrer alten Heimat mitgebracht. Gewöhnlich werden die Blätter der eigens zu diesem Zwecke kultivirten Pflanze (*Cannabis indica*) bei den Congonegern unter dem Namen *diamba* [1]) bekannt, grün, d. h. frisch von der Pflanze weg, geraucht, indem man sie in die Pfeife stopft und eine glühende Holzkohle darauf legt, oft aber auch in getrocknetem

---

[1]) Du Chaillu nennt diese Pflanze *liamba*.

Rauchwolke in den geöffneten Mund blasen und schwelgte sichtlich in diesem Hochgenusse, worauf sie den Rauch der folgenden einblies und so fort, bis derselbe verbraucht war oder die Runde vollendet hatte.

Das Kauen von Tabak ist bei den Liberianern und deren Frauen beliebter als bei den Eingebornen, bei welchen jedoch der Verbrauch von Schnupftabak grösser ist. Das Schnupfen ist bei den Vey nicht selten, überdies wird bei ihnen, und mehr noch bei den Golah und Pessy, eine Art von Tabaksgenuss angetroffen, der eigenthümlich genug ist, um hier erwähnt zu werden. In einem Miniaturmörser von Holz oder Elfenbein (Taf. XXV, Fig. 4, 5, 6, 7) wird stark gedörrter Blättertabak mit inländischer Seife und der Asche von Bananenschalen zu Pulver zerstampft und dasselbe mit importirtem Floridawasser parfümirt. Dieser ungemein scharfe, aromatische Schnupftabak wird in einem Schaf- oder Ziegenhorn mit gut schliessendem Holzdeckel bewahrt und besonders auf Reisen mitzunehmen nie vergessen. Ab und zu wird dann entweder zwischen Daumen und Zeigefinger oder aber mit einem eigens zu diesem Zwecke mitgeführten, silbernen Löffelchen eine Prise herausgenommen und vorsichtig vorn unter die Zunge gelegt. Da sowohl Bananenasche als inländische Seife äusserst beissende Ingredientien sind, so bewirkt dieser Schnupftabak eine ganz bedeutende Speichelabsonderung. Bei den Golah ist das Schnupfen durch die Nase so gänzlich unbekannt, dass eine angebotene Prise, die ich in die Nase stopfte, ungeheures Staunen hervorrief, das aber sofort in allgemeine Heiterkeit ausartete, als ich gleich darauf furchtbar zu niesen begann.

Bei den mehrgenannten Congonegern, aber auch nur bei diesen, wird ziemlich viel Hanf geraucht. Diese Gewohnheit haben sie, wie so viele andere Sitten, aus ihrer alten Heimat mitgebracht. Gewöhnlich werden die Blätter der eigens zu diesem Zwecke kultivirten Pflanze (*Cannabis indica*) bei den Congonegern unter dem Namen *diamba* [1]) bekannt, grün, d. h. frisch von der Pflanze weg, geraucht, indem man sie in die Pfeife stopft und eine glühende Holzkohle darauf legt, oft aber auch in getrocknetem

[1]) Du Chaillu nennt diese Pflanze *liamba*.



TAFEL XXV.

1. Künstlich gestickte Mütze von Baumwollstoff, von einem Mandingoneger verfertigt, p. 223.
2. Hut von Palmblattstreifen (Ananasmuster): Pessy-Stamm, p. 222.
3. Sitzschemel von entrindeten Palmblattstielen, oberer Rand und Flechtwerk des Sitzes aus der harten Rinde von Palmblattstielen verfertigt ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

   Der ganze Schemel wird durch hölzerne Nägel und Stifte zusammengehalten; nur die Stäbe der Seitenwände sind mit Rindenstreifen von Palmblattstielen zusammengenäht.
4, 5. Schnupftabakmörser von Rothholz, der eine einen Reismörser, der andere einen Elephantenzahn imitirend ($^1/_6$ nat. Gr.), p. 276.
6, 7. Schnupftabakmörser von Elfenbein, der erste mit Palmöl polirt ($^1/_3$ nat. Gr.), p. 276.
8. Sklavenpeitsche von Leder; Mandingo-Arbeit ($^1/_5$ nat. Gr.), p. 207.

   Die vierfache Peitsche selbst ist aus schmalen Streifen von hartem, weissem Leder geflochten. Der hölzerne Stiel ist sehr kunstgerecht mit einem feinen Flechtwerk von schmalen, dünnen Lederstreifen bekleidet, welches in der Mitte durch eine Binde von rothem Wollstoff getrennt wird. Bei einer weniger schönen, aber dem Aussehen nach sehr viel gebrauchten Peitsche von ähnlicher Arbeit, die sich ebenfalls in meinem Besitze befindet, sind die vier geflochtenen Enden nahe der Spitze schwer mit Eisen beschlagen.
9. Sklavenpeitsche, von Tau geflochten; Pessy-Stamm ($^1/_4$ nat. Gr.), p. 207.



Raar, ad nat. del. et lith. P.W.M. Trap, imp.

Flecht- und Schnitzarbeiten.

Zustande verwendet. Die dabei gebräuchliche Pfeife (siehe unten) ist von der überall in Niederguinea üblichen Construktion, d. h. sie besteht aus einem ausgehöhlten Flaschenkürbis, dessen offenes Stielende als Mundstück dient, und an dessen dicker Bauchseite sich ein Loch befindet, auf welches der aus Thon geformte Pfeifenkopf gesetzt wird. Der Haschischrauch, der in gewaltigen Zügen eingesogen wird, wirkt sehr berauschend selbst auf die starken Nerven der Neger. Manche Congoneger geben sich dem Haschischrauchen mit wahrer Leidenschaft hin.

Ueber die Kolanuss ist schon früher das Nöthige gesagt. Als Genussmittel ist sie jedoch, dem Tabak gegenüber, von untergeordneter Bedeutung.

Die Gewerbsthätigkeit der Eingebornen ist für ein Naturvolk eine sehr vielseitige und bedeutende. Schon vorhin wurde bei Behandlung der Kleider und Schmuckgegenstände auf die Gewandtheit in verschiedenen Handarbeiten aufmerksam gemacht, und meine Mittheilungen würden eine unverantwortliche Lücke enthalten, wenn ich diese Seite im Thun und Treiben der in ihrer Art hochentwickelten Leute nicht näher beleuchten wollte. Man ist wirklich manchmal geradezu erstaunt, wenn man die schönen Pelz- und Lederarbeiten, besonders der Mandingo, sieht, von denen die beigefügten ethnographischen Farbentafeln einige gute Abbildungen enthalten. Es werden zu diesen Arbeiten allerlei Häute verwendet, besonders diejenigen von Raubthieren, Affen und den verschiedensten Antilopen, Ziegen und Schafen. Häute, auf denen man die Haare sitzen lassen will, werden einfach auf einen Holzrahmen gespannt und über dem Feuer getrocknet; diejenigen aber, die zu Leder verarbeitet werden sollen, behandelt man zum Ablösen der Haare mit Kalkwasser (Kalk wird aus See- und Süsswassermuscheln gebrannt) und braucht nachher als Gerbstoff die Rinde der Rhizophoren (Mangrove), die den Häuten zugleich eine schöne rothe Farbe verleiht. Man versteht es übri-



Hanfpfeife der Congoneger, Congotown bei Robertsport (1/6 nat. Gr.).

gens auch sehr gut, dem Leder nach Belieben eine dauerhafte gelbe, blaue, weisse oder schwarze Farbe zu geben.

Drei Dinge sind es besonders, die an den inländischen Kürschner und Lederkünstler hohe Ansprüche stellen, und denen Letztere ihre ganze Erfindungsgabe und ihre Kunst zur Verfügung stellen: der Krieg, die Jagd und der Fetischdienst.

Fliegenwedel eines Häuptlings, Vey-Stamm ($^1/_5$ nat. Gr.).

Auf eine möglichst phantastische Ausrüstung hält der eingeborne Krieger äusserst viel, und besonders der Anführer weiss sich auf eine sehr auffällige Weise herauszuputzen. Verschiedene Bestandtheile einer solchen Ausrüstung sind auf Taf. XXVI und XXVII abgebildet. Ein Gegenstand besonderer Sorge ist immer die Kopfbedeckung, bei der bald das Prinzip des Phantastischen, bald des praktischen Werthes als Schutzmittel gegen Säbelhiebe mehr in den Vordergrund tritt. Oft gelingt es auch, beide in geeigneter Weise zu vereinigen, wie dies mit der gefütterten und mit grossen Ohrenklappen versehenen Mütze eines Kriegsobersten des Veystammes (Taf. XXVII, Fig. 1, ebenso Taf. XXIV, Krieger) und der Kriegermütze mit den haarartig herunterhängenden Bastfasern (Taf. XXVI, Fig. 2) der Fall ist.

Auch die Waffen, sowohl die Speere als Säbel und Dolche, ja selbst die Steinschlossgewehre sind meist Gegenstand kunstreicher Bearbeitung. Das Gehänge der Säbel und Dolche besteht meist aus mehreren sehr zierlich mit rothem Leder umflochtenen Schnüren, und sowohl Scheiden als Handgriffe sind mit Leder bekleidet und geschmackvoll ornamentirt (Taf. XXVI und XXVII). Am Säbelgriff befestigt, hängt gewöhnlich ein Stück Tau, um die Gefangenen zu binden oder um sich daran beim Ueberklettern der Barrikaden an deren Innenseite niedergleiten zu lassen. Der Speer (Taf. XXVI, Fig. 5) ist gegen $1^1/_2$ M. lang und besteht aus einem Holzstabe mit Verlängerungen von Eisen an jedem Ende. Die Eine derselben ist bayonnetförmig, die Andere röhrenförmig und am Ende schaufelartig verbreitert. Der Holzschaft ist stets mit Thierhaut, meist



Raar ad nat.del.et lith. PWMTrap.imp.

Waffen und Geräthe für Jagd und Krieg.

TAFEL XXVI.

1. Waidtasche eines Jägers aus dem Bassa-Stamm, mit Zubehör: River Cess (1/6 nat. Gr.), p. 266.

   Die Tasche hängt an einem Bande von Tau, das mit einem Cachenez-artigen, aus Europa importirten Wollstoff bekleidet ist. Die Tasche selbst ist aus rohem Leder verfertigt, der Deckel aber besteht aus Antilopenfell (*Cephalophus pluto*) und ist am Rande mit dem Fell eines Nachtaffen (*Nycticebus potto*) eingefasst. An der einen Seite hängt das aus einer Kalebasse verfertigte Pulverhorn, an der andern ein hartlederner Köcher zum Aufbewahren von Kugeln, resp. von eisernen Topfstücken. Die Tasche enthält ein Stück Schneckenhaus als Pulvermaass, einen überzähligen Feuerstein und einigen andern Jagdbedarf. Hinter derselben findet sich eine horizontale Schleife, worin das in hölzerner Scheide steckende, zweischneidige Schwert mit Griff von inländischem Ebenholz (Fig. 1*a*) getragen wird.

2. Kriegsmütze, aus Palmblattfasern geflochten: Bassa-Stamm (1/8 nat. Gr.), p. 278.

   Die dicke, krause Raupe ist für jeden Säbelhieb undurchdringlich, während die seitlich und hinten herabhängenden, zähen Blattfasern Hals und Schultern hinlänglich schützen.

3. Kalebasse, mit Schnitz- und Flechtwerk verziert, als Pulverhorn; Queah-Stamm (1/5 nat. Gr.), p. 266.

4. Mandingosäbel mit lederner Scheide und ebensolchem Gehänge (1/5 nat. Gr.), p. 278.

5. Häuptlingsspeer; der hölzerne Schaft mit Leder und Tigerkatzenfell bekleidet; Vey-Stamm (1/7 nat. Gr.), p. 278.

6, 7. Dolche mit Griff von Ebenholz, in Scheide von rohem Leder (6*a* u. 7*a* ohne Scheide): River Cess (1/5 nat. Gr.), p. 278.

TAFEL XXVII.

1. Kopfbedeckung eines Kriegsobersten der Vey, p. 278.

Diese Mütze, nach dem Muster der Mandingo-Lederarbeiten verfertigt, bedeckt, mit Hülfe der grossen, dreieckigen Ohrenklappen, an denen das lederne Sturmband befestigt ist, mit Ausnahme des Gesichts den ganzen Kopf. Die weissen Streifen auf den Seiten der Mütze und dem schweren Rückenband bestehen aus dem Fell des glatthaarigen Mähnenschafes. Das Leopardenfell spielt hier, wie auch in dem folgenden Objekt, eine bedeutende Rolle. Das mit Roth eingefasste, gleichseitige Dreieck in der Mitte des Rückenstreifs besteht aus einem Stück schwarzem Ziegenfell, die dunkeln, nach unten spitz auslaufenden Streifen der Ohrenklappen und der obere Rand des Rückenbandes aus selbstgewebtem, blauem Kattunstoff mit aufgenähten Ornamenten von weissen Baststreifen. Das senkrechte, breite Band auf der Seite der Mütze besteht aus sehr sauber gearbeitetem Flechtwerk von weissen und schwarzen, schmalen Palmblattstreifen. Der schöne Helmbusch und die langen Fransen am Ende des Rückenbandes sind Stücke aus der Mähne des Mähnenschafes, und ebenso die Quasten an den Ohrdeckeln und am Sturmband. Dieses letztere kann durch Anschieben eines genau schliessenden und verschiebbaren Lederringes unter dem Kinn geschlossen werden. Die Felder von Thierfell sind mit rothem, importirtem Wollstoff umsäumt und die ganze Mütze, sowie auch das Rückenband, mit starkem Leder gefüttert.

2. Halskragen eines Kriegsobersten aus dem Golah-Stamm.

Der Kragen besteht aus drei wurstartigen, aufeinandergenähten Ringen, von denen der oberste mit Fischotterfell, der mittlere mit rotuem Wollstoff und der untere mit Schlangenhaut bekleidet ist. Der untere, breite Rand besteht aus Leopardenfell, mit rothem Wollstoff gesäumt und mit Büscheln von Truthahnfedern und der Schwanzspitze eines Leoparden geschmückt. Auf der Vorder- und Rückseite hängt je ein breiter Streif Leopardenfell, jeder mit zwei Rosetten, die mit Kauris besetzt sind. Die geradlinigen Ornamente, sowohl an diesen als auch an den kleineren Lappen, bestehen aus aufgenähten, mit rothem, weissem oder blauem Tuch bekleideten Holzstäbchen. Die kleineren Lappen, drei auf jeder Seite, von denen der mittlere die Schulter bedeckt, bestehen abwechselnd aus Leoparden- und Fischotterfell. Die herabhängenden Haare an den Enden der Lappen stammen von der Mähne des Mähnenschafes.

3, 3a. Mandingodolch mit und ohne Lederscheide; Fali. (1/6 n. G.).

4. Kriegshorn, Nachahmung von Mandingo-Arbeit; Fali p. 279.

Das Horn, mit seitlich angebrachtem Blaseloch, stammt von der Leierantilope und ist, wie auch das breite Tragband, abwechselnd mit Leopardenfell und weissen, rothen und blauen Tuchstoffen bekleidet.

5. Medizintasche von Palmenmarderfell; Fali (1/7 nat. Gr.).

Die schlitzartige Oeffnung am spitzen Ende ist mit einem verschiebbaren Lederring verschlossen.

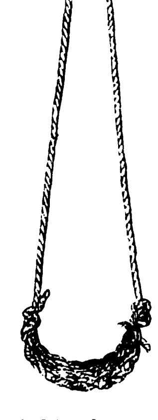
6. 7. Fetischgürtel aus Sinoe (Mandingo-Arbeit), der eine mit ledernen Scheiben, der andere mit kleinen Kalebassen.



Raar. ad nat del. et lith. — P.W.M. Trap, imp.

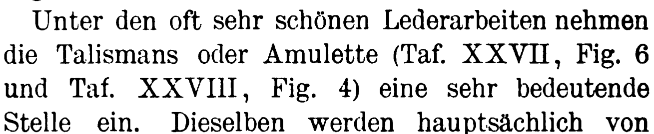
Ausrüstungsstücke eines Kriegers. — Talismans.

mit Leopardenfell, bekleidet und das Ganze oft reich ornamentirt. Da diese Waffe als Wurfspeer dient, so ist das hintere, schaufelförmige Ende dazu bestimmt, um beim Wurfe der vordern, ziemlich schweren Eisenspitze das Gleichgewicht zu halten und einen sichern und zugleich wuchtigen Wurf zu ermöglichen. Dieser Speer dient als Würdezeichen der Häuptlinge und wird gelegentlich auch als Mittel gebraucht, um ihre Botschafter, indem sie denselben mitgeben, zu beglaubigen [1]. Zu der vollständigen Ausrüstung eines Kriegers wird übrigens auch ein Kriegshorn (Taf. XXVII, Fig. 4) gerechnet, worüber später bei der Behandlung der Musikinstrumente Näheres gesagt werden wird. Gelegentlich findet man in der Ausrüstung eines Kriegers auch wohl eine Schleuder, wie sie in nebenstehender Textfigur dargestellt ist.



Schleuder, aus Tau geflochten, River Cess (1/7 nat. Gr.).

Die Ausrüstung eines inländischen Jägers hat selbstverständlich Manches mit der eines inländischen Kriegers gemein. Die Kleidung aber ist auf das Allernothwendigste beschränkt, da alle Kleidungsstücke beim Durchschlüpfen durch das dichte Unterholz hängen bleiben und daher viel Geräusch und Aufenthalt verursachen. Ein Taschentuch um die Lenden, dazu etwa noch eine aus schwarzem Tau geflochtene Mütze (p. 223) ist Alles, was der Jäger am Leibe hat, und seine ganze Ausrüstung besteht aus einem Buschmesser, das er in der Hand trägt, und dem Gewehr nebst der schon erwähnten Jagdtasche.



Unter den oft sehr schönen Lederarbeiten nehmen die Talismans oder Amulette (Taf. XXVII, Fig. 6 und Taf. XXVIII, Fig. 4) eine sehr bedeutende Stelle ein. Dieselben werden hauptsächlich von den Mandingo verfertigt und durch herumreisende oder auch bei den Eingebornen sesshaft gewordene Mandingo-Derwische (*murry-*

---

[1] Als weitere Würdezeichen sind der Elephantenschwanz und ein besenartiger, aus feinen Palmblattsplittern verfertigter Wedel zu betrachten, der zum Abwehren von Fliegen gebraucht wird (siehe p. 278).

men) verkauft. Sie enthalten meist einen auf Papier geschriebenen Koranspruch oder sonst etwas Derartiges, und es werden ihnen grosse Zauberkräfte zugeschrieben. In diesen Artikeln herrscht grosse Verschiedenheit, und es ist nie möglich, eine auch nur einigermaassen complete Sammlung solcher Gegenstände zu beschaffen. Dieselben sind nämlich sehr theuer, da nicht nur deren wirklicher Werth, sondern auch die in ihnen gewähnte Zauberkraft bezahlt werden muss.

Auch auf dem Gebiete der Textilindustrie haben es die Eingebornen zu einer hohen Stufe gebracht, und hier stehen wieder die Mandingo obenan. Ihre Arbeiten lassen überall den maurischen Einfluss erkennen, und es wäre eigentlich in mehr als einer Hinsicht richtiger gewesen, dieselben ausserhalb der mir gesteckten Grenzen zu lassen und nur gelegentlich ihres oft sehr tief eingreifenden Einflusses auf die eigentlichen Bewohner der Urwaldzone zu erwähnen.

In erster Linie sind die Kattuntücher (*country-cloth*) erwähnenswerth, welche die Bewohner des Innern, die Mandingo und ihre Nachbarstämme, sowie die Bewohner des westlichen Liberia, besonders die Vey, Golah und Barline, aus selbstgepflanzter Baumwolle weben.

Ausserdem werden durch die Mandingo auch sehr zierliche Reise- und Brieftaschen, Säbel- und Dolchgriffe sowie Scheiden, Bekleidungen von Pulverhörnern, ferner Peitschen, Sättel, Zäume, Gurten und Riemen, Tabaksdosen und viele andere Dinge aus Leder verfertigt, die sich alle eben so sehr durch Solidität als durch geschmackvolle Arbeit und schöne Verzierungen auszeichnen und den praktischen Sinn ihrer Verfertiger verrathen. Was Intelligenz, Kunstfleiss, Arbeitsamkeit und infolgedessen auch Wohlstand betrifft, so stehen unzweifelhaft die Mandingo unter allen andern Stämmen obenan, während unter den Waldbewohnern jedenfalls die Vey den ersten Rang behaupten.

Obschon die Baumwollenindustrie die Concurrenz mit den massenhaft eingeführten und sehr billigen ausländischen Geweben auf die Dauer nicht aushalten kann und von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung verliert, so beschäftigt sie doch noch immer zahlreiche Hände. Nur selten werden reine Baumwollpflanzungen

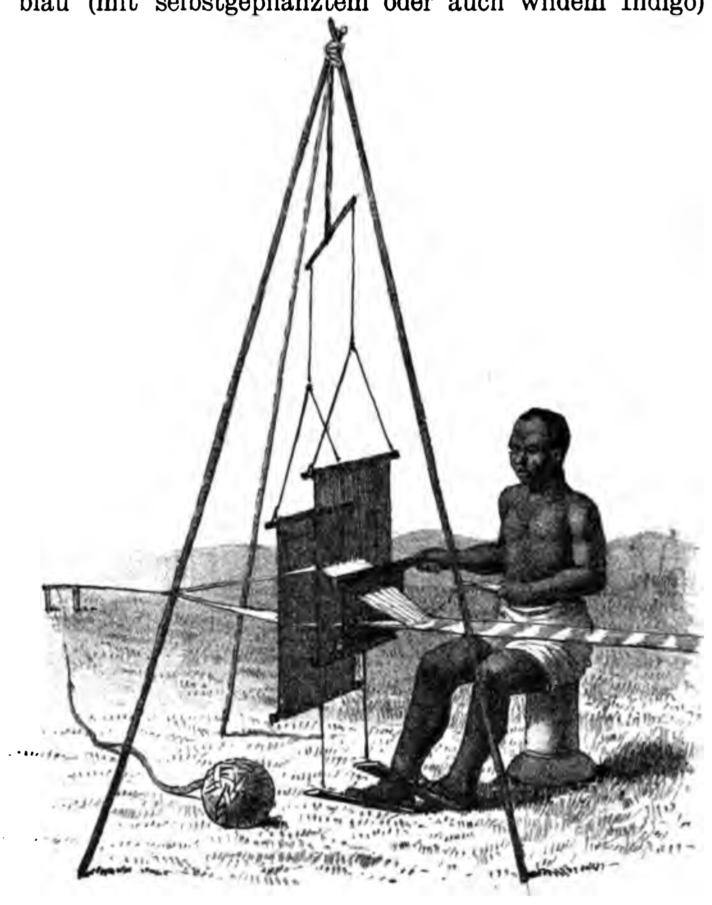
angelegt, man pflegt die Samenkörner vielmehr zusammen mit dem Reis auszusäen, so dass die Baumwollpflanzen nachher überall in den Reisfeldern zerstreut stehen.

Ob die Baumwollstaude, die, wenn nicht mit ihr identisch, so doch mit der in Amerika kultivirten nahe verwandt ist, ursprünglich Afrika angehört oder aus Amerika eingeführt wurde, lasse ich dahingestellt. Indessen möchte ich das Erstere annehmen, nicht allein im Hinblick auf die allgemeine Verbreitung der Pflanze, sondern auch auf das Alter dieser Industrie, deren schon durch Dapper erwähnt wird, und zwar in einer Zeit, welche noch keinen bedeutenden direkten Verkehr mit Amerika aufzuweisen hatte. Nur von der Baumwollstaude werden die Saathüllen verwendet, während diejenigen des imposanten Wollbaums (engl. *silk-cottontree*), die in Ostindien den sogenannten Kapok liefern, keine Verwendung finden.

Nachdem die reifen Saathüllen vom Strauche gepflückt sind, werden die schwarzen Samenkörner herausgeklaubt, was keine leichte Arbeit ist, und nachher die glänzendweisse Wolle in die Sonne gelegt, um aufzulockern und nachher durch Schlagen mit einer auf einen Bogen gespannten Sehne gekardet zu werden. Wenn nun die Frauen wenig andere Arbeit haben, besonders in der Regenzeit, so beschäftigen sie sich mit Spinnen, wobei es noch sehr primitiv zugeht. An einem ungefähr fusslangen Holzstäbchen, dem Spinnrocken, den man in der linken Hand hält, wird ein Büschel gekardete Baumwolle lose befestigt und dann mit der rechten Hand zu einem Faden ausgezogen und gedreht, der auf einer ebenfalls fusslangen Spindel aufgerollt wird. Diese Letztere ist nahe an ihrem unteren Ende mit einer als Schwungrad dienenden, kreiselartigen, kleinen Scheibe von gebranntem Thon versehen, ganz so wie sie in den keltischen Pfahlbauten gefunden wird, und dreht in einer glatten Fläche, wozu meist ein Stück eines Schneckenhauses oder eine Topfscherbe verwendet wird (siehe folgende Seite, Textfigur). Mit Daumen und Mittelfinger der rechten Hand wird die Spindel, nachdem der gesponnene Faden angedreht ist, in eine kreiselnde Bewegung gebracht und so der Faden aufgerollt.

Ist bis zu diesem Stadium, vom Pflanzen des Strauches ab,

alle Arbeit den Frauen überlassen gewesen, so wird von jetzt ab alles Uebrige, wie das Färben, das Weben und das Zusammennähen der Tuchstreifen, ausschliesslich durch Männer verrichtet. Das Garn wird nur zum kleinern Theile gefärbt, und zwar entweder blau (mit selbstgepflanztem oder auch wildem Indigo)



Inländischer Webstuhl und Spinnrocken (Vey-Stamm).

oder gelb (mit einem Absud von geraspeltem Rothholz (*cam-wood*). Nur selten findet man Tücher von nur einer Kunstfarbe, und in diesem Falle ist sie dann fast ohne Ausnahme blau und voll unregelmässiger hellerer Flecken, welche durch die Anwendung

irgend eines ätzenden Stoffes eingebeizt werden. Viele Tücher sind aber ganz weiss, und diese sind besonders bei den wandernden Mandingo-Derwischen als Umschlagtücher sehr beliebt. Am häufigsten trifft man weiss und blau gestreifte Tücher an, gelegentlich aber auch solche, bei denen diese Farben schachbrettartig vertheilt sind.

Die Webstühle sind sehr einfach construirt, doch nähern sie sich in der Hauptsache den europäischen Handstühlen, so sehr sie auch äusserlich davon abweichen. Der Zettel wird in einem langen Gebäude, nicht selten im Palaverhause des Dorfes, auf eine Art hölzernen Galgen gespannt und durch zwei mit Schnüren bespannte Rahmen gezogen, welche je an den Enden eines Wagebalkens hängen und durch Treten, ganz wie bei den bekannten Handstühlen, abwechselnd auf- und niedergezogen werden. Der Weber selbst sitzt jedoch nicht, wie bei uns, am einen Ende des Zettels, sondern an der einen Längsseite, wobei er links mit Weben beginnt und, je mehr er fortschreitet, mit seiner ganzen Maschine, die in einem beweglichen Dreifuss hängt, nach rechts weiterschiebt, bis er schliesslich das andere Ende des Zettels erreicht und somit sein Stück Zeug vollendet hat. Die Manipulation des Webens besteht darin, dass der Weber den Einschlagfaden am linken Ende des Zettels festbindet und dann, in Ermangelung eines Schiffchens, seine Garnspule zwischen dem durch Treten geöffneten Zettel hindurchschiebt.

Mit einem hölzernen, sehr sauber gearbeiteten Kamme wird der durchgezogene Einschlagfaden nach links hin sorgfältig angeschlagen, worauf nach nochmaligem Treten und dadurch bewirktem Auswechseln der Zettelfäden die Spule mit dem Garn wieder zurückgezogen und so ein zweiter Einschlagfaden gelegt wird. Soll das Tuch karrirt werden, so wird nach einer gewissen Anzahl Touren der Einschlagfaden abgerissen und einer von anderer Farbe angeknüpft.

Diese Gewebe werden stets sehr schmal, selten über eine Hand breit, gemacht und dann 6—13 solcher Streifen sehr sorgfältig aneinandergenäht, so dass das auf diese Weise hergestellte Tuch dennoch eine ansehnliche Breite erhält. Die Männer, welche sich mit den Näharbeiten befassen, sitzen dabei zu ebener Erde,

halten am einen Ende die zwei zu vereinigenden Tuchstreifen mit der grossen und zweiten Zehe des linken Fusses fest, am andern aber mit der linken Hand, während die rechte die — aus Europa importirte — Nadel führt. Die Nähte werden so geschickt gemacht (Kreuzstiche), dass man oft Mühe hat, dieselben herauszufinden. Ein sehr schönes, in meinem Besitze sich befindliches, 4 M. langes und $1^1/_2$ M. breites Tuch besteht aus 13 Streifen und ist sehr regelmässig weiss und braun karrirt.



Maschenbeutel, halb aus der Bedachung hervorragend, Bassa-Stamm ($^1/_{10}$ nat. Gr.).

Für das hohe Alter dieser Industrie spricht mehr als alles Andere der Umstand, dass schon Dapper (p. 432) dieselbe erwähnt und auch das Zusammennähen von entweder fünf oder sechs Streifen zu einem Tuche ausführlich beschreibt. Nach ihm soll die jetzige Elfenbeinküste östlich von Liberia durch die damaligen Kaufleute in zwei Gebiete, die sogenannte Fünfband- und Sechsbandküste, eingetheilt worden sein, weil die Eine Tücher mit nur fünf, die Andere solche mit sechs Streifen in den Handel brachte. Die Tücher selbst waren damals unter dem Namen Quaqua'sche Teppiche bekannt.

Ganz anders eingerichtete, obwohl auf dem nämlichen Prinzip beruhende Webstühle besitzen die Bassa- und Kruneger und verfertigen damit allerlei, oft sehr schöne Gewebe aus verschiedenen Pflanzenfasern, besonders von denjenigen, die aus den Blättern der Wein- und Oelpalme und der dort wild wachsenden Ananasstaude gewonnen werden. Diese Tücher werden besonders viel zu Beuteln, Taschen und Mützen verwendet. Auch die sehr soliden, selbstgeflochtenen Hängematten der Eingebornen sind erwähnenswerth, ebenso die oft sehr grossen Fischnetze und die netzmaschigen Beutel, an deren Aufhängeschnur eine dachartige Bedeckung von Palmblattfasern auf- und niedergeschoben werden kann, welche

den Inhalt des Beutels luftig und kühl erhält und dennoch vollständig vor Fliegen u. dgl. schützt.

Auch im Verfertigen von allerlei Flechtarbeiten sind die Eingebornen sehr geschickt, und sie besitzen dazu ausgezeichnetes Material in Hülle und Fülle. Besonders schöne Matten von sehr verschiedenartigem Muster werden aus der harten, elastischen Rinde der langen Palmwedelschäfte geflochten und dabei wird diejenige der Weinpalme allen Andern vorgezogen. Selbst die Wände der Krunegerhütten werden aus diesem soliden Material geflochten

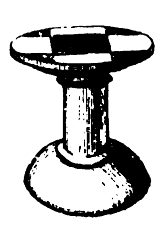


Inländische Flechtarbeiten ($^{1}/_{5}$ nat. Gr.).

(siehe I. Band, p. 38 und Taf. XVII), sowie auch die schon erwähnten Fischreusen und eine ganze Reihe von Gegenständen, welche in das Gebiet der Korbflechterei gehören, zu denen übrigens sehr häufig auch die Rotangpalme den Grundstoff liefert.

Die Holzschneidekunst ist auf einer verhältnissmässig niedrigen Stufe geblieben, so dass wirklich schöne Holzarbeiten ziemlich seltene Erscheinungen sind. Einer der allgemeinsten aus Holz verfertigten Gegenstände ist das Canoe, welches besonders

bei den Krunegern eine elegante Form erreicht hat. Dasselbe wird in der Regel aus einem sehr harten, röthlichen Holze verfertigt, doch verwendet man dazu auch oft den Stamm des Wollbaums. Canoes, aus dieser sehr weichen Holzart hergestellt, sind aber nicht sehr dauerhaft. Gelegentlich findet man auch recht grosse Fahrzeuge, ebenfalls aus einem Stamm gehöhlt, die wohl, mit einem oder selbst zwei Masten versehen, als Segelböte gebraucht werden. Immerhin sind Fahrzeuge von der Grösse der am Kamerun gebräuchlichen Kriegscanoes eine grosse Seltenheit. — Ein allgemein gebrauchter Gegenstand, auf dessen Ornamentirung oft viel Sorgfalt verwendet wird, ist der Mörser (I. Band, Taf. VI), in welchem mit langem, harthölzernem Stocke von etwa 2 M. Länge Reis, Kassaven und die Früchte der Oelpalme zur Gewinnung des Palmöl gestampft werden. Neue Mörser sind niemals tief ausgehöhlt, da die Höhlung durch vielen Gebrauch von selbst tiefer wird.



Stuhl von Bombaxholz, Bassa-Stamm (1/15 nat. Gr.).

Auch grosse Schüsseln und Näpfe werden aus Holz gemacht. Zu diesen und zahlreichen andern Gefässen werden auch sehr häufig Kürbisschalen verwendet. Die oft mit hübsch eingeschnittenen, geometrischen Figuren oder mit Flechtwerk verzierten Kalebassen sind ebenfalls erwähnenswerth. Gelegentlich werden auch mehr oder weniger schöne Sitzbänke, allerlei Löffel u. s. w. aus Holz geschnitzt und verschiedene Spielgeräthe wie das Po-Spiel (Taf. XXVIII, Fig. 5) verfertigt. Die Götzenbilder, die man in Negerdörfern antrifft, stehen gewöhnlich als Schnitzarbeit sehr niedrig; weit besser sind aber die Masken von Holz, von denen im folgenden Capitel die Rede sein wird.

Die ursprünglich allgemein verbreitete Töpferkunst ist gegenwärtig vielerorts durch die importirten, gusseisernen Töpfe und messingenen Pfannen und Kessel fast gänzlich verdrängt und droht auch anderwärts mehr und mehr zu verschwinden. Die Töpferei ist ausschliesslich Beschäftigung der Frauen. Die typische Topfform ist stets eine solche, wie sie durch nebenstehende Abbildung repräsentirt wird. Man hat sie in allen möglichen Grössen, vom kleinsten Kochtopfe bis zum riesigen Wasserbehälter, und alle

sind auf ähnliche Weise mit geometrischen Figuren verziert, die sich meist gürtelartig um den obern Rand des Bauches schlingen, nicht selten aber auch die ganze Aussenfläche bedecken.



Inländische Töpferwaaren.
a. Wasserbehälter von rothem Thon, Cap Palmas (1/8 nat. Gr.).
b. Kochtopf von schwarzem Thon, Sinoe River (1/5 nat. Gr.).
c. Kochtopf von schwarzem Thon, Pessy-Stamm (1/5 nat. Gr.).

Die Töpfe werden mit der Hand geformt, in der Luft getrocknet, und dann im Feuer gebacken.

Es bleibt nun noch übrig, der Bearbeitung von Metallen einige

Worte zu widmen. Von edlen Metallen wird nur Gold im Lande selbst gefunden, und zwar in der Form von sogenanntem Goldstaub, meist im Gerölle der Flüsse. Dieser Goldstaub kam früher häufig nach den Faktoreien an der Küste, gegenwärtig aber nicht mehr. Die Mandingo, in deren Gebiet nach Anderson viel Gold gefunden wird, verarbeiten dasselbe zu Fingerringen, Armspangen und Halsketten.

Die schönen Fingerringe mit den zwölf Zeichen des Thierkreises und diejenigen in der Form einer sich in den Schwanz beissenden Schlange, als Sinnbild der Unendlichkeit, sind in Westafrika sehr bekannt und ihres vollen Goldgehaltes wegen geschätzt. Der mehrerwähnte Reisende Anderson will jedoch beobachtet haben, dass nicht sämmtliche bei den Mandingo gefundenen, goldenen Schmuckgegenstände die Probe mit Salpetersäure bestehen konnten. Wenn man gelegentlich in den Urwaldgebieten, in denen dieses edle Metall nicht angetroffen wird, Goldschmuck findet, so darf man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, dass derselbe aus dem Hochlande stammt, insofern er nicht, wie dies bei den soeben erwähnten Ringen mit den Zeichen des Thierkreises der Fall ist, durch Kruneger von der Goldküste importirt worden ist.

Ueber die Verschiedenartigkeit des Silberschmucks und die Herkunft des dazu erforderlichen Silbers ist schon im zweiten Capitel dieses Bandes gesprochen, so dass hier nur noch die technische Seite dieser Industrie zu beleuchten übrig bleibt. Die inländischen Silberschmiede wissen sich mit äusserst einfachen Werkzeugen zu behelfen. Eine kleine, transportable Esse mit Blasebalg, ein Messer, ein paar eiserne Nägel als Gravirnadeln, ein kleiner Hammer, und wennmöglich eine kleine Zange nebst Feile sind die einzigen Werkzeuge, die bei ihnen angetroffen werden. Will man sich irgend einen Gegenstand aus Silber anfertigen lassen, so entbietet man den Silberschmied zu sich ins Haus, wohin er dann sein ganzes Handwerksgeräth mitbringt.

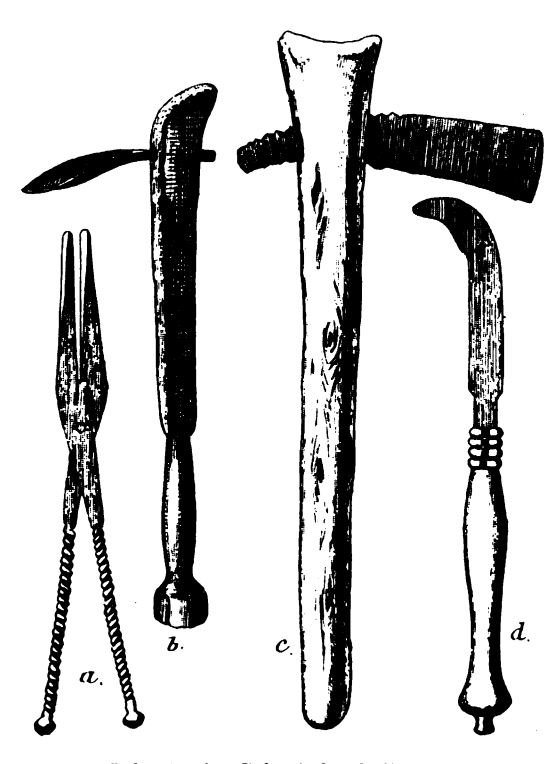
Soll nun z. B. aus einem Shillingstück ein Fingerring gemacht werden, so formt der Künstler aus weichem Thon ein Miniaturtöpfchen, gerade gross genug, um das Silberstück aufzunehmen, und setzt dasselbe sammt Inhalt in seiner Esse auf die Holzkohlen,

worauf er vermittelst des Blasebalges ein gutes Feuer unterhält. Ist das Silber geschmolzen, so wird es auf die ebene Erde ausgeschüttet und, bevor es gänzlich erkaltet ist, weiter bearbeitet. Oft wird ein Silberstück auf einem Kohlenfeuer erwärmt und, weich geworden, auf einem Steine breitgeklopft, dann das Blech zusammengerollt, wieder erwärmt und zu einem vierkantigen Stäbchen zusammengeschmiedet. Dieses wird dann gedreht, um ihm ein tauartiges Aussehen zu geben, und nachher über ein rundes Holz zu einem Ring zusammengebogen. Soll eine Kette gemacht werden, so wird das geschmolzene oder breitgeklopfte Geldstück zu einem langen, schmalen Streifen geschnitten, dieser zu einem Draht verarbeitet und dann in kurze Stücke zertheilt, aus welchen man die Ringe der Kette herstellt. Die meisten Ringe sind nur zusammengebogen; andere werden auch zusammengelöthet. Bei den Mandingo, zu denen kein Silbergeld gelangt, findet man demzufolge auch keinerlei Silberschmuck.

Von weit höherer wirthschaftlicher Bedeutung als die edlen Metalle ist das Eisen, das in der Form von Rotheisenstein und Bohnerz (ob Raseneisenstein?) im Innern häufig gefunden wird. Zum Schmelzen des Erzes errichtet man eine Art von Hochofen, bestehend aus einem hohlen, bis 2 M. hohen Kegel von Thon, welcher durch eine in der Spitze angebrachte Oeffnung abwechselnd mit Lagen von Holzkohle und Erz gefüllt wird. Das Gebläse besteht aus drei bis sechs rund um den Kegel angebrachten Röhren von Thon, die unter dem Boden in das Innere des Ofens hineinführen. Diese Röhren empfangen die Luftzufuhr aus etwa zwei Fuss hohen und gegen ein Fuss weiten, vertikalen Hohlcylindern von Holz, die als Blasebälge dienen und einen beweglichen, hölzernen Deckel haben, der vermittelst weicher Thierhäute luftdicht mit dem Cylinder verbunden ist. Mit jedem Zufuhrrohr correspondirt ein Cylinderpaar, und ein dabei sitzender Junge drückt abwechselnd den einen und dann den andern der mit gut schliessenden Klappen versehenen Deckel ein, um einen gleichmässigen Luftstrom zu erzeugen. Die auf diese Weise gewonnenen Eisenklumpen werden dann nochmals erhitzt und

zu kleinen, dreikantigen Masseln geformt, die der Grobschmied später weiter verarbeitet.

Beinahe in jedem grossen Negerdorfe findet man eine Schmiede, meist ein etwas abseits gelegener Schuppen, unter welchem man zu ebener Erde eine Esse von geknetetem Thon mit den bereits beschriebenen Blasebälgen, einen Korb mit Holzkohlen, einen Ambos von Stein oder Eisen, und einen eisernen Hammer nebst ein paar Zangen antrifft. Manche Schmieden sind freilich auch besser eingerichtet und besitzen zahlreiche, selbst geschmiedete Werkzeuge. Immerhin ist es erstaunlich, was solche inländische Schmiede mit ihren einfachen Hülfsmitteln zu Stande bringen, da sie nicht nur Hacken und Beile, sondern auch ihre Buschmesser, Schwerter, Dolche, Speere, Pfeilspitzen, Arm- und Schenkelringe selbst schmieden. Wir selbst haben im Inlande sehr oft ihre Hülfe in Anspruch genommen und manchmal die Geschicklichkeit im Härten der Beile und Hackmesser bewundert, die sie gelegentlich für uns zu repariren hatten. In der Nähe der Küste, wo in den Faktoreien importirter Stahl verkauft wird und überdies stets viel Bandeisen werthlos umherliegt, findet man



Inländische Schmiedearbeiten.
a. Schmiedezange, Queah Stamm (1/8 nat. Gr.).
b, *c*. Hacke und Beile, Sinoe (1/6 nat. Gr.).
d. Buschmesser, Hill Town (1/8 nat. Gr.).

keine Hochöfen, und hier sind auch die Schmieden seltener, da fertige Waffen, Feldwerkzeuge u. s. w. ziemlich billig in den Faktoreien zu bekommen sind.

Auch aus Kupfer und mehr noch aus Messing werden durch inländische Schmiede allerlei Gegenstände, namentlich Zierath, verfertigt, und zwar meist in Formen von Thon gegossen; das Material dazu liefern alte messingene Pfannen und Kessel europäischen Ursprungs. Die auf diese Weise gegossenen Beinringe sind oft sehr schwer und manchmal mit schellenartigen Verdickungen versehen, in denen zur Hervorrufung des Klanges ein kleines Eisenkügelchen eingeschlossen wird. Diese Schellenringe (siehe vorn, p. 226) sind bei einigen Stämmen, namentlich den Bassa und Kru, so beliebt, dass sie in Europa nachgemacht und durch die Faktoreien massenhaft importirt werden.



Affenbrücke (*monkey-bridge*) bei Japaca (siehe I. Band, p. 243).

Der Handel zwischen den verschiedenen Stämmen der Eingebornen ist kaum nennenswerth, weil jeder Stamm ausser den Artikeln, die er aus den Faktoreien an der Küste bezieht, fast Alles selbst produzirt. Der Binnenhandel dürfte sich demnach etwa auf Salz, inländische Baumwollenstoffe und Palmöl (zwischen palmenreichen und palmenarmen Gegenden) beschränken. Der Handel der Binnenländer mit den Hafenplätzen wird, soweit die Eingebornen nicht selbst ihre Produkte nach der Küste bringen, durch liberianische Zwischenhändler vermittelt.

Ein grosses Hinderniss für das Aufblühen des Handels ist der

Umstand, dass die meisten Flüsse nur bis auf kurzen Abstand von der Küste befahrbar sind, ferner, dass in der ganzen Küsten- und Waldregion keine Lastthiere vorkommen und somit alle Waaren auf dem Rücken von Negern getragen werden müssen. Zum Tragen von Lasten werden fast ausschliesslich Sklaven verwendet, und man begegnet in den schmalen, ausgetretenen Waldpfaden und auf den langen Affenbrücken oft ganzen Zügen solcher Schwarzer, die, Einer hinter dem Andern, ihre schweren Lasten von Palmöl, Palmkernen, Kautschuk, Elfenbein u. s. w. in den solid geflochtenen *kingjars* [1]) auf dem Rücken oder Kopfe tragend, schnellen Schrittes vorbei defiliren. Ihre Tragkörbe (siehe das Titelbild dieses Capitels) machen die Träger jeweilen vor dem Antritt einer Reise und werfen sie nach Ankunft am Bestimmungsorte wieder fort. Einzelne jedoch sind wahre Muster von eleganter und solider Flechtarbeit. Sie bestehen aus zwei etwa meterlangen Stücken von Wein- oder Oelpalmenwedeln, deren zähe Fiederblätter binnen wenigen Minuten sehr geschickt zu einer Art von solidem Korb zusammengeflochten werden. In diesen Tragkorb wird nun die Last mit Lianen eingeschnürt, und zwei breite Streifen Bast vom ersten besten Baume dienen als Tragriemen. Die gewöhnliche Last für eine Tagereise darf per Mann nicht über 40 Kilogramm betragen, doch ist sie in der Regel viel kleiner. Mit einer solchen Last auf dem Rücken marschirt der Träger seine 8 Wegstunden im Tage, immerfort in einer Art von raschem Trab, so dass es den unbeladen mitgehenden Weissen grosse Anstrengung kostet, mit seinen Trägern gleichen Schritt zu halten. Auf dieser ganzen Strecke genügt es ihm, höchstens zweimal die Last für ein halbes Stündchen niederzusetzen und auszuruhen. Gegessen wird während des ganzen Marsches nicht, denn ihr Frühstück erhalten die Träger vor der Abreise und das Mittagessen nach der Ankunft am Halteplatz; ein Schnäpschen aber auf halbem Wege kann geradezu Wunder verrichten. Der Neger reist nicht gern allein, und je grösser die Reisegesellschaft ist, desto fröhlicher schallen seine Rufe und Jauchzer durch die stillen Wälder, desto lauter sind Lärm und Gesang.

---

[1]) Liberianisches Wort für *kindschah*, das Veywort für Tragkorb, Rückenkorb.

Geradezu merkwürdig ist das Talent, mit dem sich der Neger fast instinktmässig selbst in dem Gewirre der nie von ihm begangenen, überall sich kreuzenden Waldpfade den richtigen Weg zu treffen weiss; noch mehr aber muss man über seine Orientirungsgabe erstaunen, wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit er sich auf der Jagd, selbst mitten im pfadlosen Urwalde, trotz aller Hindernisse zurechtfindet, da ihm doch die Farbe und Beschaffenheit der Baumrinde keine Anhaltspunkte gewähren können, wie etwa dem Indianer oder Trapper in den Wäldern Nordamerika's.

So glatt, wie oben beschrieben, läuft aber das Reisen nicht immer ab, besonders wenn es gilt, die Waaren eines Europäers zu befördern. Ein einziger widerspenstiger Mann kann die ganze Trägerreihe in Aufruhr bringen, indem er ihr erklärt, dass der Weisse nun, auf dem Wege mitten im Walde, ganz in ihrer Macht stehe und es ein Leichtes sei, eine Lohnerhöhung oder sonst etwas zu erpressen, oder auch im Weigerungsfalle davon zu laufen und ihn im Stiche zu lassen. Die meisten Afrikareisenden, die sich mit Trägern behelfen mussten, wissen in dieser Hinsicht von unangenehmen Erfahrungen zu berichten. Man scheint aber bis jetzt vergeblich auf Mittel gesonnen zu haben, um diese Plage der Forscher entbehrlich zu machen. Es wurden von mehreren Seiten Elephanten als Lastthiere vorgeschlagen und auch wirklich Versuche damit gemacht. Dieselben sind aber keineswegs glücklich ausgefallen. So starben der belgischen Expedition in Ostafrika (1879) binnen kurzer Zeit alle vier mit grosser Mühe und Unkosten hergeschafften indischen Elephanten (Bericht von L. K. Ranken, Proceedings Geogr. Soc. 1882). Die Träger werden in Liberia nie mit baarem Gelde ausbezahlt, sondern gewöhnlich mit Tauschartikeln, wie mit baumwollenen Stoffen, Tabak und zahlreichen andern Dingen.

Ganz anders geht es her, wenn Neger auf eigene Faust eine längere Reise unternehmen. Auf solchen Zügen beweisen sie, wie wenig ihnen die Zeit werth ist. Ueberall, wo sich Gelegenheit bietet, eine alte Bekanntschaft zu erneuern oder einen entfernten Verwandten zu besuchen, wird angehalten, und durch die grosse Gastfreundschaft einerseits und die Bedürfnisslosigkeit

anderseits begünstigt, ein längerer Aufenthalt gemacht. Es ist übrigens unter den dortigen Verhältnissen keine Kunst, gastfrei zu sein, denn die paar Kassaven, welche ein Gast täglich verzehrt, sind leicht aufzubringen, Wasser zum Trinken ist überall genug vorhanden, und um eine Lagerstätte in irgend einer Hütte zu ebener Erde braucht auch Niemand verlegen zu sein. Kommt aber einmal ein angesehener Gast, und als solcher wird gewöhnlich auch der Weisse betrachtet, dann erfordert es die gute Sitte und die Höflichkeit des Gastherrn, denselben, oft selbst gegen seinen Willen, möglichst lange zu beherbergen und aufzuhalten. Auf solche Weise geht meistens ungeheuer viel Zeit verloren, was um so schwerer wiegt, als die einzig zum Reisen günstige Trockenzeit eine verhältnissmässig nur kurze ist. Der „weisse Mann" thut auf seinen Haltestationen am besten, sofort den König oder Chef des betreffenden Ortes aufzusuchen und sich mit Habe und Gut als „Fremdling" (Gast) unter seinen Schutz zu stellen. Um diese Gastfreundschaft zu erwirken, macht er ihm gleich beim ersten Zusammentreffen ein Geschenk, das gewöhnlich in einigen *yards* Baumwollzeug, etwas Tabak und einer Flasche Branntwein besteht. Bei längerem Aufenthalt wird das Geschenk (*dash*) verhältnissmässig grösser. Dagegen sorgt der Gastherr für ein angemessenes Unterkommen und, wenn er dazu im Stande ist, auch für die Kost. In der Regel aber erhält der weisse Reisende trotz aller Gastfreundschaft Nichts umsonst, da alles, was ihm „Gutes gethan wird," meist schon zum Voraus genugsam in Geschenken bezahlt ist. Es gewährt aber immerhin ein beruhigendes Gefühl, in einer fremden Stadt der *stranger* (Fremdling) ihres Oberhauptes zu sein, denn als solcher braucht man selten zu fürchten, dass Einem etwas zu Leide gethan oder dass auch nur das Geringste von den Habseligkeiten gestohlen werde.

Im Allgemeinen darf man annehmen, dass der Eingeborne dem Weissen nicht ungünstig gesinnt sei. Die gewöhnlich zur Schau getragene Freundlichkeit und Dienstwilligkeit gilt jedoch in weitaus den meisten Fällen mehr der Kasse und den Waarenvorräthen des Weissen, als seiner Person, und die anscheinende Gutmüthigkeit und Unterwürfigkeit des Negers schlägt

nur gar zu gern in ganz entgegengesetzte Eigenschaften um, wenn er sich in seinen, wie er glaubt, berechtigten Hoffnungen getäuscht findet. So trifft man denn gar oft neben grösster Höflichkeit und guten Formen die krasseste Unverfrorenheit und Unverschämtheit. Umsonst erhält man nirgends etwas, es sei denn, dass der Geber, um mit dem Sprichwort zu reden, mit der Wurst nach einem Schinken zu werfen gedenkt; wohl aber erfährt man gar oft schändliche Ueberforderung und Bettelei. „*Dash me, Daddy*" (beschenke mich, Herr), so heisst es fast auf Schritt und Tritt. Der *dash* spielt überhaupt im Verkehr mit den Eingebornen eine wichtige Rolle. „*Dash me*", heisst es, nachdem man seinen Träger oder Arbeiter ausbezahlt, und „*dash me one*", wenn man einen Bündel Bananen oder eine Partie Ananas gekauft hat. Um dem Weissen seine Taschen zu öffnen, setzen die Eingebornen alle Hebel an und lassen kein Mittel unversucht. „*You be fine, Daddy!*" sagen sie mit schmeichelnder Stimme in ihrem gebrochenen, komisch klingenden Englisch, „*ah, you be fine too much!*" (Sie sind gut Herr, ach, viel zu gut!). Immerfort sind sie bereit, Einem eine Schmeichelei zu sagen, Einem ihre Treue und Anhänglichkeit zu bezeugen. Im geschäftlichen Verkehr leisten sie in Bezug auf Unterwürfigkeit, Zudringlichkeit und schlaue Berechnung der Umstände das Aeusserste, und gegenüber ihrer ganz beispiellosen Zungenfertigkeit und advokatenhaften Beredtsamkeit müssen selbst die berechtigtsten Argumente des Weissen verstummen. Nie bringt man es dazu, dass ein Neger gerade und offen eine Frage beantwortet, wenn ihm dies aus dem einen oder andern Grunde nicht behagt, denn er hat seinen eigenen Gedankengang, der ihn gewöhnlich geschickt ausweichen und die gestellte Frage mit einer Gegenfrage beantworten lässt. Desshalb sind denn auch alle Palaver, in welche der Weisse mit dem Eingebornen sich einzulassen gezwungen ist, seine Furcht und sein Schrecken; weiss er doch schon im Voraus, dass die zu behandelnde Frage so lange allseitig besprochen wird, bis sie endlich zu seinen Ungunsten entschieden ist. Sollten die Verhandlungen aber gegen den Wunsch des Negers ausfallen, so weiss er die Sache doch so zu drehen, dass er daraus Vortheil zieht. Immer sucht er etwaige Unterhandlungen oder

palavers möglichst in die Länge zu ziehen, um ja recht lang saugen zu können, und man kommt sich selbst schliesslich vor wie ein Schwamm, an dem zu pressen der Neger nie müde wird.

Auf einen mit Negern abgeschlossenen Vertrag kann man selten mit Bestimmtheit rechnen, da das Worthalten nicht ihre starke Seite ist. Mit Versprechungen ist daher der Neger äusserst freigebig, und man denkt oft Wunder, was solch ein Mann Alles zu thun im Stande sei. Verlangt man aber die Ausführung derselben, dann weiss er mit einem nie versiegenden Wortschwall eine ganze Menge von Entschuldigungen anzubringen und sich so lange zu winden und zu drehen, bis man endlich froh ist, ihn gehen zu lassen.

Bei der ihnen angebornen Trägheit sind die Neger, so lange sie vollauf zu leben haben, selbst gegen hohen Lohn schwer zu bewegen, irgend eine Arbeit zu verrichten, während sie, in Noth gerathen, dieselbe Arbeit um die Hälfte der früher gebotenen Bezahlung übernehmen. Darum ist es oft schwierig, an Ort und Stelle gute Diener zu bekommen, und noch viel schwerer, dieselben zu behalten. Ohne hohen Lohn bekommt man Niemanden, und hat Einer im Laufe einiger Monate — Bedürfnisse hat er ja keine — seine 20 Dollars verdient, dann dünkt er sich ein reicher Mann, fängt an störrisch zu werden oder Grobheiten zu begehen und kündet endlich den Dienst in der Absicht, sich irgendwo eine Farm anzulegen und eine Familie zu gründen. Hat man ihm aber erst sein Geld ausbezahlt, so vertändelt er dasselbe gewöhnlich wie ein Kind in der ersten besten Faktorei und ist bald von einem Heer von Schmarotzern umringt, die ihn, freigebig wie er als Neger ist, in einigen Tagen leerplündern. So gerne er dann vielleicht in die frühere Stellung zurückkehrte, so verbieten ihm dies Stolz und Eigenliebe. Seine Dankbarkeit reicht gewöhnlich nicht über den Moment hinaus, in dem er eine Wohlthat empfängt. Dabei äussert er, selbst über Kleinigkeiten, eine unbändige Freude; von einer spätern Erkenntlichkeit aber findet man gewöhnlich keine Spur.

Einen angenehmen Eindruck macht auf den Weissen die Höflichkeit bei Begegnungen, besonders auf schmalen Waldpfaden, indem der Neger grüssend aus dem Wege tritt, um Platz zu

machen. Der gewöhnliche Gruss bei Begegnungen oder bei der Ankunft ist bei den Vey: *íah kunéh?* = bist du erwacht? oder *úoh kunéh?* = seid ihr erwacht?, worauf dem oder den Ankommenden geantwortet wird: *ehṅ* (oder *ṅ*) *íah* (*úoh*) *kunéh?* Ist Jemand einen Augenblick fort gewesen, so sagt er bei der Rückkehr: *i benú?* = bist du dort? oder *uoh benú?* = seid ihr dort? worauf geantwortet wird: *ehṅ* (oder *ṅ*) *iah* (*uoh*) *nah?* = ja, bist du (seid ihr) gekommen? Der Abschiedsgruss lautet den Tag über: *i sáma oéh!* = Morgen dir! (*oéh* ist Interjection) oder *uóh sámah oéh!* = Morgen euch! Am Abend sagt man beim Weggehen: *i dschéma oéh!* = [guten] Abend dir! oder *uóh dschéma oéh!* = [guten] Abend euch! worauf als Gegengruss folgt: *ehṅ*, *dschéma oéh!*

Eigenthümlich ist auch der bei vertraulichen Begrüssungen unter allen Stämmen vorkommende Händedruck, bei dem man gegenseitig zum Zeichen friedlicher Absichten in rascher Folge Gold-, Mittel- und Zeigefinger an einander abschnellen lässt, was ein dreimaliges, lautes Schnalzen hervorbringt.

Die Eingebornen sind ungemein scharfsinnig im Beobachten von allerlei Eigenthümlichkeiten Dritter, welche sie zum Erfinden von mancherlei Beinamen (*nick-names*) veranlassen. So hiess ich bei den Vey *suié gbwúru kai* (Thierabhäuter), auch wohl *kunde fah kai* (Vogeltödter). Ein deutscher Handelsagent erhielt den Namen *gbwéki eh ké* (Watschler), nach seinem watschelnden Gang, und Mr. STROTHER, ein Liberianer mit gewaltigem Barte, wurde *boja bah* (Grossbart) genannt.

Es ist sehr schwierig, eine allgemein gültige Charakteristik der Neger zu geben. Sie sind Kinder des Augenblicks. Je nach den Umständen sind sie gut oder schlecht, willig oder störrisch, ehrlich oder diebisch, treu oder falsch, und das Beste sei schliesslich, stets zu zeigen, dass man auf seiner Hut sei und sie beständig unter scharfer Controle halte. Der Neger ist daher je nach seiner Eigenartigkeit zu behandeln. Im Allgemeinen wirkt milder Ernst und entschlossenes Auftreten, hie und da bei gutem Verhalten auch ein Wort der Anerkennung und Aufmunterung viel mehr als stetiges Schelten und Dreinschlagen, wie man es leider nur gar zu oft beobachten kann. Vergehen, wie Lüge,

Diebstahl u. s. w., sind jedoch unnachsichtlich zu bestrafen. Ein derart behandelter Neger wird für seinen weissen Herrn durchs Feuer gehen und ihn gelegentlich selbst gegen Anfechtungen von Seiten seiner eigenen Rasse in Schutz nehmen. Oft regt ein derber Witz eine ganze Gesellschaft zu erneuter Thätigkeit an, denn die Neger sind von Hause aus mit viel Mutterwitz begabt, heiter, fröhlich und lachlustig und können einen gelungenen Scherz gar wohl vertragen. Bei eingetretener Muthlosigkeit und Erschlaffung wirkt eigene Körperkraft und energisches Anpacken mehr als alle Scheltworte und Stockprügel, und ein gutes Beispiel kann oft geradezu Wunder verrichten.

X.

Häusliches Leben, Sitten und Gebräuche. Islam und Christenthum.


Queah-Frau, mit Kind und Pflegekind auf dem Rücken.

Das Familienleben. — Erwerbung von Frauen. — Der *greegree-bush* als Pensionat. — Heirathen. - Bestrafung von Excessen. — Geburten und Kindererziehung. — Zeitrechnung. — Lebensdauer. — Krankheiten, Sterbefälle und Todtenklagen. — Begräbnisse und Gedenkfeste. — Ansichten über das Fortleben der Seele. — Fetische und Fetischkultus. — Gottesurtheile. — Todesstrafen. — Musik, Gesang und Tanz. — Spielsucht. — Der *medecine-bush* (*sembe*) als Geheimbund. — Verbreitung des Islam durch Mandingo-Derwische. — Verbreitung des Christenthums. — Amerikanische Missionen und ihre Thätigkeit.

Das Familienleben der Eingebornen ist äusserst einfach. Von den vielen Frauen, die der Reiche und Vornehme hat — der bescheidene Bürgersmann begnügt sich, wie schon gesagt, mit weniger, meist mit Einer — besitzt in der Regel Jede ihre eigene Hütte, so dass der Hausfriede nicht wesentlich gestört werden kann. Unter diesen ist aber nur die Hauptfrau (engl. *head-*

woman, Vey *kuma mussu*) von bedeutendem Einfluss und hat eigene Sklaven, die für ihre Bedürfnisse sorgen. Die übrigen Frauen sind für ihren Lebensunterhalt auf sich selbst angewiesen. Sie führen ihr eigenes Hauswesen und legen für sich selbst eine kleine Pflanzung an. Im Allgemeinen wird der Frau sehr viel Arbeit aufgebürdet, und es ist eigentlich ein Wunder, dass diese Geschöpfe dabei fast immer fröhlich und guter Dinge sind, gerne Scherz machen und lachen, und nach anstrengender Tagesarbeit oft die halbe Nacht mit Musik und Tanz zubringen.

Betreffs der Erwerbung von Frauen herrschen bei den Eingebornen allerlei eigenthümliche Zustände. Es wird für jede Frau ein gewisser Betrag, gewöhnlich im Werthe von 15—20 Dollars, in Waaren an deren Angehörige bezahlt. Die Kaufsumme kann aus allem Möglichen bestehen, z. B. aus messingenen Pfannen und Kesseln, eisernen Töpfen, irdenem Geschirr, Tuchwaaren, Tabak, Branntwein u. s. w. Gar oft wird dieser Betrag nicht auf einmal bezahlt, sondern in Raten, und die Frau geht erst dann in den Besitz des Käufers über, wenn die volle Kaufsumme entrichtet ist, was oft jahrelang auf sich warten lässt. Oft werden Anzahlungen gemacht auf Mädchen, die so zu sagen noch in den Windeln liegen, besonders durch Eltern, die für einen Sohn eine Frau kaufen wollen. Ab und zu folgen dann weitere Zahlungen, und sollten inzwischen die Eltern sterben, so setzt der Sohn dieselben fort und sichert sich so das Recht auf seine zukünftige Frau. So hatte ich einmal einen 12—14 jährigen Sohn wohlhabender Eltern in Dienst, welcher durch Vermittlung seiner Eltern bereits drei Frauen, alle jünger als er selbst, sein eigen nannte. Alle drei befanden sich jedoch noch im Zauberwald, von welchem später die Rede sein wird, und waren ihm also vorläufig unzugänglich.

Wer es nicht gut anzufangen weiss, um ein Mädchen zur Frau zu erwerben, dem kommt diese oft bedenklich theuer zu stehen, ebenso Einem, der allzusehr verliebt ist, und solcher Narren giebt es dort gerade so gut, wie bei uns. Die Freier werden nämlich nicht nur von Seiten der Braut ausgebeutet, sondern in noch höherem Grade von Seiten ihrer Eltern, und es mag Manchem sauer genug werden, bis es ihm endlich gelingt,

sein schwarzes Liebchen heimzuführen, selbst dann, wenn sein zukünftiger Schwiegervater kein Laban ist.

Dass gelegentlich selbst alte Leute noch dergleichen junge Mädchen erwerben, konnte ich mehrmals beobachten. Auf meinem früher beschriebenen Ausfluge mit Häuptling CLARK nach Bo Wong, um den dort geschossenen Hippopotamus zu holen, begegnete mir während eines kurzen Aufenthaltes in genannter Stadt CLARK, der ein kleines Kind auf seinem Arm trug und auf die zärtlichste Weise liebkoste. Ich fragte ihn, ob dies sein Kind sei, da ich vermuthete, es möchte eine seiner Frauen hier zu Hause sein. „Nein," erwiederte er lachend, „dies ist meine jüngste Frau, die ich vor Kurzem gekauft habe." Dies klingt freilich etwas komisch, doch ist es allgemein Sitte, dass inländische Fürsten bis in ihr spätes Alter fortfahren, kleine Kinder als Frauen zu erwerben.

Sollte während der vorerwähnten Anzahlungsperiode das Mädchen sich Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, so hat die andere Partei das Recht, den bereits bezahlten Betrag der Kaufsumme zurückzuverlangen. Auf dieselbe Weise können auch die Eltern oder Angehörigen eines Mädchens, wenn sie aus irgend einem Grunde den ersterkorenen Bräutigam nicht wünschen oder das Mädchen sich einer Verheirathung mit ihm ernstlich widersetzt, durch Zurückerstattung des empfangenen Betrages den Contrakt rückgängig machen.

In welchem Alter die oft schon sehr früh verbundenen Paare in die Ehe treten, ist schwer zu sagen, da die Leute nie wissen, wie alt sie sind und der Weisse sich nicht lange genug an einem Orte aufhält, um hierüber genaue Angaben machen zu können. Man ist fast allgemein der Ansicht, dass die Neger viel früher heirathsfähig seien, als die Europäer, doch glaube ich nicht, dass dies, einzelne Ausnahmen, wie sie auch bei uns vorkommen, abgerechnet, bei der Frau vor dem dreizehnten oder vierzehnten, beim Manne vor dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahre der Fall ist.

Die vorgenannten Werbungen und Heirathen geben gelegentlich zu allerlei sonderbaren, manchmal selbst rührenden Scenen Veranlassung.

So war während meines ersten Aufenthaltes in Hill Town ein-

mal die ganze Stadt in Aufregung. Aus der Gegend von Little Bassa war nämlich ein alter, eingeschrumpfter, von partiellem Albinismus ganz buntscheckiger Neger angekommen, der sich gar bald als der Freier unseres allgemeinen Lieblings WULIKE, des fröhlichen Mädchens aus dem Zauberwalde [1]), entpuppte. Er hatte einen Sklaven bei sich, der ihm eine ganze Traglast von Messingkesseln und irdenen Schüsseln, Kannen, Tassen und Tellern trug, welche, wie sich bald herausstellte, die Schlusszahlung für das Mädchen bildete. Er selbst, und schon sein verstorbener Bruder vor ihm, hatten bereits frühere Zahlungen geleistet. Nach dem Tode seines Bruders waren dessen Rechte auf ihn übergegangen, und nun war er da, um das arme Geschöpf völlig zu seinem Eigenthum zu machen. Wir hatten tiefes Mitleid mit dem Mädchen, welches nicht mit der Wahl einverstanden war und erklärte, lieber davonzulaufen als in die Hände dieses Mannes zu fallen, und ich hatte grosse Lust, um das arme Geschöpf selbst zu kaufen, nur um es nicht in die Hände des widerlichen Alten fallen zu lassen. Der Häuptling CLARK erklärte mir aber, dass das Mädchen nicht verpflichtet sei, dem Manne zu folgen, dass aber im Weigerungsfalle der ganze, bereits anbezahlte Betrag zurückvergütet werden müsse. WULIKE geberdete sich wie toll und setzte Himmel und Erde in Bewegung, bis es endlich die Zurückerstattung der Anzahlungssumme erwirkt hatte. Gewöhnlich wird aber die weigernde Tochter durch ihre Angehörigen, welche das anbezahlte Geld natürlich längst aufgebraucht haben, so lange mit Bitten und Drohungen bestürmt, bis sie endlich nachgiebt, um darauf in den meisten Fällen an der Seite eines Greises ein freudloses Dasein zu fristen.

Eine mit der Heirath in engem Zusammenhang stehende Institution ist der sogenannte Zauberwald (engl. *greegree-bush*), der als ein auf das Eheleben vorbereitendes Pensionat betrachtet werden muss. Da ich über das Schliessen von Ehen nichts Näheres sagen kann, ohne eine Bekanntschaft mit dem Zauberwalde vorauszusetzen, so will ich versuchen, Dasjenige, was ich nicht ohne viel Mühe darüber in Erfahrung bringen konnte,

---

[1]) Das mittelste der drei Mädchen auf Tafel 23.

hier mitzutheilen und dabei sorgfältig Alles zu vermeiden suchen, was ich von den mir darüber gemachten Mittheilungen als in das Gebiet der Sage gehörend betrachten muss. Es giebt wirklich nebst dem später zu behandelnden *medecine-bush* keine Institution, die sich von Alters her in ein mystischeres Dunkel zu hüllen verstanden hat, als der *greegree-bush*, denn es wird den Zöglingen desselben in erster Linie eingeschärft, dass die Geister des Waldes Jeden unfehlbar tödten, der darüber auch nur das Geringste an Uneingeweihte mittheile. Die wunderbarsten Märchen werden darüber in Umlauf gebracht, und nie gelingt es einem Fremden, über das Treiben in diesen Pensionaten völlige Aufklärung zu erlangen, da er auf seine Fragen stets ausweichende Antworten erhält.

Die Institution des Zauberwaldes ist ausserordentlich alt. Schon Dapper erwähnt derselben sehr eingehend und wahrheitstreu, und nach Allem, was ich selbst darüber in Erfahrung bringen konnte, ist dieselbe seit jener Zeit (1668) bis auf den heutigen Tag durchaus dieselbe geblieben. Ich habe die in dessen Buche gemachten Angaben der Reihe nach mit meinen eigenen Aufzeichnungen und den Aussagen eines jungen Liberianers verglichen, der mir beim Zusammenstellen der diesbezüglichen Mittheilungen in hohem Grade behülflich gewesen ist [1].

Es giebt für Knaben und Mädchen je einen besonderen Zauberwald. Beinahe jede grössere Stadt (Dorf) besitzt je einen solchen sowohl für Knaben als für Mädchen, doch sind beide Institute weit von einander abgelegen und stehen in keinerlei Beziehung zu einander. Ich habe die *greegree-bush*-Institution bei den Vey, Kosso, Golah, Pessy, Queah und den westlichen Bassa angetroffen, habe aber keine Sicherheit, ob derselbe auch unter den östlichen Stämmen

[1] Dieser ist der Sohn meines Jägers Jackson, Archey T. Demery, den ich nach Holland herüberkommen liess, um ihn zum Naturaliensammler auszubilden. Er ist ein sehr intelligenter junger Mann, hat lange unter den Vey gelebt, spricht Vey ebensogut wie Englisch, seine Muttersprache, und ist mit den Sitten des genannten Stammes in hohem Grade bekannt. Ihm habe ich zum grossen Theil das Gelingen meiner Wörterliste und grammatischen Auseinandersetzungen der Veysprache, sowie zahlreiche andere in diesem Buche enthaltene Mittheilungen zu verdanken.

besteht, da ich hierüber keine Aufzeichnung finde und mein Gedächtniss mich in Stiche lässt.

Der Zauberwald, in welchem die Knaben ihre Erziehung erhalten, heisst in der Veysprache *bery* oder *belly*. Die Knaben, sowohl Freie als Sklaven, werden etwa im zehnten Altersjahre hingebracht und ungefähr ein Jahr dort behalten. Der Ort ihres Aufenthaltes ist ein dafür angewiesener Platz im Walde in der Nähe des Dorfes, wo zu diesem Zwecke die erforderlichen Hütten errichtet sind. Keinem Uneingeweihten, und ganz besonders keiner weiblichen Person ist der Eintritt in diesen Bezirk erlaubt, und es wird allgemein behauptet, dass Zuwiderhandelnde durch die Bewohner oder deren Waldgeister gefangen und getödtet werden. Ich kenne jedoch einen Fall, in welchem die Frau des Häuptlings Dschuku von Caba, welche auf diese Weise in Gefangenschaft gerieth, durch Letztern für eine bedeutende Summe losgekauft werden konnte. Ebenso ist den Männern das Betreten des Zauberwaldes für Frauen auf das Strengste verboten. Dieses Verbot gilt auch für jeden Fremden, und wenn ich mich bei einem Häuptling als Gast vorstellte und ihn um die Erlaubniss bat, in seinem Gebiete wohnen und jagen zu dürfen, so wurde mir bei der Einwilligung stets mitgetheilt, wo sich die Zauberwälder befänden, um mich und meine mitgebrachten Diener vor etwaigen Collisionen zu schützen. Da ich die Institutionen der Eingebornen stets respektirte, so fiel es mir nie ein, mich auf eine dieser verbotenen Stellen zu wagen, und dadurch den Häuptling in Unannehmlichkeiten zu verwickeln, mir selbst aber eine hohe Busse — denn weiter würde es doch wohl nicht gekommen sein — zuzuziehen.

Der Zugang zum *greegree-bush* ist oft durch einen Zaun von Mattengeflecht, oft aber nur durch einen im dorthin führenden Fusspfade liegenden Gegenstand (*greegree*, Vey *bŭlĭ*) bezeichnet. Im *belly* (Zauberwald für Knaben) stehen die Zöglinge unter Aufsicht von alten Männern und werden von diesen in Gesang und Tanz, in der Handhabung der Waffen, namentlich von Speer und Schwert, und überhaupt in der Kunst der Jagd und Kriegführung unterrichtet. Es ist im Ganzen eine echt sparta-

nische Erziehung, welche die Knaben dort geniessen [1]). Die Zöglinge wird systematisch gelehrt, Hunger, Durst und grosse Schmerzen ohne Klagelaut zu ertragen, im Gefecht und bei dem Erstürmen und Vertheidigen von Barrikaden grossen persönlichen Muth an den Tag zu legen und in allen Fällen als muthige Beschützer der Unterdrückten und Bekämpfer des Unrechts aufzutreten. Dieser Pflege des Rechtsgefühls scheint viel Sorgfalt gewidmet zu werden. Ueberhaupt lehrt man diese jungen Leute, sich in gerichtlichen und politischen Fragen rasch ein richtiges Urtheil zu bilden, sowie die von früheren Geschlechtern ererbten religiösen, politischen und Rechtstraditionen genau zu kennen, um sich später an allen hierauf bezüglichen Palavern betheiligen zu können. Allein diese Gezeichneten (Tätowirten) dürfen an einem Palaver thätigen Antheil nehmen und über Landesangelegenheiten und andere Fragen ihre Meinung äussern. Diebstahl scheint, wenigstens für die Zöglinge des Zauberwaldes als solche, nicht als Vergehen betrachtet zu werden, denn es werden unter Leitung ihrer Lehrer nächtliche Ueberfälle benach-



Diener der holländischen Faktorei in Monrovia (Kruneger).

---

[1]) Ich habe diese sehr glaubwürdigen Angaben von meinem mehrgenannten, treuen Diener Bob, der selbst diese Schule durchgemacht und mir Ein und Anderes mittheilte im Vertrauen, dass ich doch bald das Land verlasse und ihn nicht verrathen werde.

barter Dörfer organisirt, wobei die Zöglinge unter Anwendung von List und Gewalt alles Brauchbare, wie Reis, Bananen, Hühner und andere Lebensmittel, stehlen und nach ihren Wohnstätten im Walde schleppen. Uebrigens haben sie auch ihre eigenen Pflanzungen, welche ihnen die nöthigen Lebensmittel liefern. Während ihres Aufenthalts in dieser eigenthümlichen Pension, der von einigen Monaten bis zu mehreren Jahren dauern kann, gehen die Zöglinge vollständig nackt. Alle sind beschnitten. Die Circumcision wird bei Knaben gewöhnlich sehr früh, oft schon im ersten Lebensjahre, mittelst einer Glasscherbe ausgeführt, und zwar in diesem Falle durch alte Frauen. Knaben, bei denen dies bisher nicht der Fall war, haben sich der Operation bei dem Eintritt in den *belly* zu unterziehen. Sofort nach ihrem Eintritt erhalten die Zöglinge einen andern Namen, den sie auch nach ihrem späteren Austritt behalten, und es wird ihnen der Glaube beigebracht, dass sie durch den Waldgeist mit dem Eintritt in den Wald getödtet und darauf zu neuem Leben erweckt werden. Es darf daher nicht befremden, dass sich die Kinder sehr vor dem Zauberwalde fürchten und oft nicht anders als mit Gewalt oder List hineingebracht werden können, zumal mit dem Eintritt auch die schon früher beschriebene, schmerzhafte Operation des Tätowirens verbunden ist. Es geschieht oft, dass ein Knabe, der nicht gutwillig in den Zauberwald geht, durch einen sogenannten Teufel — in der Veysprache *soh-bah*[1]) genannt — aufgegriffen und nach dem *belly* gebracht wird, ohne dass Jemand etwas davon weiss, obschon man es allgemein vermuthet. Fragt man die Mutter eines verschwundenen Knaben, wo derselbe geblieben sei, so erhält man gewöhnlich zur Antwort: *„n'jana a ta ala"* (der Geist hat ihn weggeführt), oder: *„n'jana a bih"* (der Geist hat ihn genommen). Ob die Zöglinge (Vey: *duamba*) durch ihre *soh-bah* (Erzieher) beim Eintritt in das Institut auf irgend eine Weise hypnotisirt werden und nachher wirklich an eine Tödtung und Wiedererweckung glauben, oder aber einem abgelegten, strengen Gelübde zufolge nur thun, als ob sie wirklich

---

[1]) *Soh* = Teufel, Waldteufel; *bah* = gross. *Soh-bah* heisst somit Grossteufel, zum Unterschiede von *soh*, wie die weiblichen Teufel genannt werden.

getödtet und wieder erweckt worden wären, lasse ich dahingestellt, da Keiner, der selbst diese Schule durchgemacht, die nöthige Aufklärung geben wird, selbst dann nicht, wenn er geschlagen oder sogar mit den Tode bedroht würde. Sicher ist aber, dass Knaben und auch Mädchen nach der sogenannten Wiedergeburt thun, als ob sie alle Erinnerung an ihr Leben verloren hätten, ihre frühern Bekannten nicht mehr erkennten und Alles, was ihnen früher gut bekannt war, ganz aufs Neue wieder lernen müssten [1]). Alle Jahre einmal, gegen Ende der Regenzeit, wenn der Reis eingeerntet und Ueberfluss an Lebensmitteln vorhanden ist, findet das Austrittsfest statt, das bis 14 Tage dauert und zu welchem die Leute von Nah und Fern zusammenströmen, wie bei uns an einem ländlichen Kirchweihfest. Die Knaben, welche nun aus dem Walde wieder ins Leben hinaustreten, werden mit Zeugen von Bastgeflecht gekleidet und mit Federn und allerlei Zierat an Armen und Beinen geschmückt. Sie dürfen an diesem Tage nichts tragen, was von Baumwolle verfertigt ist. Es werden nun an diesen Festtagen die im Zauberwalde gelernten Tänze aufgeführt und die — nicht sehr decenten — Zauberwaldlieder (*belly-dong*) gesungen, zum grossen Vergnügen der Menge, die von Fern und Nah zum Feste herbeigeströmt ist. Die *soh-bah* welche nicht erkannt sein wollen, obschon Jedermann sie kennt, aber ihren Namen nicht zu nennen wagt, machen sich durch einen bis auf den Boden hängenden Blättermantel und eine über den Kopf passende, hölzerne Maske unkenntlich und zeigen sich so dem Publikum, vor dem sie auch allerlei Tänze aufführen. Man hat überhaupt vor den *soh-bah* sehr viel Respekt, da man überzeugt ist, dass sie mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung stehen und Einem allerlei Schaden verursachen könnten, wenn man sie nicht zum Freunde hielte. Am Schlusse der Tänze werden die Kinder ihren Eltern vorgestellt, wobei Erstere thun, als ob sie dieselben wieder neu kennen

---

[1]) „Herauskommend, geberden sie sich, als ob sie erst auf die Welt gekommen wären und nicht wüssten, wo ihre Eltern und Freunde wohnten, wie diese heissen, und wer sie seien, wie sie sich waschen müssen und mit Palmöl salben, welches Alles ihnen durch ihre Erzieher aufs Neue gelehrt werden muss." (Uebersetzt nach Dapper, p. 415).

lernen müssten. Ein solches „Teufelsfest", bei den Liberianern *devil-dances* genannt, dem ich selbst beigewohnt, ist bereits im zwölften Capitel des ersten Bandes (p. 254) beschrieben worden.

Wie gesagt, besteht ein ähnlicher *greegree-bush* auch für die Mädchen. Derselbe wird bei den Vey *sandy* genannt. Auch dieser Zauberwald ist eine Art von Pensionat, das auf einem dazu angewiesenen Platz im Walde, nahe bei der Stadt, errichtet ist. Die Erzieherinnen, bei den Liberianern *greegree-women*, *devil-women* genannt, sind alte Frauen, deren Oberhaupt gewöhnlich die älteste Frau des Häuptlings ist. Diese „Teufelsfrauen" kennt man stets an einem kleinen, tätowirten Kreuzchen hinten auf jeder Wade.

In den *sandy* treten die Mädchen im zehnten Jahre, manchmal schon früher, und bleiben dort bis zu ihrer Heirathsfähigkeit, oft auch noch länger. Wie an die *soh-bah* für die Knaben, so bezahlen die Eltern für ihre Mädchen eine gewisse Leistung in Naturalien an die Teufelsfrauen, um es ihren Kindern an Nichts fehlen zu lassen. Auch die Mädchen gehen im Zauberwalde nackt und haben beim Eintritt, wie die Knaben, die Verbandstätowirung anzunehmen und sich einer Beschneidung zu unterziehen, die in der Entfernung der Spitze der Klitoris auf operativem Wege besteht. Diese Letztere wird darauf in ein Läppchen gebunden, getrocknet und dem Mädchen als Zeichen der Jungfräulichkeit um den Hals gehängt. Das Betreten des Zauberwaldes der Frauen ist Männern und uneingeweihten weiblichen Personen streng untersagt. Wie der *belly*, so ist auch der *sandy* unter die Obhut von *n'janas* oder Geistern der Verstorbenen gestellt, und wer es wagt, denselben zu betreten, wird, wie man glaubt, durch die wachsamen *n'janas* sofort aufgegriffen und getödtet.

Aeltere Frauen dürfen, wenn sie die Abzeichen des *greegree-bush* tragen, ungehindert ihre Angehörigen besuchen, doch sind sie verpflichtet, beim Eintritt ihre Kleider abzulegen und zurückzulassen. Auch dürfen die Mädchen gelegentlich ihre Verwandten zu Hause besuchen, doch beschmieren sie sich vor dem Austritt mit weissem Thon, so dass sie wie *clowns* im einem Circus aussehen; auch dürfen sie, ebensowenig wie die Knaben, baumwollene Zeuge tragen, sondern kleiden sich beim Ausgehen mit einem Schürzchen von Baststoffen oder Blattfasern der Weinpalme.

In diesem Zauberwalde lernen die Mädchen unter der Aufsicht ihrer Erzieherinnen Gesang, Spiel und Tanz, sowie zahlreiche Gedichte, von denen einige, wie schon DAPPER sich ausdrückt, „manches enthalten, das nicht mit Ehren gesungen werden darf, obschon sie in ihren täglichen Gesprächen züchtig, keusch und schamhaft sind." Zudem lernen die Mädchen kochen, allerlei häusliche Arbeiten verrichten, Netze stricken und dem Fischfang obliegen. Die Zauberwaldmädchen werden bei den Liberianern *greegreebush-girls*, bei den Vey *sandy-ding* (Zauberwaldkind), meist aber *bony* (Jungfrau) im Sinne von *virgo* genannt.

Auch der *sandy* hat sein besonderes, jährliches Austrittsfest. Dabei werden die austretenden Mädchen, nachdem der ganze Körper reichlich eingeölt, durch ihre Angehörigen mit oft sehr kostbarem Schmuck wie silberne Halsketten, Armbänder, Beinringe und Schellen behangen, welche Letztere um die Füsse getragen werden, um beim Tanzen möglichst viel Lärm zu machen. An diesem Feste tragen die *soh* und *soh-bah* hölzerne Masken, (*devil-heads*, Teufelsköpfe). Diese sind mehr oder weniger kunstreich aus einem Stück Wollbaumholz geschnitzte Masken, von unten genügend ausgehöhlt, um den ganzen Kopf hineinzustecken. Ein solcher Teufelskopf wird der Person, für die er bestimmt ist, auf Maass gemacht und so tief ausgehöhlt, dass sie, wenn sie denselben über den Kopf stülpt, durch die vorn an der Stelle der Augen angebrachten kleinen Oeffnungen bequem sehen kann. Die Masken der *soh-bah* stellen Mannsgesichter, diejenigen der *soh* Frauengesichter vor, bei welchen die eigenthümlichen Haarfrisuren mit vieler Sorgfalt nachgeahmt sind. Diese



Schwarze Holzmaske (*devil-head*) einer Frau aus dem Vey-Stamm (1/10 nat. Gr.).

schwarz gebeizten Masken sind meist einfarbig, manchmal aber auch auf eine phantastische Weise mit grellen Farben, besonders mit Weiss und Roth bemalt[1]). Der untere Rand der Maske hat eine starke Einkerbung, um welche der früher beschriebene Blättermantel befestigt werden kann (siehe I. Band, p. 245). Von dem in Niederguinea sehr beliebten Federschmuck findet sich an denselben keine Spur.

Die weiblichen Teufel pflegen unter ihrem Blättermantel oft europäische Mannsbeinkleider, Strümpfe und Schuhe oder Pantoffel zu tragen. Sie werden, sobald sie sich in der Oeffentlichkeit zeigen, von einigen Frauen begleitet, welche Matten bei sich tragen, um bei einem etwaigen Toilettenunglück die *soh* vor neugierigen Blicken zu beschützen.

Um ihren Einfluss besser geltend machen zu können, halten die Häuptlinge sehr darauf, dass die Jugend, besonders die männliche, eine gewisse Zeit im *greegree-bush* zubringt. Es gelingt ihnen dies gewöhnlich leicht, und zwar selbst in Fällen, wo junge Leute bei christlichen Liberianern oder auf Missionsstationen erzogen werden, sich durch Lernbegierde auszeichnen und in jeder Hinsicht zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Sobald sie ein gewisses Alter erreicht haben, werden sie unter irgend einem Vorwande, z. B. um ihre kranke Mutter zu besuchen oder der Beerdigung eines nahen Verwandten beizuwohnen, durch ihre Angehörigen auf einige Tage von den Pflegeeltern weggeholt. In Wirklichkeit aber bringt man sie in das betreffende Institut, um ihnen die althergebrachte Erziehung angedeihen zu lassen. Oft kehrt dann das Kind gar nicht mehr zu seinen Pflegeeltern zurück, oder es lässt sich, wenn dies nach einigen Monaten doch geschieht, ohne Mühe durch gelegentliche Fragen der wirkliche Zweck des langen Wegbleibens herausfinden. Uebrigens zeigt

---

[1]) Andere als diese männlichen und weiblichen sogenannten *devil-heads* sind mir nicht bekannt. Es sind, wie ich glaube, reine Spielmasken ohne irgend welche höhere Bedeutung, da sie auch bei andern Festen, und besonders bei den Gedenktagen an Verstorbene, getragen werden. Masken mit zwei Gesichtern wie Dr. Serrurier sie in seiner Arbeit im internationalen Archiv für Ethnographie, 1888, p. 154—159, Taf. XV, beschreibt und abbildet, sind den eingebornen Stämmen Liberia's unbekannt.

sich bald eine auffällige Veränderung in dem Charakter des Zöglings, ein Hinneigen zu den Sitten der Eingebornen und die Lust, in die durch ältere Kameraden gesungenen Liebeslieder einzustimmen und sich an den wilden Tänzen der Erwachsenen zu betheiligen, sowie gar oft eine gewisse Abneigung gegen die Lehren des Christenthums.

Nach dem eben Gesagten zu urtheilen, muss es beinahe befremden, dass Negerhäuptlinge noch so häufig von der Gelegenheit Gebrauch machen, ihre Söhne in die Missionsschulen zu senden. Dies geschieht jedoch hauptsächlich, um denselben Gelegenheit zu geben, sich dort mit der englischen Sprache vertraut zu machen und etwas Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen oder, nach der Ausdrucksweise der Eingebornen, „den Verstand der Liberianer mit ihrem eigenen zu vereinigen." Die dort erworbenen Kenntnisse sind später, namentlich in den Handelsbeziehungen mit den Faktoreien an der Küste und mehr noch mit den liberianischen Zwischenhändlern, von bedeutendem Werthe und werden nicht nur angewendet, um sich vor Betrug zu schützen, sondern auch, um weniger entwickelten Leuten im Handel überlegen zu sein. Allzu grosse Lernbegierde und Hinneigung zum Christenthum ist jedoch nicht immer erwünscht und wird manchmal, wenn sie sich bei jungen, aus den Missionsschulen zurückgekehrten Leuten zeigt, von Seiten der Väter zu unterdrücken gesucht. Als Beleg für diese Behauptung möge Folgendes dienen: Als ich auf der Durchreise die Negerstadt Jondoo in der Gegend am obern Fisherman Lake besuchte[1], wurde ich in Abwesenheit des Häuptlings durch dessen Sohn empfangen, welcher ein Jahr vorher aus der Missionsschule in Robertsport zurückgekehrt war. Der junge Prinz behandelte mich mit grosser Auszeichnung und wies mir seine eigene Hütte als Wohnstätte an. Bei der Uebergabe derselben zeigte er mir seine sämmtlichen Schulsachen, die er in der Mission gebraucht hatte und die nun alle zusammen in einem Kistchen wohl geborgen waren. Der Jüngling sprach ganz geläufig Englisch und gab mir unaufgefordert eine wohlgelungene Leseprobe. Im Laufe unseres Gespräches erzählte er

---

[1] Siehe I. Band, p. [illegible].

mir, dass er nur ungern aus der Mission nach Hause zurückgekehrt sei, dass aber sein Vater gefürchtet habe, er möchte zu viel lernen, und dass derselbe ihm jetzt sogar verboten habe, sich weiter mit Büchern zu beschäftigen, mit der Bemerkung, dass es für den Eingebornen nicht gut sei, wenn man zu viel Bücherweisheit besitze.

Nicht alle Mädchen verlassen den *sandy* bei der gewöhnlichen, alljährlichen Austrittsfeier. Diejenigen nämlich, welche schon während ihres Aufenthalts im Zauberwalde verlobt sind — und deren Zahl ist keineswegs gering — bleiben dort, bis sie das heirathsfähige Alter erreicht haben. Ist diese Zeit gekommen, so wird davon den Eltern oder sonstigen Angehörigen des Mädchens durch die *soh* Mittheilung gemacht und auch der zukünftige Eheherr desselben von dem Ereigniss benachrichtigt. Dieser geht nun hin und überbringt den Eltern des Mädchens Geschenke, theils für die *soh*, theils für seine Braut bestimmt, und für die *soh* werden weitere Geschenke durch die Eltern und Verwandten des Mädchens beigefügt und von einer Frau nach dem *greegree-bush* gebracht. Das Mädchen wird nun am ganzen Leibe mit einer Art Pomade, die aus parfümirtem Palmöl und animalischen Fetten besteht, eingerieben, wodurch die Haut ausserordentlich glänzend und elastisch wird, und durch die *soh* mit zahlreichen, oft kostbaren Schmucksachen behangen. Hierauf



Junge Krunegerin in vollem Silberschmuck (p. 224).

wird die Braut durch ihre Angehörigen unter festlichen Gesängen am Eingang des Zauberwaldes abgeholt und nach dem Hause des Bräutigams gebracht, woselbst ihr durch die *soh* die früher erwähnte, um den Hals gebundene Reliquie abgenommen wird. Inzwischen hat der Bräutigam für eine reiche Mahlzeit gesorgt, wozu seine Angehörigen Beiträge liefern, und wobei der Palmwein in Strömen fliesst und auch, wenn es irgendwie angeht, der Branntwein nicht vergessen wird. Es wird nun viel gesungen, getanzt und nach Leibeskräften musizirt, so dass Einem dabei fast Sehen und Hören vergeht. Wenn nun Alles fröhlich und guter Dinge ist, so ergreift die Mutter der Braut diese Letztere bei der Hand, führt sie in das bereit stehende Haus des Bräutigams und ermahnt dieselbe, ihrem Manne treu und folgsam zu sein, worauf sie, herauskommend, den Bräutigam eintreten lässt.

Hierauf ertönt aufs Neue Musik und Gesang, um etwaige in der Hütte laut werdende Musik zu übertäuben, während einige Frauen sich hinter das Haus begeben um zu horchen. Auf einmal kommen sie mit freudestrahlendem Gesicht hervor und mahnen mit lautem „*dombo, dombo*" (singet, singet) zu weiteren musikalischen Leistungen an. Wenn der Ehemann nach einer Weile wieder zum Vorschein kommt, so wird er durch die Schwiegermutter gefragt: „*a bé kamma?*" (wie ist sie?), worauf er antwortet: „*a nji, a nji*" (sie gut). Dies ist das Zeichen zu erneuter Freude, erneutem Gesang und Tanz, und das Fest dauert bis tief in die Nacht hinein.

Auch die Heiraten mit Mädchen, welche schon längere Zeit den Zauberwald verlassen haben, finden [illegible]

[illegible]

und fand die ganze Stadt voll Leute. Auf meine Frage nach der Ursache dieses Zusammenströmens aus der Nachbarschaft hörte ich, dass man im Begriffe stehe, ein *grogrobush-girl* und ihren Liebhaber zu züchtigen. Ich blieb, um dem Schauspiel beizuwohnen. Am Abend wurde auf dem grossen Platze vor dem Palaverhause ein Feuer angezündet und bald darauf brachte man die beiden Missethäter aus einem Hause und band sie, nachdem man ihnen die Kleider abgenommen hatte, Front gegen Front fest zusammen. Alle Zuschauer hatten sich mit Stöcken, Peitschen, einige sogar mit Brettern bewaffnet und bildeten einen grossen Kreis. Der Häuptling hielt erst an die Delinquenten eine von fürchterlichen Gestikulationen begleitete Scheltrede, worauf, nach einem gegebenen Zeichen, der ganze Kreis sich in Bewegung setzte und Jedes im Vorbeigehen den Unglücklichen einen tüchtigen Schlag gab. Erst nachdem sich das Pärchen, welches einige Augenblicke die Kasteiungen mit fatalistischem Gleichmuth ausgehalten hatte, schreiend und sich krümmend am Boden wälzte, stellte man die barbarische Execution ein und wurden die Beiden halb todt zur Seite geschafft. Die exemplarische Strafscene wurde hierauf mit einem nächtlichen Tanzfeste beschlossen."

Lange nicht so strenge wie die Vergehen gegen die Keuschheitsgesetze des *grogro-bush* wird gewöhnlicher Ehebruch bestraft, der, nebenbei gesagt, sehr häufig vorkommt. Wird eine Frau auf Allotria mit einem Sklaven ertappt, so werden, wie wir in Samalima (I. Band, p. 232) gesehen, die Beiden zusammen an einen langen Block gelegt, so weit von einander entfernt, dass sie sich nicht berühren können, und während der wenigen Tage, die man sie in dieser Position verbleiben lässt, alle Morgen ausgepeitscht. Nur im Wiederholungsfalle wird ein solcher Sklave verkauft. Findet eine unerlaubte Annäherung zwischen einer Frau und einem freien Manne statt, so geht der Mann der betreffenden Frau zu deren Verführer und verlangt eine Entschädigungssumme, oder er lässt sich eine solche durch den Häuptling des Dorfes zuerkennen. Bezahlt der Mann, dann ist die Sache in Ordnung, und es trifft weder ihn noch die Frau eine körperliche Züchtigung; kann er aber nicht bezahlen, so

hat der Kläger das Recht, ihn als Sklaven zu verkaufen, um sich bezahlt zu machen.

Hat der zahlreiche Frauen besitzende Häuptling Geld nöthig, ohne zu solchem gelangen zu können, so wendet er sich oft an eine seiner Frauen, die er im Verdacht der Untreue hat und fragt dieselbe: „*I be dscho moh?*" Wörtlich: Welches Mannes bist du? Bekennt sie, indem sie den Namen des betreffenden Mannes nennt, so trifft sie selbst keine Strafe, sondern der Häuptling geht dann einfach zu dem genannten Manne und sagt: „Meine Frau so und so hat deinen Namen genannt", und verlangt von ihm eine Geldbusse im Werthe von mehreren Dollars. Läugnet der Mann, so wird er mit der Frau confrontirt, und wenn auch dies nicht hilft, so verurtheilt ihn der Häuptling, um mit *kong* „geprüft" zu werden. Wird der Mann durch dieses Gottesurtheil als schuldig angewiesen, so hat er die Busse zu bezahlen, und wenn er dazu nicht im Stande ist und auch seine Angehörigen ihm nicht aus der Klemme helfen können, so wird er zum Sklaven gemacht. W[illegible] die Frau keinen Namen nennen, was jedoch [illegible] geschieht, so [illegible] der Häuptling an die Hände auf den [illegible] mit der Peitsche. Wenn auch diese [illegible] Geständniss herbeiführt, so wird [illegible] *kong* geprüft. Ist sie wirklich schuldig, so sind



[illegible]

meist schon die Vorbereitungen zu dieser Prozedur genügend, um ihr den Mund zu öffnen.

Wie bei allen Naturvölkern, so geht auch bei den Negerinnen die Geburt sehr leicht von statten. Bis unmittelbar vor derselben verrichtet die Mutter ihre gewöhnlichen Haus- und Feldarbeiten, und wenn der kritische Augenblick sie zufällig auf dem Felde überrascht, so geht sie auf einige Augenblicke zur Seite und kommt nach einer Weile mit dem neuen Weltbürger zum Vorschein, der dann am nächsten Bache abgewaschen und nach Hause getragen wird.

Nach der Geburt bleibt die Mutter einige Tage in ihrer Hütte abgesondert und wird während dieser Zeit durch eine andere Frau, oft auch durch eine ältere, aus dem Zauberwalde heimgeholte Tochter, bedient. Die Wöchnerin darf in diesen Tagen der Absonderung von keinem Manne gesehen werden.

Die Kinder werden ausserordentlich lange gesäugt, oft bis weit ins zweite oder dritte Jahr, doch beginnt die Mutter schon früh, mit Reisschleim nachzuhelfen, wobei es oft recht primitiv zugeht. Das Kind wird nämlich auf den Boden oder eine Matte hingelegt und ihm dann die Flüssigkeit mit einem hölzernen Löffel oder aus eine Schale eingegossen. Die Kinder werden fleissig mit Palmöl oder andern pomadenartigen Substanzen eingefettet. Auf Ausgängen und während der Arbeit auf dem Felde trägt die Mutter ihr Kind rittlings auf dem nackten Rücken und hält dasselbe mit dem umgeschlagenen Lendentuche fest (siehe die Titelfigur dieses Capitels), wobei es oft vorkommt, dass bei Arbeiten, die eine stark gebückte Haltung erfordern, das Kind ganz vornüber hängt und sich die Nase auf dem Rücken der Mutter plattliegt.

Frauen, welche schon oft Mutter geworden sind, haben lang herabhängende Brüste, die sie beim Säugen gelegentlich unter dem Arm durch dem auf ihrem Rücken sitzenden Kinde in den Mund schieben. Eine wesentliche Ursache des übermässigen Langwerdens ist unzweifelhaft die alle Tage sich wiederholende und den Frauen allein zukommende Arbeit des Stampfens von Reis und Kassaven, das unausgesetzte, heftige Ruckbewegungen nach vorn mit sich bringt, wobei die ohnehin schon schweren, zum Hangen

neigenden Brüste, da sie durch keinen Schnürleib gestützt werden, sich sackartig verlängern.

Zwillingsgeburten kommen nicht selten vor. Eigenthümlich ist, dass man mit Zwillingen allerlei Aberglauben zu verbinden pflegt. Der Eine der Zwillinge wird stets *sinnah*, der Andere *gbwissi* genannt, gleichviel ob beide Knaben oder Mädchen, oder ob beide Geschlechter vertreten sind. Man betrachtet beide gewissermassen als Zauberkinder und schreibt ihnen auch allerlei überirdische Kräfte zu. Nie werden Zwillingskinder durch ihre Eltern geschlagen, und man glaubt allgemein, das Derjenige früh sterben werde, welcher einen Zwilling auf den Kopf schlage. In Krankheitsfällen sucht man gern Hülfe bei Zwillingen, und dies ist wahrscheinlich der Grund, dass beinahe Alle Aerzte sind. Fälle von Drillingsgeburten sind mir weder unter Eingebornen noch unter Liberianern bekannt geworden.

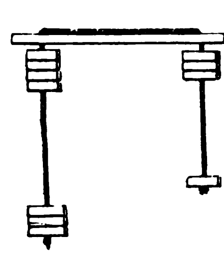
Die Kindererziehung wird ausschliesslich der Mutter überlassen; Männer sieht man höchst selten sich mit Kindern beschäftigen. Die Mutter hat denn auch viel grössere Rechte auf das Kind, als der Vater, und alle Anhänglichkeit des Kindes ist allein ihr zugewandt. Wenn sie vor ihrem Manne stirbt, so muss Letzterer ihren Verwandten Geschenke machen, um die Kinder behalten zu können. Stirbt jedoch der Mann zuerst, so tritt dessen ältester, noch lebender Bruder an seine Stelle und übernimmt die Besitzrechte über dessen Frau und Kinder.

Ein Kind, das man nach seinem Vater fragt, nennt stets den Mann, bei dem es erzogen wird. Will man wissen, wer der wirkliche Vater sei, so muss man das Kind fragen, wer es „geboren" habe. Grössere Kinder fügen dies von selbst bei, indem sie sagen: „Dieser Mann ist mein Vater, aber jener hat mich geboren." Der Vater aber nennt das Kind, welches von ihm direkt abstammt, zum Unterschiede von geerbten oder adoptirten Kindern *buro-ding* (wörtlich: Bauchkind).

Die Zeitrechnung der Eingebornen geschieht nach Tagen, Monaten (Monden) und Jahren, doch ist ihnen auch die Eintheilung in Wochen von sieben Tagen nicht unbekannt. Das Jahr wird von Trockenzeit zu Trockenzeit gerechnet und beginnt mit der Zeit, in der man neue Pflanzungen anzulegen pflegt, also

etwa zu Ende Februar oder Anfang März. Die Monate beginnen jeweilen mit Neumond und werden zu 28 Tagen gerechnet. Ein Negerjahr würde somit 13 statt 12 Monate enthalten. Dass diese Zeiteintheilung originell und nicht etwa von uns entlehnt ist, beweist der Umstand, dass die Negersprachen eigenthümliche Wörter für Jahr und Monate besitzen. Ersteres heisst in der Veysprache *sang.* Eine oft gehörte Redensart der Veyneger ist auch: *Kalli tañ ságbwa sang dóndo muhñ* (dreizehn Monate machen ein Jahr). *Kalli* bedeute Mond (im Sinne von Gestirn) und Monat zugleich.

Unsere eingebornen Dienstboten, die nach ihrer Zeitrechnung beim Mond (*by the moon*), nicht Monat, gemiethet wurden, sahen beim Eintritt auf den Stand des Mondes und wussten dann mit ziemlicher Sicherheit anzugeben, wann der *moon* abgelaufen sei. Diejenigen, welchen die Vereinigung der Tage zu Wochen schon geläufig ist, bedienen sich zur Aufzeichnung jedes Tages eines Kerbholzes, auf dem sie sechs Tage durch eine kleine und je den siebenten durch eine grössere Einkerbung zu bezeichnen pflegen, oder aber eines Zählapparates (Kalenders), der aus einem irgendwo aufgehängten Schnürchen besteht, an welchem sieben Holzstäbchen fest angereiht sind. Jeden Tag wird Eines der Hölzchen heruntergeschoben. Wenn nun alle sieben wieder beisammen sind, also eine Woche verstrichen ist, so wird an einem daneben hängenden Schnürchen eines der vier angereihten Hölzchen heruntergeschoben. Sind einmal alle vier herunter, so ist der *moon* zu Ende. Bei der Bestimmung der Tageszeiten halten sie sich an den Aufgang und Untergang der Sonne und deren Mittagsstand. Die Mitte zwischen diesen Zeiten, Morgens 9 Uhr und Nachmittags 3 Uhr, bezeichnen sie mit *breakfast-* und *dinner-time.*



Kalender, Vey-Stamm ($^1/_6$ nat. Gr.).

Bei einer so gut entwickelten Zeitrechnung muss es befremden, dass kein Eingeborner weiss, wie alt er ist, und man muss wohl annehmen, dass den Kindern absichtlich ihr Alter nicht genannt wird. Darüber befragt, antwortet Einem der Neger: „Das hat

mir Niemand gesagt, damit ich nicht wisse, wann ich sterben müsse." Das Alter, welches ein Neger erreichen kann, lässt sich somit nur annähernd bestimmen. Man trifft unter ihnen hin und wieder ehrwürdig aussehende Greise mit weissem Haar und Bart an, und es ist wohl kaum anzunehmen, dass diese Naturmenschen vor dem 60sten Jahre ergrauen. In Cobolia habe ich die Mutter von König MORANA SANDO kennen gelernt, deren Alter ich füglich auf 70 Jahre schätzen darf. MORANA selbst stand damals jedenfalls hoch in den Fünfzigen, war aber, obschon bereits ergraut, noch ein äusserst robuster Mann, und sein wahrscheinlich ältester Sohn, Prinz DAVINDA, mochte auch schon hoch in den Dreissigen stehen. Die Königin-Mutter, eine unschädliche Geisteskranke, tanzte aber bei meinem Besuche in Cobolia noch so leicht wie ein Mädchen und schien auch, obschon die personifizirte Hässlichkeit, noch sehr rüstig und kräftig zu sein.

Epidemien scheinen unter den Eingebornen nur selten vorzukommen[1], und auch das Klima, welches dem Weissen so sehr zusetzt und selbst die schwarzen Ansiedler nicht verschont, übt auf die Eingebornen keinen merkbar schädlichen Einfluss aus. So sterben denn diese Leute, soweit sie nicht zufälligen Krankheiten zum Opfer fallen, meist aus Altersschwäche oder infolge von Entbehrungen in Hungerjahren.

Ein Sterbefall ist, noch mehr als bei uns, eine überaus traurige und ergreifende Scene. Alle Leute eines Ortes, Verwandte und Bekannte geben sich, sobald bei einem Kranken das Leben entwichen ist, oder manchmal auch schon vorher, wahrhaft wahnsinnigen Schmerzausbrüchen hin. Ich war verschiedene Male Augenzeuge von solchen Sterbefällen, und jedesmal hat mich die Aeusserung wildesten, zügellosesten Schmerzes erschüttert. Desto mehr war ich dann später erstaunt, wenn ich sehen musste, wie schnell manchmal die so tief Betrauerten der Vergessenheit anheimfielen. Die Neger sind eben, wie in mancher andern Hinsicht, Kinder geblieben, die sich in ihrem augenblicklichen Schmerze nicht zu fassen wissen, denselben aber ebenso schnell vergessen, wie er heftig gewesen war.

---

[1]) DAPPER weiss von einer Pockenepidemie unter den Vey zu erzählen.

Als ich einmal auf meiner Rückkehr von der Jagd — wir stationirten damals in Hokhiё am Fisherman Lake — durch die Negerstadt Buluma kam, wurde ich durch eine Menge von Menschen aufgehalten, die, jammernd und sich das Haar zerraufend, wie toll herumliefen. Als ich nach der Ursache fragte, erhielt ich endlich zur Antwort, dass des Königs (Häuptlings) älteste Tochter im Sterben liege. Nachdem ich Flinte und Jagdtasche meinem Jungen übergeben hatte, begab ich mich nach dem Trauerhause. Man hatte die Sterbende nach Landessitte auf ihrer niedrigen Bettstelle aus dem Hause unter einen offenen Schuppen getragen, und rings um sie knieten schluchzende Frauen, die sie am Kopfe und an den Händen festhielten. Nach einigen Augenblicken war sie, die schon bei meiner Ankunft bewusstlos da lag, eine Leiche. Das Geheul aber, welches nun entstand, diese Klagetöne zu beschreiben, ist unmöglich. Wie toll stürzten sich die Frauen, händeringend und mit hoch aufgehobenen Armen, mitten unter die klagenden Zuschauer, und fielen laut schluchzend der ersten der besten Person an die Brust. Andere wälzten sich auf der Erde herum, streuten Sand auf den Kopf, und die Sklavinnen rutschten unter fast thierischem Geheul auf Händen und Knieen um den Schuppen herum, in welchem die Todte ausgestreckt lag. Ich konnte das Elend nicht länger mit ansehen und begab mich zu dem Häuptling Soh Kai, der, wie mir schien, in stummem Schmerze hinbrütend, das Gesicht in die Hände gestützt, abseits in der Thüre seiner Hütte sass. Ich setzte mich zu ihm hin, um ihm Muth einzusprechen und ihn zu trösten. Wie erstaunte ich aber, als er mir, die Augen nach oben gewandt, in seinem eigenthümlichen Englisch erwiederte, dass Gott seine Tochter zu sich genommen habe und sie nun bei ihm im Himmel sei! Leider wurde ich durch einen Fieberanfall verhindert, der kurz darauffolgenden Todtenklage und dem Begräbniss beizuwohnen, und ich berichte darum über eine andere Todtenklage, die kurz nachher bei dem Tode eines Söhnchens des nämlichen Häuptlings Statt fand.

Diesmal war es still wie im Grabe, als ich durch die Stadt kam. Wieder fand ich die ganze Einwohnerschaft auf dem öffentlichen Platze oder besser unter den Schutzdächern (Palaverhütten), die denselben umgaben, versammelt. Mitten auf dem Platze aber

lag, der heissen Mittagsonne ausgesetzt, die Leiche des etwa sechsjährigen Knaben auf einer Matte und einigen Tüchern, den Unterkörper mit einem weissen Shawl bedeckt, und auf der blossen Brust ein offenes Messer. Neben ihm sassen auf der Erde ein Mann und eine Frau, der Mann mit gekreuzten Beinen, unbeweglich vor sich niederstarrend und mit einem dünnen Stäbchen in langsamem Tempo auf den Rand eines messingenen Kessels schlagend, den die Frau vor sich zwischen den gerade ausgestreckten Beinen hielt. Der Mann sprach kein Wort, desto mehr aber die Frau, die in klagendem Tone alle Tugenden des kleinen Todten aufzählte und die rund herum im Schatten der Häuser sitzenden, stummen Zuhörer aufforderte, Einsprache zu erheben, wenn sie nicht die Wahrheit sage. „Ach," fuhr sie dann, als Niemand das Wort ergreifen wollte, zu der Leiche gewendet fort, „wie konntest du so grausam sein, deinen Vater zu verlassen und deine Mutter, du Sonne ihrer Tage, ihr Glück und ihr Stolz! Ach, ihre Augen sind trübe und blind geworden von dem vielen Weinen um dich, du Liebling ihrer Herzen. Ach, wenn du doch reden könntest! Wenn du sagen könntest, welcher Elende mit bösem Zauber dein junges Leben geraubt! Komm her, du Zauberer, wo du auch sein mögest, und trinke, wenn du den Muth hast, von diesem *kony!*" [1]). Mit der Verwünschung des bösen Zauberers und der Drohung, dass er seiner Strafe nicht entrinnen werde, endete die rührende Klage, die über eine Stunde gedauert und während welcher der Mann keinen Augenblick versäumt hatte, in gleichmässigem Tempo mit seinem Stäbchen an den Kessel zu schlagen, und die Versammlung, welche während der ganzen Ceremonie die grösste Stille beobachtet hatte, löste sich auf.

Ohne Zweifel ist diese Ceremonie als der Ueberrest der Gottesurtheile zu betrachten, wie sie früher nach dem Tode jedes Gliedes einer Häuptlingsfamilie Statt fanden und von denen uns Dapper viel zu berichten weiss. In alten Zeiten, und wahrscheinlich auch jetzt noch, wurde jeder Todesfall dem Einflusse irgend

---

[1]) Die im Kessel enthaltene Flüssigkeit, die bei Beschwörungen und Ordalien angewandt wird, um den Schuldigen herauszufinden.

eines Zauberers zugeschrieben, und musste der Letztere durch allerlei wunderbare Mittel angewiesen und dem Gottesurtheil des *kony* unterworfen werden.

Die Beerdigungen finden bald am Morgen, bald am Abend und, wenn es sich um einen Sklaven handelt, meist des Nachts Statt. Die Gräber liegen gewöhnlich zerstreut neben den verschiedenen Zugängen der Dörfer und Städte, in nächster Nähe derselben, diejenigen der Fürsten und ihrer Lieblingsfrauen nicht selten mitten in der Stadt auf einem öffentlichen Platze. Hie und da trifft man jedoch auch regelrechte Begräbnissplätze an, an denen sämmtliche Bewohner eines Ortes, die Sklaven abgerechnet, beisammen begraben werden. Dies ist z. B. bei der Stadt Bendoo am Fisherman Lake der Fall.

Man macht die Gräber 4—5′ tief, legt die Leiche, in ein Tuch oder in Ermangelung eines solchen in eine Matte gehüllt, hinein und deckt sie mit Erde zu. Bei den Vey und Golah liegt die Leiche ausgestreckt im Grabe; bei der Oeffnung des Grabes eines Queah-Sklaven in der Nähe von Hill Town aber fand ich, dass bei dem vorgefundenen Skelet die Kniee an die Schultern heraufgezogen waren. Möglicherweise wurde jedoch diese abnormale Lage durch die Gleichgültigkeit der Todtengräber verschuldet, welche sich nicht die Mühe gaben, die Leiche ordentlich hinzulegen.

Die Beerdigungen und die damit im Zusammenhange stehenden Ceremonien sind nach dem Range, den der Todte früher eingenommen hatte, sehr verschieden. Bei der Bestattung eines Reichen oder gar eines Häuptlings wird oft sehr viel Aufwand gemacht. Das Grab wird dann ganz mit blauen und weissen, inländischen Tüchern (Negershawls), die von Angehörigen und Unterthanen in Menge herbeigebracht werden, ausgekleidet, die in eben solche Tücher gehüllte Leiche hineingelegt, wohl auch Kostbarkeiten von Silber und Elfenbein oder irgend eine Waffe mitgegeben. Dann werden noch mehr Tücher über die Leiche hingelegt und manchmal wird alles mit Rum oder Kornbranntwein, in Ermangelung dessen auch wohl mit Palmwein übergossen. Hierauf wird das Grab mit Erde zugeschüttet, auf den Grabhügel ein Knüppel, ein Lappen Zeug u. dgl. hingelegt und auf das Kopfende eine Schale mit Wasser gesetzt. Manchmal wird der Grabhügel rundum mit

Steinen eingefasst und wohl auch ein Dach darüber gebaut. In Cobolia habe ich bei einem Grabe eine Einfassung von leeren, halb in den Boden eingegrabenen, viereckigen Branntweinflaschen angetroffen. Dass bei einzelnen Stämmen die Häuptlinge in Holzsärgen über der Erde beigesetzt werden, haben wir bei der Beschreibung der Todteninsel im River Cess gesehen (I. Band, p. 418, Taf. XIV). Häuptlinge werden erst begraben, nachdem sämmtliche nahe Verwandte sich eingefunden haben. Da dies oft sehr lange dauern kann, eine Leiche aber rasch in Verwesung übergeht, so wird dieselbe, in Tücher gewickelt, in einer Hütte auf einen Rost gelegt, unter welchem durch die Frauen des Verstorbenen Tag und Nacht ein grosses Feuer unterhalten wird. Dieses Verfahren hat, wenn das Begräbniss aus obgenannten Gründen lange hinausgeschoben wird, für die dabei betheiligten Frauen wenig Anziehendes, da dieselben dem beissenden Rauche und dem Leichengeruche oft beinahe erliegen. Nach einiger Zeit ist dann die Leiche geräuchert und zur Mumie eingetrocknet. Hie und da werden die Leichen auch vorläufig in einer Hütte begraben. Ein solches provisorisches Grab wird bei den Vey *bámbi* genannt.

Am festgesetzten Begräbnisstage, manchmal erst mehrere Monate nach dem Tode des betreffenden Häuptlings, kommen von allen Seiten die Verwandten und nähern Bekannten des Verstorbenen an, und Jeder bringt irgend einen Beitrag zu dem grossartigen Todtenschmause mit, welcher bei dieser Gelegenheit von den Erben des Verstorbenen gegeben wird. Die eingetrocknete Leiche wird dann aus dem Räucherhause nach dem Palaverhaus gebracht und dort, in neue inländische Tücher gewickelt, auf einer neuen Matte zur Schau gestellt, worauf dann die Beerdigung Statt findet. Unter den Geberden grösster Verzweiflung folgen die Frauen des Todten, beinahe nackt, mit kurzgeschnittenem Haar, die Haut mit der übelriechenden Trauerpomade eingerieben und den Leib mit Staub und Erde bedeckt, dem sich in Bewegung setzenden Leichenzuge bis zum Grabe, in welchem der Todte unter Gewehrsalven und dem Jammergeheul der Frauen und zahlreichen übrigen Leute zur letzten Ruhe gebettet wird. Nach dem Begräbniss wird für sämmtliche von Nah und

und fand die ganze Stadt voll Leute. Auf meine Frage nach der Ursache dieses Zusammenströmens aus der Nachbarschaft hörte ich, dass man im Begriffe stehe, ein *greegreebush-girl* und ihren Liebhaber zu züchtigen. Ich blieb, um dem Schauspiel beizuwohnen. Am Abend wurde auf dem grossen Platze vor dem Palaverhause ein Feuer angezündet und bald darauf brachte man die beiden Missethäter aus einem Hause und band sie, nachdem man ihnen die Kleider abgenommen hatte, Front gegen Front fest zusammen. Alle Zuschauer hatten sich mit Stöcken, Peitschen, einige sogar mit Brettern bewaffnet und bildeten einen grossen Kreis. Der Häuptling hielt erst an die Delinquenten eine von fürchterlichen Gestikulationen begleitete Scheltrede, worauf, nach einem gegebenen Zeichen, der ganze Kreis sich in Bewegung setzte und Jedes im Vorbeigehen den Unglücklichen einen tüchtigen Schlag gab. Erst nachdem sich das Pärchen, welches einige Augenblicke die Kasteiungen mit fatalistischem Gleichmuth ausgehalten hatte, schreiend und sich krümmend am Boden wälzte, stellte man die barbarische Execution ein und wurden die Beiden halb todt zur Seite geschafft. Die exemplarische Strafscene wurde hierauf mit einem nächtlichen Tanzfeste beschlossen."

Lange nicht so strenge wie die Vergehen gegen die Keuschheitsgesetze des *greegree-bush* wird gewöhnlicher Ehebruch bestraft, der, nebenbei gesagt, sehr häufig vorkommt. Wird eine Frau auf Allotria mit einem Sklaven ertappt, so werden, wie wir in Samalima (I. Band, p. 232) gesehen, die Beiden zusammen an einen langen Block gelegt, so weit von einander entfernt, dass sie sich nicht berühren können, und während der wenigen Tage, die man sie in dieser Position verbleiben lässt, alle Morgen ausgepeitscht. Nur im Wiederholungsfalle wird ein solcher Sklave verkauft. Findet eine unerlaubte Annäherung zwischen einer Frau und einem freien Manne statt, so geht der Mann der betreffenden Frau zu deren Verführer und verlangt eine Entschädigungssumme, oder er lässt sich eine solche durch den Häuptling des Dorfes zuerkennen. Bezahlt der Mann, dann ist die Sache in Ordnung, und es trifft weder ihn noch die Frau eine körperliche Züchtigung; kann er aber nicht bezahlen, so

hat der Kläger das Recht, ihn als Sklaven zu verkaufen, um sich bezahlt zu machen.

Hat der zahlreiche Frauen besitzende Häuptling Geld nöthig, ohne zu solchem gelangen zu können, so wendet er sich oft an eine seiner Frauen, die er im Verdacht der Untreue hat und fragt dieselbe: „*I be dscho moh?*" Wörtlich: Welches Mannes bist du? Bekennt sie, indem sie den Namen des betreffenden Mannes nennt, so trifft sie selbst keine Strafe, sondern der Häuptling geht dann einfach zu dem genannten Manne und sagt: „Meine Frau so und so hat deinen Namen genannt", und verlangt von ihm eine Geldbusse im Werthe von mehreren Dollars. Läugnet der Mann, so wird er mit der Frau confrontirt, und wenn auch dies nicht hilft, so verurtheilt ihn der Häuptling, um mit *kony* „geprüft" zu werden. Wird der Mann durch dieses Gottesurtheil als schuldig angewiesen, so hat er die Busse zu bezahlen, und wenn er dazu nicht im Stande ist und auch seine Angehörigen ihm nicht aus der Klemme helfen können, so wird er zum Sklaven gemacht. Will die Frau keinen Namen nennen, was jedoch selten geschieht, so bindet der Häuptling ihr die Hände auf den Rücken und schlägt sie mit der Peitsche. Wenn auch dieses Mittel nicht hilft und sie ihre Unschuld behauptet, so wird sie mit *kony* geprüft. Ist sie wirklich schuldig, so sind



Junge Frau aus dem Bassa-Stamm.

meist schon die Vorbereitungen zu dieser Prozedur genügend, um ihr den Mund zu öffnen.

Wie bei allen Naturvölkern, so geht auch bei den Negerinnen die Geburt sehr leicht von statten. Bis unmittelbar vor derselben verrichtet die Mutter ihre gewöhnlichen Haus- und Feldarbeiten, und wenn der kritische Augenblick sie zufällig auf dem Felde überrascht, so geht sie auf einige Augenblicke zur Seite und kommt nach einer Weile mit dem neuen Weltbürger zum Vorschein, der dann am nächsten Bache abgewaschen und nach Hause getragen wird.

Nach der Geburt bleibt die Mutter einige Tage in ihrer Hütte abgesondert und wird während dieser Zeit durch eine andere Frau, oft auch durch eine ältere, aus dem Zauberwalde heimgeholte Tochter, bedient. Die Wöchnerin darf in diesen Tagen der Absonderung von keinem Manne gesehen werden.

Die Kinder werden ausserordentlich lange gesäugt, oft bis weit ins zweite oder dritte Jahr, doch beginnt die Mutter schon früh, mit Reisschleim nachzuhelfen, wobei es oft recht primitiv zugeht. Das Kind wird nämlich auf den Boden oder eine Matte hingelegt und ihm dann die Flüssigkeit mit einem hölzernen Löffel oder aus eine Schale eingegossen. Die Kinder werden fleissig mit Palmöl oder andern pomadenartigen Substanzen eingefettet. Auf Ausgängen und während der Arbeit auf dem Felde trägt die Mutter ihr Kind rittlings auf dem nackten Rücken und hält dasselbe mit dem umgeschlagenen Lendentuche fest (siehe die Titelfigur dieses Capitels), wobei es oft vorkommt, dass bei Arbeiten, die eine stark gebückte Haltung erfordern, das Kind ganz vornüber hängt und sich die Nase auf dem Rücken der Mutter plattliegt.

Frauen, welche schon oft Mutter geworden sind, haben lang herabhängende Brüste, die sie beim Säugen gelegentlich unter dem Arm durch dem auf ihrem Rücken sitzenden Kinde in den Mund schieben. Eine wesentliche Ursache des übermässigen Langwerdens ist unzweifelhaft die alle Tage sich wiederholende und den Frauen allein zukommende Arbeit des Stampfens von Reis und Kassaven, das unausgesetzte, heftige Ruckbewegungen nach vorn mit sich bringt, wobei die ohnehin schon schweren, zum Hangen

neigenden Brüste, da sie durch keinen Schnürleib gestützt werden, sich sackartig verlängern.

Zwillingsgeburten kommen nicht selten vor. Eigenthümlich ist, dass man mit Zwillingen allerlei Aberglauben zu verbinden pflegt. Der Eine der Zwillinge wird stets *sinnah*, der Andere *gbwissi* genannt, gleichviel ob beide Knaben oder Mädchen, oder ob beide Geschlechter vertreten sind. Man betrachtet beide gewissermassen als Zauberkinder und schreibt ihnen auch allerlei überirdische Kräfte zu. Nie werden Zwillingskinder durch ihre Eltern geschlagen, und man glaubt allgemein, das Derjenige früh sterben werde, welcher einen Zwilling auf den Kopf schlage. In Krankheitsfällen sucht man gern Hülfe bei Zwillingen, und dies ist wahrscheinlich der Grund, dass beinahe Alle Aerzte sind. Fälle von Drillingsgeburten sind mir weder unter Eingebornen noch unter Liberianern bekannt geworden.

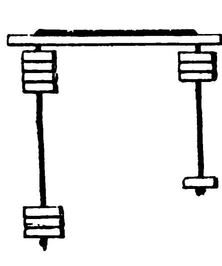
Die Kindererziehung wird ausschliesslich der Mutter überlassen; Männer sieht man höchst selten sich mit Kindern beschäftigen. Die Mutter hat denn auch viel grössere Rechte auf das Kind, als der Vater, und alle Anhänglichkeit des Kindes ist allein ihr zugewandt. Wenn sie vor ihrem Manne stirbt, so muss Letzterer ihren Verwandten Geschenke machen, um die Kinder behalten zu können. Stirbt jedoch der Mann zuerst, so tritt dessen ältester, noch lebender Bruder an seine Stelle und übernimmt die Besitzrechte über dessen Frau und Kinder.

Ein Kind, das man nach seinem Vater fragt, nennt stets den Mann, bei dem es erzogen wird. Will man wissen, wer der wirkliche Vater sei, so muss man das Kind fragen, wer es „geboren" habe. Grössere Kinder fügen dies von selbst bei, indem sie sagen: „Dieser Mann ist mein Vater, aber jener hat mich geboren." Der Vater aber nennt das Kind, welches von ihm direkt abstammt, zum Unterschiede von geerbten oder adoptirten Kindern *buro-ding* (wörtlich: Bauchkind).

Die Zeitrechnung der Eingebornen geschieht nach Tagen, Monaten (Monden) und Jahren, doch ist ihnen auch die Eintheilung in Wochen von sieben Tagen nicht unbekannt. Das Jahr wird von Trockenzeit zu Trockenzeit gerechnet und beginnt mit der Zeit, in der man neue Pflanzungen anzulegen pflegt, also

etwa zu Ende Februar oder Anfang März. Die Monate beginnen jeweilen mit Neumond und werden zu 28 Tagen gerechnet. Ein Negerjahr würde somit 13 statt 12 Monate enthalten. Dass diese Zeiteintheilung originell und nicht etwa von uns entlehnt ist, beweist der Umstand, dass die Negersprachen eigenthümliche Wörter für Jahr und Monate besitzen. Ersteres heisst in der Veysprache *sang*. Eine oft gehörte Redensart der Veyneger ist auch: *Kalli tañ ságbwa sang dóndo muhñ* (dreizehn Monate machen ein Jahr). *Kalli* bedeute Mond (im Sinne von Gestirn) und Monat zugleich.

Unsere eingebornen Dienstboten, die nach ihrer Zeitrechnung beim Mond (*by the moon*), nicht Monat, gemiethet wurden, sahen beim Eintritt auf den Stand des Mondes und wussten dann mit ziemlicher Sicherheit anzugeben, wann der *moon* abgelaufen sei. Diejenigen, welchen die Vereinigung der Tage zu Wochen schon geläufig ist, bedienen sich zur Aufzeichnung jedes Tages eines Kerbholzes, auf dem sie sechs Tage durch eine kleine und je den siebenten durch eine grössere Einkerbung zu bezeichnen pflegen, oder aber eines Zählapparates (Kalenders), der aus einem irgendwo aufgehängten Schnürchen besteht, an welchem sieben Holzstäbchen fest angereiht sind. Jeden Tag wird Eines der Hölzchen heruntergeschoben. Wenn nun alle sieben wieder beisammen sind, also eine Woche verstrichen ist, so wird an einem daneben hängenden Schnürchen eines der vier angereihten Hölzchen heruntergeschoben. Sind einmal alle vier herunter, so ist der *moon* zu Ende. Bei der Bestimmung der Tageszeiten halten sie sich an den Aufgang und Untergang der Sonne und deren Mittagsstand. Die Mitte zwischen diesen Zeiten, Morgens 9 Uhr und Nachmittags 3 Uhr, bezeichnen sie mit *breakfast-* und *dinner-time*.



Kalender, Vey-Stamm (1/6 nat. Gr.).

Bei einer so gut entwickelten Zeitrechnung muss es befremden, dass kein Eingeborner weiss, wie alt er ist, und man muss wohl annehmen, dass den Kindern absichtlich ihr Alter nicht genannt wird. Darüber befragt, antwortet Einem der Neger: „Das hat

mir Niemand gesagt, damit ich nicht wisse, wann ich sterben müsse." Das Alter, welches ein Neger erreichen kann, lässt sich somit nur annähernd bestimmen. Man trifft unter ihnen hin und wieder ehrwürdig aussehende Greise mit weissem Haar und Bart an, und es ist wohl kaum anzunehmen, dass diese Naturmenschen vor dem 60sten Jahre ergrauen. In Cobolia habe ich die Mutter von König Morana Sando kennen gelernt, deren Alter ich füglich auf 70 Jahre schätzen darf. Morana selbst stand damals jedenfalls hoch in den Fünfzigen, war aber, obschon bereits ergraut, noch ein äusserst robuster Mann, und sein wahrscheinlich ältester Sohn, Prinz Davinda, mochte auch schon hoch in den Dreissigen stehen. Die Königin-Mutter, eine unschädliche Geisteskranke, tanzte aber bei meinem Besuche in Cobolia noch so leicht wie ein Mädchen und schien auch, obschon die personifizirte Hässlichkeit, noch sehr rüstig und kräftig zu sein.

Epidemien scheinen unter den Eingebornen nur selten vorzukommen [1], und auch das Klima, welches dem Weissen so sehr zusetzt und selbst die schwarzen Ansiedler nicht verschont, übt auf die Eingebornen keinen merkbar schädlichen Einfluss aus. So sterben denn diese Leute, soweit sie nicht zufälligen Krankheiten zum Opfer fallen, meist aus Altersschwäche oder infolge von Entbehrungen in Hungerjahren.

Ein Sterbefall ist, noch mehr als bei uns, eine überaus traurige und ergreifende Scene. Alle Leute eines Ortes, Verwandte und Bekannte geben sich, sobald bei einem Kranken das Leben entwichen ist, oder manchmal auch schon vorher, wahrhaft wahnsinnigen Schmerzausbrüchen hin. Ich war verschiedene Male Augenzeuge von solchen Sterbefällen, und jedesmal hat mich die Aeusserung wildesten, zügellosesten Schmerzes erschüttert. Desto mehr war ich dann später erstaunt, wenn ich sehen musste, wie schnell manchmal die so tief Betrauerten der Vergessenheit anheimfielen. Die Neger sind eben, wie in mancher andern Hinsicht, Kinder geblieben, die sich in ihrem augenblicklichen Schmerze nicht zu fassen wissen, denselben aber ebenso schnell vergessen, wie er heftig gewesen war.

---

[1]) Dapper weiss von einer Pockenepidemie unter den Vey zu erzählen.

Als ich einmal auf meiner Rückkehr von der Jagd — wir stationirten damals in Hokhiö am Fisherman Lake — durch die Negerstadt Buluma kam, wurde ich durch eine Menge von Menschen aufgehalten, die, jammernd und sich das Haar zerraufend, wie toll herumliefen. Als ich nach der Ursache fragte, erhielt ich endlich zur Antwort, dass des Königs (Häuptlings) älteste Tochter im Sterben liege. Nachdem ich Flinte und Jagdtasche meinem Jungen übergeben hatte, begab ich mich nach dem Trauerhause. Man hatte die Sterbende nach Landessitte auf ihrer niedrigen Bettstelle aus dem Hause unter einen offenen Schuppen getragen, und rings um sie knieten schluchzende Frauen, die sie am Kopfe und an den Händen festhielten. Nach einigen Augenblicken war sie, die schon bei meiner Ankunft bewusstlos da lag, eine Leiche. Das Geheul aber, welches nun entstand, diese Klagetöne zu beschreiben, ist unmöglich. Wie toll stürzten sich die Frauen, händeringend und mit hoch aufgehobenen Armen, mitten unter die klagenden Zuschauer, und fielen laut schluchzend der ersten der besten Person an die Brust. Andere wälzten sich auf der Erde herum, streuten Sand auf den Kopf, und die Sklavinnen rutschten unter fast thierischem Geheul auf Händen und Knieen um den Schuppen herum, in welchem die Todte ausgestreckt lag. Ich konnte das Elend nicht länger mit ansehen und begab mich zu dem Häuptling Soh Kai, der, wie mir schien, in stummem Schmerze hinbrütend, das Gesicht in die Hände gestützt, abseits in der Thüre seiner Hütte sass. Ich setzte mich zu ihm hin, um ihm Muth einzusprechen und ihn zu trösten. Wie erstaunte ich aber, als er mir, die Augen nach oben gewandt, in seinem eigenthümlichen Englisch erwiederte, dass Gott seine Tochter zu sich genommen habe und sie nun bei ihm im Himmel sei! Leider wurde ich durch einen Fieberanfall verhindert, der kurz darauffolgenden Todtenklage und dem Begräbniss beizuwohnen, und ich berichte darum über eine andere Todtenklage, die kurz nachher bei dem Tode eines Söhnchens des nämlichen Häuptlings Statt fand.

Diesmal war es still wie im Grabe, als ich durch die Stadt kam. Wieder fand ich die ganze Einwohnerschaft auf dem öffentlichen Platze oder besser unter den Schutzdächern (Palaverhütten), die denselben umgaben, versammelt. Mitten auf dem Platze aber

lag, der heissen Mittagsonne ausgesetzt, die Leiche des etwa sechsjährigen Knaben auf einer Matte und einigen Tüchern, den Unterkörper mit einem weissen Shawl bedeckt, und auf der blossen Brust ein offenes Messer. Neben ihm sassen auf der Erde ein Mann und eine Frau, der Mann mit gekreuzten Beinen, unbeweglich vor sich niederstarrend und mit einem dünnen Stäbchen in langsamem Tempo auf den Rand eines messingenen Kessels schlagend, den die Frau vor sich zwischen den gerade ausgestreckten Beinen hielt. Der Mann sprach kein Wort, desto mehr aber die Frau, die in klagendem Tone alle Tugenden des kleinen Todten aufzählte und die rund herum im Schatten der Häuser sitzenden, stummen Zuhörer aufforderte, Einsprache zu erheben, wenn sie nicht die Wahrheit sage. „Ach," fuhr sie dann, als Niemand das Wort ergreifen wollte, zu der Leiche gewendet fort, „wie konntest du so grausam sein, deinen Vater zu verlassen und deine Mutter, du Sonne ihrer Tage, ihr Glück und ihr Stolz! Ach, ihre Augen sind trübe und blind geworden von dem vielen Weinen um dich, du Liebling ihrer Herzen. Ach, wenn du doch reden könntest! Wenn du sagen könntest, welcher Elende mit bösem Zauber dein junges Leben geraubt! Komm her, du Zauberer, wo du auch sein mögest, und trinke, wenn du den Muth hast, von diesem *kony!*" [1]). Mit der Verwünschung des bösen Zauberers und der Drohung, dass er seiner Strafe nicht entrinnen werde, endete die rührende Klage, die über eine Stunde gedauert und während welcher der Mann keinen Augenblick versäumt hatte, in gleichmässigem Tempo mit seinem Stäbchen an den Kessel zu schlagen, und die Versammlung, welche während der ganzen Ceremonie die grösste Stille beobachtet hatte, löste sich auf.

Ohne Zweifel ist diese Ceremonie als der Ueberrest der Gottesurtheile zu betrachten, wie sie früher nach dem Tode jedes Gliedes einer Häuptlingsfamilie Statt fanden und von denen uns Dapper viel zu berichten weiss. In alten Zeiten, und wahrscheinlich auch jetzt noch, wurde jeder Todesfall dem Einflusse irgend

---

[1]) Die im Kessel enthaltene Flüssigkeit, die bei Beschwörungen und Ordalien angewandt wird, um den Schuldigen herauszufinden.

eines Zauberers zugeschrieben, und musste der Letztere durch allerlei wunderbare Mittel angewiesen und dem Gottesurtheil des *kony* unterworfen werden.

Die Beerdigungen finden bald am Morgen, bald am Abend und, wenn es sich um einen Sklaven handelt, meist des Nachts Statt. Die Gräber liegen gewöhnlich zerstreut neben den verschiedenen Zugängen der Dörfer und Städte, in nächster Nähe derselben, diejenigen der Fürsten und ihrer Lieblingsfrauen nicht selten mitten in der Stadt auf einem öffentlichen Platze. Hie und da trifft man jedoch auch regelrechte Begräbnissplätze an, an denen sämmtliche Bewohner eines Ortes, die Sklaven abgerechnet, beisammen begraben werden. Dies ist z. B. bei der Stadt Bendoo am Fisherman Lake der Fall.

Man macht die Gräber 4—5′ tief, legt die Leiche, in ein Tuch oder in Ermangelung eines solchen in eine Matte gehüllt, hinein und deckt sie mit Erde zu. Bei den Vey und Golah liegt die Leiche ausgestreckt im Grabe; bei der Oeffnung des Grabes eines Queah-Sklaven in der Nähe von Hill Town aber fand ich, dass bei dem vorgefundenen Skelet die Kniee an die Schultern heraufgezogen waren. Möglicherweise wurde jedoch diese abnormale Lage durch die Gleichgültigkeit der Todtengräber verschuldet, welche sich nicht die Mühe gaben, die Leiche ordentlich hinzulegen.

Die Beerdigungen und die damit im Zusammenhange stehenden Ceremonien sind nach dem Range, den der Todte früher eingenommen hatte, sehr verschieden. Bei der Bestattung eines Reichen oder gar eines Häuptlings wird oft sehr viel Aufwand gemacht. Das Grab wird dann ganz mit blauen und weissen, inländischen Tüchern (Negershawls), die von Angehörigen und Unterthanen in Menge herbeigebracht werden, ausgekleidet, die in eben solche Tücher gehüllte Leiche hineingelegt, wohl auch Kostbarkeiten von Silber und Elfenbein oder irgend eine Waffe mitgegeben. Dann werden noch mehr Tücher über die Leiche hingelegt und manchmal wird alles mit Rum oder Kornbranntwein, in Ermangelung dessen auch wohl mit Palmwein übergossen. Hierauf wird das Grab mit Erde zugeschüttet, auf den Grabhügel ein Knüppel, ein Lappen Zeug u. dgl. hingelegt und auf das Kopfende eine Schale mit Wasser gesetzt. Manchmal wird der Grabhügel rundum mit

Steinen eingefasst und wohl auch ein Dach darüber gebaut. In Cobolia habe ich bei einem Grabe eine Einfassung von leeren, halb in den Boden eingegrabenen, viereckigen Branntweinflaschen angetroffen. Dass bei einzelnen Stämmen die Häuptlinge in Holzsärgen über der Erde beigesetzt werden, haben wir bei der Beschreibung der Todteninsel im River Cess gesehen (I. Band, p. 418, Taf. XIV). Häuptlinge werden erst begraben, nachdem sämmtliche nahe Verwandte sich eingefunden haben. Da dies oft sehr lange dauern kann, eine Leiche aber rasch in Verwesung übergeht, so wird dieselbe, in Tücher gewickelt, in einer Hütte auf einen Rost gelegt, unter welchem durch die Frauen des Verstorbenen Tag und Nacht ein grosses Feuer unterhalten wird. Dieses Verfahren hat, wenn das Begräbniss aus obgenannten Gründen lange hinausgeschoben wird, für die dabei betheiligten Frauen wenig Anziehendes, da dieselben dem beissenden Rauche und dem Leichengeruche oft beinahe erliegen. Nach einiger Zeit ist dann die Leiche geräuchert und zur Mumie eingetrocknet. Hie und da werden die Leichen auch vorläufig in einer Hütte begraben. Ein solches provisorisches Grab wird bei den Vey *bámbi* genannt.

Am festgesetzten Begräbnisstage, manchmal erst mehrere Monate nach dem Tode des betreffenden Häuptlings, kommen von allen Seiten die Verwandten und nähern Bekannten des Verstorbenen an, und Jeder bringt irgend einen Beitrag zu dem grossartigen Todtenschmause mit, welcher bei dieser Gelegenheit von den Erben des Verstorbenen gegeben wird. Die eingetrocknete Leiche wird dann aus dem Räucherhause nach dem Palaverhaus gebracht und dort, in neue inländische Tücher gewickelt, auf einer neuen Matte zur Schau gestellt, worauf dann die Beerdigung Statt findet. Unter den Geberden grösster Verzweiflung folgen die Frauen des Todten, beinahe nackt, mit kurzgeschnittenem Haar, die Haut mit der übelriechenden Trauerpomade eingerieben und den Leib mit Staub und Erde bedeckt, dem sich in Bewegung setzenden Leichenzuge bis zum Grabe, in welchem der Todte unter Gewehrsalven und dem Jammergeheul der Frauen und zahlreichen übrigen Leute zur letzten Ruhe gebettet wird. Nach dem Begräbniss wird für sämmtliche von Nah und

Fern herbeigekommenen Theilnehmer eine grosse Mahlzeit bereit gemacht.

Einige Wochen später veranstaltet man zu Ehren des Todten ein grosses Gedenkfest, an welchem nebst den Verwandten und Freunden des Verstorbenen sämmtliche Bekannte, die oft aus weiter Ferne der Einladung folgen, theilnehmen. Jeder derselben bringt irgend einen Beitrag in Natura mit. Ein solches Fest, das oft eine ganze Woche dauert, ist eine Zeit ausgelassener Freude, in der Tag und Nacht gesungen und getanzt wird, und während welcher oft ungeheure Quantitäten Pulver verschossen werden und dem Palmwein und importirten Branntwein tapfer zugesprochen wird. Diese Gedenkfeste werden im Englischen *big play*, in Vey *dah* (Fest) oder *tombo bah* (grosser Tanz) genannt. Als Zeichen der Trauer gilt ein fingerdicker Ring von Stroh, bei den Vey *banga* genannt, der meist um den Kopf, bei Frauen auch wohl um den Hals getragen wird.

Dass allgemein an ein Fortleben der Seele nach dem Tode geglaubt wird, ist aus all dem Vorhergehenden deutlich zu ersehen. Wie man sich aber dieses Fortleben vorstellt, ist nicht leicht zu ermitteln, da man sich über dergleichen Punkte nur ungern ausspricht, stets ausweichende Antworten giebt und das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken sucht. Der Glaube an eine Belohnung des Guten und eine Bestrafung des Bösen im Jenseits ist allgemein verbreitet und kaum allein dem stets mehr um sich greifenden Einflusse des Islam zuzuschreiben. Die Veysprache besitzt ein eigenes Wort für Himmel — *hai dschénneh* — (der Himmel im Sinne von Luftraum heisst *banda*), und eines für Hölle — *dscha-hama*. Ebenso hat man ein besonderes Wort — *njana* — für Seele und glaubt, dass die Seelen der Verstorbenen die Lebenden unsichtbar umschweben und Einem im Traume erscheinen können, wenn man sie ernstlich anrufe.

So kam einmal in Hill Town meine mehrerwähnte Haushälterin Jassa zu mir und bat um einen kleinen Streifen blaues Baumwollzeug. Auf meine Frage, was sie damit thun wolle, da dies zu einer Schürze nicht hinreiche, erhielt ich zur Antwort, sie wolle einen *sara* (*sarka*, *saraka*, *sakra* = *sacrifice* [Opfer], vielleicht das arabische صدقة [*sadaka*] = Almosen) legen, um im Traume

ihre Mutter sehen und dieselbe bitten zu können, sie von hier wegzunehmen, da sie doch bei Clark nichts mehr an ihrem Leben habe. Ich fragte, ob sie denn wirklich glaube, dass ein *sara* so etwas bewirken könne. Sie antwortete: „So wahr meine Mutter oben im Himmel ist, so wahr wird sie kommen und mich hören." Ich gab dem armen Weibe das verlangte Stückchen Zeug, um ihr den Gefallen zu thun. Wer hat je die Einbildungskraft dieser Leute auf die Probe gestellt? Glücklich, wer glauben kann!

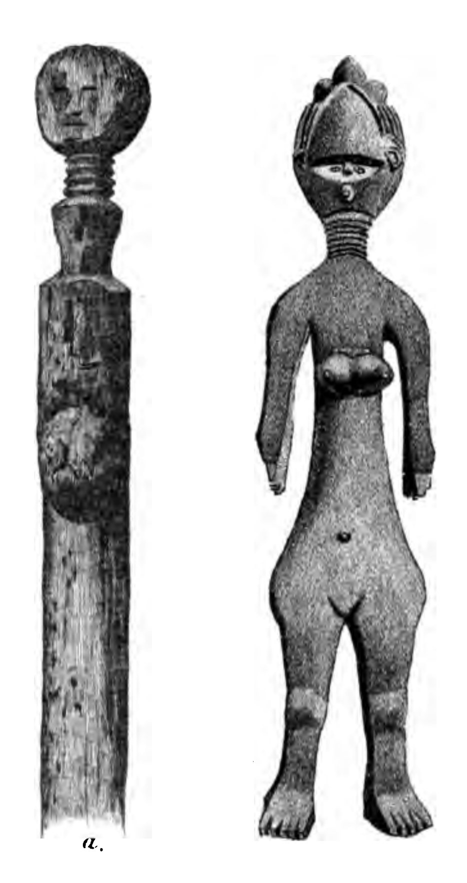
Das Legen von solchen *sarakas* ist allgemein gebräuchlich und wird besonders durch Frauen angewandt, um Kinder zu bekommen oder von einem unbeliebten, aufgezwungenen Bräutigam befreit zu werden. Sie bestehen häufig aus einer Schnur weisser Glasperlen. Ich habe mehrmals dergleichen Perlenschnüre in Fusspfaden liegend angetroffen. Jederman lässt sie liegen, und wenn ich sie zufällig aufheben wollte, dann sagte mein inländischer Bursche gleich: „*Don't take it, Daddy, i'be sarka.*" (Nimm es nicht Herr, es ist ein Opfer).

Ein Mittel, um in die Zukunft zu sehen, glaubt man in dem sogenannten Sandlegen (*kéniẽ sa*) zu besitzen. Dies ist das Wahrsagen vermittelst allerlei Figuren, die der Fetischpriester in losem Sande oder durch das Streuen von solchem macht, und an welches allgemein geglaubt wird. Der Zauberer wird denn auch oft *kéniẽ moh* (Sandperson) genannt.

Der Geisterglaube ist allgemein verbreitet. Man denkt sich, dass die guten Geister ihre noch lebenden Angehörigen beschützen, und dass böse Geister allerlei nächtlichen Unfug treiben, die Leute erschrecken, selbst schlagen und ihnen allerlei Schaden zufügen können. Stirbt ein Kind, dessen Vater oder Mutter bereits todt ist, so sagt man: „Es ist zu seinem Vater, resp. zu seiner Mutter gegangen."

Solche und ähnliche Beweise für den allgemein herrschenden Spiritismus würden sich noch in Menge anführen lassen. Der Eingeborne liebt es überhaupt, die ganze Welt um ihn her als von unsichtbaren Geistern bewohnt zu betrachten, denen er allerlei Unglück, welches ihn zufällig trifft, zuzuschreiben pflegt und vor deren schädlichen Einflüssen er sich durch allerlei Zaubermittel (Fetische, Grigris, in der Veysprache *buli* = Medizin) zu schützen sucht.

Als Fetische [1]) müssen alle Gegenstände, denen die Eingebornen eine überirdische Macht zuschreiben — von Anbetung und Verehrung nach unsern Begriffen ist keine Rede — betrachtet werden. Auch die als Gözzenbilder bekannten, aus Holz geschnitzten, menschlichen Figuren mögen in gewissem Sinne in diese Kategorie einzureihen sein, obwohl dieselben noch am ehesten als bildliche Darstellungen irgend eines mächtigen Geistes angesehen werden können, insofern sie nicht nur, wie früher erwähnt, Gedenkbilder verstorbener Personen sind. Die geringe Ehre, welche man solchen Bildern erweist, lässt schon an und für sich an ihrer Eigenschaft als Grigris zweifeln. Sämmtliche Bilder, so viel ich deren auch auf meinen Reisen im Innern angetroffen, sind sehr primitiver Art und stehen jedenfalls als Produkte der inländischen Holzschneidekunst den meisten Arbeiten dieser Art bedeutend nach. Sie sind weiter nichts als ein in den Boden eingerammtes Stück Baumstamm, an dem gewöhnlich nur der Kopf und höchstens noch die Arme an eine menschliche Gestalt erinnern. Nur selten sind auch Rumpf und Beine ordentlich zur Geltung gebracht,



a. Holzfigur aus Solymah am Fisherman Lake (1/9 nat. Gr.). *b.* Holzfigur vom Du Queah River (1/8 nat. Gr.).

---

[1]) Nach dem portugiesischen *feitisso* = Zauberei.

doch auf die Nachahmung der Haarfrisur wird, wie auch bei den sogenannten Teufelsmasken, viel Sorgfalt verwandt (siehe die beiden hier beigefügten Abbildungen).

Werden im Allgemeinem Holzfiguren nur selten angetroffen, so sind die Grigris oder Talismans desto häufiger. Ueberall findet man sie: auf öffentlichen Plätzen sowohl als in Häusern, am Eingange der Städte und Dörfer, in Pflanzungen, an den Landungsplätzen der Canoes, auf den Letztern selbst, an Wasch- und Trinkplätzen, und es giebt kaum einen Neger, der nicht schon von seiner Geburt an irgend ein Amulet auf dem Leibe trägt. Alle diese Grigris werden durch die Zauberer, von denen wenigstens jede grössere Ortschaft je Einen besitzt, oder auch durch die herumreisenden oder irgendwo ansässigen Mandingo-Derwische (*murry-men*) gegen Bezahlung verfertigt und eingesegnet.



Kalebasse für Kinderklystiere, mit Loch zum Einblasen der Flüssigkeit, Mahfa River (1/5 nat. Gr.).

Die Fetischpriester spielen eine sehr bedeutende Rolle im Lande; denn sie sind nicht nur Aerzte, denen zahlreiche Heilmittel aus dem Pflanzen- und Thierreiche zu Gebote stehen, sondern auch die Beschwörer von allerlei Zauber und zugleich die Rathgeber der regierenden Häupter in Kriegs- und Friedenszeit. Unter allerlei wunderbarem Hokus-Pokus und Anwendung von Zaubermitteln bestimmen sie, wann ein Feldzug beginnen oder eine Reise angetreten werden soll. Versagt ein Gewehr wiederholt oder verfehlt der Jäger häufig das Ziel, so geht er zum Doktor (Zauberer), um den auf dem Gewehr ruhenden, vermeintlichen Zauber zu lösen, und so thun auch kinderlose Frauen, die gerne Mutter werden oder sich der Gunst ihres Mannes versichern wollen.

Von den Grigris (bei den Vey *séwe* genannt), und zwar denjenigen der Fetischpriester sowohl als von den Amuletten oder Talismans, welche Letztere meist aus einem in Leder eingenähten, auf Papier geschriebenen Koranspruche bestehen, wird angenommen, dass sie gegen alle möglichen von aussen drohenden Gefahren und bösen Mächte beschützen und gegen Krankheiten, ja selbst gegen

Zauberei, gegen Säbelhiebe und Gewehrkugeln probat seien. Hat Jemand z. B. eine schwere Krankheit glücklich überstanden, so wird er nicht unterlassen, die glückliche Wendung der Wirkung seines *séwe* zuzuschreiben, wodurch selbstverständlich der Glaube an die Kraft der Zaubermittel wesentlich unterstützt wird.

Je nach ihrer Bestimmung sind die Grigris verschieden. Die öffentlichen Grigris, welche Städte und Dörfer beschützen sollen, bestehen nur selten aus einem Götzenbilde, sondern gewöhnlich aus einem Stein oder Felsblock, der, in ein Netz von Lianen oder Rotang eingeflochten, an einem horizontalen, auf zwei in den Boden gerammten Holzgabeln ruhenden Stocke hängt oder direkt in einer solchen Gabel ruht. Daneben steht gewöhnlich eine hohe Stange, von deren Spitze ein Tuchlappen wie eine Flagge herunterhängt. Manchmal ist dieser Stadtfetisch mit einem Dache bedeckt, oder es steht ein kleiner Busch geheiligter Sträucher dabei, von welchen Niemand auch nur ein Blatt verletzen darf.

In andern Gegenden, namentlich bei den Busy, Pessy und Queah, hat man auch wohl ein kreisrundes Miniaturhäuschen von Lehm, durch einen Mandingo-Derwisch gebaut und eingesegnet, und zahlreiche Papierbögen, welche mit Zaubersprüchen bedeckt sind, enthaltend. Ein solches Häuschen steht auch in Hill Town. Obschon ein Christ, hatte der Häuptling Clark doch von weither einen Mandingo Priester kommen lassen, um dasselbe zu bauen und mit den nöthigen Zaubersprüchen zu versehen.

Vor dem Eingang in eine Stadt steht oft ein heiliger Wald von unantastbaren, krüppelhaft verwachsenen Rothholzbäumen; auf dem Fusspfade — Fahrwege sind unbekannt — liegt eine geheiligte Matte, mit einem Stein beschwert, über die der Feind oder eine böse Macht nicht hinschreiten kann, oder es hängt zum nämlichen Zwecke ein geweihter Tuchfetzen oder eine zusammengerollte Matte über dem Pfade von einem Baumast herunter.

In verschiedenen Ortschaften wird zum Schutze gegen böse Mächte ein heiliges Thier gehalten. So fand ich z. B. in Cobolia eine heilige, weisse Ziege, und in Buluma, der Nachbarstadt meiner Jagdstation Hokhië am Fisherman Lake, hielt und fütterte man eine frei herumkriechende, grosse Schlange (*Python sebae*),

die man als Schutzheilige der Stadt ansah, und welcher Niemand etwas zu leide thun durfte. Dieser Fall war der einzige dieser Art, den ich beobachtet; er erinnert einigermassen an den bekannten Schlangenkultus in Dahomey.

Auch die Grigris, die zum Schutze der einzelnen Negerhütten und Felder vor Dieben und schädlichen Natureinflüssen, und diejenigen, welche die Wasch- und Trinkplätze an den Flussufern vor Krokodilen beschützen, sind von der allereinfachsten Art. Ein Strohwisch, ein Tuchlappen, eine leere Flasche, ein Brett, kurz jeder beliebige Gegenstand, auf den Pfad gelegt oder an einen Baum oder Pfahl gehängt, ist geeignet, um als Fetisch zu dienen, sobald er durch eine befugte Person dazu gemacht wird.

Eine nicht geringere Vielseitigkeit zeigt sich in den Grigris, welche die Leute zum persönlichen Schutze auf dem Leibe tragen (Amulette, Talismans). Bald werden diese ins Haar geflochten, oder sie hängen an einer Schnur am Halse, auf der Brust, an den Hand- und Fussgelenken oder gürtelartig um den Leib. Bald bestehen sie aus einem Säckchen oder dem Hörnchen einer Zwergantilope, welches das eine oder andere Zaubermittel enthält, aus [illegible] Schweine[illegible] Kindern pflegt man oft die [illegible] Hals zu hängen.

Eigentlich [illegible] zu [illegible] im [illegible] oder [illegible] Leibe [illegible] W[illegible] Zau[illegible] m[illegible] Kategorie [illegible] werden [illegible] Zauber [illegible] ms [illegible] Neger [illegible] beistehen [illegible] [illegible] behalten [illegible] ihm [illegible]

lieferung vertraut geworden sind, bis endlich der letzte böse Geist seinem Leben ein Ende macht.

Von sehr grosser Bedeutung sind bei den Eingebornen die Gottesurtheile. Dieselben sind zweierlei Art, je nachdem sie einen Uebergriff in die Rechte Anderer, oder aber angebliche Zauberei betreffen.

Im ersteren Falle, namentlich bei Diebstahl, hat sich der Verdächtigte, der das Alibi nicht beweisen kann, einem Gottesurtheile zu unterziehen, welches seine Schuld oder Unschuld auf eine nicht lebensgefährliche Weise an den Tag bringen soll. Der Verdächtigte, welcher das ihm zur Last gelegte Vergehen hartnäckig in Abrede stellt, hat in der Gegenwart des Fetischpriesters seine Hand in heisses Wasser oder siedendes Oel zu stecken oder einen Löffel voll von letzterm in den Mund zu nehmen. Verbrennt er sich dabei die Hand oder den Mund, so wird seine Schuld als erwiesen betrachtet, und der Häuptling verurtheilt ihn zu einer entsprechenden Busse, welche ihn, wenn er dieselbe nicht bezahlen kann, die Freiheit kostet. Alle Mittel, durch welche ein Vergehen, auch ein todeswürdiges, an den Tag gebracht werden muss, werden in der Veysprache *kony* genannt.

Auf einem Jagdausfluge kam ich einmal in das nahe bei Robertsport gelegene Veydorf Pakaicoro, woselbst man gerade beschäftigt war, zwei des Diebstahls verdächtige Männer mit heissem Palmöl zu „prüfen." Zu diesem Zwecke hatte der Dorfdoktor eine Schale voll Saft einer gewissen Pflanze stehen, und daneben befand sich über einem grossen Feuer ein Topf mit siedendem Palmöl. Beide Männer behaupteten, an dem Diebstahl unschuldig zu sein, worauf Mussa, der Häuptling des genannten Ortes, dem Einen derselben befahl, die Probe zu bestehen. Dieser nahm eine Handvoll des dicken Pflanzensaftes in den Mund und goss einen Löffel voll heisses Oel nach, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, worauf er sagte: „*m'fah*, *uoh a dscheh*, *n'ga mah*" (Herr, ihr seht es, ich bin's nicht). Die ganze Versammlung rief nun einstimmig: „*A mah*, *a mah*" (er [ist's] nicht, er [ist's] nicht). Der Häuptling schaute in den geöffneten Mund des Mannes; es war jedoch nicht die Spur einer Verbrennung zu constatiren. Hierauf wurde die Probe an dem Andern

vorgenommen. Sobald dieser aber den Löffel mit dem Oel zum Munde führen wollte, zitterte er derart, dass er kaum die Hälfte in den Mund brachte und sich damit Mundhöhle und Lippen verbrannte. Mussa wollte ihn die Probe wiederholen lassen, worauf er erklärte, dass er dies nicht zum zweiten Male thun könne. Die ganze Volksmenge, welche bei der Probe zugegen war, rief hierauf: „*A muhn*, *a muhn*" (er ist's, er ist's). Der auf diese Weise Ueberführte bekannte jetzt auch, dass er der Dieb sei, worauf man ihn, ohne ihm weiter eine Busse aufzulegen, verpflichtete, die gestohlenen Sachen zu holen und zurückzugeben.

Andere Proben haben diejenigen Personen zu bestehen, welche der Zauberei (*súa*) oder des Mordes verdächtig sind. Manchmal werden Leute, die ohne Anwendung einer solchen Probe der Zauberei überführt sind, zum Feuertode verurtheilt. So soll König Morana einmal drei Männer lebendig verbrannt haben, die der Zauberei angeklagt waren. Zu diesem Zwecke liess er alle drei mit Palmöl einreiben und verbrannte sie auf einem Scheiterhaufen, der mit Palmöl übergossen worden war.

Der Zauberei Verdächtigte werden allgemein mit dem sogenannten Sassholztrank geprüft. Dieser Trank wird aus der Rinde eines sehr verbreiteten Baumes bereitet und dem Beschuldigten eingegeben [1]. Bricht derselbe den Trank aus, so hält man ihn für unschuldig. Behält er denselben aber bei sich, so glaubt man, dass die dem Tranke zugeschriebene Zauberkraft den Delinquenten tödte oder wenigstens krank mache und dadurch dessen Schuld an den Tag bringe. Oft haben sämmtliche Bewohner eines Dorfes eine solche Probe zu bestehen, wenn der Schuldige nicht auf eine andere Weise herausgefunden werden kann. Dass dabei Man[illegible]

[illegible]

[1] [illegible]

In Hill Town hatten wir einmal Gelegenheit, einer solchen Probe beizuwohnen. Ein junger Mann in dieser Stadt wurde angeklagt, seinen Vater vergiftet zu haben [1]). Es lagen sehr beschwerende Indizien gegen ihn vor, und da er hartnäckig seine Unschuld betheuerte, so beschloss man, ihn den Sassholztrank trinken zu lassen. Eine Schale voll dieses braunen Saftes, den der Stadtdoktor bereitet hatte, musste er leertrinken. Die Spannung der Menschenmenge war ungeheuer gross, als der Mann den Becher aus der Hand des Zauberers in Empfang nahm und unter den Beschwörungen des Letztern leertrank. Nach einem kurzen Augenblicke lautloser Stille fing er an zu gurgeln und spie den ganzen Inhalt des Bechers wieder aus. Er war unschuldig! Ein stürmischer Jubel brach von allen Seiten los; man kam und schüttelte ihm die Hände; die Frauen umarmten ihn, Gewehre wurden abgefeuert, und mit Trommeln und Holzklappern wurde ein fürchterlicher Lärm gemacht, während dessen der freigesprochene Delinquent, infolge der Aufregung mehr todt als lebendig, sich auf eine Bank im Palaverhause niedergelegt hatte.

Die Gelegenheit, um Gottesurtheilen, welcher Art auch, beizuwohnen, bietet sich dem Weissen höchst selten, da diese Art der Rechtspflege durch die liberianische Regierung verboten ist und die Eingebornen dieselbe verborgen zu halten suchen. Dass sie aber nichts desto weniger selbst in allernächster Nähe liberianischer Ansiedlungen noch vorkommt, haben wir an obenerwähnter Palmölprobe gesehen.

Die der Zauberei überführten und executirten Leute werden bei den Bassaleuten nicht begraben, sondern auf irgend einem dafür bestimmten Platz im Walde auf die Erde hingelegt und der Verwesung preisgegeben. Am River Cess befand sich eine solche Stelle im Uferwalde gegenüber der schon früher erwähnten Insel der Todten.

Dass bei den Eingebornen Afrika's die Hexen- oder Zaubererprozesse (*witch-palavers*) noch stets, oft sogar in unmittelbarer

---

[1]) Jemand vergiften heisst bei den Vey schlechte Medizin (*buli n'jama*) eingeben.

Nähe von Missionsstationen, eine bedeutende Rolle spielen, braucht uns nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, dass diese mittelalterliche Art der Rechtspflege sporadisch selbst in Europa bis in unser aufgeklärtes Jahrhundert herüberreicht. Wird doch noch aus dem Jahre 1823 von einer Wasserprobe berichtet, welcher sich eine im Verdachte der Hexerei stehende Frau in dem holländischen Dorfe Deldenerbroek zu unterziehen hatte [1].

Der unter den Eingebornen allgemein herrschende Aberglaube ermöglicht den zahlreichen Fetischdoktoren, in der Veyspraehe *buli-kai* genannt, eine lohnende Existenz, da dieselben nicht allein durch das Anfertigen und Einsegnen von Grigris, sondern auch durch Beschwörungen von Zauber u. dgl. viel Geld verdienen. Ein richtiger *buli-kai* weiss überall Rath zu schaffen. Bekommt z. B. eine Frau keine Kinder — was, nebenbei gesagt, als eine grosse Schande gilt — so schreibt sie dies einem auf ihr lastenden Zauber zu und holt sich beim Fetischdoktor Rath, welcher sofort bereit ist, für eine geringe Entschädigung den Zauber zu lösen. Es müssen dann *saras* gelegt oder auf andere Weise die bösen Geister günstig gestimmt werden. Oft verlangt der Doktor eine ganze Reihe von Gegenständen. Einige derselben werden, nachdem die kräftigen Zauberformeln darüber gesprochen sind, begraben oder in den Fluss geworfen, andere sind dazu bestimmt, um [illegible] zu werden, [illegible] der Doktor [illegible] steht, dass dieselben ihm übergeben werden müssen. Unter den Letztern sind ein gewisses Quantum Reis oder ein weisses Huhn die gebräuchlichsten. Immer nennt der Zauberer genau die [illegible] dieser Opfer, und wenn z. B. kein weisses Huhn herbeigeschafft werden kann, so muss ein Stück weisses Zeug [illegible] an dessen Stelle treten [illegible] und Reis [illegible] zu sein. [illegible] Gegenständen [illegible] anderen [illegible] zogen werden [illegible] der Doktor [illegible] Vorsichtsmassregeln [illegible] gewissen [illegible] man z. B. [illegible] fleisch, und [illegible]

---

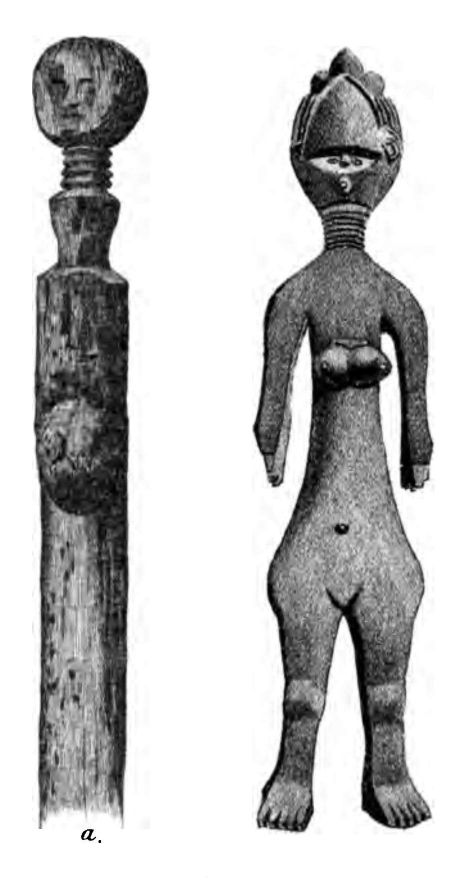
[1] [illegible] 1889.

genannten Antilopenart essen dürfen. Diese Enthaltungsvorschriften gehen oft von Eltern auf Kinder und Enkel über. Als ich zufällig einmal einen meiner Diener fragte, warum er kein Affenfleisch essen wolle, antwortete er: „Weil meine Mutter es nicht essen darf." Eigenthümlich ist der schon zu DAPPER's Zeiten unter den Vey herrschende Aberglaube, dass eine Frau unfruchtbar werde, wenn sie zufällig die Eier der auf der Erde brütenden Nachtschwalbe zertreten habe. Indessen weiss auch hier, wie überall, der *buli-kai* durch allerlei Mittel den vorgeblichen Zauber zu beschwören. Beispiele von Aberglauben, wie das oben genannte, könnten in Menge beigebracht werden.

Die Eingebornen sind leidenschaftliche Liebhaber von **Musik, Gesang** und **Tanz**. Ihre Musikinstrumente sind verschiedener Art, jedoch sind sie nicht so hoch entwickelt wie bei den Stämmen Centralafrika's. Das gewöhnlichste und beliebteste derselben ist die Trommel (bei den Vey *sangbwa* genannt), die, je nachdem sie einem gewissen Zwecke dient, auch verschieden gebaut ist. Es lassen sich hauptsächlich zwei Arten von Trommeln unterscheiden: die Spieltrommel und die Kriegstrommel. Erstere stimmt in den meisten Fällen mit derjenigen überein, die auf Tafel XXVIII, Fig. 1 dargestellt ist. Dieselbe wird bei den verschiedenartigsten Festen und Tänzen gebraucht, manchmal auch auf Canoefahrten, wenn der Herr des Canoes auf Reisen sich den Luxus erlauben will, einen besondern Trommler mitzunehmen, um seine Leute zu energischem, taktmässigem Rudern anzufeuern. Die Festtrommel wird stets mit den Fingerspitzen beider Hände gerührt. Manchmal ist dieselbe mit einem eisernen, mit Ringen behangenen Rasselinstrument versehen (siehe obgenannte Figur). Der Trommler sitzt dabei auf die Fersen niedergekauert; er hält sein Instrument zwischen den Knieen fest und bearbeitet das Trommelfell so energisch, dass ihm sehr bald der Schweiss aus allen Poren strömt und auf die Erde herunterrinnt.

Auch die sogenannten Kriegstrommeln, die man in grossen Ortschaften antrifft, haben eine ähnliche Form, doch sind sie viel grösser (etwa 1 M. hoch) und werden, statt mit den Fingerspitzen, mit zwei hammerartigen Stöcken gerührt. Manche derselben sind mit einer Schürze von langen Palmblattstreifen

Als Fetische[1]) müssen alle Gegenstände, denen die Eingebornen eine überirdische Macht zuschreiben — von Anbetung und Verehrung nach unsern Begriffen ist keine Rede — betrachtet werden. Auch die als Gözzenbilder bekannten, aus Holz geschnitzten, menschlichen Figuren mögen in gewissem Sinne in diese Kategorie einzureihen sein, obwohl dieselben noch am ehesten als bildliche Darstellungen irgend eines mächtigen Geistes angesehen werden können, insofern sie nicht nur, wie früher erwähnt, Gedenkbilder verstorbener Personen sind. Die geringe Ehre, welche man solchen Bildern erweist, lässt schon an und für sich an ihrer Eigenschaft als Grigris zweifeln. Sämmtliche Bilder, so viel ich deren auch auf meinen Reisen im Innern angetroffen, sind sehr primitiver Art und stehen jedenfalls als Produkte der inländischen Holzschneidekunst den meisten Arbeiten dieser Art bedeutend nach. Sie sind weiter nichts als ein in den Boden eingerammtes Stück Baumstamm, an dem gewöhnlich nur der Kopf und höchstens noch die Arme an eine menschliche Gestalt erinnern. Nur selten sind auch Rumpf und Beine ordentlich zur Geltung gebracht,

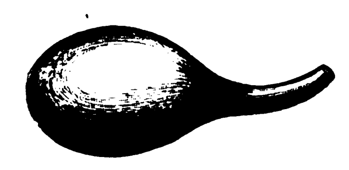


a. Holzfigur aus Solymah am Fisherman Lake ($^1/_9$ nat. Gr.). *b.* Holzfigur vom Du Queah River ($^1/_8$ nat. Gr.).

[1]) Nach dem portugiesischen *feitisso* = Zauberei.

doch auf die Nachahmung der Haarfrisur wird, wie auch bei den sogenannten Teufelsmasken, viel Sorgfalt verwandt (siehe die beiden hier beigefügten Abbildungen).

Werden im Allgemeinem Holzfiguren nur selten angetroffen, so sind die Grigris oder Talismans desto häufiger. Ueberall findet man sie: auf öffentlichen Plätzen sowohl als in Häusern, am Eingange der Städte und Dörfer, in Pflanzungen, an den Landungsplätzen der Canoes, auf den Letztern selbst, an Wasch- und Trinkplätzen, und es giebt kaum einen Neger, der nicht schon von seiner Geburt an irgend ein Amulet auf dem Leibe trägt. Alle diese Grigris werden durch die Zauberer, von denen wenigstens jede grössere Ortschaft je Einen besitzt, oder auch durch die herumreisenden oder irgendwo ansässigen Mandingo-Derwische (*murry-men*) gegen Bezahlung verfertigt und eingesegnet.



Kalebasse für Kinderklystiere, mit Loch zum Einblasen der Flüssigkeit, Mahfa River (1/5 nat. Gr.).

Die Fetischpriester spielen eine sehr bedeutende Rolle im Lande; denn sie sind nicht nur Aerzte, denen zahlreiche Heilmittel aus dem Pflanzen- und Thierreiche zu Gebote stehen, sondern auch die Beschwörer von allerlei Zauber und zugleich die Rathgeber der regierenden Häupter in Kriegs- und Friedenszeit. Unter allerlei wunderbarem Hokus-Pokus und Anwendung von Zaubermitteln bestimmen sie, wann ein Feldzug beginnen oder eine Reise angetreten werden soll. Versagt ein Gewehr wiederholt oder verfehlt der Jäger häufig das Ziel, so geht er zum Doktor (Zauberer), um den auf dem Gewehr ruhenden, vermeintlichen Zauber zu lösen, und so thun auch kinderlose Frauen, die gerne Mutter werden oder sich der Gunst ihres Mannes versichern wollen.

Von den Grigris (bei den Vey *séwe* genannt), und zwar denjenigen der Fetischpriester sowohl als von den Amuletten oder Talismans, welche Letztere meist aus einem in Leder eingenähten, auf Papier geschriebenen Koranspruche bestehen, wird angenommen, dass sie gegen alle möglichen von aussen drohenden Gefahren und bösen Mächte beschützen und gegen Krankheiten, ja selbst gegen

lieferung vertraut geworden sind, bis endlich der letzte böse Geist seinem Leben ein Ende macht.

Von sehr grosser Bedeutung sind bei den Eingebornen die Gottesurtheile. Dieselben sind zweierlei Art, je nachdem sie einen Uebergriff in die Rechte Anderer, oder aber angebliche Zauberei betreffen.

Im ersteren Falle, namentlich bei Diebstahl, hat sich der Verdächtigte, der das Alibi nicht beweisen kann, einem Gottesurtheile zu unterziehen, welches seine Schuld oder Unschuld auf eine nicht lebensgefährliche Weise an den Tag bringen soll. Der Verdächtigte, welcher das ihm zur Last gelegte Vergehen hartnäckig in Abrede stellt, hat in der Gegenwart des Fetischpriesters seine Hand in heisses Wasser oder siedendes Oel zu stecken oder einen Löffel voll von letzterm in den Mund zu nehmen. Verbrennt er sich dabei die Hand oder den Mund, so wird seine Schuld als erwiesen betrachtet, und der Häuptling verurtheilt ihn zu einer entsprechenden Busse, welche ihn, wenn er dieselbe nicht bezahlen kann, die Freiheit kostet. Alle Mittel, durch welche ein Vergehen, auch ein todeswürdiges, an den Tag gebracht werden muss, werden in der Veysprache *kony* genannt.

Auf einem Jagdausfluge kam ich einmal in das nahe bei Robertsport gelegene Veydorf Pakaicoro, woselbst man gerade beschäftigt war, zwei des Diebstahls verdächtige Männer mit heissem Palmöl zu „prüfen.“ Zu diesem Zwecke hatte der Dorfdoktor eine Schale voll Saft einer gewissen Pflanze stehen, und daneben befand sich über einem grossen Feuer ein Topf mit siedendem Palmöl. Beide Männer behaupteten, an dem Diebstahl unschuldig zu sein, worauf Mussa, der Häuptling des genannten Ortes, dem Einen derselben befahl, die Probe zu bestehen. Dieser nahm eine Handvoll des dicken Pflanzensaftes in den Mund und goss einen Löffel voll heisses Oel nach, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, worauf er sagte: „*m'fah*, *uoh a dscheh*, *n'ga mah*“ (Herr, ihr seht es, ich bin's nicht). Die ganze Versammlung rief nun einstimmig: „*A mah*, *a mah*“ (er [ist's] nicht, er [ist's] nicht). Der Häuptling schaute in den geöffneten Mund des Mannes; es war jedoch nicht die Spur einer Verbrennung zu constatiren. Hierauf wurde die Probe an dem Andern

vorgenommen. Sobald dieser aber den Löffel mit dem Oel zum Munde führen wollte, zitterte er derart, dass er kaum die Hälfte in den Mund brachte und sich damit Mundhöhle und Lippen verbrannte. Mussa wollte ihn die Probe wiederholen lassen, worauf er erklärte, dass er dies nicht zum zweiten Male thun könne. Die ganze Volksmenge, welche bei der Probe zugegen war, rief hierauf: „*A muhn*, *a muhn*" (er ist's, er ist's). Der auf diese Weise Ueberführte bekannte jetzt auch, dass er der Dieb sei, worauf man ihn, ohne ihm weiter eine Busse aufzulegen, verpflichtete, die gestohlenen Sachen zu holen und zurückzugeben.

Andere Proben haben diejenigen Personen zu bestehen, welche der Zauberei (*súa*) oder des Mordes verdächtig sind. Manchmal werden Leute, die ohne Anwendung einer solchen Probe der Zauberei überführt sind, zum Feuertode verurtheilt. So soll König Morana einmal drei Männer lebendig verbrannt haben, die der Zauberei angeklagt waren. Zu diesem Zwecke liess er alle drei mit Palmöl einreiben und verbrannte sie auf einem Scheiterhaufen, der mit Palmöl übergossen worden war.

Der Zauberei Verdächtigte werden allgemein mit dem sogenannten Sassholztrank geprüft. Dieser Trank wird aus der Rinde eines sehr verbreiteten Baumes bereitet und dem Beschuldigten eingegeben [1]). Bricht derselbe den Trank aus, so hält man ihn für unschuldig, behält er denselben aber bei sich, so glaubt man, dass die dem Tranke zugeschriebene Zauberkraft den Delinquenten tödte oder wenigstens krank mache und dadurch dessen Schuld an den Tag bringe. Oft haben sämmtliche Bewohner eines Dorfes eine solche Probe zu bestehen, wenn der Schuldige nicht auf eine andere Weise herausgefunden werden kann. Dass dabei Mancher unschuldig verurtheilt wird, lässt sich leicht begreifen. Diese rohe Rechtspflege macht natürlich die Leute zu Fatalisten, und der Unschuldige ist stets ohne Weiteres bereit, sich bei einem auf ihn fallenden Verdachte der Probe zu unterwerfen.

---

[1]) Ein Absud von der Rinde des nämlichen Baumes wird in vielen Gegenden dem Palmwein beigemischt, wodurch der Letztere eine gelbliche Farbe und einen eigenthümlichen Beigeschmack erhält. Das Sassholz wird allgemein zur Anfertigung von Canoes und Reismörsern verwendet.

In Hill Town hatten wir einmal Gelegenheit, einer solchen Probe beizuwohnen. Ein junger Mann in dieser Stadt wurde angeklagt, seinen Vater vergiftet zu haben [1]). Es lagen sehr beschwerende Indizien gegen ihn vor, und da er hartnäckig seine Unschuld betheuerte, so beschloss man, ihn den Sassholztrank trinken zu lassen. Eine Schale voll dieses braunen Saftes, den der Stadtdoktor bereitet hatte, musste er leertrinken. Die Spannung der Menschenmenge war ungeheuer gross, als der Mann den Becher aus der Hand des Zauberers in Empfang nahm und unter den Beschwörungen des Letztern leertrank. Nach einem kurzen Augenblicke lautloser Stille fing er an zu gurgeln und spie den ganzen Inhalt des Bechers wieder aus. Er war unschuldig! Ein stürmischer Jubel brach von allen Seiten los; man kam und schüttelte ihm die Hände; die Frauen umarmten ihn, Gewehre wurden abgefeuert, und mit Trommeln und Holzklappern wurde ein fürchterlicher Lärm gemacht, während dessen der freigesprochene Delinquent, infolge der Aufregung mehr todt als lebendig, sich auf eine Bank im Palaverhause niedergelegt hatte.

Die Gelegenheit, um Gottesurtheilen, welcher Art auch, beizuwohnen, bietet sich dem Weissen höchst selten, da diese Art der Rechtspflege durch die liberianische Regierung verboten ist und die Eingebornen dieselbe verborgen zu halten suchen. Dass sie aber nichts desto weniger selbst in allernächster Nähe liberianischer Ansiedlungen noch vorkommt, haben wir an obenerwähnter Palmölprobe gesehen.

Die der Zauberei überführten und executirten Leute werden bei den Bassaleuten nicht begraben, sondern auf irgend einem dafür bestimmten Platz im Walde auf die Erde hingelegt und der Verwesung preisgegeben. Am River Cess befand sich eine solche Stelle im Uferwalde gegenüber der schon früher erwähnten Insel der Todten.

Dass bei den Eingebornen Afrika's die Hexen- oder Zaubererprozesse (*witch-palavers*) noch stets, oft sogar in unmittelbarer

---

[1]) Jemand vergiften heisst bei den Vey schlechte Medizin (*buli n'jama*) eingeben.

Nähe von Missionsstationen, eine bedeutende Rolle spielen, braucht uns nicht zu verwundern, wenn wir bedenken, dass diese mittelalterliche Art der Rechtspflege sporadisch selbst in Europa bis in unser aufgeklärtes Jahrhundert herüberreicht. Wird doch noch aus dem Jahre 1823 von einer Wasserprobe berichtet, welcher sich eine im Verdachte der Hexerei stehende Frau in dem holländischen Dorfe Deldenerbroek zu unterziehen hatte [1]).

Der unter den Eingebornen allgemein herrschende Aberglaube ermöglicht den zahlreichen Fetischdoktoren, in der Veysprache *buli-kai* genannt, eine lohnende Existenz, da dieselben nicht allein durch das Anfertigen und Einsegnen von Grigris, sondern auch durch Beschwörungen von Zauber u. dgl. viel Geld verdienen. Ein richtiger *buli-kai* weiss überall Rath zu schaffen. Bekommt z. B. eine Frau keine Kinder — was, nebenbei gesagt, als eine grosse Schande gilt — so schreibt sie dies einem auf ihr lastenden Zauber zu und holt sich beim Fetischdoktor Rath, welcher sofort bereit ist, für eine geringe Entschädigung den Zauber zu lösen. Es müssen dann *saras* gelegt oder auf andere Weise die bösen Geister günstig gestimmt werden. Oft verlangt der Doktor eine ganze Reihe von Gegenständen. Einige derselben werden, nachdem die nöthigen Zauberformeln darüber gesprochen sind, begraben oder in den Fluss geworfen, andere sind dazu bestimmt, um „verkauft" zu werden, worunter der Doktor versteht, dass dieselben ihm übergeben werden müssen. Unter den Letztern sind ein gewisses Quantum Reis oder ein weisses Huhn die gebräuchlichsten. Immer nennt der Zauberer genau die Farbe dieser Opfer, und wenn z. B. kein weisses Huhn herbeigeschafft werden kann, so muss ein Stück weisses Baumwollzeug an dessen Stelle treten. Weiss und Roth scheinen die beiden Farben zu sein, welche bei solchen Gegenständen allen andern vorgezogen werden. Dabei macht der Doktor seinen Clienten allerlei Vorschriften über das Vermeiden gewisser Speisen. So findet man z. B. Personen, die kein Huhn, Andere, die kein Affenfleisch, und wieder Andere, die kein Fleisch einer ihnen speziell

---

[1]) Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap, Amsterdam, 1888, p. 17.

Netz niederschlägt, wobei die harten Nüsse rundum an die resonirende, hohle Kalebasse schlagen.

Ein demselben Zwecke dienendes Rasselkörbchen, das stets paarweise zur Anwendung kommt (Taf. XXVIII, Fig. 2), wird bei den Mandingo, Busy und Pessy angetroffen. Dasselbe besteht aus zwei körbchenartigen, Palmnüsse enthaltenden Gefässen, die mit Palmblattfasern bekleidet sind und an einer Schnur um den Hals gehängt werden. Der Boden dieser Rasselkörbe besteht aus einem Stück Kürbisschale. Dieselben werden, je einer in jeder Hand, am Stiele festgehalten und im Takt oder Contretakt zu der Trommelmusik geschüttelt, wobei ein klapperndes Geräusch entsteht, ähnlich demjenigen der oben beschriebenen *sassa*.



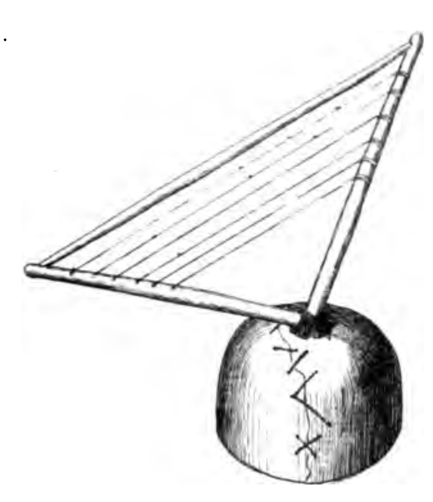
Klimperbrett der Kruneger (1/4 nat. Gr.).

Ausserdem wird die Trommel oft noch durch zwei andere Instrumente begleitet, nämlich durch das Cymbal, ein eisernes Klimperinstrument, welches mit Hülfe eines eisernen Ringes an den Daumen der linken Hand geschoben und mit einem mit der Rechten geführten, ebensolchen Stäbchen geschlagen wird, und ein Klimperbrett, wie es auf nebenstehender Figur dargestellt ist. Erstgenanntes Instrument habe ich nur bei den Vey, das Letztere nur bei den Krustämmen angetroffen. Dieses muss als die Urform der hochentwickelten Zungeninstrumente mit Resonanzboden, wie man sie in den verschiedensten Formen bei den Bewohnern Niederguinea's antrifft, betrachtet werden.

Um die Zahl der mir bekannt gewordenen Musikinstrumente voll zu machen, habe ich noch einer Art Harfe, in der Veysprache *banga* genannt, zu erwähnen (siehe die Textfigur auf der nächsten Seite). Diese wird durch die Neger auf sehr kunstgerechte Weise bespielt, wobei man die als Resonanzboden dienende Kürbisschale auf die Brust setzt und mit dem Daumen der linken und den vier andern Fingern der rechten Hand die 5–7 aus Bambusrinde (keine Darmsaiten) verfertigten Saiten schlägt. Dieses Instrument wird in der Regel ohne Begleitung gespielt, und es war mir stets ein Genuss, mir in freien Augenblicken von einem meiner

Bedienten, der es in dieser Kunst zu grosser Vollkommenheit gebracht hatte, eine der vielen eigenartig elegischen, inländischen Weisen vorspielen zu lassen.

Auch darf ich nicht vergessen, der theils aus den Hörnern der Leierantilope (*Euryceros euryceros*), theils aus Holz verfertigten Kriegshörner zu erwähnen, welche alle das Blaseloch seitwärts, nahe am dünnen Ende haben, und vermittelst welcher man langgezogene, dumpfe aber sehr weitschallende Laute hervorbringt. Die Ersteren sind oft sehr schön mit Thierfell und weissen und rothen, wollenen Tuchstoffen ornamentirt (Taf. XXVII, Fig. 4), Letztere bestehen aus zwei gleichmässig gehöhlten Hälften, welche mit Holzbändern oder Schnüren zu einem Ganzen vereinigt sind (siehe folgende Seite, Textfigur). Gelegentlich findet man auch Kriegshörner, die aus den ausgehöhlten Stosszähnen von Elephanten verfertigt sind. Ein solches Horn habe ich im Palaverhause des Königs MORANA SANDO in Cobolia angetroffen.



Inländische Harfe (*banga*), Hill Town ($^1/_7$ nat. Gr.).

Ueber den Gesang der Neger lässt sich wenig sagen, das nicht bereits zur Genüge durch Andere erwähnt wäre. Die Eingebornen sind im Ganzen sehr sanglustig und verrichten singend die schwersten Arbeiten. Dabei tritt gewöhnlich Einer als Vorsänger auf, der irgend einen Gegenstand oder eine Person aus dem Stegreif besingt, während die Uebrigen, mit einer bewunderungswürdigen Taktsicherheit einfallend, den Refrain singen. Der Negergesang ist meist sehr monoton und kann oft recht langweilig werden. Man hat besondere Gesänge für Feste und Tanzbelustigungen, wieder andere für Ruderer und Lastträger, und an wilden, lärmenden Kriegsgesängen ist ebenfalls kein Mangel.

Dass die Eingebornen leidenschaftliche Tänzer sind, wurde

früheren Gelegenheiten beschrieben. In mondhellen Nächten wird denn auch fast überall nach dem Takte von Trommel und Castagnetten getanzt, oft bis lange nach Mitternacht, ebenso über Tag bei festlichen Anlässen, besonders bei den grossen, den Verstorbenen gewidmeten Gedenktagen, ferner bei Heirathen und bei Festen bei Gelegenheit der Mannbarkeitserklärung der Kinder, welche Feste gewöhnlich 8 – 14 Tage dauern. Diese Tänze, begleitet von den Klängen der Trommeln und anderer Instrumente, haben etwas aufregend Wildes, oft an Wahnsinn Grenzendes, besonders bei finsterer Nacht, wenn die Gruppen der sich in gemessenem Rhythmus wie herausfordernd auf einander zutretenden und sich wieder zurückziehenden, bald aber wieder durch einander springenden Tänzer und Tänzerinnen vom rothen Scheine des aufflackernden Feuers phantastisch beleuchtet werden.

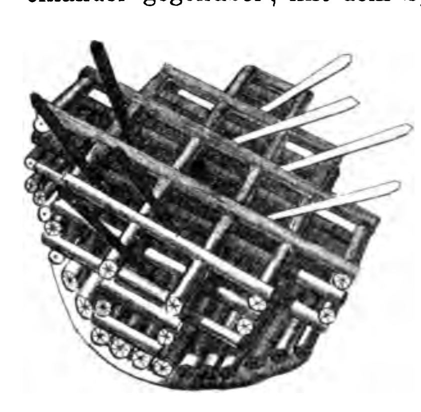
Beinahe ebenso leidenschaftlich wie Musik und Tanz liebt der Eingeborne das Spiel. Unter den zahlreichen, verschiedenen Spielen ist das sogenannte Poh-Spiel ganz besonders geschätzt. Das dazu dienende Geräth hat die äussere Form eines Canoes (Taf. XXVIII, Fig. 3) und enthält zwei Reihen von je sechs napfförmigen Vertiefungen, in welche durch die beiden ansitzenden Spieler nach gewissen Regeln Bohnen oder andere Gegenstände gelegt werden. Jeder der beiden einander gegenüber sitzenden Spieler legt die durch wohlberechnete Züge gewonnenen Bohnen in das zu seiner Rechten befindliche Fach am Ende des „Poh", und wer seine Gegenpartei derart in die Enge treibt, dass sie nicht mehr ziehen kann, ist Gewinner. Es wird stets mit zusammen 48 Bohnen, also vier für jedes der 12 Fächer, gespielt. Die Poh sind oft mit reichem Schnitzwerk bedeckt und zeigen ausnahmslos einige Verzierungen. Das Poh-Spiel ist ganz besonders bei den Gallinas, den Kosso

Kriegshorn von Holz. [illegible]

und den Vey beliebt und wird in jedem Dorfe angetroffen. Eigenthümlich ist die weite geographische Verbreitung dieses Spieles; denn dasselbe wird in ganz gleicher Form auch im malayischen Archipel angetroffen.

Ein anderes Spiel, das ich bei den Mamba, den Queah und den Bassa häufig gefunden und das ebenfalls für zwei Spieler berechnet ist, wird durch untenstehende Textfigur veranschaulicht.

Dasselbe kann einigermaassen mit unserem Damspiel verglichen werden. Es ist aus zusammengefügten Holzstäbchen hergestellt, die 14 Fächer bilden. Die Spieler setzen sich, wie beim Poh-Spiel, einander gegenüber, mit dem Spiel in der Mitte. Jeder Theilnehmer hat 10 flache, lange Holzstäbchen, die unten zugespitzt sind. Die Stäbchen der einen Partei sind am obern Ende, um sie kenntlich zu machen, schief abgeschnitten (sogenannte Männchen), die anderen zehn aber gerade (Weibchen). Jeder Spieler setzt vier Stäbchen, und in abwechselnden Zügen trachtet Einer dem Andern durch Ueberspringen die seinigen wegzunehmen. Derjenige, welcher ein Stäbchen verliert, ersetzt dasselbe durch ein anderes, bis sein Vorrath erschöpft ist. Es sind also nie mehr als acht Stäbchen zugleich im Spiel. Wer sie Alle verliert oder durch die Gegenpartei matt gesetzt wird, ist geschlagen. So sehr dieses Spiel auch an manche bei uns gebräuchliche erinnern mag, so glaube ich doch nicht, dass es europäischen Ursprungs sei.


Inländisches Damspiel, Hill Town ($^1/_6$ nat. Gr.).

Diese und zahlreiche andere Spiele werden durch Manche mit solcher Leidenschaftlichkeit gespielt, dass der Verlierende, nachdem er Alles, was er besass, der Spielwuth geopfert, selbst seine eigene Freiheit einsetzt und im ungünstigen Falle mit stoischem Gleichmuth der Sklave seines Mitspielers wird.

Unter den Männern verschiedener Stämme, wie der Gallinas, der Vey, der Golah, Queah, Bassa und Anderer, besteht eine

Werke in Abschrift besitzen und junge Leute zum Lehrfache heranziehen, und es wird solchen Gelehrten von Seiten ihrer Landsleute viel Achtung und Verehrung entgegengebracht. Auf diese Weise wird die Kenntniss des Arabischen stark verbreitet, und man findet unter den freien Mandingonegern sehr Viele, welche des Lesens und Schreibens der arabischen Sprache kundig sind. Ganz gleiche Schulen haben auch die Mandingo-Derwische, die als Pioniere des Islam immer weiter nach der Küste hin vordringen, sich, z. B. bei den Vey, beinahe in jedem grösseren Platze niedergelassen haben und dort nach Kräften Proselyten zu machen suchen.

Dies ist auch die Weise, auf welche sich die Mandingo nach und nach aus dem Innern her über die Gebiete verschiedener Stämme, wie der Busy und Pessy verbreitet haben, so dass sie dort gegenwärtig als die Herren des Landes betrachtet werden können. Erst kommt ein Mandingopriester in die Stadt, welche er zur Ausbreitung seines Glaubens für geeignet hält und wirkt vom Oberhaupte derselben die Erlaubniss aus, sich dort niederlassen und eine Schule gründen zu dürfen. Der Häuptling kommt gewöhnlich dem Wunsche des „Gottesmannes" gerne nach und stellt ihm sogar ein Wohnhaus zur Verfügung, sowie eine *kitchen*, d. i. einen Schuppen, um darin Schule zu halten. An Schülern hat der Derwisch gewöhnlich keinen Mangel. Seine wenigen Bedürfnisse deckt er durch Beiträge in Naturalien, die ihm von Seiten der Eltern seiner Schüler zukommen. Mit der Erweiterung seines Wirkungskreises hält die Vermehrung seines Hausstandes gleichen Schritt. Er erhält vom Häuptling des Ortes eine Hütte als Wohnung für seine Frau, die er nun zu sich nimmt. Dieser Letzteren folgt bald eine zweite. Mit der Zeit hat er auch einen Gehülfen nöthig, welcher seinerseits wieder ein Haus oder wenigstens einen Platz zum Bauen eines solchen in der Stadt erhält und ebenfalls rasch seinen Hausstand vermehrt. Bald siedeln sich mehr Mandingo an, die als geschickte Schmiede, Gold-, Silber- und Lederarbeiter und als geborene Handelsleute nach und nach Gewerbe und Handel an sich ziehen und grosse Pflanzungen anlegen, so dass sie, deren Vorläufer erst Schulmeister, dann Freunde und Rathgeber der

eingebornen Könige gewesen sind, schliesslich als die Herren der Situation betrachtet werden müssen. Eine grosse Hütte wird als Moschee eingerichtet, in der nun die Gläubigen ihre Gottesdienste abhalten. Nach und nach beginnen auch Ungläubige an den feierlichen Ceremonien Gefallen zu finden, bis schliesslich Einer nach dem Andern zum Islam übertritt.

Wie vom Innern der Islam, so sucht sich von der Seeseite her das Christenthum auszubreiten. Es sind gegenwärtig ausschliesslich amerikanische, verschiedenen protestantischen Sekten angehörende Missionsgesellschaften, die mit mehr oder weniger Erfolg in Liberia ihre Thätigkeit entfaltet haben [1]). Dieselben stellen sich zur Aufgabe, einerseits unter den Liberianern geordnete kirchliche Zustände aufrecht zu erhalten, andererseits unter den noch heidnischen Eingebornen das Christenthum einzuführen.

Die Heidenmission hat in Liberia einen schweren Stand, besonders infolge der schon genannten Neigung der Eingebornen, um ihre der Mission anvertrauten Kinder, sobald dieselben ein gewisses Alter erreicht haben, wegzunehmen und in den *greegree-bush* zu senden. Besonders viel, und wohl mit Recht, hat man sich von der christlichen Erziehung der Mädchen versprochen; indessen ist auch hier dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dem christlichen Einflusse auf die Mädchen thut nämlich der Umstand grossen Abbruch, dass heirathsfähige Töchter einen gewissen Geldwerth repräsentiren und in den meisten Fällen für das Christenthum verloren gehen, da sie von den Eltern, oft gegen ihren eigenen Willen, an einen beliebigen Eingebornen verschachert werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat namentlich die protestantisch bischöfliche Mission das System angenommen, die Mädchen gegen Erlegung einer Summe von 15 und mehr Dollars zu kaufen, um ihnen die Freiheit zu sichern, sich mit einem christlichen Manne verheirathen zu können. Es fehlen aber den Missionsgesellschaften die

---

[1]) Die Basler Mission hatte (nach GRUNDEMANN) schon 1827 einige Stationen in Monrovia und Grand Bassa errichtet; da aber kurz hinter einander von acht Missionären vier dem Klima zum Opfer fielen, wurden die Stationen schon 1831 wieder aufgehoben. Der kurzen Wirksamkeit der katholischen Mission in Monrovia wurde schon früher erwähnt.

nöthigen Mittel, um dieses System in grösserem Maasstabe zur Anwendung zu bringen. „Eine der traurigsten Thatsachen", sagt Bischof FERGUSON von Cape Palmas in seinem Jahresberichte der protestantisch bischöflichen Mission in Liberia über das Jahr 1884—85, „ist die, dass wir anzusehen gezwungen sind, wie ein intelligentes Mädchen, auf das wir grosse Hoffnungen gesetzt hatten, durch ihre Eltern plötzlich weggeholt wird, um die Frau des ersten besten heidnischen Polygamisten zu werden, der sich durch Zahlung der üblichen Kaufsumme das Recht auf dasselbe versichert hat."

Erwähnenswerth ist hier die amerikanische Sitte, eingeborne Waisen an Kindesstatt anzunehmen. Es giebt nämlich in Amerika viele Leute beiderlei Geschlechts, die sich einer Missionsgesellschaft gegenüber verpflichten, während einer Reihe von gewöhnlich zehn Jahren einen gewissen Betrag — meist 25 Dollars im Jahre — einzuzahlen, wofür dann irgend ein elternloses oder sonst verwahrlostes Negerkind aufgenommen und erzogen wird. Das betreffende Kind erhält dann bei der Taufe den Namen seines fernen Wohlthäters oder seiner Wohlthäterin, der oder die auf diese Weise Vater-, beziehungsweise Mutterstelle an ihm vertritt. Es wurde mir erzählt, dass es nicht selten Söhne oder Töchter von ehemaligen Sklavenhaltern in den Südstaaten seien, welche auf diese Weise ein Sühnopfer für die früheren Grausamkeiten ihrer Väter darzubringen gedenken.

Selbstverständlich kann es nicht in meiner Absicht liegen, zwischen den beiden concurrirenden monotheistischen Religionen eine Parallele zu ziehen oder ein Prognostikon zu stellen, welcher von beiden die Zukunft unter den schwarzen Fetischdienern gehören werde. Wenn man aber die rasche Ausbreitung des Islam im Innern des Landes verfolgt und derselben die verhältnissmässig geringen Erfolge der christlichen Missionsthätigkeit gegenüberstellt, so wird ein unbefangener Beobachter über diese Frage bald mit sich im Klaren sein. Ohne Zweifel übt auch die mohammedanische Religion einen civilisatorischen Einfluss auf den Eingebornen aus. Sicher ist auch, dass dieselbe gut für ihn passt, da sie ihm bei ihrer grossen Einfachkeit die Polygamie gestattet und ihm nach dem Tode die bekannten sinnlichen

Freuden des Paradieses in Aussicht stellt. „Allah ist Gott, und Mohammed sein Prophet.“ In diesem Prinzip ist Klarheit und Einfachkeit, so dass es selbst der denkfaule Neger begreifen kann, wogegen es schwer hält, ihm vom Christenthum mit all seinen eingewickelten Dogmen einen klaren Begriff beizubringen. Wir dürfen uns daher nicht verwundern, wenn sich der Neger dem Christenthum gegenüber, sofern es ihm keinen materiellen Vortheil bringt, kühl verhält, umso weniger, als ihm dasselbe schon wegen der strengen, asketischen Lebensanschauung und der Monogamie nicht recht in seinen Kram passen will.

Es kommt übrigens sehr viel auf die Art und Weise an, in der die christlichen Lehren dem Fetischdiener beigebracht werden. Auf alle Fälle ist es aber verkehrt, mit todter Dogmatik beim Neger anzuklopfen, wie es leider auch heute noch mancherorts geschieht, und in Proselytenmacherei und Seelenfängerei sein Heil zu suchen.

Alle Achtung in dieser Hinsicht vor den amerikanischen Missionären! Es sind fast ausschliesslich Weisse, die mit weissen Frauen verheirathet sind. Sie widmen sich durchgehends mit Hingebung und Ausdauer ihrer schwierigen und gewöhnlich sehr undankbaren Aufgabe, die nicht so sehr darin besteht, Erwachsene zum Christenthum zu bekehren, als vielmehr ihnen anvertraute Negerkinder zu erziehen, denselben in ihren Schulen eine möglichst solide Elementarbildung im Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang zu geben und sie in der Zwischenzeit zur Handarbeit anzuhalten und in den Pflanzungen der Anstalt nützlich zu beschäftigen.

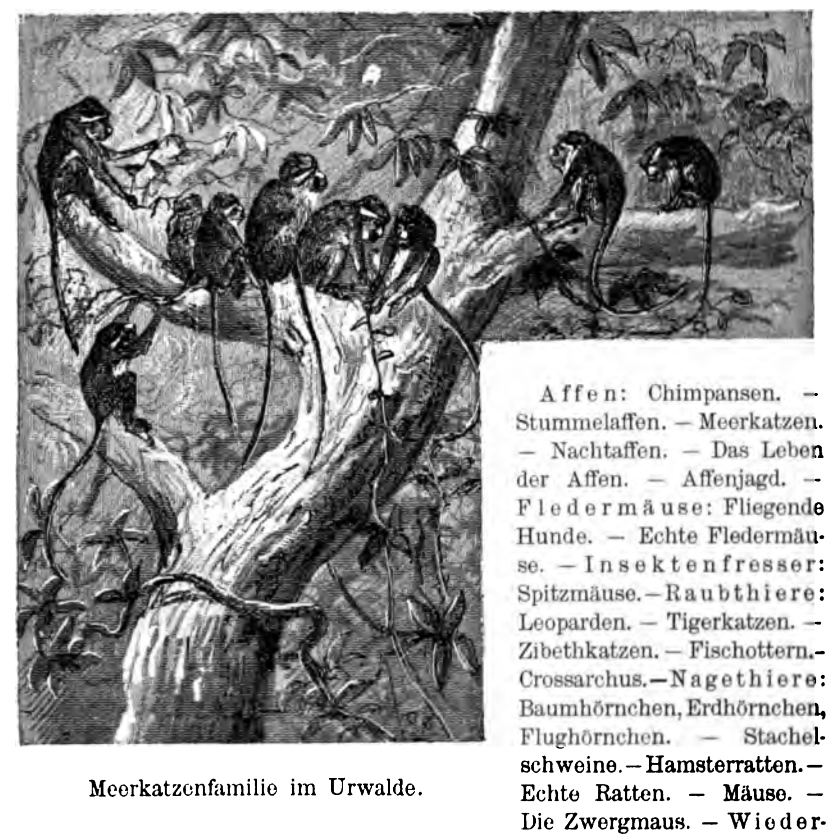
Es ist aufrichtig zu bedauern, dass die auf diese Weise mit grossen Opfern ausgestreute Saat nicht reichere Früchte trägt. Der Neger, welcher als Kind in einer solchen Anstalt erzogen, gekleidet und unterrichtet wurde, fühlt selten grosse Lust, die ihm zu Theil gewordene bessere Erziehung zu Gunsten seiner minder bevorrechteten Mitbürger zu verwerthen. Er kehrt nach seinem Austritt aus der Missionsschule wieder zu seinen Angehörigen zurück, trägt die mitgebrachten Kleider aus und bindet nachher auf landesübliche Weise um seine Lenden wieder ein Taschentuch.

Freilich giebt es auch hier rühmliche Ausnahmen. So besitzt die Missionsanstalt in Robertsport in ihrer Schule höhere Klassen, in welchen intelligente eingeborne Knaben für die Universität vorbereitet werden. Mit Hülfe von amerikanischen Mitteln werden später die fähigsten derselben nach einer Universität in Amerika gesandt, woselbst sie entweder Geistliche oder Aerzte werden, um nachher im Dienste der Mission nach Liberia zurückzukehren. Einen solchen jungen Geistlichen, zusammen mit seinem zu Hause gebliebenen Bruder, stellt die Textfigur auf Seite 173 vor. In Amerika kommt es gegenwärtig häufig vor, dass solche junge Afrikaner den Doktortitel erwerben, und ich bin auch fest überzeugt, dass der Neger eben so bildungsfähig ist, wie der Weisse, sobald man ihm zum Studium Gelegenheit giebt.

DIE THIERWELT.

I.

Säugethiere.



Meerkatzenfamilie im Urwalde.

Affen: Chimpansen. — Stummelaffen. — Meerkatzen. — Nachtaffen. — Das Leben der Affen. — Affenjagd. — Fledermäuse: Fliegende Hunde. — Echte Fledermäuse. — Insektenfresser: Spitzmäuse. — Raubthiere: Leoparden. — Tigerkatzen. — Zibethkatzen. — Fischottern. — Crossarchus. — Nagethiere: Baumhörnchen, Erdhörnchen, Flughörnchen. — Stachelschweine. — Hamsterratten. — Echte Ratten. — Mäuse. — Die Zwergmaus. — Wiederkäuer: Büffel. — Antilopen. — Das Moschusthier. — Vielhufer: Der Elephant. — Das liberianische Flusspferd. — Das Pinselschwein. — Der Baumschliefer. — Schuppenthiere: Baumschuppenthiere. — Das Riesenschuppenthier. — Flossenfüsser: Der Lamentin. — Werth des Wildes für die Tafel.

Ein durch tropisches Klima, reiche Bewässerung und üppigen Pflanzenwuchs in gleich hohem Maasse begünstigtes Land, wie

Liberia, muss selbstverständlich auch eine reiche Thierwelt besitzen, und es wird daher einigermaassen befremden, dass diese verhältnissmässig leicht zugänglichen Gebiete bis in die neueste Zeit auch in zoologischer Hinsicht so gut wie unerforscht geblieben sind. Wohl waren schon früher ab und zu kleine Sendungen zoologischer Gegenstände nach Europa und Amerika gelangt, doch waren diese nur von geringer Bedeutung und kaum geeignet, einen Einblick in die zoologischen Verhältnisse dieses Landes zu verschaffen. Erst die Sendungen des Stettiner Reisenden SCHWEITZER, der von 1875—77 im Auftrage von Herrn Dr. H. DOHRN in der Umgebung von Monrovia und am Junk River Mollusken, sowie nebenbei auch Insekten, Vögel und Säugethiere sammelte, haben die Aufmerksamkeit der Zoologen auf dieses Land gelenkt. Leider ist der verdienstliche Reisende kurz nach seiner Rückkehr in Stettin, woselbst er seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen hoffte, den Folgen der klimatischen Einflüsse erlegen.

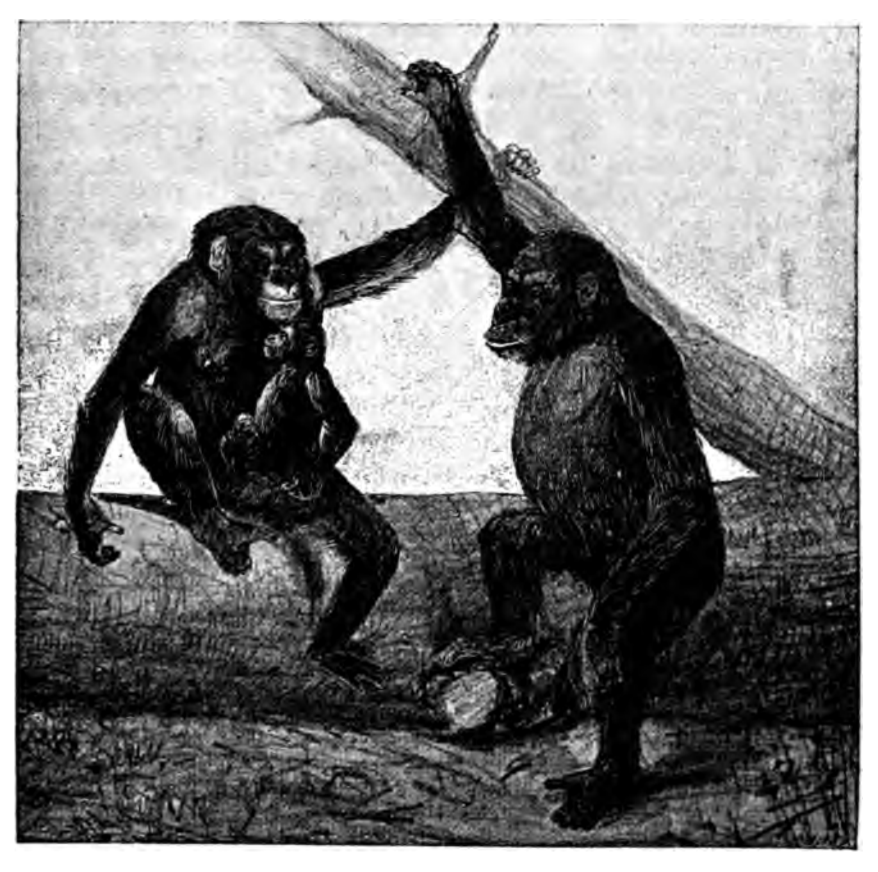
Obwohl ich nun in den folgenden Zeilen ein übersichtliches Bild der Thierwelt Liberia's zu geben versuche, so kann doch von einer erschöpfenden Behandlung des reichen, gesammelten Materials an dieser Stelle nicht die Rede sein. Diese Aufgabe bleibt vielmehr für die Fachliteratur vorbehalten, und theilweise sind die Resultate bereits in der Zeitschrift des zoologischen Reichsmuseums in Leiden (*Notes from the Leyden Museum*) veröffentlicht worden.

Eine der interessantesten Thiergruppen Liberia's bilden unstreitig die lebhaften, drolligen Affen, welche in grosser Zahl die Wälder beleben, gelegentlich ihre Streifzüge bis mitten in die Negerdörfer ausdehnen und nicht selten in den Pflanzungen bedeutenden Schaden anrichten.

Wir selbst haben in Liberia 13 Arten von Affen gefunden und unsern Sammlungen einverleibt, nämlich den Chimpansen, vier Stummelaffen, sechs Meerkatzen und zwei Halbaffen.

Der Chimpanse (*Simia troglodytes*), bei den Liberianern *baboon*, bei den Vey *wuru* genannt, lebt meist familienweise und durchstreift grosse Waldgebiete nach Futter, welches in den verschiedenartigsten Baumfrüchten besteht. Obschon im ganzen Lande wohl bekannt, ist er doch stets eine seltene Erscheinung

und wird nie lange in derselben Gegend angetroffen. Gerade dieser Umstand macht die Jagd auf Chimpansen sehr schwierig, weil man gewöhnlich, nachdem man über das Erscheinen derselben Bericht erhalten, erst auf dem Platze ankommt, wenn



Eine Chimpansenfamilie (1/12 nat. Gr.).

sie bereits wieder weggezogen sind. Hie und da scheint ein alter Chimpanse sich gänzlich von seiner Familie zurückzuziehen und eine Art Einsiedlerleben zu führen, eine Eigenthümlichkeit übrigens, die wir auch an andern Affenarten beobachten konnten. Alte Chimpansen habe ich nie in Gefangenschaft gesehen, wohl

aber werden gelegentlich junge Exemplare eingefangen und von Eingebornen zum Verkaufe an die Küste gebracht. Sie werden bei freundlicher Behandlung sehr zahm und zeigen eine wahrhaft rührende Anhänglichkeit an ihren Verpfleger. Grösser geworden, sollen sie sogar zu allerlei kleinen Dienstleistungen, wie zum Herbeitragen von Brennholz, zum Hüten von kleinen Kindern und zum Verscheuchen der Vögel von den Reisfeldern (?) verwendet werden können. Nach den Aussagen der Eingebornen zu urtheilen, würde ein ausgewachsener Chimpanse dem Gorilla sowohl an Grösse als auch an Körperkraft gleichkommen, und spielt derselbe überhaupt in ihren Sagen als Sinnbild von Kraft und Klugheit eine bedeutende Rolle [1]). Einige ganz alte Exemplare beiderlei Geschlechts, die in unsern Besitz gelangten, haben jedoch den unumstösslichen Beweis geliefert, dass die Erzählungen der Eingebornen, wenigstens was die Grösse betrifft, in hohem Maasse übertrieben sind. Das alte Männchen, welches ich in Weflah erhalten, misst von Stirnrande bis zum untern Ende des Rückens 95 Centimeter. Die vordern Extremitäten sind sehr stark, die hintern dagegen nur schwach entwickelt und haben eine so geringe Muskulatur, dass es einem Chimpansen unmöglich ist, wie ein Mensch mit gestreckten Beinen aufrecht einherzuschreiten. Die Höhe eines auf den Hinterbeinen gehenden Chimpansen kann denn auch kaum mehr als einen Meter betragen. Manche Autoren glauben verschiedene Arten von Chimpansen unterscheiden zu müssen, während Andere nur eine Art anerkennen; indessen sind die diesbezüglichen Untersuchungen noch nicht so weit gefördert, dass diese Frage endgültig entschieden werden kann.

Während die Chimpansen sich meist am Boden aufhalten und nur in Bäume klettern, wenn auf der Erde nicht genügend Früchte zu finden sind, leben die Stummelaffen und Meerkatzen ausschliesslich in den Baumkronen und kommen nur auf die Erde herunter, um Wasser zu trinken oder Lichtungen zu passiren, die den Hochwald stellenweise unterbrechen. Gewöhnlich bilden diese Affen kleinere oder grössere Gesellschaften von

---

[1]) Siehe auch I. Band, pp. 229, 230.

vier oder fünf bis zu fünfzig und mehr Exemplaren und durchstreifen zusammen die Wälder, um die Futterbäume abzusuchen und gegen Abend nach ihren gemeinschaftlichen Schlafbäumen zurückzukehren.

Die Affen sind ohne Ausnahme ausschliesslich Pflanzenfresser; indessen nähren sich die beweglichen, unruhigen Meerkatzen von Früchten, die etwas langsamern und bedächtigern Stummelaffen grossentheils von Baumblättern, mit welchen wir manchmal den Magen geschossener Exemplare vollgestopft fanden. Diese Eigenthümlichkeit dürfte wohl in direktem Zusamenhange mit dem Fehlen der Backentaschen und dem abweichenden Bau des Magens stehen. Selbstverständlich brauchen diese Affen zur Beschaffung des erforderlichen Futters nicht jene grossen Streifzüge zu machen, wie die Meerkatzen, sondern sind sie auf viel kleinere Reviere angewiesen. Als Zuspeise lieben alle Affen auch animalische Nahrung wie Spinnen, Käfer und deren Larven u. s. w., die sie mit wahrer Leidenschaft unter alter Baumrinde hervorklauben oder von dem Pelz ihrer Kameraden absuchen. Ausserdem sind die Meerkatzen als eifrige Plünderer von Vogelnestern bekannt.

Alle eigentlichen Affen sind Tagthiere, und in derselben Geselligkeit, in der sie den Tag über die Wälder durchstreifen, beziehen sie auch am Abend ihre Schlafbäume. Nachdem sie dieselben mit Einbruch der Dunkelheit besetzt, sucht sich jedes Glied der Gesellschaft einen geeigneten Platz zum Sitzen aus, auf dem es möglichst gut vor unberufenen Blicken von unten gesichert ist. Da sieht man sie denn sich in allen erdenklichen Stellungen zur Nachtruhe vorbereiten. Hier lehnt Einer, auf einem Aste sitzend, den Kopf seitlich auf die Brust niedergebeugt, an den Baumstamm; dort hat sich ein anderer auf seinen schwieligen Podex hingesetzt, die Hinterbeine nach vorn in die Höhe gezogen, gegen einen Stamm gestützt, und den Kopf zwischen hinein gelegt, und einige andere haben sich ein paar Laubäste zusammengezogen und eine Art Nest gemacht, auf dem sie sich gegenseitig in zärtlicher Umarmung umschlungen halten.

Sobald hoch oben in den mächtigen Baumkronen der Morgen graut, während unter den Bäumen noch Alles in Nacht gehüllt

ist und kein Fuss sich regt, kein Vogel noch die Flügel reckt und sein Morgenlied anstimmt, beginnt es in den Schlafbäumen der Affen bereits lebendig zu werden. Ein grunzender, dumpfer Gurgelton, wie aus der Tiefe eines hohlen Baumes, ein ächter Bauchrednerruf, erschallt, erst leise, halb unterdrückt, dann etwas lauter wie um die Langschläfer wachzurufen: der Führer der Bande mahnt zum Aufbruch. In die dichten Klumpen auf dicken Aesten, in Gabelungen und Blätterbüscheln kommt Leben und Bewegung; sie lösen sich in eine Menge von Affen auf, die alle dem langen Gänsemarsch, mit dem Anführer an der Spitze, sich anschliessen. So geht's nun mit möglichster Vermeidung allen Geräusches, überall die stärksten Aeste als Brücke wählend, durch die Kronen der Bäume hin, der Anführer jeden Augenblick aufhorchend, ob nicht ein verrätherisches Geräusch aus der Waldesnacht unten eine verborgene Gefahr verrathe. Hält der Führer, dann warten alle Affen ebenfalls, und kein Schritt wird gethan bis der Chef, überzeugt, dass seine Vermuthung ungegründet war, den Marsch wieder antritt. Der Anführer selbst ist in der Regel ein alter Veteran, der schon mehr Pulver gerochen hat; denn gewöhnlich findet man bei solchen Leitaffen gut geheilte Bein- oder andere Knochenbrüche. Sind sich die Thiere der Gefahr nur bewusst, ohne zu wissen, von welcher Seite sie kommt, so bleiben sie ruhig sitzen und nehmen dann eine Haltung an, die den lauernden Jäger eher alles Andere, als einen Affen vermuthen lässt.

Der Jäger, der sich in seinem wohlberechneten Interesse hütet, die Affen auf ihren Schlafbäumen zu stören und mit seinem Schrotschuss in der Regel auch nicht hinaufreichen würde, merkt sich einen Platz, den die Affen jeden Morgen zu passiren pflegen und an welchem etwas niedrigere Bäume ihm einen Treffschuss erlauben. Dorthin begiebt er sich schon vor dem ersten Morgengrauen auf den Anstand und wartet ruhig und bewegungslos, in niedergekauerter Stellung, das Gewehr schussbereit auf den Knieen, die Ankunft der Affen ab, die er gewöhnlich an dem stärker niedertropfenden Thau und der Bewegung einiger Aeste leicht bemerkt. Wohl ihm, wenn dann kein Hust- oder Niessreiz ihn befällt und kein Zweig unter seinen Füssen knackt, denn

in diesem Falle macht die ganze Bande, wenn sie sich nicht durch Stillesitzen retten zu können glaubt, mit ihrem Führer an der Spitze rechtsum kehrt und versucht ihr Heil, lang bevor ein Schuss angebracht werden kann, in rasender Flucht, und der verblüffte Jäger hat das Nachsehen.

Diese sonst so klugen Thiere scheinen in solchen Fällen alle Besinnung zu verlieren, nur dem einen Gedanken folgend: Flucht! In der wilden Eile geben sie sich die Mühe nicht mehr, um starke Aeste für ihren Weg zu wählen, mit wahrer Todesverachtung stürzen sie sich auf leichte Zweige selbst, deren Federkraft benutzend, um sich auf einen neuen Standpunkt hinschnellen zu lassen. Dazu ein Rufen und Bellen und Kreischen, ein Purzelbäume-Schlagen und ein Herabstürzen dürrer Aeste, dass man versucht wäre zu glauben, dass die wilde Jagd durch die Bäume rase. Hat jedoch der Anführer einmal die gefährliche Stelle passirt, so bekommt der Jäger leichtes Spiel, denn nur selten wird es einem Affen einfallen, von dem durch seinen Vorgänger eingeschlagenen Wege abzuweichen.

Sehr interessant ist die Weise, in der Affenmütter ihre Jungen mittragen. Sie haben immer nur ein Junges, welches von seiner Mutter mit der äussersten Sorge gepflegt, und wenn es gar zu viel Lärm macht, von einem der Affenväter wohl einmal abgeknurrt und zur Ordnung gewiesen wird. Auf Streifzügen aber hängt sich das Junge an die Brust seiner Mutter, schlingt seine Arme fest um ihren Nacken und die Beine um ihre Lenden, und so macht es mit ihr die halsbrechendsten Sprünge und akrobatischen Kunststücke mit, und seine Mutter fliegt mit dem ganzen Trupp dahin, als ob die mitgeschleppte Last gar kein Hinderniss für sie sein könnte.

Einmal in den Futterbäumen angelangt, füllen sich die Affen gemüthlich den Bauch, und die Meerkatzen nehmen am Abend zum Nachtisch noch die beiden Backentaschen voll mit auf den Weg nach ihren Nachtquartieren. Auf ihren Futterplätzen nehmen sie es im Puncte der Vorsicht nicht mehr so genau; sie spielen mit einander, zanken sich um die süssesten Früchte, stehlen diese einander ab, zerkratzen sich gegenseitig das Gesicht, beohrfeigen sich, verfolgen einander unter lautem

Geschrei, ja sie liefern einander sogar förmliche Gefechte mit Massenbetheiligung.

Die verschiedenen Affenarten haben alle ihre verschiedenen Rufe, und zwar sowohl Lockrufe als Warnzeichen, an denen ein geübtes Ohr sie schon aus der Ferne zu erkennen vermag. Auch benehmen sie sich bei Störungen verschieden. Während die Meerkatzen meist beim geringsten gefahrdrohenden Geräusch lärmend das Weite suchen oder in der grössten Stille, hinter Baumstämmen und auf dicken Aesten hinrutschend, wegschleichen, bleiben die Stummelaffen, die sich gewöhnlich ausser Schussweite in den höchsten Baumkronen aufhalten, oft nach dem dritten oder vierten Schuss noch ruhig sitzen, in einer Stellung zwar, dass man sie eher für knorrige Auswüchse oder rothe, epiphytische Platycerienbüsche halten könnte, und fangen sich nach kurzer Unterbrechung wieder herumzutummeln an. Sie scheinen überhaupt nicht so klug zu sein wie erstgenannte Arten, fliehen, wenn durch anhaltendes Schiessen dazu gezwungen, nur auf geringen Abstand und sehen selbst ruhig zu, wie der Jäger auf sie anlegt und Feuer giebt. Sie sind sehr schwer zu tödten und kommen selten vor dem zweiten oder dritten Schuss herunter, ja es begegnete mir einmal, dass ein alter rother *Colobus*, welcher erst auf den vierten Schuss kapitulirte und aus einer Höhe von 120—150′ herunterstürzte, mir eine bedeutende Bisswunde am Oberarm beibrachte und Rock- und Hemdärmel der ganzen Länge nach aufriss, als ich ihn für todt hielt und aufhob, so dass ich genöthigt war, ihn zum Strange zu verurtheilen, um seinem Leben ein Ende zu machen.

Fällt eine Affenmutter, durch einen Schuss getroffen, mit ihrem Jungen, so sucht sie es selbst im Tode noch zu schützen, indem sie dasselbe zärtlich in die Arme schliesst und je nach Umständen den barbarischen Jäger drohend oder bittend ansieht. Ich habe Affen sterben sehen mit einem solch bittenden oder vorwurfsvollen Ausdruck im Gesicht, dass ich mir förmlich wie ein Mörder vorkam und ein gewisses Schuldbewusstsein lange nicht von mir abwälzen konnte.

Dass Affen gelegentlich auch ins Wasser gehen und gute Schwimmer sind, bewies mir ein alter Campbell-Affe, den ich

im Canoe einholte und nach grimmiger Vertheidigung gefangen nahm, gerade als er im Begriffe war, den Mahfa River zu durchschwimmen und sich schon mitten im Flusse befand. Auch habe ich im St. Paul's River Flussinseln mit Affen bevölkert gesehen, welche Letztere kaum anders als schwimmend dorthin gelangt sein konnten.

Nach diesem kurzen Versuche, ein Gesammtbild des Lebens und Treibens der Baumaffen zu entwerfen, sei es mir erlaubt, die einzelnen Arten derselben vorzuführen: Die Stummelaffen sind, ausser durch den complicirten Magen und das Fehlen der Backentaschen, namentlich dadurch characterisirt, dass ihnen der Daumen der Vorderhand entweder gänzlich fehlt (*Colobus verus*) oder nur durch einen unscheinbaren Stummel repräsentirt wird. Sie können als die afrikanischen Vertreter der nur in Asien heimischen Schlankaffen betrachtet werden. Im Ganzen genommen sind die Stummelaffen viel weniger gesellig und lebhaft als die Meerkatzen; auch scheinen sie die Gefangenschaft schlecht zu ertragen, so dass sie denn auch bis heute unsern zoologischen Gärten so gut wie gänzlich fehlen. Ich habe wiederholt junge Exemplare mit condensirter Milch und reifen Bananen aufzuziehen versucht, doch hat es Keines derselben längere Zeit ausgehalten. Etwas mehr Erfolg hatte ich in Hill Town mit einem jungen, noch sehr schwach behaarten und gänzlich hülflosen Bärenaffen, den ich auf den Rath des Häuptlings CLARK einer säugenden Frau in Pflege gab. Dieselbe nährte ihn neben ihrem Säugling an der Brust, wobei er vortrefflich gedieh. Ein komischeres Bild lässt sich kaum denken, als das putzige, in seinem Jugendkleide fast reinweisse Aeffchen neben seinem sich weit weniger rasch entwickelnden, schwarzen Milchbrüderchen auf dem Rücken der Frau im Lendentuche sitzen zu sehen, wenn diese ihrer Arbeit nachgieng (siehe vorn, pag. 299). Leider musste ich bei meinem Abschiedsbesuche das noch immer sehr zarte Thierchen mitnehmen; es starb denn auch einige Tage später, kurz nach meiner Ankunft in Monrovia, woselbst ich gleichzeitig auch den jungen, von Grand Bassa mitgebrachten Chimpansen durch den Tod verlor.

Der Schönste der ganzen Gattung, und zugleich einer der

Grössten, ist der Mähnenaffe (*Colobus polycomus*). Derselbe scheint, wenigstens in den von uns besuchten Gebieten, sehr selten zu sein. Schweitzer hat nur ein Exemplar dieser Art erhalten [1]) und das Einzige, welches wir selbst in unsern Besitz bekamen, ist ein etwa 3 Wochen alter Säugling aus den Hinterländern von Grand Cape Mount. Der alte Mähnenaffe ist schwarz von Farbe und hat seidenartig glänzendes, langes und schwarzes Haar, das namentlich an den Körperseiten mähnenartig herunterhängt. Hinterkopf, Nacken, Halsseiten, Schultern und Arme sind mit ähnlichen, aber schmutzig weissen Haaren bedeckt, die den Eindruck einer grossen, weissen Mähne machen. Der gewaltige Schwanz ist ebenfalls weiss und kurz behaart, aber am Ende mit einer langen, weissen Quaste versehen.

Sehr verschieden von der Färbung des Alten ist das oben erwähnte Saugjunge. Dasselbe hat seidenartiges, etwas krauses Haar von weisser Farbe; doch haben die Arme schon theilweise, und die Füsse gänzlich, die schwarze Farbe des Alten angenommen. Der Schwanz ist weiss, mit schwarzen Haarspitzen, ebenso die stark entwickelte Endquaste. Da unser Vorrath an condensirter Milch bald zur Neige gieng und in Hokhië-Buluma keine Säugamme aufzutreiben war, gieng das interessante Thierchen ein, nachdem wir es kaum 14 Tage besessen hatten.

Weniger selten als der Mähnenaffe ist sein nächster Verwandter, der Bärenaffe (*Colobus ursinus*), bei den Liberianern *black monkey* genannt. An Grösse ist dieser Affe von dem erstgenannten nicht verschieden. Die Länge eines erwachsenen Männchens beträgt von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 80 Cm., und ebensoviel auch der als Balancirstange verwendete Schwanz. Die Behaarung ist von gleicher Beschaffenheit wie bei dem vorigen; doch ist die weisse Farbe nur auf ein breites Stirnband, die Kopf- und Halsseiten, die Kehle, die Vorderseite der Oberarme und den Schwanz beschränkt, welch Letzterer jedoch keine deutliche Quaste hat; auch zeigt die weisse Behaarung auf Stirn und Kopfseiten einen starken Anflug von Silbergrau.

Viel häufiger als die beiden letztgenannten Arten ist der rothe

---

[1]) Gegenwärtig in den Sammlungen des Berliner zoologischen Museums.

Stummelaffe (*Colobus ferrugineus*), in Liberia unter dem Namen *red monkey* bekannt. Derselbe kommt bis an die Küste heran und wagt sich manchmal, namentlich wo dicht stehende Bäume ihm die Wanderung ermöglichen, bis mitten in die Negerdörfer herein, wie dies ein Exemplar beweist, welches ich aus einem mitten in der Niederlassung Robertsport stehenden Mangobaume herunterschoss. Dieser Affe erreicht kaum die Grösse der beiden vorigen Arten; auch ist sein Haar weniger lang, aber ebenso glänzend schwarz von oben und auf den Seiten; Brust und Bauch sind dunkel rostroth, der lange, starke Schwanz aber ist schwarz und hat keine Quaste. Auch bei dieser Art sind die Saugjungen weiss, jedoch weniger intensiv als bei den beiden vorgenannten.

Die vierte Art ist der echte Stummelaffe (*Colobus verus*), in Liberia *mangroe-monkey* genannt. Derselbe liebt die Nähe des Wassers und treibt sich in den Mangrovewäldern herum. Er ist ein scheuer Geselle, dem eine geringere Grösse und der gleichmässig gelbgrün gegrisselte Pelz besser als seinen grossen und auffällig gefärbten Vettern ermöglichen, sich dem Auge des Jägers zu entziehen. Ich halte diese Art durchaus nicht für selten, und ist es jedenfalls seiner zurückgezogenen Lebensweise, seinem Aufenthalt in schwer zugänglichen Revieren und seiner grünen Färbung zuzuschreiben, dass unsern Sammlungen nur zwei Exemplare dieser Art einverleibt werden konnten (siehe auch I. Band, p. 294).

Weit besser als die Stummelaffen sind in Liberia, und zwar sowohl in Arten- als in Individuenzahl, die Meerkatzen vertreten. Eine, wie es scheint, bis jetzt nur in den westlichen Grenzgebieten Liberia's angetroffene Art ist die Callitriche (*Cercopithecus callithrichus*), welcher in Färbung und Grösse ungefähr mit *Colobus verus* übereinstimmt und daher von den Liberianern oft mit diesem verwechselt wird. Das einzige Exemplar, das ich wild gesehen, schoss ich nahe unserer Station in Hokhië; auch der aus Robertsport lebend mitgebrachte Affe *Jack* (siehe I. Band p. 382 u. ff.) gehörte zu dieser Art. In Senegambien und Sierra Leone soll dieselbe häufig sein und wird sie von dort aus oft in Europa importirt. Oestlich von Cape Mount scheint die Callitriche nicht vorzukommen; wenigstens habe ich dieselbe im östlichen Liberia nirgends gefunden und auch auf keinem der von mir

besuchten, heimkehrenden Dampfer, welche stets Massen lebender Thiere an Bord haben, je eine zu sehen bekommen.

Sehr häufig und über das ganze Land verbreitet ist *Cercopithecus campbellii*, der wohl als die gemeinste Art Liberia's betrachtet werden kann. Auch dieser Affe wird häufig in Thiergärten angetroffen, so dass seine Beschreibung hier füglich unterbleiben kann. Die grossen, oft aus 50—100 Stück bestehenden Affenbanden, welche alltäglich lärmend die Wälder durchstreifen, gehören stets zu dieser Art.

Eigenthümlich ist es, dass die in Liberia gefundenen Weissnasenaffen nicht mit der an der benachbarten Goldküste vorkommenden Weissnase (*Cercopithecus petaurista*) identisch sind, sondern zwei neuen Arten angehören, welche Dr. Jentink, der unsere Säugethiere bearbeitete, *C. büttikoferi* und *C. stampflii* genannt hat [1]). Beide Arten werden in Liberia *white-nose* genannt. Die erstere ist in Liberia gemein und lebt in Trupps von 10—12 Stück in Hoch- und Buschwald. Jung eingefangene Exemplare der erstgenannten Art werden sehr zutraulich; etwas älter geworden zeigen sie viel Uebereinstimmung mit dem Benehmen der schon früher beschriebenen Callitriche. Diese neue Art stimmt in Grösse und Färbung genau mit dem sehr bekannten *C. petaurista* überein, doch fehlt ihr stets das sich quer über den Scheitel ziehende, schwarze Band, welches den Letztern in allen Altersstufen kennzeichnet.

Das einzige Exemplar von Stampfli's Weissnasenaffen, welches wir je erhalten, wurde von einem unserer Jäger auf einem Streifzuge durch das Pessyland erlegt. Dieses Thier, das in der Nähe der Küste nirgends vorzukommen scheint, ist der grösste und stattlichste aller Weissnasenaffen und zeichnet sich namentlich durch seinen gewaltigen, 1 M. langen Schwanz aus, der die ganze übrige Körperlänge weit übertrifft. Der Affe ist obenher und an der Basishälfte des Schwanzes gelbgrün und schwarz gegrisselt; Scheitel, Nacken, Arme und Hände, sowie die Endhälfte des Schwanzes sind schwarz, Kinn, Brust, Innenseite der Oberarme und vordere Hälfte des Bauches weiss. Ueber

---

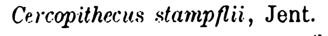
[1]) *Notes from the Leyden Museum*, 1886, p. 56, und 1888, p. 10.

die Lebensweise dieser Art konnte nichts in Erfahrung gebracht werden [1]).

Wohl die schönste und auch der stattlichsten Eine unter allen Meerkatzen ist der Dianenaffe (*Cercopithecus diana*), welcher seiner schönen Zeichnung und auch wohl seines starken, spitzigen







Cercopithecus stampflii, Jent. *Cercopithecus büttikoferi*, Jent.
(1/4 nat. Gr.).

Kinnbartes wegen bei den Liberianern *Dandy-Jack* genannt wird. Derselbe ist im ganzen Lande wohlbekannt; doch sieht man ihn viel seltener in Gefangenschaft als die übrigen Meerkatzen.



Cercopithecus petaurista, Erxl.
(1/5 nat. Gr.).

Die letzte Art dieser Gruppe ist die rauchfarbige Meerkatze (*Cercocebus fuliginosus*), in Liberia *gray monkey* oder, weil er sich mehr als die übrigen an der Erde aufhält, auch *ground-monkey* genannt. Diese Art ist sehr häufig und wird in Liberia oft in Gefangenschaft gehalten. Auch in den Thiergärten Europa's ist sie keine seltene Erscheinung.

Es bleibt nun noch übrig, mit einigen Worten der dort vorkom-

[1]) Seit meiner Rückkehr habe ich diese neue Art in mehreren europäischen Museen unter dem Namen *C. petaurista* angetroffen.

menden Nachtaffen zu gedenken, von welchen wir zwei Arten, *Nycticebus potto*, bei den Liberianern *softly* genannt, und *Galago demidoffii* angetroffen haben. Der Erstere, ein wollhaariges, kurzschwänziges Aeffchen mit gelben Laternenaugen in dem runden Katzenköpfchen, führt, wie übrigens auch die zweite Art, eine vollständig nächtliche Lebensweise. Den Tag über hält er sich schlafend in Baumhöhlen und andern Schlupfwinkeln auf und kommt nur zur Nachtzeit heraus, um seiner Nahrung nachzugehen oder sich zwitschernd mit Seinesgleichen im dichten



Der Potto (*Nycticebus potto* E. Geoffr.).
(1/4 nat. Gr.).

Laubgezweige herumzutummeln. Ueber die Lebensweise dieses sonderbaren Thierchens erzählen die Eingebornen, in deren Sagen es, wie auch der Chimpanse, eine bedeutende Rolle spielt, allerlei fabelhaftes Zeug, so z. B., dass es Affen fange und dass es in seinen Händen eine übernatürliche Muskelkraft besitze. Die Veranlassung zu solchen Erzählungen geben namentlich die stark gegliederten, sehnigen Hände, deren Zeigefinger auf ein kleines, warzenartiges und nagelloses Stümpfchen reduzirt sind. Eine ganz ähnliche Lebensweise führt auch der Galago, welcher an

Grösse etwa unserm Siebenschläfer (Rellmaus) gleichkommt und einen Schwanz besitzt, der an Länge den ganzen übrigen Körper übertrifft. Zwei schöne Exemplare unserer Sammlung wurden schlafend in einem kleinen Vogelneste gefunden.



Der Galago (*Galago demidoffii*, Fischer). (1/1 nat. Gr.).

Ganz besonders zahlreich sind die Fledermäuse vertreten; denn unsere Sammlungen enthalten nicht weniger als 16 verschiedene Arten, worunter drei neue, und damit dürfte die Zahl der in Liberia vorkommenden Arten wohl kaum erschöpft sein. Dieselben lassen sich in zwei Gruppen eintheilen, nämlich in Pflanzenfresser (fliegende Hunde) und Insektenfresser. Während die Letzteren sich mehr in der Nähe menschlicher Wohnungen aufhalten und sich den Tag über in und unter die Palmblattdächer der Neger zurückziehen, sind die grösseren, ausschliesslich von Früchten lebenden Flughunde grösstentheils Bewohner des Hochwaldes und offener Gehölze, woselbst sie den Tag über in ganzen Trauben mit abwärts gerichtetem Kopfe an Baumästen zu hangen pflegen, so dass sie leicht für Früchte gehalten werden. Des Nachts umflattern sie die Bäume, um sich an deren honigreichen Blüthen oder saftigen

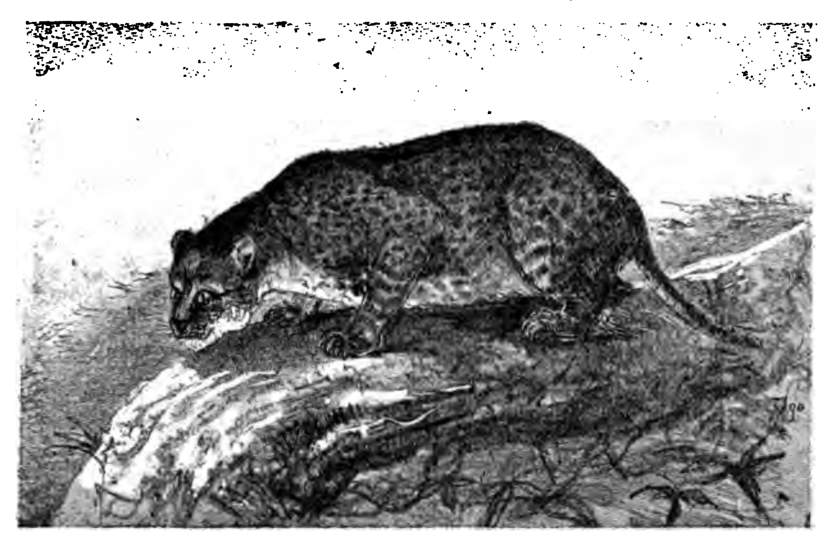
Früchten gütlich zu thun. Die grössten Arten, worunter ***Epomophorus monstrosus***, ***Cynonycteris straminea*** und ***Leiponyx büttikoferi*** (eine von uns entdeckte Art mit nagellosem Zeigefinger), pflegen schaarenweise in der Abenddämmerung oft meilenweit ihren Futterplätzen zuzufliegen. Sie haben einen weichen, eulenartigen Flug, welcher durchaus nichts mit den hastigen Bewegungen und plötzlichen Schwenkungen der insektenfressenden Arten gemein hat. Ihre Jungen, gewöhnlich je Eines, tragen die Weibchen an der Brust und umhüllen dieselben, wenn angeschossen, mit einer ihrer Flughäute. Die eigenthümlichste aller liberianischen Arten ist der Monsterflughund. Derselbe lebt meist gesellig im Mangrovewald, wird aber zur Reifezeit gewisser Baumfrüchte auch im Hochwald angetroffen und kommt oft sogar in die Pflanzungen und Dörfer der Ansiedler, um sich von reifen Mangopflaumen, *soursops*, Bananen u. s. w. zu nähren. Er verräth sich stets durch ein während des Fluges ausgestossenes, lautes Quacken, welches stark an das Quacken des afrikanischen Riesenfrosches (*Rana occipitalis*) erinnert. Dass dieser sonderbare Flughund sich mit Vorliebe in der Nähe des Wassers aufhält und namentlich am Du Queah River häufig ist, habe ich schon bei der Beschreibung meiner nächtlichen Fahrt auf genanntem Flusse zu erwähnen Gelegenheit gehabt (1. Band, p. 342).



Der Monster-Flughund
(*Epomophorus monstrosus*, Allen).
(¹/₃ nat. Gr.).

Die Gruppe der Insektenfresser fanden wir nur durch vier Arten von Spitzmäusen (*Sorex*) vertreten, welche bisher sämmtlich ausschliesslich aus Liberia bekannt sind, und von denen sich bei näherer Untersuchung drei als neu herausstellten. Die Lebensweise sämmtlicher vier Arten scheint mit derjenigen unserer gewöhnlichen Spitzmaus völlig übereinzustimmen.

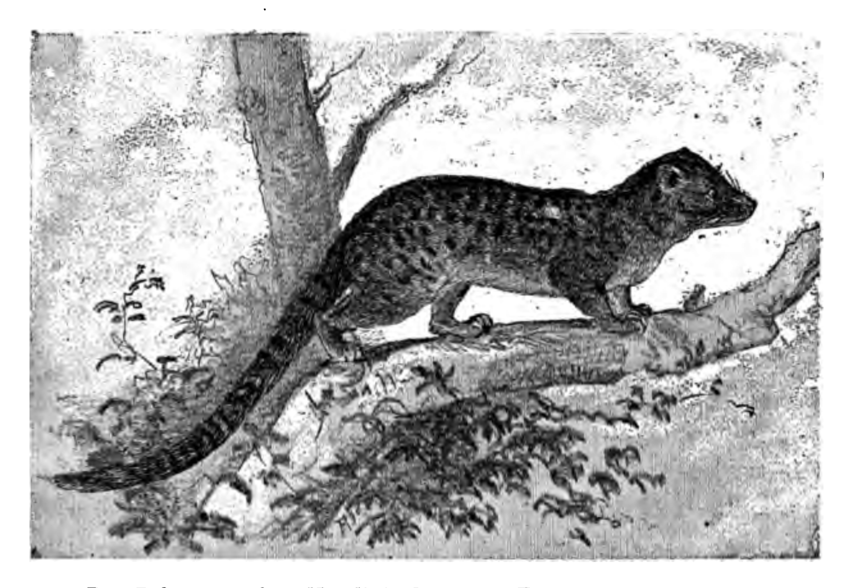
Interessanter als die Insektenfresser sind die liberianischen Raubthiere, von welchen wir 11 verschiedene Arten constatiren und unsern Sammlungen einverleiben konnten. Der Löwe,



Die Tigerkatze (*Felis celidogaster*, Temm.). (1/10 nat. Gr.).

ein Bewohner offener Gegenden, kommt zwar in diesem waldbedeckten Lande nirgends vor und soll nicht einmal in der Mandingo-Ebene gefunden werden. Dafür aber ist der Leopard überall bekannt und wagt sich derselbe gelegentlich auch mitten in die Negerdörfer; es ist sogar bekannt, dass einer dieser ungebetenen Gäste in Monrovia erlegt wurde. Den Menschen scheint der Leopard indessen nicht anzufallen, wenigstens ist mir kein solcher Fall bekannt geworden; desto häufiger aber werden zur Nachtzeit die Ziegenställe von ihm heimgesucht. Weitere Vertreter des Katzengeschlechts sind der Serval (*Felis serval*) und

eine Tigerkatze (*Felis celidogaster*), die etwas grösser wird als unser europäischer Luchs und, wie übrigens auch der Serval, den Hühnern in den Negerdörfern unwillkommene, nächtliche Besuche abstattet. Die Hühner halten denn auch, als ob sie sich dieser Gefahr bewusst wären, ihre Nachtruhe auf den Dächern der Negerhütten, wenn man nicht vorzieht, sie allabendlich in einem auf hohem Pfahl errichteten Stalle einzusperren. Einen andern und, wie ich glaube, nicht weniger gefährlichen Feind haben die Hühner in der Zibethkatze (*Viverra civetta*), in Liberia *rackoon*



Der Palmenmarder (*Nandinia binotata*, Temm.). (1/7 nat. Gr.).

genannt, und der Baum-Genette (*Genetta pardina*), namentlich aber in der Letztern, da dieselbe vorzüglich klettert und sich viel in den Kronen der Bäume herumtreibt, um schlafende Vögel, Eichhörnchen u. s. w. wegzufangen.

Ein der letztgenannten Art sehr nahe verwandtes Thier ist der zweifleckige Palmenmarder (*Nandinia binotata*), bei den Liberianern unter dem Namen *bush-cat* bekannt. Seine Lebensweise ist ähnlich derjenigen der Baum-Genette. Auf unserer Station in Schieffelinsville erhielt ich zwei junge, noch beinahe

blinde Exemplare dieser Art lebend, und es gelang mir, dieselben mit condensirter Milch gross zu ziehen, die ich sie aus einem weichen Malerpinsel saugen liess. Sie waren bald so zahm, dass ich sie frei im Hause herumgehen lassen konnte, und sie verfehlten nie, bei den Mahlzeiten auf den Tisch zu klettern, aus meinem Glase zu trinken und die besten Bissen von meinem Teller zu holen. Damals hatte ich das Haus voll Ratten, die in den Sammlungen und Vorräthen sehr viel Schaden anrichteten. Kaum hatten nun die beiden Thierchen die Grösse einer Ratte erreicht, als sie, zusammen mit einer Genette, während der Nacht die Ratten selbst in ihren Schlupfwinkeln aufsuchten und todtbissen, so dass ich bald von den lästigen Gästen gänzlich befreit war. Das eine dieser Thiere habe ich lebend nach Holland mitgebracht, und ist es im Thiergarten von Amsterdam längere Zeit am Leben geblieben. Auch nachdem es längst erwachsen war, blieb es so zahm, dass man es aus dem Käfig auf den Arm nehmen konnte, ohne dass es Miene machte, um zu beissen oder wegzulaufen.

Zwei zu den Ichneumonen oder Mangusten gehörige Thiere sind *Herpestes pluto* und *H. gracilis*. Beide Arten leben in offenen Gegenden in der Nähe menschlicher Wohnungen und scheinen sehr auf Hühnereier erpicht zu sein. Den Ichneumonen verwandt ist die Rüsselmanguste (*Crossarchus obscurus*), ein über rattengrosses, niedliches, etwas rauhhaariges Thierchen, das meist im Walde lebt und mit seiner etwas rüsselförmig verlängerten Schnauze trichterartige Löcher in die Erde bohrt, um Käfern und deren Larven nachzustellen. In der Gefangenschaft lässt es, wenn es bei guter Laune ist, eigenthümlich knurrende Laute hören, ähnlich denjenigen unseres europäischen Siebenschläfers. Sein Gang und seine Bewegungen sind hurtig, hastig und verrathen eine gewisse Furcht, wodurch sie lebhaft an unsern europäischen Igel erinnern. Dieses Thierchen wird ausserordentlich zahm und zutraulich, und da es ein halbes Tagthier ist, so hat man viel mehr Gelegenheit, sich mit ihm zu beschäftigen als mit den mehr zu den Nachtthieren gehörenden Nandinien und Genetten. Gerade durch seine Zutraulichkeit kann es oft recht lästig werden, da es Einem überall nachläuft, sich dem

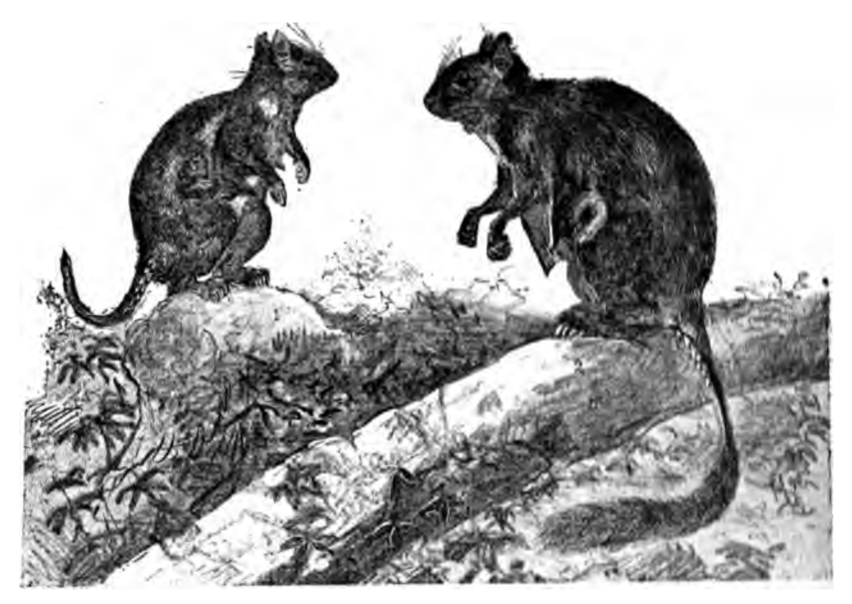
Stillestehenden sofort behaglich knurrend auf die Füsse legt und daher jeden Augenblick Gefahr läuft, zertreten zu werden. Sowohl die Liberianer, welche das Thierchen *du* nennen, als auch die Eingebornen halten es häufig lebend und lassen es frei im Hause herumlaufen, weil es sehr auf Ungeziefer erpicht ist und dasselbe mit Hülfe seiner spitzigen Schnauze aus allen Ritzen und Spalten hervorholt. Das Wühlen ist ihm so sehr Bedürfniss, dass es sich auf die nackten Füsse stillestehender Neger wirft und seine rüsselartige Schnauze zwischen die Zehen einbohrt.

Schliesslich mögen noch zwei Fischotter, *Aonyx inunguis* und *Hydrogale maculicollis*, erwähnt werden, welche jedenfalls beide in allen liberianischen Flüssen häufig vorkommen, obwohl sie infolge der dicht mit Buschwerk bewachsenen Ufer nur selten unter Schuss zu bekommen sind. Die Eingebornen fangen sie hie und da zufällig in grossen Fischreusen und den bereits erwähnten Fischfallen, so dass deren Häute nicht selten in Negerhütten gefunden werden. Ihre Lebensweise gleicht vollständig derjenigen unseres europäischen Fischotters. Die erstgenannte Art wird bedeutend grösser als die andere, welche an Grösse kaum unserm Fischotter gleichkommt.

Eine ungemein formen- und artenreiche Ordnung bilden die Nagethiere, und zu den interessantesten derselben gehören die in zoologischen Sammlungen noch sehr seltenen Flughörnchen (*Anomalurus*), von welchen wir zwei Arten, *A. beecroftii* und *A. fraseri*, erlangen konnten. Die Flughörnchen oder fliegenden Eichhörnchen sind Nachtthiere, deren Gezwitscher der auf nächtlichem Anstande lauernde Jäger nicht selten zu hören bekommt. Diese Thiere, welche unser Eichhörnchen an Grösse bedeutend übertreffen, sind vermöge ihrer ungemein starken und scharfen Krallen geschickte Kletterer und gebrauchen die mit sammetartigem Haar bedeckte Flughaut bei ihren gewaltigen Sprüngen von Baum zu Baum als eine Art Fallschirm. Ihr merkwürdiger Weise nicht sehr langer Schwanz ist unter der Basis nackt und mit einer doppelten Reihe von stachelartigen Schuppen versehen, die jedenfalls beim Klettern aufs Ausgiebigste als Stützen gebraucht werden. Beide Arten scheinen ausschliesslich von Baumfrüchten zu leben. Den Tag über hangen sie, sich platt an die Rinde

andrückend, an Baumstämmen und sehen dann einem alten Stück Baumrinde oder einer Kruste von Flechten ähnlicher als einem lebenden Wesen, so dass es in der Regel des scharfen Auges der Eingebornen bedarf, um dieselben zu entdecken. Eines unserer Exemplare wurde indessen in einem hohlen, im Walde liegenden Baumstamme gefangen.

Die Baumhörnchen (Eichhörnchen) fanden wir in Liberia



Flughörnchen.
Anomalurus beecroftii, Fras. *Anomalurus fraseri*, Waterh.
($^1/_6$ nat. Gr.).

in nicht weniger als sechs verschiedenen Arten[1]) vertreten. Das grösste derselben, *Sciurus stangeri*, bedeutend grösser als unser Eichhorn, hat sehr grobes, rauhes Haar. Es lebt vorzüglich

---

[1]) Auffallend ist, dass sämmtlichen (etwa 20) afrikanischen Arten die Haarpinsel auf den Ohrspitzen fehlen, welche unserm Eichhörnchen so sehr zur Zierde gereichen. Auch ist der Schwanz nicht so ausgesprochen zweizeilig, wie bei unserer einheimischen Art.

auf Oelpalmen, deren süsse Früchte sein Lieblingsfutter bilden. Sehr wahrscheinlich rührt die röthlich gelbe Farbe auf Brust und Bauch von den gelbfärbenden, fetten Palmnüssen her. Ihr Fleisch schmeckt vorzüglich, noch besser als dasjenige aller andern Arten. Echte Waldhörnchen sind *Sciurus aubinnii*, mit breitem, schwarzem Rückenstreif, in Baumhöhlen lebend, und *Sciurus rufo-brachiatus*, so genannt wegen der rostrothen Farbe auf Brust, Bauch und der Innenseite der vier Extremitäten. Dieses Letztere ist überall sehr häufig und jedenfalls die gemeinste der in Liberia vorkommenden Arten. Drei mehr in niedrigem Gehölz sich aufhaltende und bedeutend kleinere Arten sind *Sciurus punctatus*, *Sciurus poënsis* und *Sciurus pyrropus*. Zwei Nestjunge der letztgenannten Art wurden nahe bei unserer Station in Schieffelinsville in der Achsel des Wedelstumpfes einer Oelpalme gefunden. Mit condensirter Milch und weichen Bananen grossgezogen, wurden sie bald sehr zahm und zutraulich und kannten keinen grössern Genuss, als sich zwischen Hemd und Haut der Hausbewohner einzunesteln. Diese Art liebt vorzüglich die Flussufer, wo sie sich den Tag über unter lautem Zwitschern und Zanken in den dichten Weinpalmenbeständen herumtreibt.

Eine eigenthümliche und für die Guineaküste typische Form ist das Erdhörnchen, *Xerus erythopus*, bei den Liberianern *ground-squirrel* genannt. Diese rauhhaarigen, beinahe borstigen Thierchen fanden wir besonders häufig in der Gegend von Grand Cape Mount, namentlich in Erdnuss- und Kassavefeldern, in welchen sie die in den Boden eingelegten Kassavestecklinge ausgraben und deren Rinde abnagen. Sie graben Röhren in den Boden, in welchen sie die Nacht schlafend zubringen. Man kann dieselben zu jeder Tageszeit, selbst in der heissen Mittagssonne, beim Aesen antreffen. Sie verzehren ihr Futter an Ort und Stelle, legen aber nicht selten in ihren unterirdischen Höhlen kleine Vorräthe an. Aufmerksam und scheu wie sie sind, achten sie auf jedes, auch das geringste Geräusch, setzen sich witternd auf die Hinterbeine und ergreifen, sobald sie sich beobachtet glauben, schnell die Flucht, so dass sie durchaus nicht leicht zu schiessen sind. Man findet die Erdhörnchen, die an Grösse unser

Eichhörnchen übertreffen, gewöhnlich in kleinen Familien von 6—8 Stück beisammen. In der Gefangenschaft werden sie sehr bald zahm, lernen ihren Herrn kennen und nehmen ihm das Futter aus der Hand.

Den Baumhörnchen näher als dem Erdhörnchen verwandt sind die Siebenschläfer (*Myoxus*), welche wir in zwei neuen Arten (*Eliomys nagtglasii* und *Eliomys crassicaudatus*) angetroffen haben.



Siebenschläfer.
Eliomys crassicaudatus, Jent. *Eliomys nagtglasii*, Jent.
(½ nat. Gr.).

Diese beiden äusserst niedlichen Arten treiben sich im Buschwald umher. Ein Exemplar wurde in einem alten Vogelneste schlafend gefunden. Leider kann ich über die Lebensweise der zierlichen Schläfer keine näheren Angaben machen, doch möchte ich auf Grund des obgenannten Fundes schliessen, dass dieselben, wenn sie auch vielleicht keine eigentliche Schlafzeit durchmachen, doch einen grossen Theil des Tages in einer Art von lethargischem Zustande zubringen. Die erstgenannte Species möchte man als eine

Zwergform des Eichhörnchens betrachten; die andere zeichnet sich, wie die beigefügte Abbildung darthut, durch einen kurzen, drehrunden und mit einem buschigen Haarpinsel versehenen Schwanz aus.

In grosser Zahl fanden sich in Liberia die Mäuse vertreten, die wir in nicht weniger als zehn verschiedenen Arten gesammelt haben. Die niedlichste von allen ist die afrikanische Zwergmaus (*Mus musculoides*), welche als sehr nahe Verwandte unserer europäischen Zwergmaus zu den kleinsten Säugethieren gehört und die in ihrer Lebensweise mit der Letztgenannten übereinstimmt. Sie scheint in Liberia nirgends selten zu sein und wie unsere Zwergmaus in kleinen Colonien zu leben; infolge ihrer Kleinheit wird sie aber sehr leicht übersehen. Die afrikanische Zwergmaus lebt in Gebüsch und hohem, auf trockenem Boden wachsendem Schilfe, oft ganz in der Nähe menschlicher Wohnungen. Ihr kaum faustgrosses, mit seitlichem Eingang versehenes Nest ist aus Grashälmchen geflochten und, etwas über der Erde erhaben, zwischen Schilfhalme, trockenes Gras und niedriges Strauchwerk, oft sogar zwischen die Zaunpfähle von Gemüsegärten befestigt. Unsere europäische Hausmaus haben wir nirgends gefunden, wohl aber drei Arten von Ratten, von welchen die eine, *Mus alexandrinus*, dort einheimisch sein dürfte. Die beiden andern sind die Wanderratte (*Mus decumanus*) und die Hausratte (*Mus rattus*), welche beide jedenfalls durch Schiffe importirt worden sind, da sie in allen Küstenplätzen massenhaft angetroffen werden. Niemals aber fand ich zwei Arten oder sogar alle drei zusammen in demselben Hause, sondern jeweilen nur eine Art, welche dann später wieder durch eine andere verdrängt wurde.

In ihrem Körperbau den genannten Ratten sehr nahestehend ist die Hamsterratte (*Cricetomys gambianus*), bei den Liberianern *bush-rat* genannt, welche überall ziemlich häufig vorzukommen scheint. Sie ist bedeutend grösser als die Wanderratte, oben braungelb, mit weissem Bauch und weissem Schwanzende, welches letztere Merkmal sie auf den ersten Blick von allen andern rattenartigen Nagern unterscheidet. Zudem besitzt sie inwendige Backentaschen. Die Hamsterratte findet sich häufig in verlassenen Termitenbauten und wird von den Eingebornen

nicht selten ausgegraben. Wir haben wiederholt zahlreiche Exemplare lebend gehabt. Sie erreichen sehr bald einen gewissen Grad von Zahmheit, werden aber, wenn einmal ausgewachsen, leicht bissig. In Schieffelinsville besassen wir oft zahlreiche Exemplare zugleich und liessen dieselben frei im Hause herumlaufen. In ihren Bewegungen haben sie mich stets an das Känguru erinnert, da sie gerne auf ihren langen Hinterbeinen sitzen und den starken Schwanz als Stütze gebrauchen. Beim Gehen berühren sie mit den Vorderfüssen kaum den Boden und werfen sich oft nach Art der Känguru's mit den Hinterfüssen vorwärts.

Ein äusserst eigenthümlicher Nager ist das Borstenferkel (*Aulacodus swinderianus*), bei den Liberianern unter dem Namen *ground-hog* (Erdschwein) bekannt. Dieses Thier hält sich in Buschwald und niedrigem Strauchwerk auf, woselbst es, ähnlich unserm Hasen, zwischen Grasbüschen sein Lager hat. Von dort aus besucht es die angrenzenden Kassavepflanzungen, in welchen es bedeutenden Schaden anrichtet. Das Erdschweinchen erreicht die Grösse eines Kaninchens. Es hat borstiges, gelb und schwarz gegrisseltes Haar, einen dicken Kopf mit ausserordentlich starken, gelben Schneidezähnen, welche an diejenigen des Bibers erinnern, und einen mässig langen, schwach behaarten Schwanz. Obwohl es keine eigentlichen Stacheln, sondern nur grannenartiges, hartes Haar trägt, erinnert sowohl sein ganzer Habitus als namentlich auch die zarte, beim Abziehen sehr leicht zerreissende Haut an die Stachelschweine, von welchen Letzteren Liberia zwei verschiedene Arten beherbergt.

Das erste derselben ist das gewöhnliche Stachelschwein (*Hystrix cristata*), in Liberia *porcupine* genannt, welches, obwohl nirgends gerade häufig, überall in der Nähe von Pflanzungen angetroffen wird. Eine kleinere Art ist der Quastenstachler (*Atherura africana*), viel kleiner und schmächtiger als das Erstgenannte, mit platten und sägerandigem statt spindelrunden Stacheln und ziemlich langem, mit einer Quaste von blasenartig verdickten Borsten versehenem Schwanze. Diese Art bewohnt nicht selten alte Termitenbauten; doch habe ich in den waldbedeckten Abhängen des Cape Mount-Gebirges einen Bau gefunden, der unter den Wurzeln eines grossen Baumes angelegt war und

sechs verschiedene Ausgänge hatte. Am Fusse des nämlichen Berges, ganz nahe am Strande, befand sich ein ähnlicher Bau zwischen hohen Felstrümmern, so dass an ein Ausgraben seiner Bewohner nicht zu denken war. Auch an den Steilufern des Junk River, nahe bei Schieffelinsville, fanden wir einen Bau, der zwischen Felstrümmern und Baumwurzeln angelegt war.

Ein sehr grosses Contingent von stattlichen Säugethieren stellen die Wiederkäuer. Das grösste unter allen ist der Büffel (*Bubalus pumilus?*), in Liberia *bush-cow* genannt. Derselbe erreicht die Grösse unseres zahmen Rindes, doch bleibt er wohl stets etwas niedriger als Letzteres. Ganz alte Exemplare sind äusserst spärlich behaart, wie ein Büffelbulle vom Du Queah River zeigt, der jetzt im Leidener Museum steht. Derselbe hat ganz graues, dünnstehendes Haar, zwischen welchem hindurch man überall die blosse, schwärzliche Haut sehen kann. Die Hörner dieses Exemplars sind merkwürdiger Weise so krumm nach innen gebogen, dass deren Spitzen sich nicht nur berühren, sondern einander noch auf eine Länge von 10 Cm. vorbeistreben, so dass das Hörnerpaar einen gänzlich geschlossenen Ring darstellt. Da der Schädel am Hinterrande etwas abnormal aussieht, so nehme ich an, dass das Thier in seiner Jugend irgend einen heftigen Schlag oder Stoss erhalten habe, welcher auch auf das fernere Wachsthum der Hörner seinen Einfluss geltend gemacht haben dürfte. Es sei hier nebenbei bemerkt, dass eine der dünnen, platten Rippen ein altes, grosses Schussloch zeigt; jedenfalls ist das Geschoss unmittelbar unter der Rippe sitzen geblieben, so dass das Thier von diesem jedenfalls gutgezielten Schusse keinen ernstlichen Schaden bekam. Eine nicht sehr alte, aber doch immerhin erwachsene Büffelkuh wurde im August 1881 von Jackson im Cape Mount-Gebirge erlegt, während ich schwer erkrankt im Bette lag. Unglücklicher Weise konnte ich nur den Schädel bekommen, und auf meine Frage nach dem Aussehen des Thieres erklärte mir der Jäger, dass dessen Farbe roth gewesen sei, mit schwarzen Beinen und ebensolchem Kopf und Hals. Trotz der Verschiedenheit in der Färbung, die wahrscheinlich nur einen Altersunterschied andeutet, halte ich die beiden genannten Thiere für derselben Art angehörend; dass diese aber

mit *Bubalus pumilus* identisch sei, kann ich kaum glauben. Bis wir aber auch von der letzteren Art mehr und zuverlässigeres Màterial besitzen, wage ich nicht, die liberianischen Exemplare endgültig von ihr zu trennen[1]).

Die Hörner dieser Büffelart sind einander an der platten Basis nicht genähert wie diejenigen des Kafferbüffels und des bis jetzt unter dem Namen *Bubalus pumilus* oder *brachyceros* bekannten kurzhörnigen Büffels, sondern lassen die ganze Stirn frei; auch sind sie an der Basis nicht seitlich abwärts gebogen, wie beim Kafferbüffel, sondern wenden sich in derselben Ebene, in welcher die Stirnfläche liegt, nach hinten, worauf ihre Spitzen sich, namentlich bei alten Exemplaren, einander nähern und auf diese Weise die Form einer Sichel beschreiben.

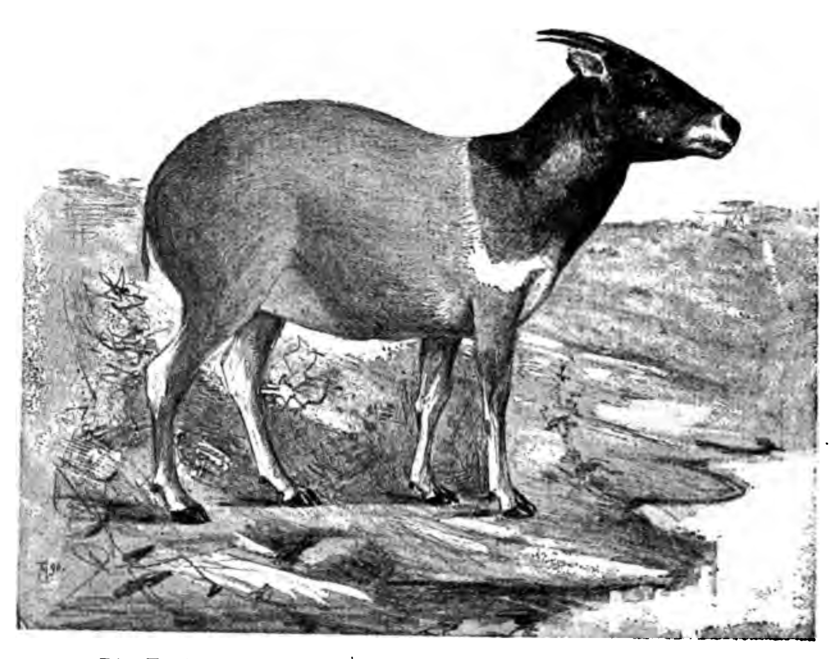
Der Büffel ist im ganzen Lande bei den Liberianern sowohl als bei den Eingebornen wohlbekannt. Er hält sich mehr in Waldrändern und Buschwald als im Innern der Hochwälder auf. Dort verschläft er den Tag und kommt des Nachts in die Savanen, sowie in Reis- und Kassavepflanzungen der Neger heraus, in welchen er oft furchtbare Verwüstungen anrichtet, indem er Alles, was er nicht aus- oder abrauft, zu Boden tritt. Die *bush-cow* (Waldkuh) ist ein scheues Thier, das vor dem Jäger nicht aufgeht, sondern sich in seinem Lager, so lange dies irgendwie angeht, niederduckt und jenen vorbeigehen lässt. Am ehesten wird sie noch durch die sie in grosser Zahl umschwärmenden Fliegen verrathen. Auch bei Mondschein wagt sie sich selten in offene Pflanzungen, sondern geht soviel wie möglich nur während der finstern Stunden hinaus und ist auch dann noch sehr vorsichtig. Ganz in der Nähe meiner Jagdstation in Hokhië am Fisherman Lake fanden wir an einem Morgen ein grosses Stück einer Kassavepflanzung durch einige Büffel verwüstet. Um diese schädlichen, aber für mich sehr werthvollen Thiere in Besitz zu bekommen, legte ich mich einige Nächte hinter einander mit meinem Jagdjungen auf einem buschbedeckten, mitten in besagtem Felde stehenden, zehn Fuss hohen Termitenbau auf die Lauer.

---

[1]) Siehe auch PECHUEL-LOESCHE's „Afrikanische Büffel", Zoologische Jahrbücher, III. Band, p. 705 u. ff.

Obschon wir auf dem erhabenen Aussichtspunkte durch Gestrüpp vortrefflich gedeckt waren und lautlos liegen blieben, hatten wir nicht die Ehre, mit den Thieren Bekanntschaft zu machen — dieselben mussten Lunte gerochen haben und traten nicht ins Freie heraus. Aber schon in der ersten Nacht, in der wir uns nicht mehr auf den Anstand begaben, wurde, und zwar ohne Zweifel von denselben Thieren, ein weiteres Stück der Pflanzung gänzlich abgeweidet.

So geschickt das scheue Thier sich den Nachstellungen des



Die Tapirantilope (*Terpone longiceps*, Gray). ($^1/_{17}$ nat. Gr.).

Jägers zu entziehen versteht, so streitlustig und tapfer nimmt es den Kampf auf, wenn es angeschossen oder in die Enge getrieben ist. An und für sich schon ein ungeschlachtes Thier, wird dann der Büffel geradezu gefährlich, indem er in wilder Wuth mit gesenktem Kopfe und erhobenem Schwanze auf den Jäger oder seine Begleiter anrennt und sein Opfer in die Luft wirft oder es an einem Baumstamm zerdrückt und nachher

zerstampft. Bei allen Eingebornen gilt denn auch der Büffel für weit gefährlicher als der Leopard, welcher in Bezug auf Standhaftigkeit und Muth seinen Ruf bei Weitem nicht verdient.

Die merkwürdigste unter den neun in Liberia constatirten Antilopen ist unstreitig die Tapirantilope (*Terpone longiceps*), von welcher Art drei weibliche Exemplare erbeutet wurden. Diese von allen übrigen in hohem Grade abweichende Art, deren Männchen bis heute unbekannt ist, erreicht die Stärke eines Damhirsches, doch ist sie bedeutend niedriger. In ihrem Habitus erinnert sie an die auf Celebes vorkommende *Anoa depressicornis*, doch hat sie weit schlankere Beine; in der Farbe gleicht sie merkwürdigerWeise dem Schabrakentapir. Eine fernere Eigenthümlichkeit dieser Antilope sind die übrigens auch bei den Leierantilopen vorkommenden, sackartigen Leistendrüsen zwischen Bauch und Oberschenkel, welche so gross sind, dass man bequem eine Limone hineinlegen könnte. Es sind dies jedenfalls Talgdrüsen, welche das Thier mit seiner Muffel ausdrückt, um nachher das kurze, otterglänzende Haar einzufetten. Dapper (holl. Ausg. p. 390), der diese Leistendrüsen bei der Schirrantilope erwähnt, nennt dieselben „Luftlöcher, durch welche die Thiere ihren Athem ausblasen, so dass sie im Laufen und Springen nicht müde werden." Die hier beigefügte Abbildung macht eine nähere Beschreibung des Thieres überflüssig.

Etwas unterhalb Schieffelinsville, diesem Orte schräg gegenüber, in dem Dreieck, das durch den Junk River einerseits und seine beiden Nebenflüsse, den Du Queah- und den Farmington River andererseits gebildet wird, erhebt sich ein von Sümpfen umgebener, bewaldeter Höhenzug, der in dem sogenannten Sharp Hill seinen höchsten Punkt erreicht. Auf diesem Rücken sind die in unsern Besitz gelangten Antilopen erlegt worden. Da die Sümpfe in der Trockenzeit so weit austrocknen, dass man nicht mehr in Canoes hindurchfahren kann, aber doch zu feucht bleiben, als dass man zu Fusse durchkommen könnte, so wird allein in der Regenzeit auf diese Thiere Jagd gemacht, und es soll eine grosse Seltenheit sein, wenn eines derselben in der Trockenzeit erlegt wird. Dass aber diese Antilope auch anderwärts vorkommt, beweist ein Exemplar, das ich während meiner ersten Reise in

den Wäldern hinter Fali anschoss, welches aber, bevor wir uns seiner bemächtigt hatten, aufsprang und durch den nahen Sumpf zu entkommen wusste.

Diese eigenthümliche Antilope wurde von DUCHAILLU am Gabun entdeckt; doch hat dieser Forscher nur einen Schädel herübergesandt, ohne uns auch nur die geringste weitere Nachricht über das Thier verschaffen zu können. Dieser im British Museum in London bewahrte Schädel war bisher der einzige Beweis der Existenz dieser sonderbaren Antilope. Nach der länglichen Form dieses Schädels hat J. E. GRAY derselben den Speciesnamen *longiceps* gegeben [1]). Bis heute hat noch kein anderer Forscher einige Nachricht über diese in Afrika gänzlich unerwartete Art gebracht. Sie ist indessen eines der zahlreichen Beispiele des Vorkommens von Thierarten am Gabun und in Liberia, welche bisher in den dazwischen liegenden Gebieten nicht gefunden worden sind, trotzdem dieselben, und unter ihnen namentlich die Goldküste, auf ausgiebige Weise durchforscht wurden.

Das Nämliche ist auch mit dem Waldbock (*Cephalophus sylvicultrix*) der Fall, einer glänzend schwarzbraunen Waldantilope mit einem ockergelben, auf der Mitte des Rückens beginnenden und nach hinten sich stark verbreiternden Rückenstreif. Diese Art, ursprünglich von Sierra Leone, später vom Gabun und durch die Loango-Expedition auch von der Loangoküste bekannt geworden, wurde aus Liberia von dem Stettiner Reisenden SCHWEITZER, der sie in Schieffelinsville erhalten hatte, herübergesandt und steht jetzt im Berliner Museum. Wir selbst haben von der ebenfalls seltenen Antilope trotz unseres wiederholten, langen Aufenthaltes in jener Gegend auch nicht die Spur zu entdecken vermocht.

Mit dem Waldbock haben wir die erste Art der zahlreich vorkommenden Waldantilopen (*Cephalophus*) vorgeführt. An ihn schliesst sich am nächsten die schwarze Waldantilope (*Cephalophus niger*) an, bei den Liberianern unter dem Namen

---

[1]) Proceedings of the Zoological Society of London, 1865, p. 204. Die erste Beschreibung des ganzen Thieres, von der Hand Dr. JENTINK's, sammt einer Abbildung, steht in den „Notes from the Leyden Museum," 1885.

1/10

P. W. M. Trap exc.

R. Raar ad nat. pinx. et lith.

Zebra-Antilope (*Cephalophus doria*, Ogilby.)

bush-goat bekannt. Wie alle Arten ihrer Gattung, ist sie ausschliesslich Bewohnerin des Hoch- und Buschwaldes und kommt nur des Nachts auf die Savanen und Pflanzungen heraus, um ihrer Aesung nachzugehen. Diese Antilope erreicht kaum die Grösse einer Ziege. Sie ist beinahe einfarbig braun, mit langem, rostfarbigem Haarbüschel zwischen den Hörnern, welche Letztere spannenlang, drehrund, scharf zugespitzt und ziemlich gerade nach hinten gerichtet sind. Ihr Fleisch hat eigenthümlicher Weise einen bittern Geschmack und wird deshalb von vielen Eingebornen, die sonst in ihrer Kost durchaus nicht wählerisch sind, nicht gegessen. Diese Art scheint in Liberia nirgends selten zu sein.

Die nächsten Verwandten der *bush-goat* sind die schwarzrückige Antilope (*Cephalophus dorsalis*) und Ogilby's Antilope (*Cephalophus ogilbyi*). Beide Species nähern sich der *bush-goat* in Bezug auf Grösse, Habitus und Bau der Hörner; doch ist ihre Hauptfarbe gelbroth und haben sie einen schwarzen Rückenstreif, der sich bei der letztgenannten Art nach hinten auf ähnliche Weise verbreitert, wie dies mit dem ockergelben Rückenstreifen des Waldbocks der Fall ist. Beide Antilopen scheinen in den Wäldern Liberia's häufig zu sein.

Wohl die schönste ihres Geschlechts ist die Zebra-Antilope (*Cephalophus doria*), in Liberia unter dem Namen *mountain-deer* bekannt (Taf. XXIX). Sie bewohnt die hügeligen und bergigen Waldgebiete des Innern und scheint in den Küstenniederungen gänzlich unbekannt zu sein.

Im Jahre 1832 beschrieb Bennett (Proc. Zool. Soc. London, p. 122) ein Stück der Rückenhaut dieses Thieres, das er im British Museum gefunden, und vier Jahre später erwähnte Ogilby dasselbe Stück, ohne es zu beschreiben, und gab ihm den Namen *Antilope doria* (Proc. Zool. Soc. London, p. 120). Eine colorirte Abbildung des Thieres, nach dem nämlichen Stück Haut, publicirte Fraser in seiner „Zoologia typica," doch wurde dasselbe, da man weiter nichts kannte, wohlweislich im Grase liegend dargestellt, mit von dem Beschauer abgewendetem, ungehörntem Kopf. Bis dahin war die genaue Herkunft der Art unbekannt, doch vermuthete schon Ogilby, dass dieselbe

an der Westküste Afrika's zu Hause sein dürfte. Dies war Alles, was man von der Antilope wusste, bevor ich meine erste Reise nach Liberia antrat; denn merkwürdiger Weise hat Schweitzer, der schon vor uns in Liberia sammelte, dieselbe weder selbst gefunden, noch ihrer Erwähnung gethan, obschon sie bei Eingebornen und Liberianern sehr gut bekannt ist. Gross war daher meine Freude, als ich eines Tages, im Walde bei Soforeh Place, auf eine herannahende Affenbande lauernd, plötzlich eine Antilope vor mir stehen sah, welche ich sofort als das vielbesprochene *mountain-deer* erkannte. Das Thier brach unter dem Schuss zusammen, doch bevor mein *boy* dasselbe erreicht hatte, sprang es auf und rannte davon. Der gute Jagdbursche rief mir zu, dass er das gut getroffene Thier bald haben werde, folgte der Fährte und kam bald darauf mit der Beute im Arme an. Wie erstaunte ich aber, als sich bei näherer Untersuchung herausstellte, dass das erbeutete Thier ein ganz junges, unverletztes Exemplar war, während doch Blutspuren am Boden untrüglich bewiesen, dass mein Schuss gut getroffen hatte! Zweifellos hatten wir es mit einer Mutter und ihrem Jungen zu thun, und hatte der *boy* bei der Verfolgung der Ersteren dieselbe aus dem Auge verloren und dafür das ihr nachlaufende Junge gefangen. Sofort banden wir dem erschreckten Thierchen die Beine zusammen und folgten dann der Fährte seiner Mutter. Diese führte uns in ein kleines, sumpfiges Thälchen hinunter, woselbst wir bald im Dickicht jede Spur verloren. In unsere Station zurückgekommen, boten wir einige Leute aus Soforeh Place nebst unsern Dienern auf, um den Wald nach dem seltenen Thiere abzusuchen, doch war Alles umsonst. Erst einige Tage später brachte mir einer der Leute den Kopf der Antilope, den er jenseits des erwähnten Sumpfes am Bergeshang aufgefunden. Ich liess es mir nicht nehmen, mich selbst nach der Stelle hinführen zu lassen. Dort fand ich noch Reihen rother und schwarzer Haare; das Thier selbst war in der kurzen Zeit bis auf diese Haare und einige gänzlich werthlose Knochenreste von Wanderameisen aufgefressen worden! Alle erdenkliche Mühe, die wir uns fortan gaben, um andere Exemplare dieser schönen Art aufzustöbern, blieb erfolglos. Da wir keine condensirte Milch mit-

genommen hatten, vermochten wir nicht, das Thierchen am Leben zu erhalten; es starb sehr bald und wurde, wie auch der Schädel seiner Mutter, unsern Sammlungen einverleibt. Erst während meiner zweiten Reise gelang es uns, eine Reihe prachtvoller Exemplare zu erhalten und zugleich zu constatiren, dass diese Art am obern Du Queah durchaus nicht selten sei. Später wurde sie auch von meinem Begleiter STAMPFLI am Farmington River gesammelt.

Das *mountain-deer* erreicht die Grösse einer halbwüchsigen Ziege, und das Gewicht eines erwachsenen Exemplars schwankt zwischen 40 und 50 Pfund. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Antilope ist die ausserordentlich starke Entwicklung der Haare am Hinterrande des Laufes, welche geradezu eine Art Bürste bilden.

Unstreitig die häufigste Art ist Maxwell's Antilope (*Cephalophus maxwellii*), bei den Liberianern unter dem Namen *fulintongue* bekannt. Dieselbe ist sehr scheu und furchtsam und kommt fast ausschliesslich im Buschwalde vor, wo sie sich in kleinen Trupps zusammenhält. Sie ist noch kleiner als die Zebra-Antilope und beinahe einfarbig graubraun. Man schiesst diese Thiere auf dem Anstande, indem man sie durch Nachahmung ihrer Stimme herbeilockt; auch werden sie häufig in Fuss- und Halsschlingen gefangen.

Schliesslich sei hier noch die westafrikanischen Zwergantilope (*Cephalophus spiniger*), bei den Vey *sang* genannt, erwähnt. Dieselbe ist kaum 50 Cm. lang, oben rothbraun, unten etwas heller; Brust, Bauch und Innenseite der Beine sind grau. Die etwa 6 Cm. langen, drehrunden Hörnchen sind äusserst schlank und haben scharfe, pfriemenartige Spitzen, weshalb sie von den Holländern, welche diese Antilope von der Goldküste her bekamen, besonders gerne, mit Silber montirt, als Pfeifenräumer gebraucht wurden. Auch die ziemlich hohen Beine sind sehr schlank und über den Hufen kaum kleinfingerdick. Die Eingebornen, welchen ich eine colorirte Abbildung des Thieres zeigte, schienen dasselbe sehr gut zu kennen und sagten, dass es ausserordentlich scheu sei, im Walde lebe und sich in hohen, über drei Meter langen Sprüngen fortbewege.

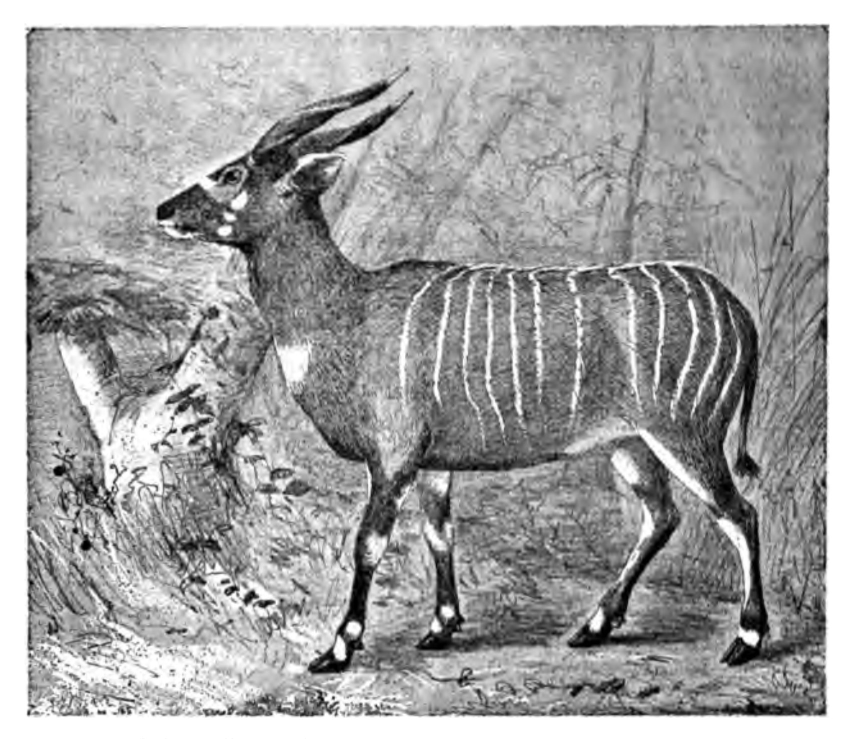
Ausser den verschiedenen Waldantilopen kommen noch zwei andere Arten vor, welche in hohem Maasse von ihnen abweichen. Beide Arten zeichnen sich nämlich nicht nur durch bedeutendere Grösse aus, sondern auch dadurch, dass die Männchen zierliche und doch starke, leierartig gebogene und in ihrer Längsachse gedrehte, kantige Hörner tragen; die Weibchen dagegen sind ungehörnt, während bei sämmtlichen Waldantilopen auch die Weibchen Hörner besitzen.

Die gewöhnlichere der beiden Arten ist die Schirrantilope (*Tragelaphus scriptus*), bei den Liberianern allgemein unter dem Namen *red deer* bekannt. Dieselbe wird allenthalben gefunden, wo Hochwald mit Campinen und Pflanzungen abwechselt, und ihr schmackhaftes Fleisch wird gelegentlich nach Monrovia auf den Markt gebracht. Man schiesst diese kaum damhirschgrosse Antilope auf dem Anstande, was dem Jäger ziemlich leicht wird, da sie durchaus nicht scheu ist und sich oft bis in die Gemüsegärten bei den Wohnungen der Pflanzer hineinwagt. Gelegentlich wird sie auch lebend eingefangen und hält sie sich ohne besondere Pflege ganz gut; infolge dessen ist sie denn auch in europäischen Thiergärten keine sehr seltene Erscheinung. Männchen und Weibchen sind gleich gefärbt, d. h. sie haben bei gelbrother Grundfarbe weisse Flecken auf Wangen, Hals und Beinen, sowie fünf bis sieben weisse Querstreifen über Rücken und Körperseiten, welche Letztere überdies noch zwei die Querstreifen kreuzende Längsstreifen zeigen. Es kommen indessen in der Zeichnung allerlei Abweichungen vor. Brust und Bauch sind dunkel, oft beinahe schwarz gefärbt. Nebst seinem stattlichen Gehörn zeichnet sich das Männchen durch eine schöne, weiss und rothe Rückenmähne aus, welche jedoch bei ganz alten Thieren, wahrscheinlich infolge von Abnutzung, weniger schön entwickelt ist als bei jüngeren Exemplaren.

Viel grösser und auch sehr viel seltener als die letztgenannte ist die Leierantilope (*Euryceros euryceros*), bei den Liberianern *elk*, bei den Vey *guin* [1]) genannt. Diese erinnert in Körperbau und Färbung stark an den Kudu Süd- und Ost-

[1]) Französische Aussprache.

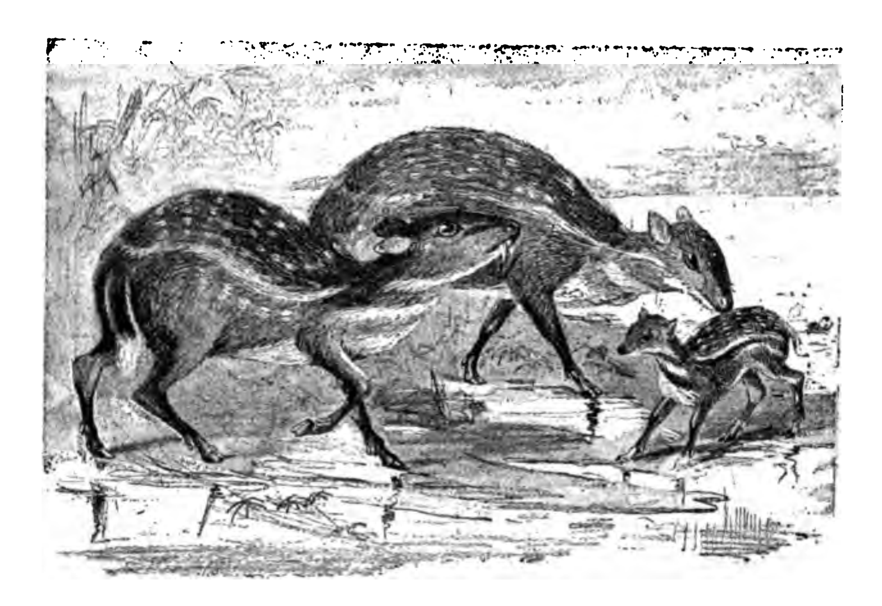
afrika's, doch ist die Grundfarbe rostgelb, und die weissen Querbinden sind zahlreicher (12—15). Die Hörner sind sehr stark und ähnlich gebaut wie bei der Schirrantilope, so dass beide zusammen ungefähr die Form einer Leier beschreiben. Ein etwa handbreites Spitzenende der Hörner ist weiss. Die weiss und rothe Rückenmähne ist namentlich bei unserem jungen Exemplare — wir haben eigenthümlicher Weise nur Männ-



Die Leierantilope (*Euryceros euryceros*, Ogilby). (1/10 nat. Gr.).

chen in unsern Besitz bekommen — stark entwickelt, bei den alten aber sehr abgenutzt. Ich habe diese stolze Antilope, die jedoch bei weitem nicht so gross wird wie der Kudu, am Mahfa- und nachher am Du Queah River angetroffen, Stampfli erhielt dieselbe noch später auch am Farmington River. Ihre Lebensweise gleicht derjenigen der vorigen Art; auch sie nährt sich zum grossen Theil von jungen Baumblättern und namentlich

denjenigen einer an Bäumen aufrankenden Pflanze, die sie, den Hals lang ausgestreckt, bis auf eine Höhe von acht Fuss abweidet. Diese Antilope war schon DAPPER bekannt, doch wurde sie erst in den dreissiger Jahren von OGILBY als neu beschrieben und mit einem wissenschaftlichen Namen belegt. Die grossen, an der Basis sehr weiten Hörner sind bei den Eingebornen als Kriegshörner gesucht und werden zu diesem Zwecke mit einem nahe der Spitze angebrachten, seitlichen Blaseloch versehen;



Das Moschusthier (*Hyaemoschus aquaticus*, Ogilby). ($^1/_{12}$ nat. Gr.).

manchmal sind diese Kriegshörner mit allerlei Fellstücken und Tuchlappen bekleidet (siehe Taf. XXVII, Fig. 4).

Ich kann die Betrachtung der Wiederkäuer nicht abschliessen, ohne des Wassermoschusthieres (*Hyaemoschus aquaticus*), in Liberia *water-deer* genannt, zu gedenken. Dieses niedliche, ungehörnte Thierchen kommt nur in Westafrika vor und ist, merkwürdig genug, der einzige afrikanische Vertreter der sonst nur aus Asien bekannten Moschushirsche. Es ist bei weitem nicht so zierlich gebaut wie die Waldantilopen und hat nur

kurze Beine mit stark entwickelten und sehr hoch eingelenkten Afterhufen. Das alte Männchen hat ausserdem lange, unter der Oberlippe hervorragende Eckzähne. Das Moschusthier lebt in der Nähe des Wassers, schwimmt und taucht ausgezeichnet und weiss sich durch stilles Verhalten sehr gut den Blicken des Vorbeigängers zu entziehen. Entdeckt und verfolgt, sucht es mit einigen gewaltigen Sprüngen das Weite oder stürzt sich ins Wasser, wo es untertaucht und nur die Nase zum Athmen über die Oberfläche erhebt. Man fängt diese Thierchen, deren Fleisch mit Recht als eine Delikatesse betrachtet wird, mit Schlingen, gelegentlich auch wohl mit Netzen. In der Nähe von Bendoo am Fisherman Lake war ich eines Tages so glücklich, ein altes Weibchen dieser Art zu bekommen.

In einem Canoe gegen Mittag ohne Beute von der Jagd zurückkehrend, schoss ich auf die Bitte meiner Ruderer einen über uns hinfliegenden schwarzweissen Fischadler, der, sich einige Male überstürzend, in geringer Entfernung herunterfiel. Bevor wir uns aber genähert hatten, war es ihm gelungen, das Ufer zu erreichen und sich im Gebüsch zu verkriechen. Während wir nach dem Vogel suchten, sprang vor einem der *boys* ein Moschusthier auf und eilte in den See hinaus. Da alle drei *boys* gleich hinter ihm her waren, so konnte ich keinen Schuss anbringen. Das Wasser war in der Nähe des Ufers sehr untief, so dass das Thierchen nicht tauchen konnte, und bevor es tieferes Wasser erreicht hatte, wurde es von den Burschen erhascht und im Triumphe zum Canoe gebracht. Es war das erste Exemplar dieser damals im Leidener Museum noch nicht vertretenen Art, und da ich fürchtete, dasselbe möchte uns bei der ersten Gelegenheit ausreissen und wir ausserdem, von Fieber geschwächt, stärkende Kost nöthig hatten, so verurtheilte ich es zum Tode. Es wurde mir oft erzählt, dass das *water-deer* Fische fresse; das Oeffnen des Magens und Darmkanals ergab aber keine Spur von Fischen, sondern nichts als etwas Gras. Es war nicht das erste Mal, dass wir ein lebend eingefangenes Thier unsern leiblichen Bedürfnissen aufopferten; diesmal war ich jedoch etwas voreilig gewesen, denn in der Abenddämmerung des nämlichen Tages schoss Sala kaum 50 Schritte von der Station

entfernt eine trächtige Schirrantilope, deren vollständig entwickeltes, prachtvoll gestreiftes Junges nach dem Partus sofort gewaschen, abgehäutet und dem Koch übergeben wurde. Sein zartes Fleisch schmeckte uns so gut, dass am nächsten Morgen — wir hatten beinahe die ganze Nacht zu arbeiten — kein Bissen davon mehr übrig war. Noch höher aber schätzten wir das weisse Fleisch des Moschusthieres, welches an Güte und Schmackhaftigkeit alles übertraf, was ich bisher gekostet hatte.

In höchst eigenthümlicher Weise sind in Liberia die Vielhufer oder Dickhäuter repräsentirt, da dieses Land nebst dem grössten und dem kleinsten Vertreter (Elephant und Baumschliefer) eine besondere, zwerghafte Form von Flusspferd, sowie auch das Pinselschwein beherbergt.

Der Elephant (*Elephas africanus*) kommt, trotzdem von Eingebornen häufig Jagd auf ihn gemacht wird, noch stets in den Waldgebieten, oft ganz nahe der Küste, vor, und in den mehr offenen Gegenden der Mandingoebene hat ihn der liberianische Reisende Anderson noch in ganzen Rudeln angetroffen. Im Jahre 1885 wurde ein junger Elephant bei meiner früheren Station Kissicoro, in der Nähe von Robertsport, erlegt. In der Waldregion findet man die Elephanten meist einzeln, wie derjenige beweist, welcher sich in der Gegend von Soforeh Place herumtrieb [1]). Dass am oberen Du Queah River noch zahlreiche Elephanten vorkommen und sich dort auch fortpflanzen, habe ich bei der Beschreibung meiner Fahrt nach den Wasserfällen jenes Flusses erwähnt; auch hat Stampfli ein nicht völlig erwachsenes Exemplar am Farmington River geschossen. Wie Stampfli bei dieser Gelegenheit constatiren konnte, fällt der Elephant den Jäger nicht an, so lange er nicht angegriffen wird. Im Gegentheil versucht er lieber, trotz seiner Grösse, sich durch lautloses Stillestehen dem Auge des Jägers zu entziehen, was ihm jedenfalls oft genug gelingen mag. Stampfli sah sein Exemplar erst in einer Entfernung von 15 Schritten bewegungslos vor sich stehen und jagte ihm eine gewöhnliche Büchsenkugel durch den Kopf, worauf der Koloss sich brummend auf den Hintern niederliess,

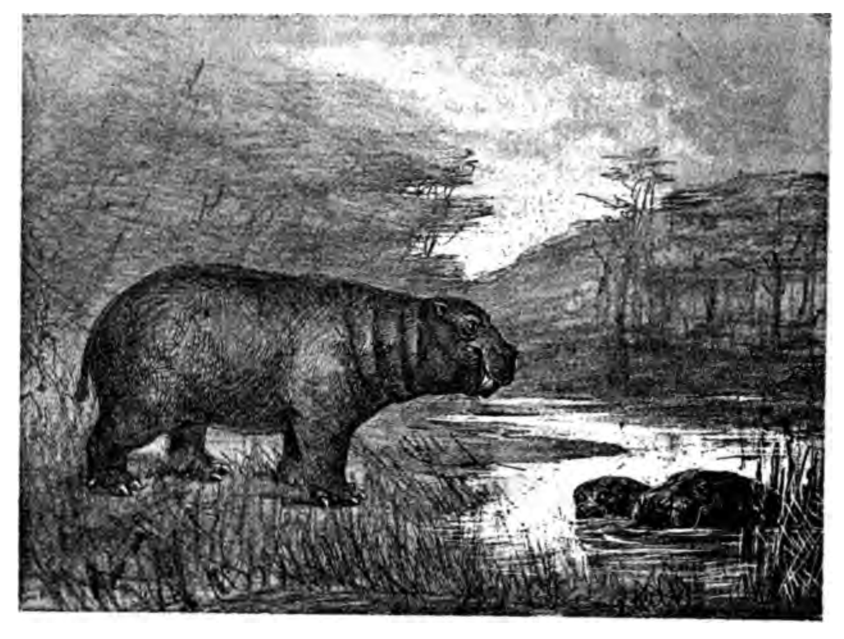
---

[1]) Siehe I. Band, pp. 137 u. 141.

einige Male den Rüssel hin und her schwang und dann todt zusammenbrach. Ich halte denn auch Kugeln mit Stahlspitzen und sogar gehärtete, aus Blei mit einem Zusatz von Zinn gegossene Kugeln für entbehrlichen Luxus. Wie es scheint, hält sich der Elephant gern in der Nähe von Flüssen auf, in welchen er sich häufig badet. Dass er ein vorzüglicher Schwimmer ist, habe ich in Soforeh Place zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die Weise, in welcher die Eingebornen die Elephantenjagd betreiben, wurde schon früher (siehe vorn, p. 267) ausführlich beschrieben. Dass aber durchschnittlich sehr wenig Elephanten erlegt werden, beweist die geringe Ausfuhr von Elfenbein. Diese betrug z. B. in 1884 nach den statistischen Angaben der liberianischen Staatsrechnung nur 1738 englische Pfund, ein Gewicht, welches die Stosszähne von ungefähr 20 Elephanten repräsentiren dürfte.

Ein ganz merkwürdiges Thier ist das liberianische Flusspferd (*Choeropsis liberiensis*), bei den Liberianern *sea-cow* oder *water-cow*, bei den Vey *mali* genannt. Dasselbe kann als der Zwerg unter den Hippopotamen betrachtet werden, denn das ausgewachsene Männchen ist bei einer Körperlänge von 1,4 M. nur 80 Cm. hoch, und das Weibchen bleibt an Grösse sogar noch etwas hinter dem Männchen zurück. Abgesehen von seiner geringen Grösse und einigen andern Merkmalen unterscheidet es sich vom Nilpferde namentlich durch eine geringere Anzahl von Schneidezähnen im Unterkiefer, da es deren nur zwei statt vier besitzt. Das ausserordentlich plumpe Thier ist oben glänzend grünlich blauschwarz, welche Farbe auf den Seiten nach dem Bauche hin durch graugrün in ein gelbliches Grün übergeht. In seiner Lebensweise nähert sich der liberianische Hippopotamus mehr dem Schweine als seinem Namensvetter. Auch lebt er nicht in Trupps beisammen wie der Letztere, sondern durchstreift den Wald stets allein, und es scheint, dass jedes einzelne Paar, wenn die Thiere überhaupt paarweise leben, ein ausgedehntes Gebiet inne hat, so dass dieser Hippopotamus, obwohl überall wohlbekannt, nirgends häufig ist. Sein bevorzugtes Element ist Wald und Sumpf; ins Wasser geht er nur um zu baden oder wenn er einen Fluss zu kreuzen hat. Er ist —

und gerade dieser Umstand macht seine Jagd so schwierig und unsicher — nicht auf kleine Reviere beschränkt und geht auch nicht stets dieselben Pfade, sondern dehnt, gerade wie das Wildschwein, seine Wanderungen auf sehr grosse, wenn auch nicht unbegrenzte Gebiete aus. Sein Futter, das aus jungen Baumzweigen, Kräutern und abgefallenen Waldfrüchten besteht, sucht er im Hochwalde und zieht sich nachher ins Dickicht oder



Das liberianische Flusspferd (*Choeropsis liberiensis*, Morton).
($^1/_{30}$ nat. Gr.).

den Sumpf zurück, um einen Theil des Tages zu verschlafen. Die Eingebornen am St. Paul erzählten mir, dass die *sea-cow* so fest 'schlafe, dass man sich ohne Mühe heranschleichen und sie erlegen könne. An seinen Fährten ist dieses Thier leicht zu erkennen, da dieselben weniger breit und tief sind als diejenigen des Elephanten. Im Sumpfe aber lassen dieselben von selbst keinem Zweifel Raum; denn die Beine sind so kurz, dass der

Bauch des Thieres im weichen Boden eine tiefe, glattgeschliffene Rinne hinterlässt. Dergleichen Fährten habe ich am Du Queah River, namentlich auf der Fahrt nach den Wasserfällen, mehrmals zu beobachten Gelegenheit gehabt. Das Fleisch, namentlich der jungen Thiere, ist saftig und erinnert an Wildschweinefleisch. Das Leidener Museum besitzt jetzt die schönste Serie dieser interessanten und seltenen Art, da dieselbe aus einem ganz alten und einem halb erwachsenen Männchen, beide mit vollständigem



Das Pinselschwein (*Potamochoerus penicillatus*, Schinz).
($^1/_{20}$ nat. Gr.).

Skelet, ferner dem Schädel eines alten Weibchens und einem in Spiritus aufbewahrten, ganz jungen Männchen besteht.

Das einzige in Liberia wild angetroffene Schwein ist das Pinselschwein (*Potamochoerus penicillatus*), bei den Liberianern *bush-hog* genannt. Dasselbe ist am ganzen Leibe dicht mit kurzen, hellrothen Haaren bedeckt und hat eine weisse Rückenmähne, weissen Backenstreifen und lange, weisse Ohrpinsel. Die Jungen sind abwechselnd gelb und schwarz gestreift und haben weder Rückenmähne noch Ohrpinsel. Das Pinselschwein ist über

das ganze Land verbreitet und wird sowohl in trockenen Waldrevieren als im Sumpfe angetroffen. Im Walde hält es sich besonders gern in Rotangdickichten auf, welche der weisse Jäger nicht zu durchdringen vermag. Ich fand einmal ganz zufällig eine Bache mit wenigstens acht Frischlingen in der kesselartig ausgewühlten Vertiefung eines Grasfeldes, Alle mit der Nase nach der Mitte gekehrt. Durch meine Schritte offenbar aus dem Schlafe aufgeschreckt, sprang auf einmal der ganze Rudel auf und eilte mit grossen Bogensprüngen dem nahen Waldrande zu. Dieses unerwartete, prachtvolle Bild imponirte mir so sehr, dass ich vollständig vergass, von meinem Gewehr Gebrauch zu machen. Das Pinselschwein ist seines schmackhaften Fleisches wegen ein sehr begehrtes Wild, welches von Liberianern und Eingebornen eifrig gejagt wird.

Jung eingefangene Thiere werden sehr zahm und folgen ihrem Herrn überall hin auf Schritt und Tritt. Ich habe mehrmals junge Exemplare lebend gehalten und fand sie äusserst intelligent und sehr reinlich. Ein halb erwachsenes Thier erhielt ich von Herrn Kremer in River Cess zum Geschenk. Dasselbe tummelte sich frei in Hofe der Faktorei herum und war der Spielkamerad eines jungen Chimpansen, der es gerne als Reitpferd benutzte, wobei ihm die langen Ohren vortrefflich als Zügel dienten, und es war ein Genuss, das schöne Thier mit seinem schwarzen Reiter wie toll im Hofe herumgaloppiren zu sehen.

Ich war so glücklich, dasselbe lebend nach Holland zu bringen und dem Thiergarten in Amsterdam übergeben zu können, wo es noch heute lebt und der Liebling seiner Wärter geworden ist. Es lernte sehr bald seinen Namen Jassa, den ich ihm zu Ehren meiner Haushälterin in Hill Town gab, kennen und betrug sich während der Seereise so liebenswürdig, dass es frei an Deck umherlaufen durfte. Dort lernte es sehr rasch den Schiffskoch kennen und lief ihm bald wie ein Hündchen nach.

Schon Dapper (p. 390) erwähnt das Pinselschwein zusammen mit dem Elephanten, dem Flusspferd und einem Warzenschwein (wohl *Phascochoerus aeliani*). Das Letztere habe ich in Liberia nirgends angetroffen und auch sonst keine Sicherheit über sein Vorkommen erhalten können. Da aber beinahe sämmtliche Mit-

theilungen dieses Autors über die Thiere Liberia's sehr zuverlässig sind, so würde ich es nicht wagen, diese Schweineart ohne Weiteres aus der Liste der liberianischen Säugethiere zu streichen, zumal dieselbe in Abessinien und Kordofan, sowie auch am Senegal angetroffen wird.



Der Baumschliefer (*Dendrohyrax dorsalis*, Fraser). (1/10 nat. Gr.).

Ebenfalls ausserordentlich interessante Vielhufer sind die Baumschliefer, welche als die westlichen Vertreter der süd- und ostafrikanischen Klippschliefer oder Klippdachse zu betrachten sind. Diese merkwürdigen Thiere werden in Liberia durch zwei einander sehr nahe verwandte Arten vertreten, nämlich durch den von STAMPFLI am Junk River entdeckten *Dendrohyrax stampflii* und den während meiner zweiten Reise am Du Queah River gefundenen, auch von der Goldküste bekannten *Dendrohyrax dorsalis*. Der einzige Unterschied der beiden Arten scheint im Bau des Schädels zu liegen. Merkwürdiger Weise habe ich während der ganzen ersten Reise niemals mit diesen Thieren Bekanntschaft gemacht und schliesse ich daraus, dass dieselben westlich vom

St. Paul's River nicht mehr vorkommen. Man hatte mir zwar mehrmals von einem sonderbaren „Faulthier" erzählt, das in Liberia leben solle, doch konnte man das Thier nicht genügend beschreiben, um mir eine auch nur einigermaassen deutliche Vorstellung von demselben zu machen, so dass ich geneigt war, die Erzählungen als Fabeln aufzufassen, und da STAMPFLI das einzige Exemplar seiner neuen Art nicht selbst gefangen hatte und über dessen Lebensweise Nichts mitzutheilen wusste, so war ich natürlich durch die erste Begegnung mit *Dendrohyrax dorsalis* in hohem Grade überrascht und erfreut.

Im Gegensatz zu dem Klippdachs ist der Baumschliefer ein echter Wald- und Baumbewohner. Gleich am ersten Abend nach meiner Ankunft in Hill Town wurde ich durch eigenthümliche Laute überrascht, die ich während der ersten Reise niemals gehört hatte. Auch mein Jäger JACKSON konnte sich diese Laute nicht erklären. Es war ein durchdringendes, in kurzen Intervallen ausgestossenes und weitschallendes „kerr", und im ersten Augenblicke wusste ich nicht, ob ich dasselbe einem Vogel oder gar einem Amphibium zuschreiben sollte. Am allerwenigsten aber dachte ich dabei an ein Säugethier. Die Eingebornen, darüber befragt, behaupteten jedoch mit Bestimmtheit, dass der Urheber dieser Töne ein Säugethier sei, das in hohlen Bäumen lebe und vermittelst seiner langen Zähne an den Stämmen hinaufklettere; es sollte eine nächtliche Lebensweise führen und den Tag in Baumhöhlen zubringen. Eine hohe Belohnung, die ich auf das Einbringen dieser Thiere setzte, hatte zur Folge, dass ich in kurzer Zeit verschiedene Exemplare in meinen Besitz bekam. Alle wurden mir lebend gebracht, wohl geborgen in fischreusenartigen, aus starken Knüppeln construirten Körben; denn die wild eingefangenen Thiere waren ungemein bissig und duldeten kaum, dass man mit der Hand den Käfig berührte. Wüthend und pfauchend wiesen sie ihre langen Fangzähne, bissen plötzlich und unerwartet in die starken Stäbe, schlugen mit einer der Vorderpfoten kräftig auf den Boden und sträubten die Rückenhaare, wobei die weissen Haare auf dem Hinterrücken seitwärts auseinanderschlugen und den darunter verborgenen, nackten und blass kobaltblauen, beinahe milchweissen Rückenfleck sehen liessen.

Die meisten Baumschliefer wurden gefangen, indem man das Schlupfloch verstopfte und dann den Baum umhackte, worauf man ein starkes Fischnetz vor den geöffneten Eingang band und nachher die Thiere aus der Höhle herausklopfte. Hie und da wird auch, nachdem man das Schlupfloch verstopft hat, durch Klopfen an den Stamm sondirt, wie tief die Höhlung sei, worauf dann am untern Ende der Letztern der Baum angehackt wird, bis der Einschnitt die Höhlung erreicht. Darauf wird dann von unten her mit einem Stück Rotang so lange nach dem Thier gestochert, bis dasselbe wüthend wird, sich in den Rotang verbeisst und so herausgezogen werden kann. Die Schlupflöcher befinden sich gewöhnlich in einer Höhe von 8—15 Fuss, und die betreffenden Stämme sind nicht allzu dick. An der bohnenartigen Losung sind die Stellen, an denen die Baumschliefer sich aufhalten, zu erkennen. Da wir dieselben alle lebend und in unverletztem Zustande erhielten, trachtete ich sie in Gefangenschaft zu halten. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, die Thiere mit Kassaveblättern zu füttern. Aus einem und demselben Stamme erhielten wir einmal ein Paar (altes Männchen und Weibchen) mit einem Jungen, welche ich zusammen in einem Käfige bewahrte. In einer Nacht aber brachen sie aus dem Käfig aus, kletterten an einem Thürpfosten empor und wussten durch eine Oeffnung über der Thür ins Freie zu gelangen. Das junge Thierchen aber blieb zurück, und mit ihm gelang mir nun, was mir mit alten Exemplaren nie gelingen wollte: es wurde verhältnissmässig zahm, so dass ich dasselbe frei im Zimmer herumlaufen lassen konnte. Selbstverständlich war ich sehr begierig, um dasselbe einmal klettern zu sehen. Dies gelang mir auch über Erwarten gut; denn bald hatte ich es so weit gebracht, dass es an einem der glatten Tischbeine auf meinen Arbeitstisch kletterte und von da an einem Fensterpfosten hinauf auf eine kleine Planke, die sich über dem Fenster befand. Von diesem dunklen Platze aus sah es oft stundenlang meinen Arbeiten zu. Das Hinaufklettern wurde bewerkstelligt, indem das zutrauliche Thierchen seine nackten Fussohlen, dieselben als eine Art Saugnäpfe gebrauchend, an die zwei aneinanderstossenden Seiten des vierkantigen Tisch

beins, resp. Fensterpfostens drückte und sich auf diese Weise mit ziemlicher Leichtigkeit emporarbeitete.

Nicht weniger interessant als die Vielhufer, und ebenfalls schon von DAPPER erwähnt, ist der Lamentin (***Manatus senegalensis***), bei den Liberianern *manatee* genannt. DAPPER erzählt, dass dieses mit dem Dugong zu den Sirenen und als solche zu den Walen gehörige Thier, welches er Seekuh nennt,



Der Lamentin (*Manatus senegalensis*, Desmarest).
1/20 nat. Gr.

im Manna River häufig sei. Ich selbst konnte sein Vorkommen in allen grösseren liberianischen Flüssen constatiren. In der Nähe von Millsburg, unterhalb der letzten Stromschnelle des St. Paulsflusses, hielt sich eine sogenannte Schule dieser Thiere auf und wurde unter ihren Spielen manchmal den vorbeifahrenden Canoes gefährlich. Im Sommer 1887 schoss man zwei ganz alte Exemplare im Messurado River. Das einzige, welches ich in meinen Besitz bekam, wurde im Winter 1881 zufällig mit einem

Schleppnetz gefangen, das man im Grand Cape Mount River zum Fischfang ausgesetzt hatte. Dieses Thier war 2,64 M. lang und hatte ein Gewicht von 590 englischen Pfunden. Seine Farbe war bläulich grauschwarz, auf Rücken und Seiten mit einem Stich ins Olivengrüne, am Bauch ins Gelbliche. Die Haut war ungemein dick, fett und schwammig, das Fleisch dunkelroth, grobfaserig und schmeckte einigermaassen wie frisches Schweinefleisch. Dasselbe war bei Liberianern sowohl als auch bei Eingebornen gleich sehr geschätzt. Die breite, wulstige Oberlippe war mit langen, stachelichen Grannenhaaren besetzt.

Der Lamentin lebt im Unterlaufe der Flüsse und scheint oberhalb der Stromschnellen nirgends gefunden zu werden. Seine Nahrung besteht aus allerlei Wasser- und Uferpflanzen, die er abweidet. Bei sehr hohem Wasserstande während der Regenzeit geht er selbst in die kleinen Seitenarme der Flüsse hinein. Die Eingebornen bauen dann nicht selten Zäune, mit welchen sie diese Seitenarme absperren, worauf man das Thier, sobald das Wasser genügend gefallen ist, mit Speeren und Gewehrschüssen tödtet.

Es bleibt mir schliesslich noch übrig, mit einigen Worten der Schuppenthiere zu gedenken, von welchen wir in Liberia drei verschiedene Arten angetroffen und gesammelt haben. Dieselben lassen sich in Baum- und Erdschuppenthiere vertheilen. Zu den Ersteren, welche bei den Liberianern unter dem Namen *ant-eater* bekannt sind, gehören zwei Arten, nämlich das langschwänzige Schuppenthier (*Manis longicaudata*) und das dreizackige Schuppenthier (*Manis tricuspis*). Jenes ist ziemlich selten und zeichnet sich, wie schon sein Name andeutet, durch seinen langen Schwanz aus, ausserdem aber auch durch grosse, ganzrandige Schuppen und namentlich durch die schwarze Behaarung der unteren, unbeschuppten Körpertheile. Dieses ist etwas kleiner, hat isabellfarbiges statt schwarzes Haar, und seine Schuppen, die bedeutend kleiner sind als diejenigen des Erstgenannten, haben einen dreizackigen Endsaum; auch kommt es viel häufiger vor als Jenes. Beide Arten sind sehr geschickte Kletterer, die im Walde auf Bäumen leben und sich bei drohender Gefahr zu einer Kugel zusammenrollen,

wobei sie die lange, rüsselartige Schnauze zwischen die Hinterbeine stecken und den langen Schwanz schützend um den Körper schlagen. Auch zum Schlafen rollen sich diese Thiere auf, und man findet sie in diesem Zustande nicht selten in Astgabeln und Baumhöhlen. Wir besassen beide Arten zu wiederholten Malen lebend. Ein gefangenes Exemplar der erstgenannten Art, das wir in Soforeh Place erhielten, fütterten wir mit Larven aus den pilzartigen Termitenbauten, welche Letztere wir zu diesem Zwecke aus dem Walde holen und zertrümmern liessen. Dasselbe wurde bald so zahm, dass wir es frei in unserer Hütte herumlaufen liessen. Sein Gang war etwas watschelnd, indem es mit eingebogenen Krallen auftrat und beim Gehen den Schwanz manchmal aufrichtete. Bei der leisesten Berührung rollte es sich aber wie ein Igel auf, und dann war menschliche Kraft kaum im Stande, das Thier wieder auseinander zu rollen. In seinem Elemente war es aber erst, wenn es klettern konnte, und es kletterte denn auch,



Schuppenthiere.

Manis tricuspis, Rafinesque. (1/18 nat. Gr.).
Manis longicaudata, Brisson. („ „ „).
Manis gigantea, Illiger. („ „ „).

und zwar meist während der Nacht, mit der grössten Behendigkeit an den Wänden bis ins Dach hinauf und durchstöberte dasselbe nach allerlei Ungeziefer. Wie alle Andern, die wir längere oder kürzere Zeit am Leben erhielten, zeigte auch dieses Exemplar keine hohe Intelligenz und hatte es sich jedenfalls mehr an das Haus gewöhnt als an dessen Bewohner.

Zu der zweiten Gruppe gehört das Riesenschuppenthier (*Manis gigantea*), von den Liberianern *ant-bear* genannt. Diese Art gehört in Liberia zu den sehr seltenen Erscheinungen. Der *ant-bear*, welcher zum Klettern gänzlich untauglich ist, lebt ausschliesslich auf der Erde und wohnt in Höhlen, die er unter Felsen oder auch in alte Termitenbauten gräbt. Da er zu dick und plump ist, als dass er sich aufrollen oder in seiner Höhle umdrehen könnte, so hat die Letztere einen besondern Eingang und Ausgang. Er läuft viel schneller, als man von einem so unbeholfenen Thiere erwarten sollte, und ein Mann würde jedenfalls Mühe haben, um ihn in Wald oder Gebüsch einzuholen. Auf der Flucht richtet er sich bisweilen auf den Hinterbeinen auf, wobei er den Schwanz als Stütze gebraucht und die Vorderbeine hängen lässt. Mit seinen riesigen Krallen gräbt das eigenthümliche Thier die Termitenbauten auf und steckt auf die bekannte Weise seine lange, klebrige Zunge in das Gewimmel der aufgestörten Termiten, um sie, von den Letztern gänzlich bedeckt, nach einigen Augenblicken zurückzuziehen. Ein von Jackson im Cape Mount-Gebirge erlegtes, altes Männchen hatte eine Länge von 163 Cm., wovon 79 Cm. auf den dicken, breiten Schwanz fielen. Sein Gewicht betrug 66 Pfund. In seinem Vormagen fanden wir etwa sechs Liter Termiten, in seinem eigentlichen Magen ebensoviele Wanderameisen, und seine Gedärme enthielten mehrere Exemplare eines eigenthümlichen Eingeweidewurms (*Echinorhynchus* sp.?). Das Riesenschuppenthier führt eine nächtliche Lebensweise, was jedoch nicht ausschliesst, dass es, namentlich bei regnerischem Wetter, auch am Tage ausgeht. Die drei von uns gesammelten Exemplare sind denn auch beide am Tage erlegt worden, während sie ihrer Nahrung nachgiengen. Das Temminck'sche Schuppenthier (*M. temminckii*), welches an der benachbarten Goldküste vorkommt, haben wir in Liberia nirgends angetroffen.

Das Fleisch des Riesenschuppenthiers war dunkelroth von Farbe. Es blieb trotz langen Kochens sehr zähe und hatte einen Beigeschmack von Ameisensäure; doch lieferte es eine vorzügliche Kraftsuppe.

Im Anschlusse hieran sei mir noch die Bemerkung gestattet, dass wir mit Ausnahme der Raubthiere das Fleisch von beinahe allen hier erwähnten Arten für unsere Küche verwendeten, dass aber vor Allem dasjenige des Moschusthiers, des Erdhörnchens, der Hamsterratte, des Stachelschweins und namentlich dasjenige des Erdschweinchens oder Borstenferkels uns am besten zugesagt hat.

II.

Vögel.

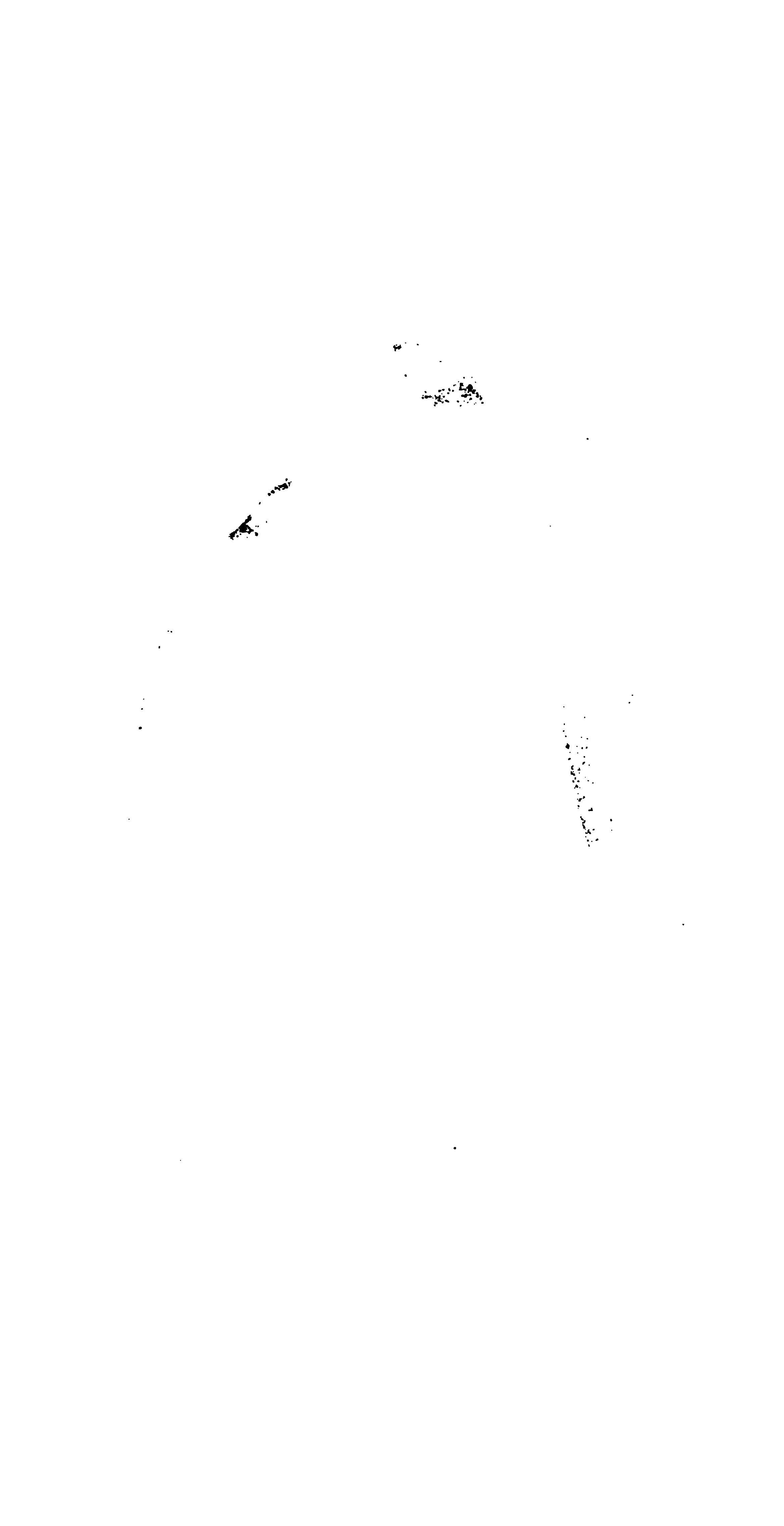


Der Haubenadler.
(*Spizaëtus coronatus*, Daud.). (1/8 nat. Gr.).

Raubvögel. — Nachtschwalben. — Schwalben. — Breitschnäbel. — Eisvögel. — Bienenfresser. — Honigsauger. — Singvögel. — Fliegenschnäpper. — Raupenfresser. — Drongos. — Würger. — Schildkrähen. — Glanzstaare. — Die Webervögel und ihre Brutcolonien. — Paradieswittwen. — Pisangfresser. — Nashornvögel. — Papageien. — Bartvögel. — Honigweiser. — Kukuksvögel. — Tauben. — Hühner. — Regenpfeifer. — Reiher. — Schnepfen. — Rallen. — Der Saumfuss. — Gänse. — Baumenten. — Seeschwalben. — Der Schlangenhalsvogel. — Cormorane.

Ist es schon im vorigen Capitel bei der Besprechung der Säugethierfauna unmöglich gewesen, jeder der neunzig gefundenen Arten einige besondere Worte zu widmen, so ist eine solch eingehende Behandlung der Ornis mit ihren 256 bis jetzt constatirten Species noch viel weniger zulässig, und es darf hier umso eher davon abgesehen werden, als eine solche schon an anderer Stelle (*Notes from the Leyden Museum*) vorgenommen worden ist. Ich werde mich daher hier auf die Anführung der interessanteren Formen beschränken.

Unter allen liberianischen Tagraubvögeln ist wohl der Grösste und Imposanteste der durch starken Schnabel und mächtige Fänge gleich sehr ausgezeichnete Haubenadler (*Spizaëtus coronatus*). Derselbe ist ein ziemlich seltener Waldbewohner und soll sich hauptsächlich von Affen nähren. Ein ebenfalls den Hochwald bewohnender Raubvogel ist eine kleine Habichtart (*Astur macroscelides*), die unsern Sperber nur um ein Geringes an Grösse übertrifft und sich durch zurückgezogene Lebensweise und einen weichen, eulenartigen Flug kennzeichnet. An diese reiht sich eine ebenfalls den Wald bewohnende, von uns entdeckte, zwerghafte Sperberart (*Accipiter büttikoferi*, Taf. XXX), welche sich von der verwandten Form *A. hartlaubi* durch die einfarbig schwarzen mittelsten Schwanzfedern unterscheidet. In offenen Gegenden, namentlich den ausgedehnten Sumpfniederungen und Grassteppen in der Nähe der Küste, findet man den langschwänzigen Weih (*Circus macrourus*), welcher, dicht über den Boden hinfliegend, kleinen Säugethieren, jungen Vögeln und Heuschrecken nachstellt. Weit häufiger jedoch als diese, ja der häufigste Raubvogel des ganzen Landes, ist ein Gabelweih (*Milvus aegyptius*), der sich durch gelben Schnabel vor unserm schwarzen Milan auszeichnet und als dessen Vertreter in Afrika betrachtet werden kann. Der gelbschnäblige Milan wird in allen Flussniederungen sehr häufig angetroffen; er sitzt gern, auf Beute lauernd, auf hohen Uferbäumen, doch findet man ihn auch, nach ausgeworfenen Fischen und Krabben suchend, an geschützten Stellen des Meeresstrandes, und bei Steppenbränden ziehen sich diese Vögel oft schaarenweise zusammen, um in den vor dem Feuer hertreibenden Rauchwolken auf die flüchtenden, kleinen Mäuse und Reptilien Jagd zu machen. Auch unser europäischer Wespenbussard, der wohl ab und zu als Wintergast bis nach Liberia hinunter kommen mag, wurde erbeutet, sowie ein demselben verwandter, seltener Raubvogel (*Baza cuculoides*), der sich hauptsächlich von Heuschrecken nährt, obschon er uns von den Eingebornen als gefährlicher Hühnerdieb geschildert wurde. Ein stattlicher, in den wasserreichen Flussniederungen überall häufiger Raubvogel ist ferner der Geierseeadler (*Gypohierax angolensis*), dessen in der Sonne leuchtendes, schwarzweisses Gefieder schon





R. Kaar ad nat. pinx. et lith. P. W. M. Trap exc.

Liberianischer Zwergsperber (*Accipiter büttikoferi*, Sharpe).

XXXI.



R. Kaar ad nat. pinx. et lith. P. W. M. Trap exc.

Rother Uhu (*Bubo lettii*, Bütt.).

von ferne auffällt. Wie der gelbschnäblige Milan horstet er in den hohen, unzugänglichen Kronen der Wollbäume und setzt sich gern an den Rand des Wassers, um nach Fischen und Krabben zu suchen. Seine Hauptnahrung bilden jedoch, merkwürdig genug, die Nüsse der Oelpalme, wodurch sein Fleisch einen bessern Geschmack zu bekommen scheint und deshalb von den Eingebornen gern gegessen wird. Gelegentlich wird in der Küstenregion auch der Schreiseeadler (*Haliaëtus vocifer*) angetroffen.

Auch die Eulen stellen in Liberia ihr Contingent. Nebst zwei bereits bekannten, grauen Ohreulen (*Bubo cinerascens* und *B. leucostictus*) fand sich auch eine durch Färbung und Form gleich ausgezeichnete, sehr kleine neue Art von Uhu, die ich nach ihrem Entdecker, unserem Hausherrn in Schieffelinsville, *Bubo lettii* nannte (siehe Taf. XXXI). Sowohl durch Lebensweise als Nahrung interessant sind drei sehr grosse, unter einander nahe verwandte Arten von rothgelben Fischeulen, (*Scotopelia peli*, *bouvieri* und *ussheri*), die sich durch geierartigen Schnabel und ganz besonders durch ihre nackten, scharfbekrallten, riesigen Fänge auszeichnen, mit denen sie die an die Oberfläche kommenden Fische leicht zu schlagen vermögen. Man trifft diese Eulen in der Abenddämmerung auf Mangrovegebüsch längs der Flussufer sitzend an, doch scheinen sie ziemlich selten zu sein, da von ihnen nur wenige erbeutet wurden. Etwas häufiger findet sich ein kleiner Waldkauz (*Syrnium nuchale*), der in den Ländern der Guineaküste den in Südafrika vorkommenden *S. woodfordi* vertritt.

An die Eulen anschliessend sei hier zweier Arten von Nachtschwalben (*Caprimulgus cinnamomeus* und *Scotornis longicauda*) erwähnt, welche beide eine ebenfalls nächtliche Lebensweise führen. Den Tag über sitzen sie im Buschwald auf der Erde und kehren, wenn aufgescheucht, nach kurzem Fluge wieder an dieselbe Stelle zurück. Nach Einbruch der kurzen Abenddämmerung kommen sie heraus und setzen sich dann mit Vorliebe auf kahle, offene Plätze, namentlich in Fusspfade, in denen sie stillesitzend auf vorbeischwärmende Insekten lauern, welche sie rasch auffliegend erhaschen, worauf sie sofort ihren alten Sitzplatz

wieder einnehmen. Dabei sind sie so wenig scheu, dass sie sich beinahe mit der Hand fangen lassen.

Unter den Tagschwalben sind uns nur drei Arten bekannt geworden, nämlich unsere europäische Thurmschwalbe (*Cypselus apus*), wahrscheinlich nur als Wintergast[1]), sowie zwei eigentliche Schwalben: unsere wohlbekannte Rauchschwalbe (*Hirundo rustica*) und eine sehr zierliche, kurzschwänzige



Die Flusschwalbe (*Hirundo nigrita*, Gray).
(1/3 nat. Gr.).

Flusschwalbe (*Hirundo nigrita*). Die Erstere erscheint vereinzelt schon zu Anfang Oktober, mit November aber in grossen Flügen, um das Land erst im April, bisweilen sogar erst im Mai, wieder zu verlassen. So abgezehrt die von jedem Europäer

---

[1]) Dr. Reichenow hat dieselbe übrigens am Kamerun auch brütend gefunden (Journal für Ornithologie, 1875, p. 20).

als liebe Gäste aus der fernen Heimat begrüssten Vögel bei ihrer Ankunft auch sein mögen, so erholen sie sich doch überraschend schnell, denn im November fangen die Termiten zu schwärmen an und bieten den emsig hin- und herfliegenden Schwalben reichliche Nahrung. Die in Liberia einheimische Flussschwalbe baut, wie nebenstehende Abbildung zeigt, ihr Nest von Flusschlamm an einem über das Wasser emporragenden Baumstumpf oder in einer Höhlung desselben und legt 3—4 grünliche, braun bespritzte Eier hinein. Auch sie fängt ihre Nahrung im Fluge, doch bleibt sie stets nahe der Oberfläche des Flusses und kommt nach jedem Fang wieder auf ihren Ast zurück.

Am Rande von Grassteppen und Pflanzungen sitzen auf abstehenden Aesten, der glühenden Mittagsonne ausgesetzt, in träger Ruhe zwei Arten von braunröckigen Rollen oder Breitschnäbeln (*Eurystomus afer* und der seltenere *E. gularis*) in raubvogelartiger Stellung. Sie nehmen sich mit ihrem dicken Kopf und dem etwas gebogenen, gelben Schnabel ganz wie Zwergfalken aus. Erst gegen Abend scheint Leben in diese eigenthümlichen Vögel zu kommen und tummeln sie sich dann, oft in grossen Flügen zusammen, schreiend und mit den wunderlichsten Evolutionen hoch in der Luft herum. Ihre Nahrung, die aus allerlei Insekten besteht, erhaschen sie stets im Fluge und stürzen sich in allzu grossem Jagdeifer mitunter sogar ins Wasser.

Die Eisvögel fanden wir in Liberia durch nicht weniger als elf meist farbenprächtige Arten vertreten. Der höchst unpassende Name Eisvögel für eine fast ausschliesslich den Tropen angehörende Gruppe wäre richtiger durch Königsfischer — nach dem englischen *kingfisher* — zu ersetzen. Doch ist auch dieser Name nicht für alle dort vorkommenden Arten maassgebend, da verschiedene der zu der Gattung *Halcyon* gehörenden gar nicht am Wasser, sondern in dichtem Busch- oder sogar im Hochwald wohnen und sich von Insekten und kleinen Reptilien statt von Fischen nähren. Dies ist namentlich mit *Halcyon badia* und *H. cyanoleuca* der Fall, und zum Theil auch mit *H. senegalensis* und *H. malimbica*, obschon diese beiden letzteren auch an Flussufern gefunden werden. Brehm hat denn auch in seinem „Thierleben" die Wald-Eisvögel zu einer eigenen Gruppe

vereinigt, die er „Lieste" nennt, und will er diese als Uebergangsform von den Eisvögeln zu den Bartvögeln betrachtet wissen. Wie die echten Eisvögel sitzen sie, auf Beute lauernd, gern auf abstehenden Aesten, auf welche sie nach jedem Fange wieder zurückkehren. Durch diese Eigenthümlichkeit erinnern sie stark an die Breitschnäbel und die Bienenfresser. Im Ganzen genommen, sind die Eisvögel nicht scheu, sondern lassen sie sich leicht beschleichen und herunterschiessen.

Die echten Eisvögel sind ausschliesslich Fischer und halten sich daher meist am Wasser auf. Die grösste Art unter ihnen ist der Riesenstossfischer (*Ceryle maxima*). Derselbe ist ausserordentlich stark gebaut und erreicht die Grösse einer Dohle. Am Fisherman Lake und namentlich auf den Steilufern des Mahfa River, nahe seiner Mündung, habe ich diesen Vogel oft beobachtet. Dort sitzt er auf überhängenden Aesten und lauert auf Fische; doch sieht man ihn auch oft, nach Art der Thurmfalken rüttelnd, über dem Wasser schweben und sich jählings mit angelegten Flügeln auf den erspähten Fisch herabstürzen. Mit der unter Wasser erhaschten Beute kehrt er dann nach seinem früheren Standplatze zurück, um dieselbe dort mit Musse zu verspeisen. Eigenthümlich ist die Färbungsverschiedenheit bei Männchen und Weibchen. Das Erstere hat nämlich ein breites, rothbraunes Brustband und grauen Bauch, das Weibchen aber graues Brustband und rothbraunen Bauch. Seine Bruthöhlen baut der Riesen-Stossfischer in die aus rothem Thon bestehenden Uferwände. Eine solche Bruthöhle (siehe nebenstehende Abbildung), die ich aufgraben liess, um die Eier in Besitz zu bekommen, war eine etwa 4 Fuss lange Röhre, welche sich am hinteren Ende backofenartig erweiterte. Dort fand ich, auf rothe Thonerde gebettet, zwei weisse, aber stark mit rothem Thon beschmutzte Eier. Dieselben waren 4,4 Cm. lang, 3,5 Cm. dick und, wie alle Eisvogeleier, an beiden Polen gleich stumpf.

Eine weit häufigere Art dieser Gruppe, die sich an denselben Stellen aufhält, auf ganz gleiche Weise, oft zu 5—10 Paaren in kurzer Entfernung von einander, brütet und die sich auch am Meeresstrande findet, ist der Graufischer (*Ceryle rudis*). Die äussern Geschlechtsunterschiede dieser Species bestehen

darin, dass das Männchen auf weissem Grunde zwei schwarze Brustbinden hat, während das sonst gleichgefärbte Weibchen nur eine solche Binde besitzt. In Lebensweise und Nestbau ist diese Art nicht von der vorigen verschieden; jedoch sind die



Der Riesenstossfischer (*Ceryle maxima*, Pall.), mit Bruthöhle.

Eier bedeutend kleiner, indem sie nur 2,9 Cm. in der Länge und 2,3 Cm. in der Dicke messen.

Ein echter Eisvogel, unserm europäischen sehr nahe verwandt und in der Lebensweise gänzlich mit ihm übereinstimmend, ist

Alcedo quadribrachys. Neben ihm findet man längs der Flussufer auf überhängenden Zweigen häufig einige nicht minder farbenprächtige, aber viel kleinere Arten: die langgehäubte *Corythornis cyanostigma* und *Ispidina picta*, sowie die viel seltenere *I. leucogastra.*



Cinnyris chloropygius (Jard.), Männchen und Weibchen mit Nest.

Den Eisvögeln nahe verwandt, aber in der Lebensweise von ihnen sehr verschieden, sind die Bienenfresser. Zwei Arten dieser Familie nähern sich in der Lebensweise den Breitschnäbeln, indem sie auf abstehenden Zweigen von an Pflanzungen oder Grassteppen grenzendem Gebüsch in der heissen Sonne sitzen und im Fluge vorbeiziehende Kerbthiere wegschnappen. Auch sie vereinigen sich gegen Abend zu grossen Flügen und tummeln sich unter lautem, trillerndem Gesang in der Luft herum. Der schönste und seltenste unter Allen ist der rothkehlige Bienenfresser (*Merops gularis*). Derselbe lebt meist paarweise und hält sich gern in der Nähe des Wassers, über welchem er viel nach Insekten jagt. Seine Stimme ist ein leises, nicht unmelodisches Trillern, wobei er die lanzettartig verlängerten, rothen Kehlfedern lose herabhängen und in der Sonne glänzen lasst. Die vierte und letzte Art ist der rothflügelige Bie-

nenfresser (*M. erythropterus*). Dieser weicht in der Lebensweise insofern von den drei Vorgenannten ab, als er sich in frisch abgeholzten Waldgründen und neu angelegten Pflanzungen herumtreibt und seine Insektennahrung auf der Erde zusammensucht.

In Pflanzungen, Bananenbüschen und namentlich um blühende Sträucher und Wollbäume tummeln sich verschiedene Arten von Honigsaugern (*Nectarinien*), welche kleine Insekten von Zweigen absuchen oder mit ihrem meist langen und krummen Schnabel aus den Blüthen herausholen. Man könnte diese niedlichen und lebhaften Vögelchen, deren Männchen fast ausnahmslos ein herrlich metallglänzendes Gefieder tragen, die Kolibris der alten Welt nennen, und sie sind denn auch wirklich bei den liberianischen Ansiedlern als Kolibris (*humming-birds*) bekannt. Sie pflegen ihre Nester vermittelst weicher Fäden an die Zweige von niedrigem Buschwerk, einige Arten, wie *Anthreptes gabonicus*, mit Vorliebe in Ufergebüsch über dem Wasser, aufzuhängen. Die Nester sind sehr zierlich aus Grasrispen, Pflanzenfasern und Baumwolle gefilzt, innen dicht mit Pflanzenwolle gepolstert und bilden stets einen ovalen Beutel mit seitlichem, von einem kleinen Vordach beschatteten Eingangsloch. In die Aussenwand pflegen diese Baukünstler gleichsam zum Schmucke allerlei Sachen, wie Rindenstückchen, silbergraue Flechten u. s. w. einzufügen (siehe nebenstehende Abbildung). Das Gelege der Nectarinien besteht meist aus zwei, seltener aus vier weissen oder graulichen, kaum über erbsengrossen Eiern. Wir haben diese schönen Vögel in nicht weniger als 12 verschiedenen Arten angetroffen, von denen neun der Gattung *Cinnyris* oder den Krummschnäblern, die übrigen drei der Gattung *Anthreptes* oder den Geradschnäblern angehören. In jüngster Zeit hat mir der im ersten Bande erwähnte Sohn JACKSON'S, ARCHEY T. DEMERY, welchen ich während seines langen Aufenthaltes in Leiden zum Naturaliensammler herangebildet, zwei neue Arten der den Nectarinien nahe verwandten Gattung *Zosterops* aus Robertsport herübergesandt.

Sehr zahlreich und verschiedengestaltig findet man in Liberia das Heer der Singvögel vertreten, und wenn auch keine Nachtigall, keine Amsel den Jäger mit ihrem lieblichen Gesang

erfreut, wenn man auch eingestehen muss, dass guter Vogelgesang in den Wäldern und Büschen Westafrika's seltener gehört wird als in Europa, so findet man doch sehr bald, dass mit grossem Unrecht von Manchen den afrikanischen Vögeln jegliche Sangesgabe abgesprochen wird und dass es vielmehr eine grosse Zahl derselben giebt, die auch in Europa gern in das grosse Orchester der gut singenden Vögel aufgenommen würden.



Der Schneidervogel (*Cisticola rufa*, Pall.), mit Nest.

Unter den Sängern ist namentlich die Gruppe der *Timeliiden* ganz besonders zahlreich vertreten. Durch ausserordentliche Kunstfertigkeit im Nestbau sind unter ihnen die Buschsänger ausgezeichnet, sehr kleine Vögelchen mit keilförmigem, zartfedrigem Schwanz. Wir haben namentlich zwei Arten dieser besten aller Baukünstler zu beobachten Gelegenheit gehabt, nämlich einen Schneidervogel: *Cisticola rufa*, und eine diesem verwandte Art: *Prinia mystacea*. Das Nest der erstgenannten fand ich in niedrigem Gebüsch an dem Stengel eines kleinen Strauches befestigt. Zu diesem Zwecke hatten die Erbauer, wie obenstehende Abbildung zeigt, zwei gegenständige Blätter nach oben und das über diesen stehende Paar nach unten in der Weise zusammengezogen, dass sie zusammen einen ovalen

Beutel mit seitlichem, unmittelbar neben dem Stengel sich befindlichem Schlupfloch bildeten. Das Eine der Blätter des oberen Paares diente nur zum kleinsten Theile als Nestbedeckung und wurde hauptsächlich als eine Art Portico verwendet, der über das Schlupfloch hinausragte und es beschattete. Zum Zusammenhalten der vier als Nestmantel verwendeten Blätter diente eine sehr dünne, inwendig angebrachte Schicht von Baumwolle. Die verschiedenen Blätter waren nicht zusammengenäht, sondern auf ihrer ganzen Oberfläche, namentlich aber an den Rändern, mit zahlreichen, absichtlich gemachten, kleinen Löchern versehen, durch welche der Vogel mit seinem zarten Schnäbelchen einen Büschel des weichen Fütterungsmaterials erfasst und propfartig herauszieht, so dass die Blätter, und ganz besonders deren Ränder, wie mit weissen Knötchen besäet erscheinen. Wie ich glaube, dient die Pflanzenwolle nur als Material zum Zusammenhalten der Blätter, während die eigentliche Fütterung aus nur spärlich anwesenden, feinen Grasrispen besteht, welche stellenweise sogar die kahle Blätterwand von Innen erkennen lassen. Ueber die Eier und das Brutgeschäft dieses Vogels weiss ich leider Nichts mitzutheilen.

Der zweite der von mir beobachteten Nestkünstler, *Prinia mystacea*, baut sein Nest in niedriges Sumpfgebüsch, am liebsten in einen einsamen Strauch, der zwischen Ried und niedrigen Binsen emporragt. Nach Art der Webervögel verfertigt er dasselbe aus sehr schmalen, bandförmigen Streifen von Grasblättern, die er zu einem reichlich 10 Cm. hohen, ovalen Beutel mit seitlichem Schlupfloch zusammennäht. Auch dieser Vogel weiss die Blätter seines Niststrauches zu einem schützenden Nestmantel zu vereinigen, zu welchem Zwecke er deren Ränder mit einer ganzen Reihe von Löchern versieht und mit schmalen, geschmeidigen Blattstreifen kunstgerecht zusammennäht. An den Nestern dieser Art ist keine Spur von Baumwolle oder andern weichen Faserstoffen zu finden. Auch hier wird eines der Blätter als Decke verwendet, die schattenspendend über das Eingangsloch hinausragt. Als ich das Nest fand, enthielt es zwei Eier, und als deren Zahl auf vier gestiegen war, befestigte ich eine Schlinge von Pferdehaar vor dem Schlupfloch. Am andern Morgen fand

ich eines der Alten erdrosselt vor dem Neste hängen. Die Eier dieser Vögel sind reichlich anderthalb Cm. lang und 1 Cm. dick; sie zeigen auf blassgrünem Grunde unregelmässige, braune Flecken, welche sich um das dickere Ende zu einem Kränzchen zusammendrängen.

Als vorzügliche Sänger zeichnen sich unter den Timeliiden die zahlreichen Arten der Geschlechter *Criniger* und *Xenocichla* aus. Diese haben fast durchweg ein olivengrünes Gefieder, und die meisten Arten kennzeichnen sich durch einige lange Grannenhaare, welche über die Genickfedern hinausragen. Daher der Name *Criniger* oder *Trichophorus*, wie diese Vögel auch wohl genannt werden. Doch giebt es in dieser grossen Gruppe auch noch andere gute Sänger, namentlich unter den Gattungen *Cossypha*, *Alethe* und *Turdinus*. Zwei neue, von uns entdeckte Arten von Timeliiden sind *Sylviella stampflii*, mit ausserordentlich kurzem Schwanz, und *Drymocataphus johnsoni*, so genannt zu Ehren des gegenwärtigen Präsidenten von Liberia.

Unter den der obigen Gruppe sehr nahe verwandten Pycnonotiden verdient der Grauvogel (*Pycnonotus barbatus*) besonders erwähnt zu werden. Dieser schlägt seinen Wohnsitz mit Vorliebe in den buschreichen Gärten der liberianischen Ansiedlungen auf. In Monrovia sowie auch an andern Küstenplätzen ist er ganz besonders häufig und ruft Einem schon beim ersten Morgengrauen unter dem Fenster mit heller Stimme sein „tschi-tschiga" als Morgengruss entgegen. Der Pfeffervogel (*pepper-bird*), wie ihn die Liberianer nennen, ist wirklich einer der frühesten Vögel der Niederlassungen, und die liberianischen Hausmütter stellen ihn denn auch den Langschläfern unter ihren Kindern als Muster frühen Aufstehens vor, indem sie ihm, an seine Gesangstrophe anschliessend, die Worte in den Mund legen:

Don't you hear?
Quick, get up,
Wash your face,
Go to school,
Lazy boy!

In dichtem Buschwald findet man gelegentlich, obwohl sehr selten, die prachtvoll gefärbte *Pitta angolensis*, die einzige afrikanische Vertreterin der Prachtdrosseln, deren eigentliche Heimat in Asien und den ostindischen Inseln bis Neuguinea hin zu suchen ist. Dieser herrliche Vogel, der bei seiner verborgenen Lebensweise äusserst schwer zu beobachten ist, wurde mehrfach, in Laufschlingen gefangen, lebend zu uns gebracht, doch waren wir nie im Stande, denselben längere Zeit am Leben zu erhalten, trotzdem er begierig die reichlich dargereichten Termitenlarven verzehrte.

Von eigentlichen Drosseln haben wir nur *Turdus pelios* angetroffen, die mit ihrem angenehmen Gesang den dichten Buschwald belebt, sowie eine Art Erddrossel (*Geocichla princei*), welche früher nur von der Goldküste bekannt war.

Die echten Sänger fanden wir eigenthümlicher Weise durch drei europäische Wintergäste vertreten, nämlich durch die Gartengrasmücke (*Sylvia hortensis*), den Weidenlaubsänger (*Phylloscopus trochilus*) und den grossen Rohrsänger (*Acrocephalus turdoides*). Dieser fröhliche Bote aus den europäischen Schilf- und Binsenbrüchen kam in den ersten Tagen Decembers in Robertsport an und logirte sich im hohen Schilfgrase vor meiner dortigen Station ein, woselbst er mich nicht nur morgens und abends, sondern auch den Tag über mit seinem schallenden „karrakit, karra, karra, karrakit" erfreute. Er hielt sich tagelang so treulich in der Nähe meines Hauses, dass ich ihn jeden Tag durch das Fenster sehen konnte und es nicht über mich gebracht hätte, ihn wegzuschiessen.

Auch unter den stelzenartigen Vögeln ist ein Wintergast zu verzeichnen, nämlich die Kuhstelze (*Motacilla flava*), welche wir schon in den Dünen von Dakar am grünen Vorgebirge zu Hunderten als Gesellschafter der dort weidenden Buckelochsen antrafen, und die auch in den Grassteppen und neu angelegten Pflanzungen Liberia's keine seltenen Erscheinungen sind. Am Mittellaufe der Flüsse, namentlich auf den Felseninseln und Sandbänken des St. Paul's- und Du Queah River, fanden wir zahlreiche Wittwenstelzen (*Motacilla vidua*), sowie an letztgenanntem Flusse die weit seltenere langschwänzige Bach-

stelze (*M. longicauda*), welche Beide, oberflächlich betrachtet, unserer weissen Bachstelze ähnlich sehen und dieselbe Lebensweise führen. Auf abgebrannten Grassteppen und neu angelegten Farmen findet sich sehr häufig der rothrückige Pieper (*Anthus pyrrhonotus*), und auf den Grassteppen am Cape Mount River, manchmal auf den dort häufigen Anonenbüschen sitzend, die prachtvolle Spornlerche (*Macronyx croceus*), welche in Färbung und Grösse an unsern Golddammer erinnert. Die Spornlerche bildet ein vermittelndes Glied zwischen Piepern und Lerchen und wird von einigen Systematikern den Ersteren, von andern den Letzteren zugezählt.

Durch zahlreiche, unter einander sehr abweichende Formen sind die Fliegenschnäpper vertreten. Die Mehrzahl derselben sind Bewohner des Buschwaldes, Andere findet man nur im Hochwald (*Trochocercus nitens* und *Smithornis rufolateralis*), während Einige sich ausschliesslich am Ufer der Flüsse aufhalten (*Muscicapa lugens* und *Parisoma plumbeum*). Seines schönen Gefieders wegen verdient namentlich der schwarzköpfige Paradiesfliegenfänger (*Terpsiphone nigriceps*) besonders erwähnt zu werden. Dieser bewohnt Busch- und Hochwald und ist nicht leicht zu schiessen, obschon sein leuchtend rothbraunes Gefieder ihn schon auf grossen Abstand kenntlich macht. Ausser durch das schöne Federkleid und langen Schwanz ist dieser Vogel durch kobaltblauen Schnabel und ebensolche Füsse, sowie nackte Hautlappen um den Augenrand ausgezeichnet. Auch die sehr kurzschwänzigen Gattungen *Platystira* und *Diaphorophyia* haben die Augenränder mit breiten, abstehenden Hautkämmen geschmückt, die bei der ersteren Art eine rothe, bei der letzteren eine blaue Farbe zeigen. Diese beiden letztgenannten, sowie auch die Gattungen *Bias* und *Megabias*, besitzen die Eigenthümlichkeit, dass Männchen und Weibchen verschiedene Färbung zeigen, indem gewisse, beim Männchen vorkommende schwarze Stellen bei dem Weibchen braunroth gefärbt sind. Als Wintergast findet man gelegentlich auch unsern grauen Fliegenschnäpper (*Muscicapa grisola*).

Den Uebergang von den Fliegenschnäppern zu den Würgern vermitteln die Raupenfresser und die Drongos. Von Ersteren haben wir in Liberia nur einen Vertreter, nämlich die stahlblaue,

durch lange, steife Bürzelfedern ausgezeichnete *Campephaga quiscalina*, kennen gelernt, während von den gabelschwänzigen Drongos zwei verschiedene Arten (*Dicrurus atripennis* und *D. modestus*) constatirt werden konnten.

Die Würger, von welchen wir acht verschiedene, mehr oder weniger typische Gattungen angetroffen haben, sind mit Ausnahme von *Telephonus*, *Dryoscopus* und *Lanius* sämmtlich Bewohner des Busch- und Hochwaldes. Der häufigste von Allen ist unstreitig der grüne, an seinen gelb betupften Flügeln kenntliche *Nicator chloris*. Eine neue, während meiner zweiten Reise entdeckte Art ist der Brillenwürger (*Laniarius zosterops*).

Ein sehr schöner Vogel, der mich durch seine Flötentöne manchmal an unsere europäischen Buchen- und Erlenwälder erinnerte, ist der schwarzköpfige Pirol (*Oriolus brachyrhynchus*). Derselbe lebt ausschliesslich im Hochwald; er stösst manchmal Töne aus, die täuschend dem Miauen einer Katze gleichen.

Der einzige Vertreter der Rabenfamilie ist die Schildkrähe (*Corvus scapulatus*), welche sich durch das weisse Schild zwischen den Schultern und weisse Brust von unserer Krähe unterscheidet, obwohl sie in Stimme und Lebensweise ganz mit ihr übereinstimmt. Sie baut ihr Nest häufig in den Kronen riesiger Wollbäume und wird nur in wasserreichen Gegenden angetroffen, besonders in den Aestuarien der Flüsse und sogar am Meeresstrande, wo besonders zur Ebbezeit thierische Nahrung in Menge gefunden wird. In der Palmölzeit, Februar bis März, lebt dieser Rabe grösstentheils von Palmnüssen, und die Eingebornen behaupten, dass dann sein Fleisch besonders schmackhaft sei.

Die Familie der Staare ist in Liberia durch drei Arten von Glanzstaaren vertreten, deren prachtvolles, metallglänzendes Gefieder sich in Schönheit mit demjenigen jedes andern Vogels messen darf. Der gewöhnlichste unter ihnen ist der Schuppenglanzstaar (*Pholidauges leucogaster*). Das eigenthümlichste dieser in offener Gegend, namentlich den kleinen, die Grassteppen durchsetzenden Bosquets lebenden Art ist die Verschiedenheit der Färbung nach dem Geschlecht. Während nämlich die Männchen oben ein metallisch violettblaues und unten rein weisses Gefieder

tragen, sind die Weibchen sowohl als die Jungen ganz verschieden und sehr unscheinbar gezeichnet.

Eine der interessantesten Gruppen der ganzen liberianischen Ornis bilden die Sperlingsvögel, die unsern Sammlungen nicht weniger als 23 verschiedene Arten geliefert haben, und unter diesen stehen, was die Kunstfertigkeit im Nestbau betrifft, unstreitig die Webervögel obenan. Unter denselben erwähne ich in erster Linie die Retortenweber (*Malimbus*), welche, fast ausschliesslich Bewohner des Hoch- und Buschwaldes, ihre retortenförmigen Nester mit mehr oder weniger langer Schlupfröhre in Bäume und Sträucher zu hängen pflegen. Sämmtliche vier in Liberia gefundenen Arten zeichnen sich durch gedrungenen Körperbau, starken Schnabel und schwarze Farbe des Gefieders aus, welche je nach der Art an verschiedenen Stellen, namentlich an Kopf, Brust und den unteren Schwanzdecken durch intensives Roth ersetzt wird. Das hier abgebildete Nest von *Malimbus scutatus* fand ich in der Nähe unserer Station Hokhiё in der Astgabel eines niedrigen Baumes in dichtem Buschwald, etwa 10 Fuss über dem Boden. Es war aus etwas spröden und stachelig anzufühlenden Pflanzenhalmen geflochten, und während das Weibchen bereits auf den Eiern sass, arbeitete das Männchen noch emsig an der Verlängerung der Röhre weiter.



Retortenweber (*Malimbus scutatus*, Cass.), Männchen und Weibchen mit Nest.

Zu den ersten auffälligen Erscheinungen auf ornithologischem

Gebiete, welche die Aufmerksamkeit des neu Angekommenen fesseln und ihn mit Bewunderung erfüllen, gehören unzweifelhaft die Brutcolonien der eigentlichen Weber (*P. loceus*). Die gewöhnlichste Art derselben ist *P. cucullatus* (*P. textor* der Autoren), welcher in grossen Colonien von zwanzig bis gegen hundert Paaren auf Wollbäumen und isolirten Oel- und Kokospalmen (siehe vorn, Taf. XXI), am liebsten mitten in Negerdörfern oder in deren unmittelbarer Nähe, seltener in den Randgebieten nicht allzu dichter Wälder nistet und in allen Hafenplätzen Liberia's angetroffen wird. Mitten in der liberianischen Niederlassung Robertsport fanden wir eine Brutcolonie dieser Art, zusammen mit einer solchen des braunen Webers (*Ploceus castaneofuscus*), in einem und demselben Baum. Während des Nestbaues, zu welchem kaum mehr als zwei Tage erforderlich waren, herrschte unter diesen Vögeln solch ein ohrbetäubender Lärm, dass neben ihm das Gezeter einer zankenden Spatzenbande als liebliche Musik erscheinen möchte. Kaum hatte der Eine mit vieler Mühe etwas geeignetes Material herbeigeschafft und war er wieder weggeflogen, so kam gleich ein Anderer und zerrte das eben Gebaute aus einander, um es zu seinem eigenen Nestbau zu verwenden. Heftige Kämpfe waren die unmittelbare Folge solchen Hausfriedensbruchs, und bevor unter wüthenden Schnabelhieben links und rechts die Federn davonflogen und das nöthige Blut geflossen war, konnte das *palaver* nicht beigelegt werden. Eigenthümlicher Weise scheint die erstgenannte Art gerne in Bäumen zu nisten, in denen der Geierseeadler (*Gypohierax angolensis*) seinen Horst aufgeschlagen hat; wenigstens fand ich in der Gegend von Grand Cape Mount kaum einen solchen Horst, der nicht von einer Webervogel-Colonie umringt gewesen wäre. Ob der schwarzweisse Räuber es liebt, in solch lärmender Gesellschaft seinen Wohnsitz zu wählen, oder ob die Weber sich im Gefühle grösserer Sicherheit bei einem solchen niederlassen, vermag ich nicht zu entscheiden; doch möchte ich mit Hinsicht auf die grosse Dauerhaftigkeit des Räuberhorstes das Letztere vermuthen. Die Nester von *P. cucullatus* sind kaum von denjenigen des *P. castaneofuscus* zu unterscheiden. Beide sind kugelig, fast nierenförmig. Das Schlupfloch befindet sich stets unten, und daneben

ist eine mit feinen Würzelchen oder Grasrispen leicht ausgekleidete Vertiefung für die zwei oder drei grünen Eier. Das zum Nestbau verwendete Material besteht aus schmalen Streifen von Palmblättern, oft auch von den Blättern eines sehr hohen, auf trockenem Boden in grossen Beständen wachsenden Schilfgrases. Um dieses Material zu erhalten, beisst der Vogel das Blatt an der Basis an, erfasst das durchgebissene Stück mit dem Schnabel, reisst wegfliegend einen schmalen Streifen herunter und fliegt damit seinem Neste zu. Bei der Anlage des Nestes, das stets an den äussersten Zweigen des Baumes, und bei Palmen an der Spitze von deren Blattrippen hängt, ziehen die Weber erst die Spitzen einer Zweiggabel oder zweier Blattfieder zusammen und umwinden diese mit Blattstreifen, so dass das Schlupfloch entsteht, worauf dann die weitere Anlage ähnlich wie bei einem Strickstrumpf vor sich geht. Wird eine Colonie auf einer Palme angelegt, so müssen deren Fiederblätter das nöthige Baumaterial liefern, so dass dann, wie die oben genannte Tafel zeigt, eine Palme ganz kahl aussieht.

Obwohl *P. castaneofuscus* gelegentlich mit *P. cucullatus* zusammen in hohen Bäumen nistet, so zieht er doch im Allgemeinen niedrigere Standorte vor und brütet nicht selten sogar in den eben genannten, dichten Beständen von hohem Schilfgras, wo er, ebenfalls colonienweise, sein Nest an die Spitzen von einem oder zwei Halmen befestigt. Diese Art scheint in der Wahl ihrer Brutplätze ziemlich vorsichtig zu sein, wie die folgende Beobachtung beweisen dürfte. Im December 1881 wurde eines Abends meine Aufmerksamkeit auf einen ungewöhnlichen Lärm gelenkt, der ganz plötzlich in der Krone eines nicht sehr hohen Baumes vor meinem Hause in Robertsport entstand. Der Baum war ganz mit braunen Webern bedeckt, die fortwährend ab- und zuflogen und die Krone offenbar mit der grössten Genauigkeit untersuchten. Früh am andern Morgen erschien eine ganze Schaar dieser Vögel und nahm unter grossem Lärm von dem Baum Besitz, in dessen Krone sie unverzüglich ihre Beutelnester zu bauen begann. Das nahe Schilffeld lieferte vorzügliches Material, so dass die Arbeit, welche den ganzen Tag über mit fieberhaftem Eifer fortgesetzt wurde, gegen Abend so gut wie beendet war.

Ich verwendete viel Zeit auf das Beobachten dieser regen und höchst interessanten Thätigkeit, welche ich mit dem Feldstecher durch das offene Fenster bequem verfolgen konnte. Mit Einbruch der Nacht waren beinahe sämmtliche Nester, 54 an der Zahl, fertig, und die eifrigen Bauleute zogen, wie auf ein gegebenes Zeichen, rauschenden Fluges ab, um sich zur Nachtruhe in das nahe Schilffeld zurückzuziehen. Am folgenden Morgen wieder grosser Lärm. Die zurückgekehrten Vögel untersuchten Baum und Nester von allen Seiten — es musste etwas Ausserordentliches geschehen sein —, flogen dann plötzlich alle zusammen ab und fielen in das nahe Schilffeld ein, in welchem sie sofort neue Nester anlegten. Einige Tage später sassen sie bereits auf ihren Eiern. Auf den Baum sind sie nie mehr zurückgekehrt. Eine Colonie von Ameisen oder eine Schlange mochte wohl in der Nacht nach dem Nestbau von dem Baume Besitz genommen und die Vögel zu schleunigem Abzuge veranlasst haben; vielleicht fanden Letztere es auch unangenehm, von mir und meiner Dienerschaft beobachtet zu werden.



Orangeweber (*Ploceus aurantius*, Vieill.), mit Nest.

Wohl eine der schönsten Arten ist der Orangeweber (*Ploceus aurantius*), dessen Männchen ein prachtvoll goldgelbes, an der Kehle ins Goldbraune ziehendes Gefieder zeigt, während das Weibchen sich durch einfach gelbgrüne Färbung und weissgrauen Bauch von ersterem unterscheidet. Die Brutcolonien finden sich in dornigem Buschwerk in der Nähe des Strandes, namentlich in der Nähe

der Flussmündungen. Sie sind über ein bedeutendes Areal vertheilt und dürften kaum über 20 Nester enthalten. Die Letzteren gleichen denjenigen von *P. cucullatus*, nur sind sie etwas kleiner, und kaum mehr als 8 Fuss hoch über der Erde aufgehängt. Die Eier, gewöhnlich in Gelegen von drei, sind hell graugrün und mit braunen und violetten, am dicken Ende stark angehäuften Flecken besetzt.

Ausser den drei vorgenannten Arten kommt auch der schwarze Weber (*P. nigerrimus*) in Liberia vor. Sie führt die nämliche Lebensweise wie *P. cucullatus*, doch habe ich denselben nur ein einziges Mal, in der Nähe unserer Station Schieffelinsville, beobachtet (siehe I. Band, p. 383). Eine sehr seltene und nur in wenigen Museen vertretene Art ist der Schildweber (*P. tricolor*), welcher sich vor allen Andern durch ein grosses, hochgelbes Rückenschild auszeichnet. Ueber seine Lebensweise ist mir Nichts bekannt. In denselben Schilfbeständen, welche den braunen Weber beherbergen, finden sich auch zahlreiche andere Dickschnäbler, namentlich ein prachtvoller Feuerweber (*Pyromelana flammiceps*), welcher auf den hohen Schilfspitzen in der Sonne sitzend, mit seinem brennend rothen Gefieder prunkt.

Die Familie der Wittwen wird durch zwei Arten vertreten, nämlich eine gelbschulterige Trauerwittwe (*Ploceopasser macrourus*) und eine eigentliche Wittwe (*Vidua principalis*), deren Männchen in der Paarzeit einen Schmuck von vier sehr langen, schmalen Schwanzfedern tragen, welcher beim Fliegen wie ein Wimpel hinter dem kleinen Vögelchen herflattert. Beide Arten halten sich gerne in offenem, mit einzelnen Büschen besetztem Terrain in der Nähe des Wassers auf.

In den Sumpfgebüschen am Strande bei Robertsport fanden wir, mitten in einer Colonie von Orangewebern, ganz nahe bei einander zahlreiche Nester eines Knackerfinken (*Pyrenestes personatus*). Dieselben bestanden aus ziemlich lose auf einander gehäuften Schilfblättern, welche ein backofenartiges, grosses Nest mit seitlichem Schlupfloch bildeten. Die Nesthöhle war mit weichen Grasrispen gepolstert, und das volle Gelege bestand aus sechs rein weissen Eiern. Die Büsche um die Gehöfte der Neger werden von verschiedenen Arten aus der Familie der Prachtfinken belebt.

Unter diesen erwähne ich besonders zwei Kappenfinken (*Spermestes cucullatus* und *S. bicolor*), welche ihr kunstloses, mit seitlichem Schlupfloch versehenes Nest aus Grasrispen in Baumgabeln bauen und 6 rein weisse Eier hineinlegen. Auch ein schöner Astrild (*Estrelda melpoda*) findet sich häufig in der Nähe der Häuser. Alle diese Sperlingsvögel, welche bei den Negern unter dem Sammelnamen *rice-bird* (Reisvogel) bekannt sind, begeben sich kurz vor der Zeit der Reisernte in die Felder, woselbst sie bei dem massenhaften Auftreten bedeutenden Schaden anrichten, ja sogar den Ertrag einer ganzen Ernte gefährden können (siehe vorn, p. 121).

Die ausschliesslich afrikanische Familie der Pisangfresser wird in Liberia durch einen Helmvogel (*Corythaix macrorhynchus*) und den Turaku (*Turacus cristatus*) vertreten. Beide Arten sind ständige Bewohner des Hochwaldes, in welchem sie, nach Art der Eichhörnchen über die Aeste hinlaufend, mit bewunderungswürdiger Behendigkeit die dichtesten Baumkronen durchschlüpfen. Dies gilt namentlich von dem Erstgenannten, den man infolge seiner verborgenen Lebensweise und des grasgrünen Gefieders nur selten zu sehen bekommt. Am leichtesten verräth er sich durch seine rauhe, krächzende Stimme, die oft von dem Krächzen der Schildkrähe nicht zu unterscheiden ist, sowie durch das prachtvolle Roth der Schwungfedern. Der Helmvogel, welcher an Grösse etwa einer Taube gleichkommt, nährt sich fast ausschliesslich von Baumfrüchten; trotzdem ist sein Fleisch zähe und schmeckt unangenehm. Er ist ein sehr lebhafter, munterer Vogel, der sich aber nur selten aus den dunkeln Laubrevieren herauswagt und daher in der Regel nur auf dem Anstande unter den von ihm regelmässig besuchten, wilden Feigenbäumen erlegt werden kann. Der Turaku ist viel grösser als der Helmvogel; denn er erreicht die Grösse eines Raben und ist ein überaus stattlicher Vogel, der infolge seiner Haube und des langen Schwanzes von den Liberianern *pea-cock*, resp. *pea-fowl* (Pfau) genannt wird. Er besucht in kleinen Trupps von vier oder fünf Individuen die höchsten, nicht allzu dichtkronigen Bäume und hält sich überhaupt in höheren Regionen auf als sein Vetter, der Helmvogel. Manchmal, namentlich kurz nach Sonnenaufgang

und eben vor Sonnenuntergang, pflegt er sich in die höchsten Wipfel der Bäume zu setzen, woselbst er seinen Hals vorstreckt, die Flügel hängen lässt, den radförmig ausgebreiteten, breitfedrigen Schwanz lebhaft auf- und niederschlägt und seinen weithin schallenden Balzruf „kurrua, kurrua, ruk, ruk, ruk" anstimmt.

Eine weit artenreichere Familie als die Pisangfresser bilden die Nashornvögel, denn von diesen haben wir acht verschiedene Arten gesammelt, von welchen einige früher in zoologischen Sammlungen nur äusserst spärlich vertreten waren. Sämmtliche Arten nähren sich von Baumfrüchten, die grösseren mit Vorliebe von den Nüssen der Oelpalme. Sie sind mit geringen Ausnahmen sehr unruhige, lärmende Gesellen, welche sich durch ihre bizarren Schnabelformen und ihr eigenthümliches, lautes Geschrei vor allen andern Vögeln auszeichnen. Dabei scheint ihnen die bei einigen Arten ausserordentlich stark entwickelte und in den barocksten Formen gestaltete Hornscheide auf dem Schnabel als Resonanzboden zu dienen und dem heisern, rauhen Ruf einen gewissen Schall zu geben. Wie alle Fruchtfresser, suchen die Hornvögel grosse Waldgebiete ab und führen ein unstätes Leben, so dass es mir nie gelang, sie beim Brüten zu beobachten. In offener Gegend sieht man diese Vögel nur, wenn sie von einem Waldrevier in das andere fliegen. Im Fluge, bei welchem einige rasch auf einander folgende Flügelschläge von einem Schweben und gleichzeitigen Senken unterbrochen werden, bildet der Hornvogel ein einfaches Kreuz, aus dem der keulenartig aussehende Kopf und der lange Schwanz gleichmässig abstehen. Eine der grössten und zugleich der bekanntesten Arten ist *Buceros elatus*, welcher sich namentlich durch sein mächtiges, weisses Horn auf dem Schnabel unterscheidet. Ein junger Vogel dieser Art, den ich in Schieffelinsville besass, war sehr hülflos und musste sich das Futter, welches aus reifen Bananen und *butter-pears* (*Persea gratissima*) bestand, wochenlang einstopfen lassen. Er wurde sehr bald ausserordentlich zahm und zeigte sich für jede Liebkosung, ja für ein freundliches Wort schon dankbar. Zuletzt war er so daran gewöhnt, dass man sich mit ihm beschäftigte, dass er jeden Vorbeigänger, selbst den barfüssigen Neger, anrief, und da er einen sehr leichten

Schlaf hatte und auch gegenüber nächtlichen Besuchen nicht indifferent blieb, so leistete er als Nachtwächter vorzügliche Dienste. Beim Schlafen legte er den Kopf zwischen die Schulter und klappte den langen Schwanz wie ein Eichhörnchen über seinden Rücken hinauf.



Weisshaubiger Nashornvogel.
(*Berenicornis leucolopha*, Sharpe). (1/7 nat. Gr.).

Ein eigenthümlicher Vertreter dieser Familie ist *Berenicornis leucolopha*, welche sich durch einen unverhältnissmässig langen, sehr stark abgestuften Schwanz und die weisse Haube auf dem Kopfe vor ihren Verwandten auszeichnet. Dieser Vogel lebt nicht gesellig wie die Mehrzahl der übrigen, sondern hält sich einsam und zurückgezogen im dichten Urwalde auf, wo er, wie die Liberianer behaupten, die Affen auf ihren Zügen begleitet und dieselben mit miauender Stimme vor etwaiger Gefahr warnt, weshalb er allgemein unter dem Namen *monkey-bird* bekannt ist. Die verbreitetste liberianische Art ist unstreitig *Tockus semifasciatus*, welcher dort den an der Goldküste vorkommenden *T. fasciatus* vertritt. Eigenthümlich genug gehören gerade seine nächsten Verwandten (*T. hartlaubi* und *camurus*) zu den seltensten

Arten der ganzen Familie. Beide sind sehr klein, indem sie kaum die Grösse unseres Nusshähers überschreiten, an welchen namentlich der Erste durch die Farbe des Gefieders erinnert; der Zweite ist von ihm nicht nur an dem anders gefärbten Federkleide, sondern vor Allem auch an seinem korallenrothen Schnabel zu unterscheiden.

Ein eigenthümlicher und namentlich durch seine Isolirtheit interessanter Vogel ist der Trogon (*Trogon narina*), weil er bis heute als der einzige afrikanische Repräsentant sehr zahlreicher Arten betrachtet werden muss, die theils in Asien, theils auch in der neuen Welt, und zwar nur zwischen den Wendekreisen, zu Hause sind. Er ist ein scheuer Vogel, der sich wegen der grünen Farbe seines Gefieders und seiner stillen Lebensweise im dunkeln Urwalde allen neugierigen Blicken zu entziehen weiss.

Die Papageien sind, soweit bis jetzt bekannt, nur in zwei Arten vorhanden, welche beide für Liberia eigenthümlich genannt werden können. Der eine ist der sogenannte liberianische Graupapagei (*Psittacus timneh*). Dieser ersetzt den bekannten, rothschwänzigen Papagei in Liberia und den westlicher gelegenen Küsten- resp. Waldgebieten. Er unterscheidet sich von dem Letzteren durch etwas geringere Grösse, fleischfarbigen Oberschnabel und düster braunrothen statt feuerrothen Schwanz. Diese Papageien leben in den Wäldern in grossen Gesellschaften beisammen und besuchen, wenn sie nicht allzusehr gestört werden, jahrein, jahraus dieselben Schlafbäume, auf welchen sie sich, in langen Reihen dicht neben einander sitzend, zur Ruhe begeben. Die Papageienkolonien geben der Urwaldscenerie einen eigenthümlichen Reiz. Schon in aller Frühe, mit dem ersten Morgengrauen, verlassen sie schreiend, kreischend, flötend und singend ihre Schlafplätze und zerstreuen sich über den weiten Urwald, um ihrem Futter nachzugehen. Bei Sonnenuntergang, einige Nachzügler oft lange nach Einbruch der Nacht, ziehen sie wieder zurück, um ihre Schlafplätze aufzusuchen. Oft fallen sie auch in Reisfelder ein und richten dort grossen Schaden an. So wenig die Papageien die Nähe des Menschen fürchten, falls sie nicht gestört werden, so scheu zeigen sie sich bei der ge-

ringsten Gefahr. Ein einziger Schuss unter einen vorbeifliegenden Trupp genügt, um die Vögel zu veranlassen, fortan eine andere Richtung einzuschlagen oder aber so hoch über die gefährliche Stelle hinwegzufliegen, dass jede weitere Gefahr ausgeschlossen ist.

Die Timnehpapageien werden nur selten gefangen und noch seltener nach Europa herübergebracht; sogar die in Liberia lebend gehaltenen Individuen sind bis auf wenige Ausnahmen importirte rothschwänzige Graupapageien. Es wird behauptet, dass dieselben viel weniger gelehrig seien, als der gewöhnliche Graupapagei, indessen hatten wir in Schieffelinsville Gelegenheit, einen jungen, noch beinahe nackten Vogel zu erhalten und aufzuziehen, welcher uns die Haltlosigkeit dieser Behauptung auf Glänzendste bewies. Derselbe wurde ausserordentlich zahm und zutraulich; auch lernte er eben so rasch allerlei Worte sprechen wie sein naher Verwandter, der Graupapagei.

Die zweite in Liberia vorkommende Art ist van Swinderen's Papagei (*Psittacula swinderniana*), welcher als der liberianische Vertreter des weiter unten an der Küste vorkommenden Inseparable's (*P. pullaria*) betrachtet werden muss. Auch dieser ist kleiner als sein naher Verwandter; zudem unterscheidet er sich von dem Letzteren durch abweichende Färbung, namentlich durch die grüne statt rothe Farbe des Gesichts. Man findet diesen niedlichen Papagei in kleinen Trupps von 7—12 Stück. Im Walde halten sie sich in hohen Baumkronen auf; in der Nähe von Schieffelinsville waren sie einige Tage lang ständige Besucher der dort wachsenden, wilden Feigenbäume. Ihre Stimme gleicht dem Kreischen einer rostigen Thürangel.

Eine eigenthümliche Gruppe von Klettervögeln bilden die Bartvögel. Diese sind durchgehends nur schlechte Kletterer, und suchen ihr aus Kerbthieren und auch wohl aus Früchten bestehendes Futter mehr laufend als kletternd zusammen. Die Bartvögel leben meist paarweise. Sie nisten in alten Spechthöhlen oder auch in selbstgehackten Löchern auf kernfaulen Bäumen und legen ihre weissen Eier auf eine Unterlage von Holzmoder. Einige Arten, unter welchen sich namentlich *Pogonorhynchus hirsutus* durch seine Grösse und sein grünes, mit weissen Tupfen besätes Gefieder auszeichnet, haben klangvolle

Stimmen. Männchen und Weibchen der vorgenannten Art pfeifen gemeinschaftlich eine Melodie und sind so wenig scheu, dass der eine Vogel ruhig die ihm zukommenden Töne weiter producirt, nachdem man den Anderen heruntergeschossen hat. Wir haben diese Art denn auch regelmässig paarweise erbeutet. Eine andere Art, welche zeitweise in ganzen Trupps die Wälder durchstreift, ist der nacktköpfige Bartvogel (*Gymnobucco calvus*). Derselbe hat ein einfaches, erdbraunes Gefieder. Der bei alten Exemplaren stets kahle Kopf ist durch zwei hinter den Nasenlöchern stehende Haarbüschel geziert.

Auch ein Honigweiser (*Indicator variegatus*) kommt in Liberia vor; doch konnten wir weder selbst beobachten noch von Eingebornen vernehmen, dass sich derselbe vornehmlich von Bienenlarven nähre und dem Menschen die Nester der wilden Bienen anzeige, wie dies in Südafrika der Fall ist. Im Magen der beiden einzigen von uns gesammelten Exemplare haben wir nur die harten Flügeldecken von Käfern gefunden.

In nur fünf Arten fanden wir die Spechte vertreten. Dieselben sind in der Lebensweise nicht von unsern europäischen verschieden. Die am häufigsten vorkommenden Species sind *Campothera caroli* und *C. nivosa*.

Unendlich viel scheuer und weniger zugänglich als Bartvögel und Spechte sind die verschiedenen Arten von Kukuksvögeln, und unter diesen wissen sich die braunröckigen Spornkukuke (*Centropus francisci* und *C. senegalensis*), im dichtesten Gezweige des Buschwaldes herumschlüpfend, mit grossem Geschick den forschenden Blicken des Jägers zu entziehen. Desto häufiger aber lassen beide Arten ihre Stimme, ein rasch hinter einander ausgestossenes, dumpfes „du, du, du, du", hören, welches ihnen bei Eingebornen und Liberianern den Namen *dudu* eingetragen hat. Der *dudu* legt seine Eier nicht wie andere Kukuke in die Nester fremder Vögel; wenigstens haben wir in hohem Grase zwischen dichtem Gebüsch, etwa einen Fuss über der Erde, das Nest von *Centropus francisci* gefunden. Dasselbe war sehr gross; es bestand aus aufgehäuften Schilfblättern und Grashalmen und enthielt zwei halbflügge Junge.

Durch reichen Metallglanz im Gefieder ausgezeichnete und dazu

äusserst kleine Arten dieser Gruppe sind die zu den Glanzkukuken gehörenden *Chrysococcyx cupreus* und *C. klaasii.* Auch diese schlüpfen in dichtem Gebüsch herum, doch setzen sie sich gelegentlich auf hohe Zweige in die Sonne und lassen ihr herrliches Gefieder in den prachtvollsten Farben schimmern. Diese sowohl als auch die übrigen in Liberia beobachteten Kukuksarten, mit Ausnahme der Spornkukuke, legen ihre Eier in die Nester anderer Vögel; doch ist es mir selbst nie gelungen, diesbezügliche, nähere Beobachtungen zu machen.

Unter den zahlreichen Tauben Liberia's sind sowohl die echten Tauben als auch die Turteltauben vertreten. Von den erstgenannten darf namentlich *Columba unicincta* als interessanter Fund bezeichnet werden, weil sie früher nur in einem einzigen, von DUCHAILLU am Gabun entdeckten und im Museum zu Philadelphia bewahrten Exemplare bekannt gewesen war. Dieselbe zeichnet sich durch graublaues Gefieder, weinrothe Brust, schiefergraue Flügel und ebensolchen Schwanz aus, welcher auf halber Länge eine hellgraue Querbinde trägt. Eine weitere Art echter Tauben ist *Columba iriditorques*, mit breitem, kupferrothem Genickband. Auf den Batatenfeldern nahe bei Robertsport und in den Ufergebüschen am Fisherman Lake fanden wir häufig eine Turteltaube (*Turtur semitorquatus*), sowie eine Art Zwergtaube (*Peristera* [*Chalcopelia*] *afra*). Die Letztere namentlich ist ein sehr niedlicher, zutraulicher Vogel, dessen trauriges, mehrmals hinter einander ausgestossenes „puh" sehr häufig gehört wird. Ihr äusserst einfaches Nest, mit zwei gelbweissen Eiern, fand ich auf einem niedrigen Baumstumpf im Sumpfgebüsch. Dieses Täubchen lebt durchaus nicht so zurückgezogen wie BREHM behauptet hat, sondern trippelt, ohne sich viel um die in der Nähe arbeitenden Leute zu kümmern, auf Wegen und Aeckern umher und setzt sich gern auf die Aeste der in den Feldern zerstreut stehenden, niedrigen Bäume. Im dichten Buschwalde, den BREHM als ihren einzigen Aufenthaltsort bezeichnet, habe ich diese Art nie beobachtet, wohl aber zwei nahe verwandte, ebenfalls durch metallglänzende Flecken auf den Flügeln gekennzeichnete Species (*P. puella* und *P. tympanistria*), welche sich fast ausschliesslich im dichtesten Buschwald an der Erde aufhalten.

Stimmen. Männchen und Weibchen der vorgenannten Art pfeifen gemeinschaftlich eine Melodie und sind so wenig scheu, dass der eine Vogel ruhig die ihm zukommenden Töne weiter producirt, nachdem man den Anderen heruntergeschossen hat. Wir haben diese Art denn auch regelmässig paarweise erbeutet. Eine andere Art, welche zeitweise in ganzen Trupps die Wälder durchstreift, ist der nacktköpfige Bartvogel (*Gymnobucco calvus*). Derselbe hat ein einfaches, erdbraunes Gefieder. Der bei alten Exemplaren stets kahle Kopf ist durch zwei hinter den Nasenlöchern stehende Haarbüschel geziert.

Auch ein Honigweiser (*Indicator variegatus*) kommt in Liberia vor; doch konnten wir weder selbst beobachten noch von Eingebornen vernehmen, dass sich derselbe vornehmlich von Bienenlarven nähre und dem Menschen die Nester der wilden Bienen anzeige, wie dies in Südafrika der Fall ist. Im Magen der beiden einzigen von uns gesammelten Exemplare haben wir nur die harten Flügeldecken von Käfern gefunden.

In nur fünf Arten fanden wir die Spechte vertreten. Dieselben sind in der Lebensweise nicht von unsern europäischen verschieden. Die am häufigsten vorkommenden Species sind *Campothera caroli* und *C. nivosa.*

Unendlich viel scheuer und weniger zugänglich als Bartvögel und Spechte sind die verschiedenen Arten von Kukuksvögeln, und unter diesen wissen sich die braunröckigen Spornkukuke (*Centropus francisci* und *C. senegalensis*), im dichtesten Gezweige des Buschwaldes herumschlüpfend, mit grossem Geschick den forschenden Blicken des Jägers zu entziehen. Desto häufiger aber lassen beide Arten ihre Stimme, ein rasch hinter einander ausgestossenes, dumpfes „du, du, du, du", hören, welches ihnen bei Eingebornen und Liberianern den Namen *dudu* eingetragen hat. Der *dudu* legt seine Eier nicht wie andere Kukuke in die Nester fremder Vögel; wenigstens haben wir in hohem Grase zwischen dichtem Gebüsch, etwa einen Fuss über der Erde, das Nest von *Centropus francisci* gefunden. Dasselbe war sehr gross; es bestand aus aufgehäuften Schilfblättern und Grashalmen und enthielt zwei halbflügge Junge.

Durch reichen Metallglanz im Gefieder ausgezeichnete und dazu

äusserst kleine Arten dieser Gruppe sind die zu den Glanzkukuken gehörenden *Chrysococcyx cupreus* und *C. klaasii*. Auch diese schlüpfen in dichtem Gebüsch herum, doch setzen sie sich gelegentlich auf hohe Zweige in die Sonne und lassen ihr herrliches Gefieder in den prachtvollsten Farben schimmern. Diese sowohl als auch die übrigen in Liberia beobachteten Kukuksarten, mit Ausnahme der Spornkukuke, legen ihre Eier in die Nester anderer Vögel; doch ist es mir selbst nie gelungen, diesbezügliche, nähere Beobachtungen zu machen.

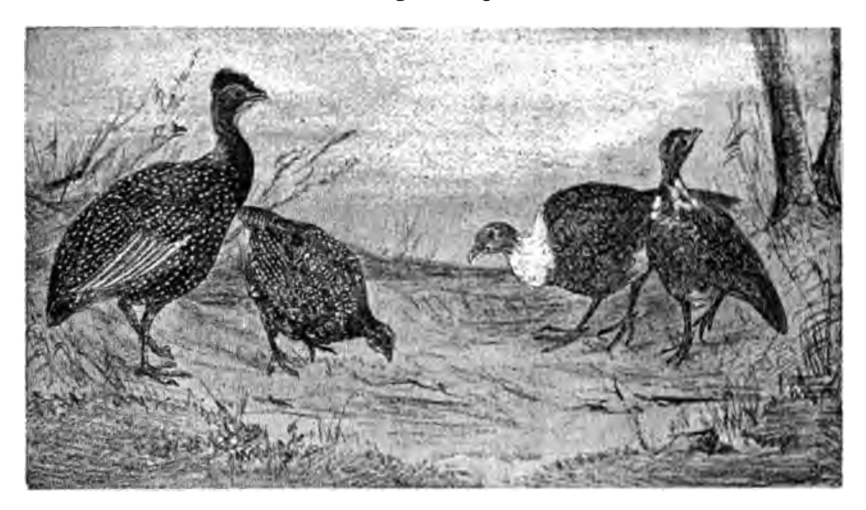
Unter den zahlreichen Tauben Liberia's sind sowohl die echten Tauben als auch die Turteltauben vertreten. Von den erstgenannten darf namentlich *Columba unicincta* als interessanter Fund bezeichnet werden, weil sie früher nur in einem einzigen, von DUCHAILLU am Gabun entdeckten und im Museum zu Philadelphia bewahrten Exemplare bekannt gewesen war. Dieselbe zeichnet sich durch graublaues Gefieder, weinrothe Brust, schiefergraue Flügel und ebensolchen Schwanz aus, welcher auf halber Länge eine hellgraue Querbinde trägt. Eine weitere Art echter Tauben ist *Columba iriditorques*, mit breitem, kupferrothem Genickband. Auf den Batatenfeldern nahe bei Robertsport und in den Ufergebüschen am Fisherman Lake fanden wir häufig eine Turteltaube (*Turtur semitorquatus*), sowie eine Art Zwergtaube (*Peristera* [*Chalcopelia*] *afra*). Die Letztere namentlich ist ein sehr niedlicher, zutraulicher Vogel, dessen trauriges, mehrmals hinter einander ausgestossenes „puh" sehr häufig gehört wird. Ihr äusserst einfaches Nest, mit zwei gelbweissen Eiern, fand ich auf einem niedrigen Baumstumpf im Sumpfgebüsch. Dieses Täubchen lebt durchaus nicht so zurückgezogen wie BREHM behauptet hat, sondern trippelt, ohne sich viel um die in der Nähe arbeitenden Leute zu kümmern, auf Wegen und Aeckern umher und setzt sich gern auf die Aeste der in den Feldern zerstreut stehenden, niedrigen Bäume. Im dichten Buschwalde, den BREHM als ihren einzigen Aufenthaltsort bezeichnet, habe ich diese Art nie beobachtet, wohl aber zwei nahe verwandte, ebenfalls durch metallglänzende Flecken auf den Flügeln gekennzeichnete Species (*P. puellà* und *P. tympanistria*), welche sich fast ausschliesslich im dichtesten Buschwald an der Erde aufhalten.

Wohl die bekannteste und häufigste aller liberianischen Taubenarten ist die grüne Fruchttaube (*Treron calva*), die im Urwalde brütet und sich, statt von Sämereien, von Baumfrüchten und jungen Knospen nährt. Man schiesst diese Tauben auf dem Anstande unter einzeln stehenden Futterbäumen, welche sie alle Tage regelmässig zu besuchen pflegen, bis alle Früchte aufgebraucht sind.

Obschon man in dem waldbedeckten Liberia weder Sandhühner noch Wachteln antrifft, so ist doch die Familie der Hühnervögel auf würdige Weise vertreten. In den Urwäldern und dem an diese grenzenden Buschwalde findet man ein schönes Schopfperlhuhn (*Numida cristata*), welches truppweise beisammen lebt und seine Nachtruhe auf den Aesten hoher Bäume hält. Junge Vögel haben, wie nebenstehende Abbildung zeigt, auch Kopf und Hals befiedert.

An das Perlhuhn schliesst sich am nächsten das Weisskragenhuhn (*Agelastes meleagrides*) an. Auch dieses lebt truppweise im Hochwalde, doch ist es viel seltener als das Erstgenannte und gehörte bis jetzt auch in Museen zu den grössten Seltenheiten. Ganz alte Vögel dieser Art zeichnen sich durch sehr kleine, helle Tupfen auf dem grauen Gefieder, sowie durch einen breiten, weissen oder violettweissen Kragen aus. Kopf und Hals sind nackt. Der Erstere ist nelkenroth, der Letztere milchweiss, welche Farbe jedoch nach dem Tode sofort durch Kobaltblau in Blauschwarz übergeht. Ueber das Freileben dieser hochinteressanten Vögel konnte ich Nichts in Erfahrung bringen, da unsere Exemplare von Eingebornen gebracht wurden, welche sie in Laufschlingen gefangen hatten. Sie scheinen indessen in ganzen Trupps im Walde umherzustreifen. Mein Begleiter Stampfli hatte am Farmington River das Glück, innerhalb weniger Tage gegen zwanzig Stück lebend zu erhalten, welche von Eingebornen in Schlingen gefangen worden waren. In dem Gehege, welches er für dieselben errichtete, benahmen sie sich anfänglich sehr wild und scheu. Nach einigen Tagen jedoch hatten sie sich schon soweit eingewöhnt, dass sie an die massenhaft vorgeworfenen Termitenlarven giengen, und nicht lange dauerte es, bis sie sich an Reiskost gewöhnt und alle Scheu abgelegt hatten. Der Anblick dieses ganzen Trupps rothköpfiger Hühner

mit den weissen Halskragen muss nach den Aussagen STAMPFLI's wundervoll gewesen sein. Trotz der grössten Sorge, um die Thiere für den späteren Transport nach Europa, wo man sie bisher noch nie lebend gesehen hat, am Leben zu erhalten, starben Alle kurz hinter einander, wahrscheinlich an vergiftetem Fleisch, das ihnen durch STAMPFLI's Diener unvorsichtiger Weise hingeworfen worden war. Auch bei dieser Art haben die Jungen Kopf und Hals dunkel befiedert. Der Halskragen zeigt ebenfalls eine dunkle Fär-



Das Schopfperlhuhn. (*Numida cristata*, Pall.). (1/10 nat. Gr.).

Das Weisskragenhuhn. (*Agelastes meleagrides*, Temm.). (1/10 nat. Gr.).

bung, doch wird er, wie beistehende Abbildung zeigt, schon in der ersten Mauser, bei welcher auch die Befiederung auf Kopf und Hals verschwindet, rein weiss. Wie obige Mittheilung beweist, müsste es ein Leichtes sein, diese Vögel auch in Europa am Leben zu erhalten, und würden sie, namentlich in ganzen Trupps beisammen gehalten, eine wahre Zierde unserer Thiergärten bilden.

Ausser den beiden genannten Hühnerarten finden sich noch zwei Frankoline (*Francolinus ahantensis*[1]) und *F. lathami*).

[1]) Nicht *ashantensis*, wie in der Regel irrthümlich geschrieben wird, da TEMMINCK den Vogel nach der Goldküstenprovinz Ahanta, nicht nach Ashantee, benannt hat.

Der Letztgenannte, ein äusserst zierlicher, kleiner Vogel mit schwarzer, weissgefleckter Brust, ist sehr häufig und wird, wie die Vorigen, von den Eingebornen in Laufschlingen gefangen. Er hält sich mit Vorliebe in dichtem Buschwald auf und weiss sich den Späherblicken des Jägers sehr geschickt zu entziehen. Der Paarungsruf wird besonders nach Einbruch der Nacht und in der kurzen Morgendämmerung gehört; er besteht aus einem weithin hörbaren „kakarr, kakarr, ka, ka, karrr", welches oft

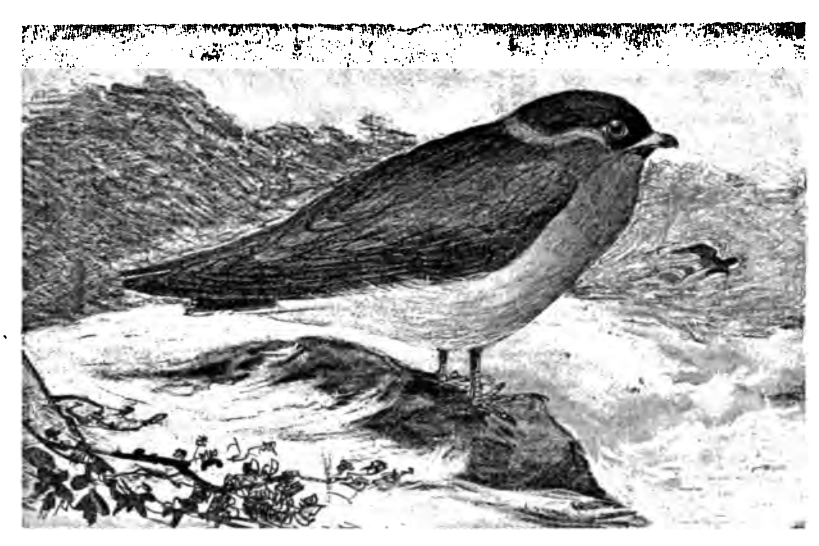


Latham's Frankolin (*Francolinus lathami*, Hartl.).
Hahn und Henne mit Jungen.

wie lautes Lachen klingt. Wir hatten einmal ein ganzes Dutzend dieser schönen, kaum rebhuhngrossen Vögel lebend beisammen und fütterten sie mit Sämereien und namentlich mit Termitenlarven, welche in Liberia jederzeit sehr leicht zu beschaffen sind. Ich glaube, dass sich diese zierlichsten aller Frankoline ebenfalls zum Halten in Thiergärten vorzüglich eignen würden; bis heute sind dieselben jedoch nur selten lebend nach Europa gebracht worden.

Dass in dem wasserreichen Lande die Gruppen der Sumpf-, Wat- und Schwimmvögel zahlreiche Vertreter haben, ist wohl selbstverständlich, und es muss daher sehr befremden, nicht jene wolkenähnlichen Schwärme von Reihern, Flamingos u. s. w. zu finden, von denen uns die Reisenden in anderen Aequatorialgegenden wie Gabun, Ogowe und am Congo, ja selbst in den zehn und mehr Grad südlich vom Aequator gelegenen portugiesischen Besitzungen zu erzählen wissen.

Unter den Regenpfeifern findet sich dort ein unserm Triel



Die rothnackige Brachschwalbe.
(*Glareola megapoda*, Gray). (nat. Gr.).

äusserst nahe verwandter Dickfuss (*Oedicnemus vermiculatus*). Dieser wurde mehrmals auf den spärlich mit Gras und Strauchwerk bewachsenen Inseln vor den Mündungen des Mahfa- und Sugary River angetroffen. Ein weit häufigerer Vogel ist die rothnackige Brachschwalbe (*Glareola megapoda*), welche sich von der weiter südlich vorkommenden *Gl. nuchalis* durch das rostfarbige, statt weisse Genickband unterscheidet. Wir fanden diese Art häufig auf den Felsinseln des mittlern St. Paul, an einer einzigen Stelle (auf Felstrümmern in der Nähe von Bendoo) im

Fisherman Lake, ferner am Mahfa River, sowie auch an felsigen Punkten in sämmtlichen Flüssen östlich von Monrovia. An den genannten Stellen lebt sie in kleinen Colonien, oft auch paarweise, und legt ihre matt graugrünen, unregelmässig erdbraun marmorirten Eier ohne jegliche Unterlage auf blossen Sand. Nach Art der mit ihr zusammen vorkommenden Flusschwalbe pflegt die Brachschwalbe gelegentlich Insekten im Fluge zu erhaschen.

Auf abgebrannten Waldstellen und Grasflächen fanden wir, in kleinen Trupps von 5—7 Stück beisammen, den ungehäubten Kibitz (*Vanellus inornatus*), auf einer Sandbank im St. Paul bei Soforeh Place und an einer ähnlichen Stelle im Mahfa River aber einen schönen Lappenkibitz (*Lobivanellus albiceps*), welcher sich durch weissen Scheitel, blassgelbe, von den Wangen herabhängende, lange Hautlappen und langen, scharfen Sporn am Flügelbug auszeichnet. Von eigentlichen Regenpfeifern trafen wir als Wintergäste an den Flussmündungen die beiden europäischen Arten *Charadrius hiaticula* und *Ch. cantiana*, und ausserdem noch den einheimischen *Ch. forbesii*, welcher sich von seinen nächsten Verwandten durch eine doppelte, schwarze Brustbinde unterscheidet.

Unter den verschiedenen Reiherarten ist wohl die auffälligste und eleganteste der Silberreiher (*Ardea alba*). Dieser ist nirgends häufig, doch habe ich ihn mehrfach am Fisherman Lake und an den seeartigen Erweiterungen des Messurado River beobachtet. Sein schneeweisses, in der Sonne weithin leuchtendes Gefieder macht ihn schon von ferne kenntlich, doch ist der Vogel, ob er nun auf hohem Mangrovebusch sitzt oder knietief im seichten Wasser steht, stets sehr wachsam und scheu, so dass er nur von einem Hinterhalte aus geschossen werden kann. Am Fisherman Lake fand sich stellenweise sehr häufig die schiefergraue, weisskehlige *Ardea gularis*, welche Art dadurch interessant ist, dass sie manchmal ein entweder ganz oder theilweise rein weisses Jugendkleid hat, und dass die gelbe Farbe ihrer Füsse gewöhnlich an dem einen Laufe weiter hinaufreicht als am andern. Wohl die häufigste Art ist der schwarzköpfige Mangrovereiher (*Ardea atricapilla*), welcher colonienweise in den Mangrovewäldern der Küstenge-

biete nistet. Die Nester stehen 6—8 Fuss über dem schlammigen Boden und sind aus Reisern so lose zusammengefügt, dass man die zwei bis drei blaugrünen Eier bequem von unten sehen kann. An den Flussufern findet man in dichtem Walde hie und da die seltene weisshäubige Rohrdommel (*Botaurus leucolophus*), und in den Mangrovewäldern am Fisherman Lake wurde der noch seltenere, weissrückige Nachtreiher (*Nycticorax leuconotus*) erlegt.

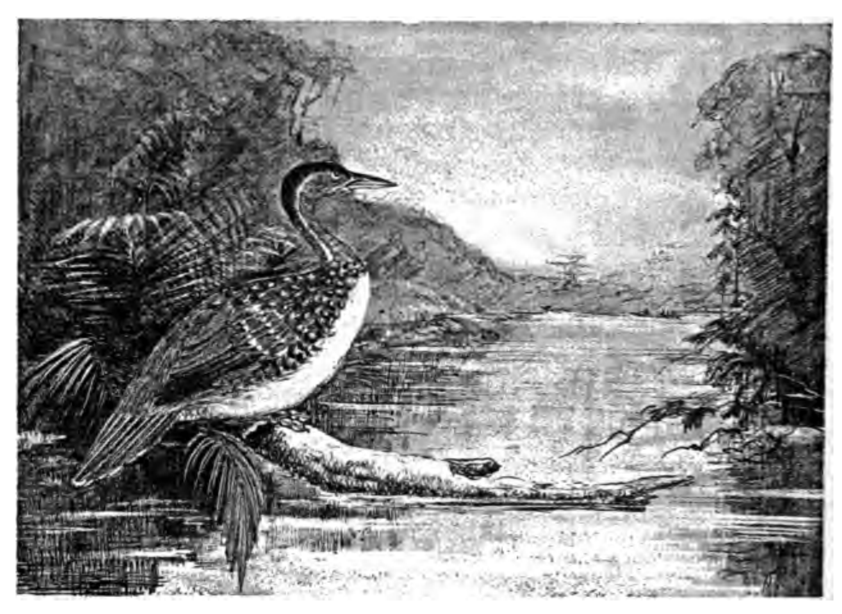
Hie und da zeigt sich an den Ufern der Flüsse der wollhalsige Storch (*Ciconia episcopus*). In Schieffelinsville hielten wir längere Zeit ein flügellahm geschossenes, altes Exemplar. Dasselbe wurde bald sehr zahm, liess ruhig den angelegten Verband nachsehen und nährte sich nicht nur von den dargereichten Fischen, Fröschen und kleinen Krabben, sondern nahm auch gern die Eingeweide von Hühnern und andern Vögeln an.

Von den beiden gesammelten Ibis-Arten (*Ibis hagedash* und *I. olivaceus*) konnten wir nur den zweiten näher beobachten. Derselbe war namentlich am Du Queah River häufig, an welchem er allabendlich unter lautem Geheul in kleinen Trupps seine Schlafplätze in den Kronen der höchsten Wollbäume bezog.

Sämmtliche in Liberia angetroffene Schnepfenarten haben sich als alte Bekannte aus der Heimat herausgestellt. Die meisten derselben waren wohl aus Europa herübergekommene Wintergäste; doch scheinen Einzelne das ganze Jahr über zu bleiben. Auf den Sandbänken an den Flussmündungen machten wir oft auf die sehr häufigen kleinen Brachvögel (*Numenius phaeopus*) und den grünfüssigen Wasserläufer (*Totanus glottis*) Jagd, welche dort schaarenweise den Winter zubringen. Gelegentlich findet man an denselben Stellen auch den Zwergbrachvogel (*Tringa subarquata*), und bis an die Wasserfälle der Flüsse hinauf zeigt sich der Flussuferläufer (*Totanus* [*Actitis*] *hypoleucos*).

Unter den Rallen ist wohl die eigenthümlichste Form die blutfüssige Ralle (*Himantornis haematopus*), mit olivenbraunem Gefieder und hohen, korallenrothen Ständern. Dieselbe lebt in dichtem Sumpfgebüsch und konnte, obwohl wir verschiedene Exemplare erbeuteten, nicht näher beobachtet werden. Glück-

licher waren wir mit der schwarzen Ralle (*Ortygometra nigra*). Während meines Aufenthaltes in Robertsport hörte ich fast allabendlich ihren lauten, schnarrenden Paarungsruf und konnte ich sie auch am Tage in dem nahen Sumpfe, mit graziösem Gange und bei jedem Schritte nickendem Kopfe, herumspazieren sehen. Aufgestöbert, eilen sie schnurrenden Fluges eine kurze Strecke dicht über das Wasser hin, um möglichst bald an geschützter Stelle wieder einzufallen. Gegen Ende Oktober hatten die nächt-



Das afrikanische Taucherhuhn.
(*Podica senegalensis*, Hartl.). (1/7 nat. Gr.).

lichen Concerte aufgehört, so dass ich die Vögel beim Brüten zu finden hoffte; doch war alle meine darauf verwendete Mühe vergeblich. Am 15. November brachte mir dann ein Diener drei lebende Junge, welche eben erst ausgekrochen sein konnten. Dieselben hatten ein ganz schwarzes Dunenkleid, einen fleischfarbigen Schnabel mit schwarzer Querbinde vor den Nasenlöchern, und braune Füsse. Der alte, ebenfalls ganz schwarze Vogel hat grasgrünen Schnabel und korallenrothe Füsse.

Eine der allermerkwürdigsten Formen aus der liberianischen Vogelwelt ist das in die Gruppe der Saumfüsse (*Heliornithidae*) gehörige Taucherhuhn (*Podica senegalensis*). Diese genannte Gruppe hat den Systematikern schon viel Kopfzerbrechen verursacht, da ihre Gestalt die typischen Eigenthümlichkeiten von drei unter einander scharf abgegrenzten Gruppen vereinigt. Der schlanke Kopf mit dem langen, spitzigen Schnabel, der gestreckte Hals und Rumpf, sowie namentlich der lange, steiffederige Ruderschwanz nähert diese Familie dem an die Cormorane sich anschliessenden Schlangenhalsvogel, während die mit eingeschnürten Lappensäumen versehenen Zehen an die Füsse des schwarzen Wasserhuhns und noch mehr an diejenigen des Haubentauchers erinnern. Ihr innerer Bau zeigt jedoch mehr Uebereinstimmung mit den Wasserhühnern als mit jeder andern Gruppe, weshalb sie jetzt auch allgemein diesen beigeordnet werden. Die Saumfüsse sind durch je eine Art in Südamerika, Malakka und Afrika vertreten; indessen hat man, ob mit vollem Recht oder nicht, bleibt noch dahingestellt, die in Ostafrika vorkommenden als eigene Art (*Podica petersi*) von den westafrikanischen getrennt. In der Lebensweise scheinen die verschiedenen Arten grosse Aehnlichkeit zu haben. Das westafrikanische Taucherhuhn ist beinahe so gross wie eine Ente. Oben ist es olivenbraun, mit weissen, runden Tupfen auf Rücken und Schultern; Brust und Bauch sind weiss; die Kehle ist beim Weibchen und jüngeren Männchen ebenfalls weiss, beim Männchen im Hochzeitskleide aber dunkel schiefergrau. Vom Auge ab zieht sich der Seite des Halses entlang ein schmales, weisses Band. Schnabel und Füsse sind korallenroth. Der Flügeldaumen ist mit einem langen, scharfen und nur schwach gekrümmten Nagel versehen. Westlich von Monrovia haben wir merkwürdiger Weise diese Art nie gefunden. Auch auf dem Junk River kam sie nur sehr vereinzelt vor, während wir auf dem Du Queah River kaum eine Fahrt machen konnten, ohne einen oder mehrere dieser Vögel anzutreffen. Trotzdem kann man durchaus nicht behaupten, dass die Art dort häufig sei, und als wir einmal im Besitze von sieben Stück waren, hatten wir unter ihnen so ziemlich aufgeräumt. Das Taucherhuhn lebt meist einzeln, seltener paarweise, an stillen, beiderseits von

überhängendem Ufergebüsch eingerahmten Stellen der oberen Flussläufe und wurde auf dem Du Queah noch in der Nähe der ersten Fälle gesehen. In den Mündungsgebieten scheint es nicht mehr vorzukommen, sondern mehr diejenigen Strecken zu lieben, an denen das Wasser wohl durch die eindringende Fluth aufgestaut, aber doch nicht mehr brackig wird. Die ersten Vögel dieser Art fanden wir oberhalb Schieffelinsville, nahe der Vereinigung des Du Queah- mit dem Junk River, woselbst ich einen von einem niedrigen Mangrovebusch herunterschoss. Dieser war das einzige Exemplar, welches ich je aufbäumen sah. In der Regel findet man den Vogel schwimmend auf dem Flusse; doch kann man gewöhnlich nur dann auf Schussweite heranfahren, wenn man das Glück hat, ihn zufällig, geräuschlos um eine Ecke biegend, zu überraschen. Die ausserordentlich scheuen und wachsamen Vögel rudern, sobald sie des nahenden Canoes ansichtig werden, möglichst rasch dem Ufer zu, an welchem sie sich unter überhängendem Astwerk oder in dem Stelzengewirr der Mangrove ohne Mühe verbergen können. So tief sie auch im Wasser einsinken, kommen sie doch rudernd rasch vorwärts. Sie machen denn auch nur von den kurzen Flügeln Gebrauch, wenn sie durch plötzliches Erscheinen eines Canoes in unmittelbarer Nähe überrascht werden und sich nicht mehr durch Schwimmen retten zu können glauben. Dann erheben sie sich und eilen in verzweiflungsvoller Hast, die Wasserfläche mit den Flügel schlagend, mehr laufend als fliegend dem schützenden Ufer zu. Dies ist die beste Gelegenheit, um sich ihrer durch einen Schuss zu bemächtigen; denn schwimmend sitzen sie so tief, dass nur Kopf, Hals und Rückenoberfläche sichtbar sind, welche dem tief im Canoe, also tiefer als das Niveau des Wassers sitzenden Jäger eine zu geringe Schussfläche bieten. Es wird allgemein behauptet, und nach ihrem Körperbau könnte man dies auch glauben, dass diese Vögel tauchen; doch haben weder ich noch meine Begleiter sie jemals tauchen sehen, und ein angeschossenes Exemplar machte von diesem Rettungsmittel selbst dann keinen Gebrauch, als ich es im Wurzelgewirr am Ufer, wohin es sich geflüchtet hatte, auffand, sondern liess sich, gänzlich in die Enge getrieben, mit der Hand ergreifen. Die Nester und Eier dieser Art haben wir nie

gefunden und ist auch sonst Nichts darüber bekannt; doch zeigte mir ein Eingeborner eine mit mannshohen Aroideen [1]) bewachsene Uferstelle, an welcher er ein Jahr vorher ein am Boden stehendes Nest dieses Vogels mit zwei Eiern gefunden haben wollte.

An eigentlichen Schwimmvögeln (Zahnschnäblern) ist Liberia merkwürdiger Weise durchaus nicht reich. So ist z. B. der Flamingo, welcher nördlich sowohl als südlich von diesem Lande vorkommt, dort kein ständiger Vogel. Ich habe ihn selbst nie gesehen, doch wurde kurz vor meiner Ankunft in Cape Mount ein wahrscheinlich verflogenes Exemplar geschossen und allseitig als ein Wunder angestaunt.

In derselben Gegend kommt hin und wieder die Spornflügelgans (*Plectropterus gambensis*) vor. Dieselbe ist bedeutend grösser als unsere Gans und anders gefärbt; auch hat sie am Flügelbug einen sehr stark entwickelten Sporn. Am Fisherman Lake haben wir ein noch nicht erwachsenes Männchen und am Mahfa River später auch sieben ganz junge Exemplare im Dunenkleide erhalten. Dieselben wuchsen sehr rasch heran, doch wurden sie nie zahm und trachteten fortwährend zu entlaufen. Das Dunenkleid ist einfarbig grau.

Häufiger als die genannte Gans fanden wir, namentlich auf den kleinen Schwemminseln vor der Mündung des Mahfa River, die Wittwenente (*Dendrocygna viduata*). Weit landeinwärts scheint diese schöne Ente nicht zu kommen, auch habe ich sie nie aufbäumen sehen. Einmal wurde mir von einem Eingebornen eine lebende Wittwenente gebracht, die derselbe auf einem Nest mit sieben Eiern gefangen hatte. Die vorgenommene Section zeigte, dass das Exemplar ein Männchen war. Ungefähr um dieselbe Zeit, am 16. August, brachten mir meine *boys* einige Junge im Dunenkleide, welche sie in der Grassteppe dicht hinter dem Strande gefangen hatten.

Eine zweite Entenart (*Querquedula hartlaubi*) fanden wir in den hohen Pandanuswäldern und Baummangroven am oberen Junk River, nahe bei der Grassteppe von Oldfield. Obwohl keine

---

[1]) *Cyrtosperma senegalensis*, Engl., auf p. 96 des ersten Bandes irrthümlich als *Amorphophallus* erwähnt.

Baumente, haben wir dieselbe auf Bäumen, quer auf hohen Aesten sitzend, angetroffen, und nur ein einziges Mal fanden wir ein schwimmendes Pärchen, welches sich aber beim Nahen unseres Canoes sofort auf seinen hohen Sitzplatz zurückzog.

Neben den oben genannten Wittwenenten fanden sich, namentlich an Stellen, von welchen sich während der Ebbe das Wasser zurückgezogen hatte, grosse Flüge von weissflügeligen Seeschwalben (*Hydrochelidon nigra*), jedoch stets im hellen Winterkleide, wie ich sie denn auch nirgends brütend angetroffen habe. Seltener stellte sich während der Wintermonate unsere Flussmeerschwalbe (*Sterna fluviatilis*) ein, und nur ein einziges Mal wurde die an der gelben Schnabelspitze kenntliche *Sterna cantiaca* erlegt.

Wohl die interessanteste aller in Liberia vorkommenden Seeschwalben ist der Scheerenschnabel (*Rhynchops flavirostris*), welchen wir ebenfalls auf genannten Sandinseln antrafen. Er lebt stets paarweise. Seine Flügel sind sehr lang und sichelförmig; der korallenrothe Schnabel ist seitlich sehr stark zusammengedrückt, fast messerartig und sehr scharfrandig; auch ist der Oberschnabel stets etwas kürzer als der Unterschnabel. Diese Vögel sind ausserordentlich neugierig, so dass wir, um sie unter Schuss zu bekommen, nur etwas fremdartig Aussehendes auf die Erde hinzulegen brauchten. Ist einmal der Eine gefallen, so umflattert ihn der Andere unter lautem Wehklagen so lange, bis ein zweiter Schuss auch seinem Leben ein Ende macht.

An Flussläufen und breiten Creeks sieht man auf Canoefahrten oft, den langen Hals S-förmig eingezogen, Schlangenhalsvögel (*Plotus levaillantii*) und Cormorane (*Graculus africanus*). Beide führen ungefähr die nämliche Lebensweise. Sie sitzen, nach Fischen spähend, auf den über das Wasser hinausgestürzten Baumstämmen; auch findet man sie nicht selten auf den Aesten hoher Uferbäume. Beide suchen sich, wenn angeschossen, durch geschicktes Tauchen zu retten und wissen sich, wenn man sie ergreifen will, durch gutgezielte, scharfe Schnabelhiebe kräftig zu vertheidigen.

III.

Reptilien und Amphibien. — Fische. — Wirbellose Thiere.



Mein Fischer ARCHEY DEMERY, vom Fischfang heimkehrend.

Reptilien und Amphibien: Landschildkröten. — Süsswasserschildkröten. — Seeschildkröten. — Krokodile. — Warane. — Agamen. — Chamaeleon. — Schleichen. — Giftschlangen. — Nichtgiftige Schlangen. — Laubfrösche. — Der Riesenfrosch. — Kröten. — Schlangenlurche. — Fische: Der Zitterwels. — Sumpffische. — Springfische. — Seefische. — Hai und Sägehai. — Weichthiere: Tintenfische. — Landschnecken. — Süsswasserschnecken. — Essbare Austern. — Insekten: Fliegen. — Mosquiten. — Ameisen. — Termiten. — Wilde Bienen. — Käfer. — Schmetterlinge — Heuschrecken. — Gespenstheuschrecken. — Tausendfüsse. — Skorpione. — Die Vogelspinne. — Schalthiere: Landkrabben. — Süsswasserkrabben. — Mangrovekrabben. — Strandkrabben. — Seekrabben. — Süsswassergarneelen. — Langusten. — Würmer: Regenwürmer. — Blutegel. — Der Guineawurm. — Systematisches Verzeichniss der bis jetzt bearbeiteten Thiere Liberia's.

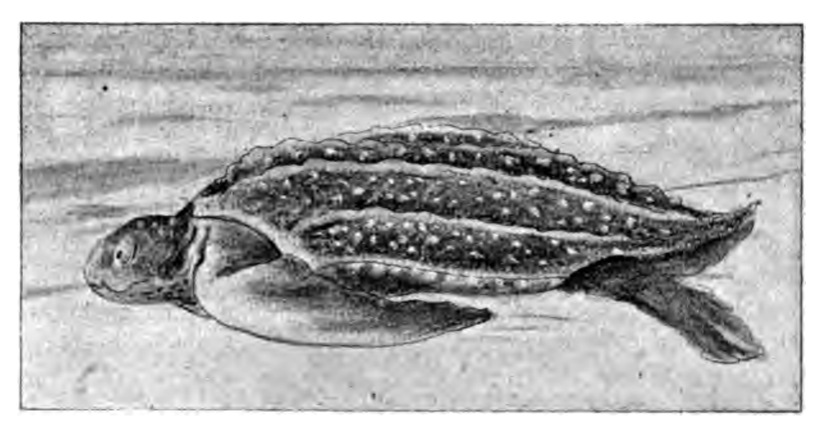
Haben schon die in den beiden vorigen Capiteln besprochenen Säugethiere und Vögel nicht immer die wohlverdiente Beachtung

finden können, so ist dies bei den übrigen Vertretern des Thierreiches noch weniger thunlich. Hier sind auch die Lebensäusserungen nicht so ausgesprochen artlich differenzirt wie bei den beiden höheren Klassen, und sind überhaupt die geistigen Fähigkeiten durchgehends sehr gering. Bei vielen Gruppen sind übrigens Beobachtungen über die Lebensweise, wenn nicht geradezu unmöglich, so doch sehr schwierig und zeitraubend, so dass sich der Sammler, der dazu die schönste Gelegenheit hätte, selten eingehend in dieser Richtung beschäftigen kann. Die genannten Gründe haben mich denn auch veranlasst, die wirbellosen Thiere zusammen mit den beiden untersten Klassen der Wirbelthiere in ein Capitel zusammenzudrängen.

Die unter allen Kriechthieren am höchsten entwickelte Gruppe, die Schildkröten, fanden wir in Liberia durch sechs verschiedene Arten vertreten, von welchen eine sich auf dem Lande aufhält, während drei im Süsswasser und drei im Meere gefunden werden. Die erstgenannte Art ist die Klappschildkröte (*Cinixys erosa*), welche in der Lebensweise mit unserm europäischen Igel verglichen werden könnte. Wie dieser, zieht sie Buschwald und Waldsäume dem finstern Hochwalde vor und nährt sich wahrscheinlich ebenfalls von Kerbthieren und wohl auch von kleinen Schnecken. Obschon nicht gerade häufig, ist sie doch allgemein verbreitet. Wir haben zahlreiche Exemplare dieser Art lebend gehabt. Die meisten Individuen, welche man zu sehen bekommt, sind etwa faustgross, indessen können sie eine bedeutende Grösse erreichen und müssen, da sie ausserordentlich langsam wachsen, sehr alt werden. Das Rückenschild des grössten Exemplares, welches in unsern Besitz kam, mass 25 Cm. Ihr Fleisch wird von den Eingebornen gegessen, wie bei ihnen eben Alles gegessen wird; ich habe es jedoch stets zähe und geschmacklos gefunden. Das Rückenschild dieser Schildkröte hat die Eigenthümlichkeit, dass es durch ein Charnier mit dem Vordertheil verbunden ist und vermittelst eines Muskels niedergeklappt werden kann. Kopf und Beine werden bei drohender Gefahr zwischen Rücken- und Brustpanzer eingezogen.

Jedenfalls häufiger als die vorgenannte sind zwei Sumpfschildkröten (*Sternothaerus derbianus* und *S. adansonii*), welche

sowohl in Flüssen als auch in stillem Süsswasser angetroffen werden. Wie die Klappschildkröte werden sie bis ein Fuss lang; das Rückenschild ist aber viel weniger gewölbt, grauschwarz von Farbe und glatt; auch besitzen sie keine Rückenklappe. Dafür aber kann der vordere Theil des Brustpanzers zugeklappt werden, so dass sowohl die Vorderfüsse als der nicht zurückziehbare, sondern seitlich eingelegte Kopf gänzlich bedeckt werden. Diese Schildkröten können auch ganz gut auf dem Lande leben, doch scheinen sie ihre Nahrung im Wasser zu suchen. Eine fast ausschliessliche Bewohnerin von Flüssen und Landseen ist die Rüsselschildkröte (*Trionyx triunguis*), welche sich durch ein



Die Lederschildkröte (*Dermochelys coriacea*). (1/21 nat. Gr.).

massives, sehr flaches und elliptisches, mit einem breiten, knorpeligen Randsaum versehenes und mit einer glatten, lederartigen Haut bedecktes Rückenschild, sowie durch eine rüsselartig verlängerte Oberlippe auszeichnet. Diese Schildkröte ist oben dunkel olivengrün und mit gelblichen Tupfen besät; unten ist sie einfarbig gelblich weiss. Obschon die meisten Exemplare, welche man bekommt, nicht über handgross sind, können sie doch eine bedeutende Grösse erreichen, wie zwei alte Exemplare beweisen, welche im Fisherman Lake an der Angel gefangen wurden. Diese hatten nämlich bei einer Gesammtlänge von 122 Cm. ein 78 Cm. langes und 57 Cm. breites Rückenschild, und wog jede

75 Pfund. Im Magen der beiden Individuen fanden wir zahlreiche Palmnüsse, was mich zu dem Schlusse veranlasste, dass diese Art, wahrscheinlich zur Nachtzeit, an Land gehe und sich wenigstens zeitweise von den genannten Früchten nähre.

Ein wahrer Riese unter den Seeschildkröten ist die schon im ersten Bande (p. 266 u. ff.) eingehend besprochene Lederschildkröte (*Dermochelys coriacea*), deren sehr leichter Rückenpanzer aus zahllosen, dünnen, facettenartigen Knochenplättchen zusammengesetzt und mit einer hornartigen Lederhaut überzogen ist. Diese Letztere ist schwarzblau und überall, auch auf den flossenartigen Pranken, mit thalergrossen, weissen Kleksen besät. Die Lederschildkröte liefert eine unglaubliche Masse Thran, welcher nicht nur klumpenweise zwischen das Zellgewebe eingebettet, sondern auch in nicht enden wollender Fülle zwischen Rückenskelet und Panzer angehäuft ist. Die zweite Art von Seeschildkröten ist *Chelone mydas*[1]), welche als grüne Schildkröte bekannt ist und die berühmte Suppe liefert. Diese Art erreicht eine ungeheure Grösse, obschon ich kaum glaube, dass sie darin der vorigen gleichkommt. Wie jene, so kommt auch sie diesseits und jenseits des atlantischen Oceans vor. Ihr Panzer besteht aus einem ziemlich stark gewölbten, schweren und mit flachen Hornplatten bedeckten Knochengerüst. Die dritte Art ist die Carettschildkröte (*Chelonia imbricata*). Diese unterscheidet sich dadurch von allen anderen, dass die Rückenschilder, welche das bekannte Schildpatt liefern, dachziegelartig über einander liegen. Ein schönes junges, zwei Fuss langes Exemplar wurde an der Angel gefangen.

Sämmtliche Seeschildkröten pflegen zu einer gewissen Jahreszeit — in Liberia vom November bis Januar — des Nachts an die Küste zu kommen, um auf der Höhe der niedrigen Stranddüne ihre 100 und mehr Eier in den Sand zu legen und einzuscharren. Diese Eier haben statt einer kalkigen Schale eine weisse, pergamentartige Haut. Sie sind stets kugelrund und erreichen bei der Suppenschildkröte die Dicke von $3^1/_2$, bei der

[1]) Siehe *Chelonia midas*, I. Band, p. 266 und 269, in demselben Bande, p. 302, irrthümlich als *Chelonia viridis* erwähnt.

Lederschildkröte sogar von über 4 Cm. Obschon dieselben an Wohlgeschmack hinter den Hühnereiern zurückbleiben und man sie ihres grossen Fettgehaltes wegen nicht roh geniessen kann, so kaufte ich sie doch während der Saison massenhaft, um sie beim Brodbacken und zu Pfannkuchen u. s. w. zu verwenden. Auch lernte ich von den Eingebornen, dieselben zu räuchern. Zu diesem Zwecke werden sie erst in Seewasser leicht gekocht und nachher zwischen Farrenkräuter auf das Räuchergitter über das Feuer gelegt. In geräuchertem Zustande liessen sich die Eier lange aufbewahren, und zerrieben oder gestossen lieferten sie eine vorzügliche, nahrhafte Suppe.

Krokodile kommen, namentlich im Unterlaufe der Flüsse, in der Sumpfregion und besonders auf den Sandbänken vor den Flussmündungen, häufig genug vor; doch sind sie im Allgemeinen weit mehr gefürchtet als wirklich dem Menschen gefährlich. Immerhin scheinen hie und da Fälle vorzukommen, dass ein am Ufer lauernder, alter „Alligator," wie sie dort nach amerikanischem Sprachgebrauche genannt werden, eine waschende oder Wasser schöpfende Frau oder auch ein badendes Kind wegschnappt, unter Wasser zieht und nachher auf irgend einer abgelegenen Sandbank verspeist. Man hat mir von verschiedenen solchen Fällen die Wahrheit versichert, unter anderem auch von dem räthselhaften Verschwinden einer Frau, deren zwei silberne Armspangen man ein halbes Jahr später in dem Magen eines erlegten, grossen Krokodils gefunden haben wollte.

Obschon es hin und wieder vorkommt, dass man ein Krokodil am Ufer in der Sonne schlafend findet, so hält es doch im Allgemeinen bei der grossen Wachsamkeit dieser Thiere sehr schwer, ihnen auf Schussweite beizukommen. Sie liegen entweder, alten Baumstämmen gleich, ganz oben auf dem Ufer und springen, sich schnell umdrehend, bei Annäherung der geringsten Gefahr ins Wasser, oder sie kommen nur mit der vorderen Körperhälfte auf das Trockene heraus. In diesem Falle ziehen sie sich, sobald sich auch nur in der Ferne ein Canoe zeigt, langsam und geräuschlos in ihr nasses Element zurück. Das Fleisch der Krokodile, namentlich der kurzschnauzigen Art, wird von den Eingebornen als sehr süss (schmackhaft) gepriesen und gerne gegessen. Ihr Leder, welches die

Eingebornen gut zu gerben verstehen, giebt vorzügliches Schhuzeug; doch ist es mir einmal begegnet, dass der Mann, welchem ich eine verdorbene Krokodilhaut zum Gerben übergab, dieselbe zerschnitt und daraus für sich und seine Nachkommenschaft einen Ragoût bereitete.



Das Nilkrokodil (*Crocodilus niloticus*). (1/9 nat. Gr.).

Wir haben in Liberia drei sehr wohl unterschiedene Arten gesammelt, nämlich das Nilkrokodil (*Crocodilus niloticus*)[1], das langschnauzige und das kurzschnauzige Krokodil (*C. cataphractus* und *Osteolaemus tetraspis*). Unter diesen ist wohl das erstgenannte das häufigste. Es findet sich an allen grösseren



Das langschnauzige Krokodil (*Crocodilus cataphractus*). (1/6 nat. Gr.).

Wasserläufen, während das langschnauzige mehr auf den Sandbänken vor den Flüssmündungen angetroffen wird. Dasselbe ist kleiner als das Nilkrokodil; es scheint kaum über 10 Fuss

[1]) *Crocodilus vulgaris* der Autoren, siehe I. Band, p. 382.

lang zu werden. Das kleinste von allen ist das kurzschnauzige Krokodil, welches wahrscheinlich die Länge von 6 Fuss nicht überschreitet. Man findet dasselbe mehr an Waldbächen im Innern als an den grossen Wasserläufen, und die Eingebornen behaupten, dass es in selbstgegrabenen Uferlöchern lebe. Wir haben in Schieffelinsville mehrmals lebende Krokodile gehalten, und ein 4 Fuss langes, kurzschnauziges Exemplar liessen wir frei im Hause umherlaufen. Dasselbe hielt sich den Tag über meist hinter Kisten verborgen, des Nachts aber strich es im Hause herum, so dass in dem Zimmer, in welchem unsere schwarzen Diener schliefen, jede Nacht die weitgehendsten



Das kurzschnauzige Krokodil (*Osteolaemus tetraspis*).
($^1/_6$ nat. Gr.).

Maassregeln genommen wurden, um ihm durch Verbarrikadirung der Thüre den Zutritt zu wehren. Kam man mit einer Laterne in den Hinterraum, welcher ihm zum Aufenthalt angewiesen war, so begann es nicht selten heranzukommen und mit weit geöffnetem Rachen zu pfauchen. Näherte man sich ihm, so eröffnete es sofort den Kampf und biss wüthend in den Besen, mit welchem wir uns gewöhnlich bei solchem Anlasse zu bewaffnen pflegten. Im ersten Bande wird diese Art unter dem früher gebräuchlichen Namen *Crocodilus frontatus* erwähnt (I. Band, p. 382).

In der Lebensweise schliesst sich an die Krokodile der Waran (*Varanus niloticus*) am nächsten an, welcher fälschlich unter

dem Namen „Warneidechse" [1]) bekannt ist und bei den Liberianern „Guano" (Verkürzung des spanischen Wortes *Iguano*) genannt wird. Der „Guano" erreicht eine Länge von 6 Fuss; er hat einen langen, seitlich zusammengedrückten Ruderschwanz und scharfkrallige Zehen, welche durch Schwimmhäute verbunden sind, so dass er ebenso gut klettern wie gehen und schwimmen kann. Am häufigsten findet man ihn an Flussufern und selbst am Strande; doch habe ich ein sehr grosses Exemplar hoch oben im Cape Mount-Gebirge geschossen, während es mitten im Walde an einem dicken Baumstamm emporkletterte. Trotz der grossen Behendigkeit in allen seinen Bewegungen wird dieses Thier von den Eingebornen häufig gefangen und seines zarten, weissen Fleisches wegen als Leckerbissen gepriesen. Seine olivengrüne, chagrinartige Haut ist mit gelben Flecken besetzt, welche zusammen unregelmässige Querbinden bilden; sie wird sehr häufig gegerbt und gelegentlich von Liberianern als Oberleder für Pantoffeln verwendet.

Unter den kleineren Echsenarten ist wohl *Agama colonorum* die häufigste. Diese findet sich im ganzen Küstengebiet vom Senegal bis zum Quanza hinunter, hält sich gern in der Nähe von menschlichen Wohnungen, an altem Gemäuer, zwischen Steinhaufen auf und klettert nicht selten auf Bäume. Aehnlich dem Chamaeleon, nur in geringerem Maasse, ist die Agama im Stande, ihre Hautfarbe der Umgebung anzupassen. Die Hautfalten an der Kehle machen diese Art vor allen andern kenntlich. Auch ein Chamaeleon (*Chamaeleo senegalensis*) kommt nicht selten vor, und in Weflah am Du Queah River erhielt ich einmal einen kleinen, grasgrünen Gecko (*Lygodactylus*), welcher sich mit seinen scheibenartigen Saugfingern ohne Mühe an die Bananenblätter, auf denen er gefangen wurde, anheftete. Auch die Skinke sind durch mehrere, theils ziemlich grosse Arten vertreten. Der grösste derselben ist die schön gezeichnete *Lygosoma fernandi*.

Den Uebergang zu den Schlangen bildet die fleischfarbige, in

---

[1]) Das arabische *wâran*, welchem der Name Warneidechse seine Entstehung verdankt, bedeutet nichts Anderes als Eidechse.

altem Holzmoder gefundene liberianische Ringelechse (*Amphisbaena liberiensis*).

An Schlangen, und zwar sowohl an giftigen wie nichtgiftigen Arten, ist Liberia ganz besonders reich, und wenn ich an die zahlreichen Giftschlangen denke, welche mir zeitweise fast täglich von Kindern lebend gebracht wurden, namentlich den massenhaft vorkommenden *Causus rhombeatus*, so bin ich wirklich erstaunt, dass Unglücksfälle infolge von Schlangenbissen so selten vorkommen. Ich selbst wurde zweimal von der eben genannten Art in die Hand gebissen, sog aber jedesmal die Wunde sofort aus und hielt die Hand eine Zeitlang in absoluten Alkohol, wodurch mögliche unangenehme Folgen verhütet wurden. Ein wie ich glaube ausgezeichnetes Mittel, das ich mehrmals anzuwenden verordnete, ist ein alkoholischer Rausch, welcher die Herzthätigkeit anregt, sowie ein sofortiges Unterbinden des betreffenden Gliedes, und in Intervallen vorgenommenes Lockern und wieder Zuschnüren, wodurch einer plötzliche Zufuhr des vergifteten venösen Blutes zum Herzen und einer Lähmung des Letzteren vorgebeugt werden kann. Das vielfach empfohlene Ausbrennen der Wunde wird gewöhnlich nur dann helfen, wenn es von der Hand des Arztes ausgeführt wird; denn in neun von zehn Fällen wird bei dieser Maassregel nur die Haut verbrannt, während das tief in der Bisswunde sitzende Gift seine Wirkung unbehindert zur Geltung bringen kann. Die innere Anwendung von Branntwein als Mittel gegen Schlangenbiss fand bald solch allgemeinen Anklang, dass sich fast alltäglich Leute mit dem Vorwande bei mir anmeldeten, soeben von einer grossen Schlange gebissen worden zu sein. Dass übrigens dieses Mittel in den Händen unvernünftiger Leute auch gefährlich werden kann, beweist ein Fall, in welchem einem kleinen Mädchen eine so starke Dosis Rum eingegossen wurde, dass es aus dem darauffolgenden Schlafe nicht wieder aufwachte. Obwohl es, im Ganzen genommen, mehr nichtgiftige als giftige Schlangen giebt, so erhielt ich in Liberia doch den Eindruck, als ob dort, wenigstens was die Individuenzahl betrifft, gerade das Gegentheil der Fall wäre.

Die schönsten, aber zugleich auch die gefährlichsten Giftschlangen

sind die Hornvipern, namentlich *Bitis rhinoceros* (Taf. XXXII) [1]), von welcher Art wir über 6 Fuss lange und armdicke Exemplare mit zollangen Giftzähnen gesammelt haben. Man findet diese Schlange häufig im Strauchwerk, welches die Felder begrenzt, sowie in diesen Feldern selbst, weshalb sie von den Liberianern den Namen *Cassada-snake* erhalten hat. Sie ist sehr träge und lässt sich berühren, ohne zu beissen. Dagegen scheint alle Empfindlichkeit in dem kurzen, dünnen Schwanz concentrirt zu sein, eine Eigenthümlichkeit, welche den Liberianern zu folgender Fabel Veranlassung gegeben hat:

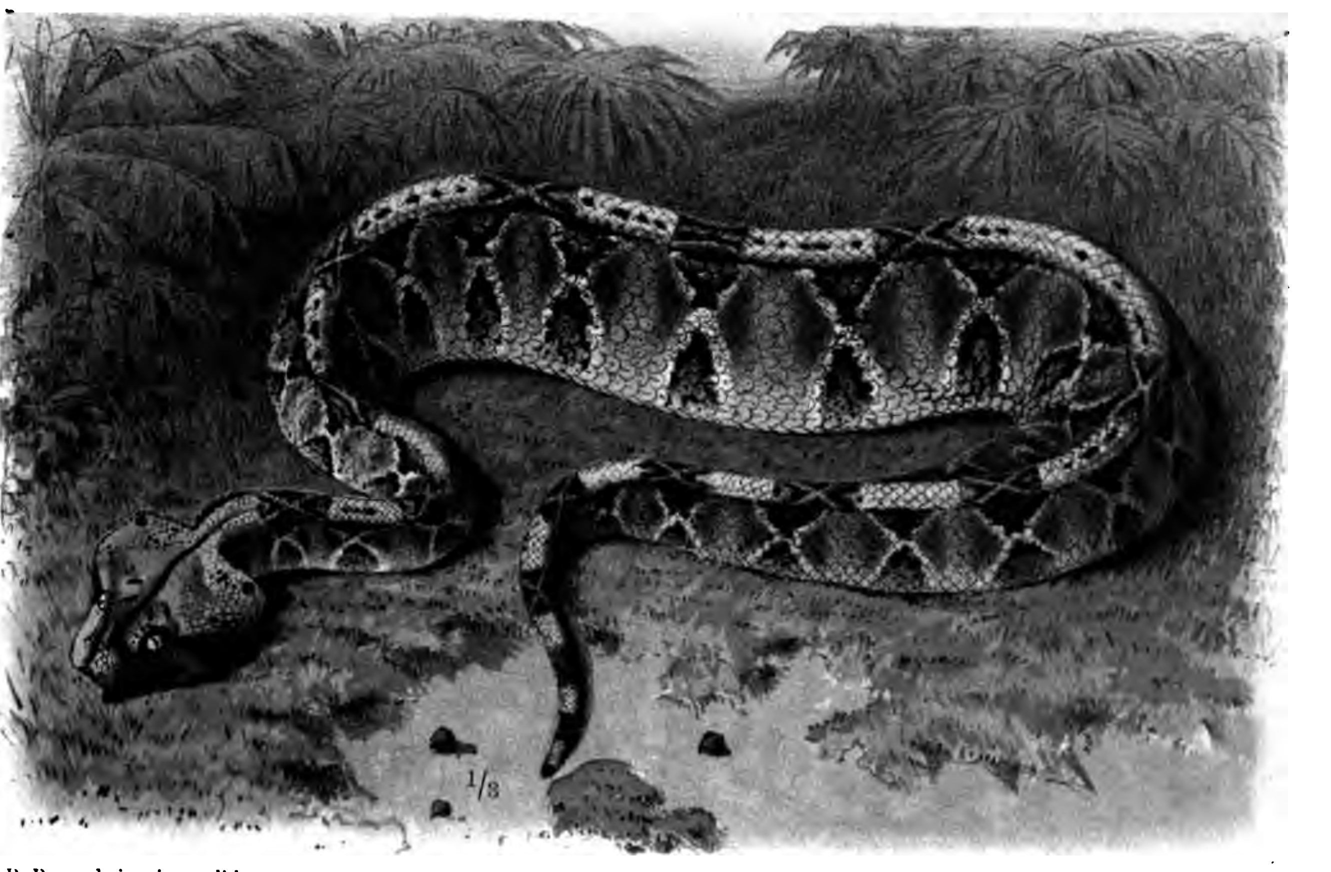
„Während Gott unter die Schlangen, welche er geschaffen hatte, zum Schlusse die Schwänze vertheilte, war die träge Kassaveschlange auf einem stillen Plätzchen in der Sonne eingeschlafen. Als sie, von den heimkehrenden übrigen Schlangen endlich geweckt, auch ankam, war nur noch ein ganz kleines Schwänzchen übrig, weil die Andern die längsten und grössten für sich ausgesucht hatten. Dieses Schwänzchen gab ihr Gott mit der Bemerkung: „ „Es ist deine eigene Schuld, dass du nicht deinem Rang und deiner Grösse entsprechend bedacht werden kannst. Nimm dich nun in Acht, dass du diesen Schwanz nicht verlierst, denn ich hätte dir keinen andern mehr zu geben."" Die Kassaveschlange aber hat sich diese Worte gemerkt und hütet seither ihr Schwänzchen mit der äussersten Sorge. Du kannst ihr auf den Kopf oder auf den Leib treten, sie wird es ruhig geschehen lassen; wenn du ihr aber auf den Schwanz trittst, dann beisst sie um sich, und du bist verloren."

Eine andere, der Kassaveschlange sehr nahe verwandte Art, die eine ähnliche Lebensweise führt, ungefähr dieselbe Grösse erreicht und von den Liberianern gewöhnlich mit ihr verwechselt wird, ist *Bitis nasicornis*. Diese unterscheidet sich von der erstgenannten durch viel stärker gekielte Schuppen, sowie auch in der Färbung und Vertheilung des Musters, indem die stabartige,

---

[1]) Im ersten Bande, p. 382, unter dem früher gebräuchlichen Namen *Vipera rhinoceros* erwähnt. Diese sowohl wie auch die folgende Art gebären lebendige Junge. Eine von STAMPFLI in Gefangenschaft gehaltene *Cassada snake* hat am 15. April 1888 28 solche Junge zur Welt gebracht.

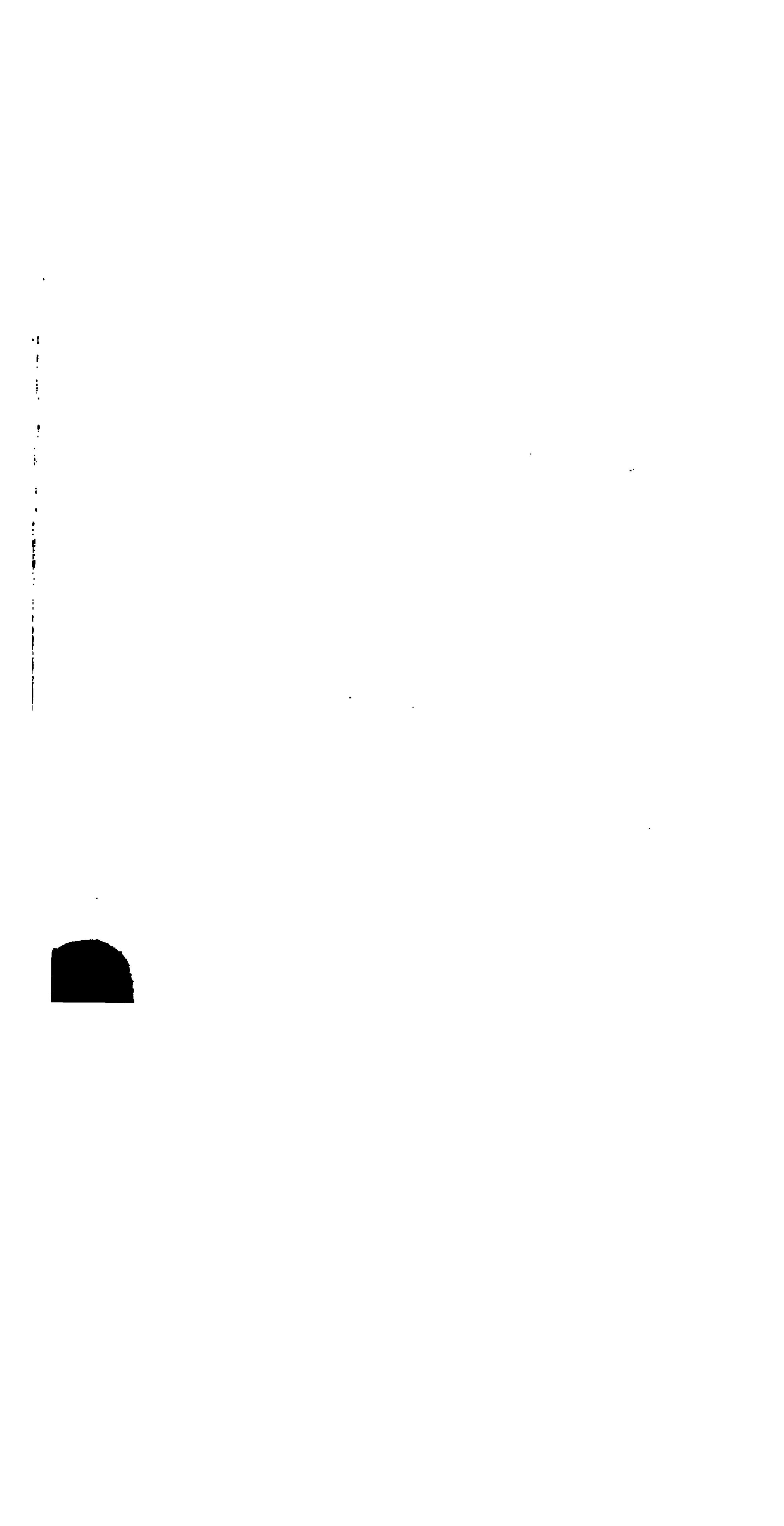
XXXII.



R. Raar ad viv. pinx. et lith.

P. W. M. Trap exc

Nashornschlange (*Bitis rhinoceros*, Temm.)



helle Zeichnung auf dem Rücken kein Parallelogram bildet, sondern vorn und hinten wimpelartig ausgeschnitten ist. Eine andere, sehr kleine, ebenfalls zu den Vipern gehörende Art ist *Atheris chloroëchis*, mit herzförmig verbreitertem Kopf. Diese hell grasgrüne, mit einzelnen blauen Tupfen besäte Schlange ist dadurch merkwürdig, dass sie einen Greifschwanz besitzt, welcher auch in der Ruhe stets eine ausgesprochene Neigung zum Einrollen zeigt. Ich habe diese Art mitten im Hochwalde unter todtem Laube gefunden (siehe *Vipera chloroëchis*, I. Band, p. 259).

Unter den verschiedenen übrigen Giftschlangen sei ihrer Grösse und Gefährlichkeit wegen noch *Naja nigricollis* erwähnt, welche zu den Brillenschlangen gehört. Sie ist oben einfarbig blauschwarz, unten grünlich oder gelblich, erreicht eine Länge von 8 Fuss und ist besonders dadurch gefährlich, dass sie sich gern in den Dächern und Dachräumen der Negerhütten einnistet, woselbst sie eifrig Jagd auf Ratten und Mäuse macht, aber gerade dadurch auch die Leute der Gefahr aussetzt, auf sie zu treten und von ihr gebissen zu werden. Diese Schlange geht auch ins Wasser und schwimmt mit emporgehobenem Kopfe. Bei Canoefahrten sieht man sie häufig auf über das Wasser hinaushängenden Aesten liegen, und die schwarzen Ruderer sind sehr darauf erpicht, dass dem Leben des gefährlichen Thieres ein rasches Ende gemacht werde. Auch die sehr häufig auf Oelpalmen gefundene *Dendroaspis jamesoni* verdient besondere Erwähnung, weil sie die einzige Gifschlange ist, welche in Körperbau und Lebensweise so sehr an die nichtgiftigen Baumschlangen erinnert, dass sie von Nichtkennern leicht mit diesen verwechselt wird.

Unter den nichtgiftigen Schlangen steht die afrikanische Riesenschlange (*Python sebae*) wegen ihrer Grösse und Stärke obenan. Wenn auch nirgends gerade häufig, ist sie doch über die ganze Gegend verbreitet und wird hie und da auch in Gefangenschaft gehalten. Bei den Liberianern ist sie allgemein unter dem Namen der *Boa constrictor* bekannt. Das bei Bavia gefangene, im ersten Bande p. 121 u. ff. beschriebene Exemplar war 14 Fuss lang, doch sollen manche eine Länge von 20 Fuss erreichen. Eine an die Boen sich anschliessende Schlangenart ist *Eryx reinhardtii*. Diese wird wohl kaum über zwei Fuss lang,

ist drehrund, hat eng anliegende, harte Schuppen, kleinen Kopf und sehr kurzen Schwanz, welcher kaum dünner ist als der übrige Körper, so dass diese Art von den Eingebornen ebenfalls zu den zweiköpfigen Schlangen gerechnet wird.

Unter dem Namen von zweiköpfigen Schlangen figuriren ganz besonders die zu der Gattung *Typhlops* gehörigen Wurmschlangen, welche, oberflächlich betrachtet, mehr wie Würmer als wie Schlangen aussehen. Sie haben einen äusserst kurzen, mit einer hornigen Endschuppe versehenen Schwanz, welcher auf den ersten Blick kaum vom Kopfe zu unterscheiden ist, eine Eigenthümlichkeit, durch welche sich diese sonderbaren Thiere, wie auch *Eryx reinhardtii*, den Namen von zweiköpfigen Schlangen (*two-headed snakes*) zugezogen haben. Alle von uns gesammelten Individuen wurden bei Feldarbeiten in der Erde gefunden.

Wohl das grösste Contingent unter den nichtgiftigen Schlangen liefern die Baumschlangen, worunter *Hapsidophrys smaragdina* und *Philothamnus irregularis* die häufigsten sind. Alle diese Arten sind grün, blau oder braun; sie sind sehr schlank, haben einen langen, spitz auslaufenden Schwanz und halten sich meist in den Kronen der Bäume auf, woselbst sie Vögeln und deren Eiern und Jungen nachstellen. Dem Menschen sind sie jedoch durchaus nicht gefährlich.

Auch an Batrachiern ist Liberia ziemlich reich. Unter ihnen sind namentlich die Laubfrösche durch zahlreiche, zum Theil sehr schön gezeichnete Arten vertreten. Unter den zahlreichen Gras- und Wasserfröschen fällt namentlich ein handlanger Riesenfrosch (*Rana occipitalis*), dort *bull-frog* genannt, auf, welcher zwar an Grösse seinem amerikanischen Namensvetter nicht ganz gleichkommt, aber ihm doch sonst ziemlich ähnlich sieht. Unter den Kröten ist *Bufo regularis* die gewöhnlichste und auch die grösste Art. Sie ist in allen Altersstadien an den vier in einem Rechteck stehenden, dunkeln Rückenflecken kenntlich. In der Lebensweise ist sie von unserer gemeinen europäischen Kröte nicht verschieden. Sehr interessant ist der zu den Pipas gehörige und somit der südamerikanischen Wabenkröte nahe verwandte *Xenopus calcaratus*. Diese schwarze, ziemlich kleine Kröte ist dadurch von ihren andern liberianischen

Verwandten verschieden, dass ihr hinten sehr dicker Leib nach vorn allmälig spitz zuläuft. Auch die Vorderfüsse sind sehr zwerghaft gebaut und haben die Zehen bis zur Basis vollständig frei, während die Zehen der schweren, fleischigen Hinterschenkel mit sehr grossen Schwimmhäuten versehen sind. Zudem sind die vier inneren Zehen an jedem der Hinterfüsse mit einem deutlichen Nagel bewaffnet. Diese Art lebt gesellig in stillen, verborgenen Waldsümpfen. Auch unter den Batrachiern finden sich wurmförmige, unter der Erde lebende Arten, und diese haben wir in Liberia durch *Uraeotyphlus africanus*, welche sich in Ameisennestern aufhält, vertreten gefunden.

Sowohl die Flüsse Liberia's als auch das Meer sind ungemein reich an schmackhaften Fischen. Wohl einer der merkwürdigsten unter allen ist der Zitterwels (*Malapterurus electricus*), welcher in allen Flüssen gefunden wird, aber, wie sämmtliche Welsarten, die stillen Waldcreeks dem schnell strömenden Wasser vorzuziehen scheint. Er wird nicht viel über fusslang, aber sehr dick und hat einen breiten, platten Kopf. An der Oberlippe sitzen vier und an der Unterlippe zwei fleischige Bartfäden. Seine Haut ist glatt und schlüpfrig, von gelbbrauner Farbe und mit zahlreichen, schwarzen Tupfen besetzt. Schon die leiseste Berührung selbst kleiner Exemplare bewirkt einen bedeutenden elektrischen Schlag, und grosse Thiere werden von Jedermann geradezu gefürchtet. Mein Begleiter Sala erhielt bei der Station Soforeh Place bei der Berührung eines eben an der Angel gefangenen grossen „Dobbo", wie ihn die Golah nennen, einen so heftigen Schlag, dass er rücklings auf das Floss, auf welchem er sich gerade befand, niederfiel, und bei der Berührung eines etwa fingerlangen, solchen Fisches fühlte ich das Zucken bis in die Schultern hinauf. Sein schmackhaftes, an Aal erinnerndes Fleisch wird gerne gegessen. Immerhin gehört der Zitterwels zu den schmackhaftesten Fischen, welche ich in Liberia kennen gelernt habe.

Einige Arten von liberianischen Fischen sind dadurch interessant, dass sie sich beim Eintrocknen der Sümpfe in den Schlamm eingraben und, halb vertrocknet, in lethargischem Zustande die Trockenzeit zubringen. Sobald sich nun über der Oberfläche des

Sumpfes eine feste Kruste gebildet hat, gehen die Negerfrauen, welchen der Fischfang zum grossen Theil obliegt, hin, graben die halb erstarrten Fische mit Hacke und Spaten aus und machen auf diese Weise oft eine recht ansehnliche Beute. Kommt später die Regenzeit wieder und wird der Boden aufs Neue zur Sumpffläche, so erscheinen auch die Fische, welche während der Trockenzeit einen guten Theil ihres Fettes verloren haben, wieder im Wasser und finden an all den Pflanzenresten und zahlreichen Insekten reichliches Futter. Der interessanteste dieser sonderbaren Fische ist ohne Zweifel der zu den Labyrinthfischen gehörige Schlangenkopf (*Ophiocephalus insignis*). Dieser wird etwa fusslang; er ist graubraun und olivenbraun marmorirt. Sein Kopf ist platt und mit Schildern bekleidet; auch die



Der Zitterwels (*Malapterurus electricus*). (1/3 nat. Gr.).

Beschuppung ist eigenthümlich, indem sie aus Reihen von an einander stossenden, sich nicht dachziegelartig deckenden Platten besteht. Wir fingen einmal beim Ausgraben und Reinigen unseres Brunnens bei der Station Hokhië einige Exemplare dieses Fisches, die sich, zusammen mit einem *Polypterus*, sowie mit zahlreichen Exemplaren der oben genannten Pipa in unterirdische Höhlungen zurückgezogen hatten. In der Frühe des folgenden Morgens führte mich die Jagd zufällig an der Quelle vorbei, woselbst ich im ausgeworfenen, bereits halb erhärteten Schlamme einen „Schlangenkopf" stecken sah. Ich nahm eine ganze Scholle dieses Schlammes mit dem eingetrockneten Fisch, in mein Taschentuch gebunden, mit und legte ihn am Pfade, welchen entlang ich auf der Rückkehr zu kommen hoffte, im Schatten eines Strauches nieder. Da ich einen andern Weg

zurückkam, so konnte der Fisch erst am Abend geholt werden. Derselbe war aber während des ganzen Nachmittags der heissen Sonne ausgesetzt gewesen und sammt dem Taschentuche so zu sagen zu Stein erhärtet. Um das Tuch loszuweichen, legte ich den Klumpen in einen Eimer mit Wasser und erstaunte nicht wenig, als ich ein paar Stunden später beim Herausholen des Tuches fand, dass der todtgewähnte Fisch munter im Wasser umherschwamm.

Ausser Schlangenkopf und *Polypterus* giebt es noch andere Arten, die sich beim Vorrücken der Trockenzeit in den Schlamm eingraben. Unter diesen finden sich einige Species von Stachelwelsen (*Clarias*), welche sich dadurch auszeichnen, dass der erste Strahl der Brustflosse von einem starken, sägerandigen Stachel gebildet wird, der vermittelst eines seitlich drehbaren Gelenkes niedergelegt werden kann[1]). Diese Fische, unter welchen sich eine der gefangenen Arten (*C. salae*) als neu herausstellte, bewohnen mit Vorliebe die stillen, schwarzen Waldbäche und tiefe Wassertümpel. Sie liefern ein weiches, schmackhaftes Fleisch und bilden, da sie massenhaft gefangen werden, ein nicht unbedeutendes Nahrungsmittel der Eingebornen. In einem früheren Capitel, p. 208, wurde bereits eine Art Stachelwels erwähnt, welche nach Anderson sehr gross werden soll.

Unter den grundelartigen Fischen ist ganz besonders die Springgrundel (*Periophthalmus koelreuteri*) durch ihre eigenthümliche Lebensweise merkwürdig. Dieses bei den Liberianern als *jumping fish* oder *big-eye bompy* bekannte Fischchen findet sich häufig in Mangrovesümpfen und auf Schlammbänken im Mündungsgebiete der Flüsse und erinnert auf den ersten, flüchtigen Blick eher an einen Regenmolch als an einen Vertreter aus der Klasse der Fische. Die Springgrundel scheint sich auch wirklich aus dem Wasser wenig zu machen, sondern dasselbe höchstens zu benutzen, um sich bei drohender Gefahr darüber hinweg an eine sichere Stelle zu flüchten. Sie führt vielmehr

[1]) Diese Stacheln werden von den Fischen als Vertheidigungswaffe gebraucht und verursachen gefährliche, eiternde und schwer heilende Wunden, weshalb die Eingebornen dieselben sofort nach dem Fange abbrechen, um sie unschädlich zu machen.

ein wahres Reptilienleben, hüpft mit Ihresgleichen auf den gestielten, beinahe zu Gehfüssen umgestalteten Brustflossen mit hoch erhobenem Kopfe auf dem halb vertrockneten Schlamme in der heissen Sonne umher und rettet sich bei Störungen ins Wasser, welches sie halb springend, mit über die Oberfläche erhobenem Kopfe, durchschwimmt, oder sie verbirgt sich in selbstgegrabene Erdhöhlen. Dieses schöne, graugrüne Fischchen mit seinen zwei langen, prächtig ultramarin- und kobaltblauen Rückenflossen, der blauen Betupfung und den hoch oben am Kopfe sitzenden, seitlich abstehenden, karminrothen Glotzaugen wird nicht viel über einen Finger lang und liefert den zahlreichen Mangrovereihern reichliche Nahrung.

Dass auch das Meer einen grossen Beitrag zu dem Fischreichthum Liberia's liefert, wurde schon eingangs gesagt. Die meisten der von uns constatirten Seefische haben eine ganz allgemeine Verbreitung. Sie ersetzen den Bewohnern der Küstengegenden zum grossen Theile die Fleischnahrung, welche wegen des beinahe gänzlichen Mangels an Schlachtvieh spärlich genug ausfällt, so dass eine Familie, die der ewig wiederkehrenden Reisschüssel täglich einen Fisch beifügen kann, sich nach dortigen Begriffen glücklich schätzen darf.

Der Fischfang zur See wird fast ausschliesslich von Krunegern ausgeübt, welche mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit in ihren kleinen, leichten Canoes durch die Brandung auf das offene Meer hinausfahren und dort, hin- und herrudernd, die langen Angelleinen hinter sich herschleppen. Nur äusserst selten widmet sich auch ein Liberianer diesem durchaus nicht ungefährlichen Berufe. Eine solche Ausnahme machte unter Andern Archey, der schon im ersten Bande, p. 287, sowie vorn, p. 240 erwähnte Sohn meines Jägers Jackson Demery, welcher während meines langdauernden Aufenthalts in Robertsport die Mehrzahl der unseren Sammlungen einverleibten Seefische lieferte.

Ein im November und December massenhaft erscheinender Fisch ist der sogenannte *snapper* (*Dentex moroccanus*), eine Art von Meerbrassen, welche während der übrigen Monate des Jahres in der Nähe der Küste nicht angetroffen wird. Derselbe wird kaum fusslang; er erinnert in seinem Aussehen an einen grosschup-

pigen Weissfisch und ist vor allen seinen Verwandten an der rosenrothen Farbe kenntlich. Die *snappers* werden bei ihrem Erscheinen massenhaft gefangen, und in Monrovia nennt man sie scherzweise die Vorboten der Landesväter, weil Letztere um diese Zeit nach der Landeshauptstadt kommen, um der gesetzgebenden Versammlung beizuwohnen. Wohl das ganze Jahr hindurch fängt man häufig den Rautenfisch (*Psettus sebae*), einen metallisch weisschimmernden, seitlich platt zusammengedrückten, mit dunkeln Querbinden gezeichneten Fisch, welcher in seiner Form an eine auf der Spitze stehende Raute erinnert. Auch *Drepane punctata* kommt häufig vor. Ein sehr stattlicher Fisch ist ferner der Spitzhecht (*Sphyraena jello*), welchen die Liberianer nach amerikanischem Sprachgebrauche *barracuda* nennen. Dieser erreicht, wie ich mich selbst bei einem in der Mündung des Cape Mount River gefangenen Exemplare überzeugen konnte, die ansehnliche Länge von 10 Fuss. Ich habe den Kopf dieses Thieres unseren Sammlungen einverleibt. Derselbe ist langgestreckt, nach vorn stark verjüngt und hat vorn im Oberkiefer zwei lange Eckzähne, zwischen welche ein einziger eben so langer, aus der Spitze des Unterkiefers aufragender Zahn hineinpasst. Sein Fleisch wird gegessen und schmeckt ungefähr wie Hecht. Dieser Fisch ist ein sehr gefährlicher Räuber, den ich im Cape Mount River mehrmals verschiedene Fuss hohe Luftsprünge nach verfolgten, kleineren Fischen machen sah.

Unter den zahlreichen Arten von eigenthümlicher Gestalt, welche das Meer beherbergt, sei hier der Pfeifenfisch (*Fistularia tabacaria*), ein sehr schlanker Fisch mit röhrenartig verlängerter Schnauze und einem langen Faden in der Schwanzflosse, sowie ein Stachelbauch (*Tetrodon guttifer*), ein plumper, grauer, hell betupfter Fisch, dessen eigenthümlich gebaute Kiefer mit vier breiten, platten Lamellenzähnen bewaffnet sind. Sein Bauch ist hell von Farbe und mit sehr kurzen Stacheln besetzt. Er kann sich durch in den Magen eingeschluckte Luft zu einer Kugel aufblasen und soll zu gewissen Jahreszeiten giftig sein. Die liberianischen Fischer, welche den Stachelbauch *rabbit* nennen, halten namentlich dessen Eier, die in frischem Zustande gelb sind, an der Luft aber rasch grün werden, für

ganz besonders giftig. Trotzdem man diesen Fisch als Nahrungsmittel nicht sehr hoch schätzt, wird er doch allenthalben gegessen.

Sehr zahlreich kommen in verschiedenen Buchten Liberia's die Haie vor, und unter jenen sind die Buchten von Grand Bassa und Robertsport besonders berüchtigt. Nach den übereinstimmenden Aussagen der Kruneger halten sich die Haie besonders gerne in der Nähe der Fischercanoes auf und schnappen die Fische weg, welche sich an den Angelleinen fangen, wodurch sie auf ziemlich bequeme Weise sich ihre Kost verschaffen. Gelegentlich, wenn auch verhältnissmässig selten, wird der Fischer dabei selbst das Schlachtopfer des verwegenen Räubers. So kannte ich z. B. in Robertsport einen Kruneger, welcher von einem Hai aus dem Canoe geworfen und an einem seiner Oberschenkel so zerbissen wurde, dass er infolge dessen zeitlebens ein steifes Bein behielt. Den rasch mit ihren Canoes herbeieilenden Gefährten gelang es, dem Hai noch rechtzeitig seine Beute abzujagen. Schlimmer ergieng es einem jungen Liberianer aus Robertsport. Ein von einem gewaltigen Hai verfolgter Fisch sprang in sein Fahrzeug, und ihm folgte unmittelbar der Räuber, wobei das Canoe kenterte. Bevor noch die in der Nähe fischenden Kameraden den Jungen erreichen konnten, hatte ihn der Hai gepackt, in die Luft geworfen, aufgefangen und ihm die Beine und den Unterleib so arg zerbissen, dass ihm diese wie Fetzen am Oberleibe hingen. Kaum hatten die herbeigeeilten Gefährten den Unglücklichen ergriffen und in ein Canoe aufgenommen, als er schon den Geist aufgab. Die fortwährende Furcht vor Haien ist es denn auch, welche die Fischer veranlasst, stets in Gesellschaft ihrem Berufe nachzugehen. Welche Arten von Haien in Liberia gefangen werden, habe ich nicht erfahren können; nach der von den Fischern angegebenen und auch von uns während der Seereise constatirten Grösse zu urtheilen, scheint der eine derselben der Jonashai (*Carachius verus*) zu sein, welcher eine Länge von mehr als 10 Fuss erreicht.

Auch der Sägefisch (*Pristis antiquorum*) kommt gelegentlich an der Küste vor und geht, wie übrigens auch der Hai und zahlreiche andere Seefische, nicht selten in die Flüsse hinauf. Ein riesiger Säge-

fisch wurde während meines Aufenthalts in Robertsport im Sugary River vermittelst eines Schleppnetzes gefangen. Obwohl er das Netz mitten durchgerissen hatte, blieb er mit seiner Säge in der einen Hälfte hängen, welche an dem mit den fischenden Soldaten einer Piketkompagnie bemannten Boote befestigt war und wurde durch zahlreiche Gewehrschüsse unschädlich gemacht. Dieser Fisch war 15 Fuss lang, und die grosse, mit langen, stark abgeschliffenen, messerscharfen Zähnen bewaffnete Säge allein hatte eine Länge von 3 Fuss. Das Gewicht des ganzen gewaltigen Fisches wurde auf über 500 Pfund geschätzt. Sein Fleisch war etwas trocken; doch schmeckte es, namentlich nachdem es geräuchert war, durchaus nicht schlecht und hatte jedenfalls den Vorzug, dass man gewaltige Stücke davon herunterschneiden konnte. Ich habe von diesem Koloss als Andenken die Säge bewahrt und mitgebracht.

Während der Trockenzeit finden sich im Fisherman Lake, dessen Wasser dann salzig ist, zahlreiche Rochen, worunter solche von gewaltigen Dimensionen. Die Neger, welche diese grossen Thiere in untiefem Wasser auf dem sandigen Grunde des Sees liegen sehen, spiessen dieselben mit der Spitze ihrer Ruder an den Boden und halten sie auf diese Weise fest, bis sie so erschöpft sind, dass man sie ohne Gefahr heraufholen kann. Dieselben gehören zu den Stachelrochen (*Trygon margarita*), mit langem, gertenartigem Schwanz, welcher mit einem mit Zähnen besetzten Stachel versehen ist. Dieser Schwanz ist eine bei den Negern sehr gefürchtete Waffe, deren Stachel gefährliche, kaum heilende Wunden verursacht. Aus einem im Cape Mount River gefangenen, weiblichen Rochen haben wir 6 lebende, vollkommen entwickelte Junge herausgeschnitten.

Die Weichthierfauna Liberia's ist nicht gerade reich an verschiedenen Arten, indessen sind einige der Letzteren durch ausserordentlich zahlreiche Individuen vertreten. Tintenfische, und zwar Sepien sowohl als Octopoden, werden gelegentlich in den Flussmündungen mit Schleppnetzen gefangen; ausgeworfene Exemplare findet man äusserst selten, wie denn der Strand im Allgemeinen unglaublich arm an angeschwemmten Weichthieren genannt werden muss. Daran ist jedenfalls die

starke Brandung schuld, welche in der Nähe der Küste einem reichen Thierleben schwer zu überwindende Hindernisse bietet.

Die Landschnecken zeichnen sich bei verhältnissmässig geringem Artenreichthum durch einige der schönsten und grössten Species von Achatinen aus, welche bis jetzt bekannt sind. Darunter gehören: *Achatina variegata*, eine der grössten aller bekannten Landschnecken, *A. knorri*, durch ihre schöne Färbung ausgezeichnet, und *A. purpurea*, die häufigste von allen drei Arten. Die erstgenannte Species wird 1/2 Fuss lang und bildet ein beliebtes Nahrungsmittel der Neger. Auch die beiden übrigen Arten werden für die Küche gesammelt, doch ist *A. knorri* viel zu selten, als dass sie hiebei eine Rolle spielen könnte. Ueberaus häufig, und für die Gemüsegärten geradezu eine Plage, sind die zierlichen Limicolarien (*L. turbinata* und die in neuerer Zeit als Varietäten dieser Art betrachteten *L. tenebrica* und *L. spectralis*). Auch eine Nacktschneckenart wurde gesammelt.

Die Süsswasserschnecken werden namentlich durch die artenreiche Gattung *Melania* vertreten, von welcher wir 3 neue Species fanden. Ausserdem konnten wir, unter zahlreichen anderen, zwei Arten von Ampullarien, sowie eine neue *Paludina* (*P. liberiana*) constatiren. Die Melanien sind im St. Paul stellenweise so zahlreich vorhanden, dass sie von den Liberianern zum Kalkbrennen verwendet werden.

Von Seeschnecken fallen hauptsächlich die Arten *Purpura haemastoma* und *P. neritoides*, sowie *Nerita atrata* auf, welche sich alle drei durch grossen Individuenreichthum auszeichnen. Weit seltener findet man *Pyrula morio* und *Cypraea stercoraria*. Eine überaus reiche Beute machten wir auf den von der Brandung bespritzten Felstrümmern am Fusse des Cape Mount-Gebirges, welche stellenweise mit Littorinen (*L. punctata* und *L. striata*), sowie mit Siphonarien und Fissurellen buchstäblich bedeckt waren.

In der Nähe der Flussmündungen finden sich grosse, schmackhafte Austern, welche in ganzen Klumpen zusammen an den Aesten und Wurzeln der Mangrovebüsche hängen. Als besonders reich an Austern gilt die Mündung des Junk River, von woher dieselben häufig nach Monrovia auf den Markt gebracht werden. Auch die Flussmündungen bei Robertsport beherbergen grosse

Austercolonien, welche uns ganze Körbe voll der vorzüglich schmeckenden Zweischaler geliefert haben. Zudem fanden wir dort häufig drei Arten von Miessmuscheln, welche unseren Speisezettel manchmal ebenfalls um eine angenehme Nummer bereicherten. Sowohl die Schalen dieser Arten als namentlich diejenigen der Austern und *Purpura*-Arten werden von den liberianischen Colonisten gebrannt. Der gewonnene Kalk wird zum Bauen der steinernen Häuser, sowie, in Wasser gelöst, zu dem dort beliebten Weisstünchen der Holzwände verwendet.

Schliesslich möge als Curiosum noch eine Süsswasserauster (*Aetheria plumbea*) genannt werden, welche ich auf den Felseninseln des St. Paul's- und des St. John's River, im Gebiete der Wasserfälle, gesammelt habe.

Es muss Jedermann, der sich schon anderswo in den Tropen aufgehalten hat, nach kurzem Aufenthalt in Liberia befremden, dass dort die in heissen Ländern sonst allgemeine Plage der Fliegen bei Tage und der Mosquitos zur Nachtzeit nicht in dem Grade auftritt, in welchem man sie wirklich erwarten dürfte. Von Fliegen wurden wir trotz unserer oft stark nach verdorbenem Fleisch riechenden Arbeit nur wenig belästigt, am meisten noch von einer Art der auch in Europa bekannten Goldfliegen (*Luciola*), und auf Canoefahrten durch eine Art von schlanken, grauen Bremsen, welche, wenn nicht mit unserer Regenbremse (*Haematopota pluvialis*) identisch, doch in Habitus und Benehmen kaum von ihr zu unterscheiden ist. Der Mahfa- und auch der Du Queah River sind wegen dieser Bremse berüchtigt (siehe I. Band, p. 329). Was die Mosquitos betrifft, so kannten wir dieselben, so lange wir uns in den Waldgebieten des Innern aufhielten, gar nicht und fanden später, dass sie sich nur in der Küstenregion aufhalten. Indessen vermeiden sie auch dort dem Wind ausgesetzte Stellen, und in Monrovia z. B. werden sie nur in den am Flussufer gelegenen Häusern lästig, während sie in der oberen Stadt nur selten vorkommen. An anderen Orten freilich, z. B. am River Cess, haben mich diese lästigen Blutsauger derart gemartert, dass ich beinahe die ganzen Nächte kein Auge schliessen konnte. Der Sandfloh (*Rhynchoprion penetrans*) wurde schon im ersten Bande, p. 63 erwähnt.

Viel mehr als von den Mosquitos hatten wir von den an der Küste wie im Innern gleich häufigen Ameisen zu leiden. Liberia scheint denn auch ein grosses Ameisen- und Termitennest zu sein. Auch dem Insektensammler fällt das numerische Uebergewicht der Ameisen sofort ins Auge, und wenn er beim Abklopfen von Busch und Strauch immer und immer wieder im umgekehrten Regenschirm ein Heer von Ameisen wimmeln sieht und nebst verschiedenen Heuschrecken und Schildwanzen nur selten ein Käferchen vorfindet, dann drängt sich ihm wie von selbst die Ueberzeugung auf, dass gerade die gefrässigen Ameisen die Urheber des spärlichen Vorkommens der übrigen Insektenformen sein müssen.

In den Häusern der Niederlassungen an der Küste sind die kleinen, sogenannten Zuckerameisen besonders lästig, indem sie zu Tausenden in die Vorrathsmagazine eindringen und, wenn man sie nicht rechtzeitig entdeckt, namentlich den Süssigkeiten arg zusetzen. Um die Speisen vor ihnen zu schützen, pflegen die Hausfrauen die Füsse von Tischen und Kasten in Gefässe mit Wasser zu setzen. Aber noch weit gefährlicher als die Zuckerameisen sind die Wanderameisen, welche von den Liberianern *drivers* (Treiber) genannt werden. Diese gereichten uns, so sehr sie auch durch das Säubern der Häuser von Mäusen, Ratten und allerlei Ungeziefer im Allgemeinen eine Wohlthat für das Land sein mögen, oft zu grossem Schaden, indem sie in langen, nicht enden wollenden Zügen, meist während der Nacht, in unsere Hütte eindrangen, sich über Boden, Wände, Kisten und lose Gegenstände verbreiteten und in unglaublich kurzer Zeit alles, was nur auf den Namen von thierischem Organismus Anspruch machen konnte, vernichteten oder auf die Flucht trieben. Sogar die Hühner, welche bei der Aufregung, die ein solcher Besuch verursacht, in ihrem Stall vergessen wurden, sowie andere lebende Thiere, die wir zufällig in Käfigen hielten, fielen den räuberischen Einbrechern zum Opfer. Wir selbst, durch ein unerträgliches Beissen aus dem Schlafe geschreckt, fühlten uns über und über mit dem mörderischen Ungeziefer bedeckt und sprangen aus den Hängematten, um auf der Erde, wo es ebenfalls von diesen Thieren wimmelte, von neuen Heerschaaren

überfallen zu werden. Und dann erst unsere Sammlungen! Frisch präparirte Säugethiere und Vögel angefressen, trotz des Bestreichens mit Arsenikseife, Schmetterlings- und andere Insektensammlungen halb zerstört, die Früchte tagelanger, angestrengter Arbeit verwüstet, und dies Alles das Ergebniss eines einzigen Treiberbesuchs! Da diese Besuche durchaus nicht zu den angenehmen gehören, so hilft man sich dadurch, dass man grosse Fackeln von fein zerspaltenen Palmblattstielen anzündet und mit diesen brennenden Besen die Thiere zusammenfegt und massenhaft tödtet. Um den Andrang immer neu vorrückender Wanderameisen abzuwehren, zieht man um das ganze Haus einen Gürtel von heisser Holzasche, welche sie nicht überschreiten können. Alle Individuen innerhalb dieses Gürtels werden schonungslos vernichtet, während die sich draussen befindenden ihren Weg anderwärts fortsetzen. Die Colonien der Wanderameisen befinden sich gewöhnlich in einem weiten, topfartigen Loch in der Erde, einem Loch, welches in den meisten Fällen durch das Ausfressen eines alten Baumstumpfs entstanden sein mag. Von hier aus treten die sonderbaren Thiere grosse, karawanenartige Raubzüge an. Ein solcher Zug sieht, wenn er sich ungestört fortbewegt, wie ein langes, schwarzes Kabel aus, welches sich aber sofort auflöst, sobald sich irgend eine geeignete Beute bietet oder Jemand das Missgeschick hat, auf die Marschkolonne zu treten oder sie sonst auf irgend eine Weise in ihrem Fortgang zu stören. Kleinere Thiere, wie Mäuse, hülflose, nestjunge Säugethiere und Vögel, Schlangen, Echsen, Frösche sind im Umsehen unter einem dichten Knäuel von Treibern wie begraben und in kürzester Frist skelettirt, Kerbthiere und deren Larven gänzlich aufgefressen. Von der Unzahl von Individuen, aus welchen ein solcher Ameisenzug besteht, kann man sich einen wenn auch nur schwachen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass derselbe einen wohl eine bis zwei englische Meilen langen, ununterbrochenen Strang bildet, welcher durch das Gehen in einer Linie zuletzt eine tiefe Rinne in dem thonartigen Boden hinterlässt. Ausser den Treibern giebt es noch zahlreiche andere Arten von Ameisen. Viele pflegen, wenigstens während der Regenzeit, überirdische Bauten anzulegen, oder sie bauen ihre

Nester auf Bäume und Sträucher. Wohl die bissigste und deshalb auch am meisten gefürchtete Art ist die rothe Baumameise (*red tree-ant*). Sie ist sehr gross, gelbroth, langbeinig und lebt das ganze Jahr hindurch auf Sträuchern und Bäumen, auf denen sie, zu kleinen Colonien vereinigt, in zusammengerollten, grossen Blättern wohnt. Wehe dem Jäger, welcher das Unglück hat, unter einer solchen Colonie durchzugehen und zufällig an einen Ast oder ein Stämmchen zu stossen! Im Nu ist er mit den ergrimmten Thieren überfüllt, und ohne sich an Ort und Stelle, oft mitten im Wasser stehend, gänzlich der Kleider zu entledigen und dieselben einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen, wird er die grimmigen Quälgeister nimmer los. Für den Nichtbetheiligten giebt es wohl kaum etwas Komischeres als der Anblick eines Andern, welcher urplötzlich und scheinbar ohne jede Ursache sein Gewehr zur Seite wirft, die Kleider aufreisst, dass die Knöpfe davon fliegen, und unter grässlichen Verwünschungen strampelnd und stampfend davonrennt, um an weniger gefährlicher Stelle mit den Uebelthätern blutige Abrechnung zu halten.

Als entschieden nützliche Insekten aus der Ordnung der Hautflügler sind die Bienen (*Apis fasciata*) zu betrachten, welche in den Wäldern leben und namentlich am unteren Rande der Hochfläche häufig sein sollen. Sie bauen ihre Nester in Baumhöhlen und verrathen sich durch Summen, wie unsere Honigbiene. Die Art und Weise, wie die Bienennester ihres Honigs beraubt werden, wurde schon im ersten Bande, p. 159, ausführlich beschrieben. Man plündert dort die Bienennester des Honigs, nicht des Wachses wegen, wie dies in den Aequatorialgegenden und Südafrika geschieht. Nur bei den Mandingostämmen wird Wachs gewonnen, doch kommt dieses nie auf den liberianischen Markt. Eine andere, sehr kleine und schwarze, stachellose Bienenart (*Trigona*) nistet in den Häusern. In Schieffelinsville hatten wir einen Schwarm dieser Art in einem morschen Thürpfosten unserer Wohnung. Unbehindert durch unser fortwährendes Aus- und Eingehen, sammelten diese Bienen so fleissig, dass der Honig bald über den Thürpfosten herunterfloss. Derselbe roch und schmeckte stark nach Ameisensäure, was übrigens auch

von dem Honig der eben erwähnten Waldbiene gesagt zu werden verdient.

Auch Wespen haben wir wiederholt angetroffen. Sehr häufig ist namentlich eine grosse Maurerwespe (*Synagris*) welche ihre Nester von Thon an Balken, Wände u. s. w. im Innern der Häuser, ja selbst in den Wohnzimmern, anklebt. Es begegnete uns nicht selten, dass diese Insekten die sonderbarsten Stellen zur Befestigung ihrer Lehmzellen wählten, und oft genug waren Bücher, Jagdtaschen und Kleidungsstücke, die eine zeitlang ungebraucht an der Wand gestanden oder gehangen hatten, gänzlich festgemauert, wenn wir sie einmal herunternehmen wollten. Die Eingebornen pflegen denn auch von redseligen oder zänkischen Frauen zu sagen: „Bei der ist auch keine Gefahr, dass ihr die Wespen den Mund zumauern." — Ausser den eben genannten giebt es aber auch Wespenarten, welche, ähnlich unseren Papierwespen (*Polistes*), ihr aus Faserstoff wabenartig gebautes und gestieltes Nest an irgend einem Gegenstande aufhängen, wie ein mitgebrachtes Exemplar beweist, welches an der unteren Fläche eines Kaffeeblattes befestigt ist. Dass Wespen recht unangenehm werden können, habe ich einmal an mir selbst erfahren müssen. Als ich nämlich eines Morgens auf der Jagd am Ufer des Fisherman Lake zwischen einigen Mangrovebüschen durchschlüpfte, wurde ich von den gestörten Bewohnern eines Wespennestes so wüthend angegriffen und zerstochen, dass ich unter Zurücklassung meiner Flinte die Flucht ergreifen musste. Jeder Versuch, um das Gewehr wieder zu bekommen, wurde durch die kleinen Insekten, welche, auf ihrem papierenen Neste sitzend, förmlich auf mich lauerten und bei der ersten Vorwärtsbewegung unbarmherzig über mich herfielen, vereitelt, bis ich schliesslich meinen *boy*, welcher mit einem zweiten Gewehr unweit von mir auf Posten stand, herbeirief und das Nest sammt seinen Bewohnern durch einen auf kurzen Abstand abgegebenen Schuss vernichtete. Mit furchtbar zerstochenem und geschwollenem Kopf, Hals und Armen kam ich nach Hause, wo ich trotz sofortiger Anwendung von Ammoniak noch tagelang unter den Folgen dieses unliebsamen Abenteuers zu leiden hatte. Dass ich unter den genannten Umständen unterliess, Exemplare dieser

Wespen für die Sammlung mitzunehmen, ist begreiflich, und kann ich daher die Identität der Art nicht feststellen.

An Käfern scheinen die von uns besuchten Gebiete nicht so reich zu sein, wie ich erwartet hatte, und dürfen sie an den grossen Arten von Goliathiden, welche für die Küstenländer näher dem Aequator so bezeichnend sind, geradezu arm genannt werden.

Obwohl auch diese Ordnung in Liberia durch manche interessante Art repräsentirt wird und unser bis jetzt untersuchtes Material auch neue Arten geliefert hat, so muss ich mich doch hier damit begnügen, auf das hinten folgende Verzeichniss der bis jetzt bestimmten Käfer hinzuweisen. Das Nämliche gilt auch von den Schmetterlingen, von welchen wir namentlich am St. Paul's River eine hübsche Sammlung zusammengebracht haben. Dagegen ist die Ordnung der Geradflügler durch einige Familien vertreten, welche durch Lebensweise, eigenthümlichen Körperbau oder sonstwie derart ins Auge fallen, dass sie nicht mit Stillschweigen übergangen werden können. Unter ihnen sind die Termiten oder sogenannten weissen Ameisen, bei den Liberianern unter dem Namen *bug-a-bug* bekannt, namentlich durch ihre auffälligen Hochbauten, sowie auch durch den Schaden, welchen wenigstens eine Art durch ihre Minirarbeiten im Holzwerk der Wohnhäuser anrichtet, besonders interessant. Die Eine der beiden auffälligsten Arten ist *Termes mordax*, welche hauptsächlich die Wälder bewohnt und an der Form ihrer Bauten, welche an einen Hutpilz erinnnert, kenntlich ist. Dieser aus Thon verfertigte, inwendig wegen der vielen Gänge und Zellen ganz schwammartig aussehende Bau ist steinhart, höchstens einen Meter, in der Regel aber nur 50—60 Cm. hoch, und steht nur lose auf der Erde, wie der Strunk eines Pilzes, so dass er durch den leisesten Fusstritt umgestürzt werden kann. Wie die Abbildung auf der folgenden Seite zeigt, baut diese Art oft zwei und mehr Hüte über einander. Wir liessen die Bauten häufig aus den Wäldern herbeischaffen, um sie zu zertrümmern und mit den massenhaft darin enthaltenen Larven die Thiere unserer Menagerie zu füttern.

Wohl eben so häufig wie die vorige Art kommt die kriege-

rische Termite (*Termes bellicosus*) vor. Ihre kegel- oder zuckerhutförmigen Riesenbauten (siehe vorn, p. 394, Textfigur) welche bei einer Höhe von 5—6 M. einen Durchmesser von 3—4 M. erreichen, findet man sowohl im Hoch- und Buschwald als auf der Grassteppe, ja sogar in den Feldern und Gemüsegärten der Neger. Indessen mögen wohl die meisten derselben im Walde aufgebaut und nachher bei der Urbarmachung des Bodens verschont geblieben sein. Gewöhnlich bauen diese Termiten ihre Wohnung in einen Strauch oder um einen Baumstamm herum. Bald aber stirbt der Baum ab; sein Stamm wird zerfressen, und dann steht der steinharte, von Thon aufgeführte Kegel allein da. In den Wäldern benutzten wir die Termitenbauten mit Vorliebe als Kanzeln, um auf vorbeikommendes Wild zu lauern. Niemals sieht man die Termiten an der Aussenseite ihrer Wohnung umherlaufen, denn alle Arbeit wird von Innen heraus, und zwar meist zur Nachtzeit, verrichtet.



Pilzförmige Bauten von *Termes mordax*. *a.* Königin, *b.* geflügeltes Männchen, *c.* Soldat.

Wenn sie über verfaultes Astwerk herfallen, so überziehen sie dasselbe erst mit einer Thonlage, und überall, wohin ihre Züge sie auch führen mögen, auf Wegen, an Mauern und Holzwänden, legen

sie bedeckte Gänge von Thon an, unter welchen sie vorrücken, bis sie am Ziele ihrer Wanderung angelangt sind und ihr Zerstörungswerk beginnen können. Eigenthümlich ist das Ticken der Termiten, wenn sie bei der Arbeit überrascht werden. Dasselbe macht eine Art knisterndes Geräusch, wie wenn jemand eine Handvoll Schrotkörner über dürres Laub ausstreute. Es soll durch Aufschlagen des Kopfes auf das Holz, an dessen Zerkleinerung sie arbeiten, verursacht werden und ist jedenfalls als ein Zeichen der Verständigung bei drohender Gefahr aufzufassen. In Wald und Feld ist das Treiben der Termiten eher nützlich als schädlich, indem sie eine Masse todtes Holz zerkleinern und in Humus verwandeln. Geradezu gefährlich aber werden sie durch ihre Besuche in den Wohnhäusern, in welchen sie die Balken und überhaupt alles Holzwerk von Innen derart ausfressen, dass schliesslich nur eine ganz dünne Rinde übrig bleibt und das Holz bei der leisesten Erschütterung zusammenbricht. In bewohnten Häusern ist die Gefahr weniger gross als in unbewohnten, obschon sie auch dort nie ganz ausgeschlossen ist.

Zu Anfang der Trockenzeit ist gewöhnlich die Flugzeit der Termiten. Die geflügelten Männchen und Weibchen erfüllen dann zu Millionen die Luft, so dass oft die Sonne von ihnen verdunkelt wird (siehe vorn, p. 401). Sie sollen sich in der Luft begatten. Auch in die Wohnhäuser dringen die geflügelten Termiten ein, und dann ist in kurzer Zeit Alles mit abgefallenen Flügeln, sowie mit den umherlaufenden, flügellosen Insekten bedeckt. Unmittelbar nach der Begattung fallen ihnen nämlich die Flügel ab, und die Meisten bilden dann eine willkommene Beute für zahlreiche Vögel, Echsen, Amphibien und namentlich für die Heerschaaren von Wanderameisen. Nur wenige Männchen und befruchtete Weibchen finden den Weg zu ihrem Bau zurück oder werden von den Arbeitern heimgetragen. Die zurückgekehrten Weibchen werden nun, und zwar gewöhnlich nur Eines in einem Bau, in einen faustgrossen Klumpen Thon eingemauert. Durch rund herum in einem Abstande von 1 Cm. angebrachte, kleine Oeffnungen wird das nöthige Futter in die Zelle gebracht und das Material, welches durch die fortwährende Erweiterung derselben frei wird, sowie die gelegten Eier hinausgeschafft. Der

Hinterleib des Weibchens, welcher viele Tausende von Eiern enthält, schwillt mit dem Wachsthum der Eier zu der Länge und Dicke eines starken Fingers an; indem die weiche, weisse Faltenhaut zwischen den Leibesringen sich stark ausdehnt, so dass die ursprünglichen Leibesringe wie kleine, braune Binden aussehen. Das derart gepflegte Weibchen wird die Königin der Termiten (*bug-a-bug-queen*) genannt; seine Zelle befindet sich stets am Grunde im Centrum des Baues. Die Termitenköniginnen bilden, wie auch die dicken, fetten Larven des Palmen-Rüsselkäfers (*Rhynchophorus phoenicis*), ein äusserst schmackhaftes und bei den Eingebornen sehr beliebtes Gericht, zu welchem Zwecke die Thiere ohne weitere Umstände lebend in die heisse Bratpfanne gelegt und in ihrem eigenen Fette geschmort werden.

Sehr lästige Gäste sind in den Häusern der Küstengegenden die ursprünglich aus Amerika mit Schiffen eingeschleppten Kakerlaken (*Periplaneta americana*), welche sich den Tag über in Schlupfwinkeln verborgen halten, des Nachts aber umherfliegen und durch ihre Besuche in der Speisekammer und das Benagen von Lederzeug u. s. w. vielfachen Schaden anrichten. Gelegentlich fallen sie auch den Menschen im Schlafe an, und während ich mit den schon früher erwähnten, flachen Hautwunden bedeckt war, wusste ich mir nicht mehr anders zu helfen, als dass ich jeden Abend einen Teller mit Reis und Zucker oder Melasse in eine Zimmerecke setzen liess, um mir die widerlichen, gefrässigen Geschöpfe, und mit ihnen auch die nicht minder lästigen Zuckerameisen, vom Leibe fern zu halten.

Auch die Heuschrecken sind in Liberia überaus reichlich vertreten. Zeitweise findet man eine Wanderheuschrecke, welche, wie auch eine sehr grosse Grille, von den Eingebornen gesammelt und, in Palmöl gebacken, verspeist wird. Manchmal werden sie auch geröstet, zu Pulver zerstampft und dann mit Palmöl zu einer Art Sauce verwendet. Auch Fangheuschrecken (*Mantis*) und Gespenstheuschrecken (*Phasma*) sind sehr häufige Erscheinungen. Ferner wurde hin und wieder eine Art Maulwurfsgrille (*Gryllotalpa*), aber bedeutend kleiner als die unsrige, angetroffen und kam wohl auch des Nachts durch das Fenster geflogen.

sie bedeckte Gänge von Thon an, unter welchen sie vorrücken, bis sie am Ziele ihrer Wanderung angelangt sind und ihr Zerstörungswerk beginnen können. Eigenthümlich ist das Ticken der Termiten, wenn sie bei der Arbeit überrascht werden. Dasselbe macht eine Art knisterndes Geräusch, wie wenn jemand eine Handvoll Schrotkörner über dürres Laub ausstreute. Es soll durch Aufschlagen des Kopfes auf das Holz, an dessen Zerkleinerung sie arbeiten, verursacht werden und ist jedenfalls als ein Zeichen der Verständigung bei drohender Gefahr aufzufassen. In Wald und Feld ist das Treiben der Termiten eher nützlich als schädlich, indem sie eine Masse todtes Holz zerkleinern und in Humus verwandeln. Geradezu gefährlich aber werden sie durch ihre Besuche in den Wohnhäusern, in welchen sie die Balken und überhaupt alles Holzwerk von Innen derart ausfressen, dass schliesslich nur eine ganz dünne Rinde übrig bleibt und das Holz bei der leisesten Erschütterung zusammenbricht. In bewohnten Häusern ist die Gefahr weniger gross als in unbewohnten, obschon sie auch dort nie ganz ausgeschlossen ist.

Zu Anfang der Trockenzeit ist gewöhnlich die Flugzeit der Termiten. Die geflügelten Männchen und Weibchen erfüllen dann zu Millionen die Luft, so dass oft die Sonne von ihnen verdunkelt wird (siehe vorn, p. 401). Sie sollen sich in der Luft begatten. Auch in die Wohnhäuser dringen die geflügelten Termiten ein, und dann ist in kurzer Zeit Alles mit abgefallenen Flügeln, sowie mit den umherlaufenden, flügellosen Insekten bedeckt. Unmittelbar nach der Begattung fallen ihnen nämlich die Flügel ab, und die Meisten bilden dann eine willkommene Beute für zahlreiche Vögel, Echsen, Amphibien und namentlich für die Heerschaaren von Wanderameisen. Nur wenige Männchen und befruchtete Weibchen finden den Weg zu ihrem Bau zurück oder werden von den Arbeitern heimgetragen. Die zurückgekehrten Weibchen werden nun, und zwar gewöhnlich nur Eines in einem Bau, in einen faustgrossen Klumpen Thon eingemauert. Durch rund herum in einem Abstande von 1 Cm. angebrachte, kleine Oeffnungen wird das nöthige Futter in die Zelle gebracht und das Material, welches durch die fortwährende Erweiterung derselben frei wird, sowie die gelegten Eier hinausgeschafft. Der

Hinterleib des Weibchens, welcher viele Tausende von Eiern enthält, schwillt mit dem Wachsthum der Eier zu der Länge und Dicke eines starken Fingers an; indem die weiche, weisse Faltenhaut zwischen den Leibesringen sich stark ausdehnt, so dass die ursprünglichen Leibesringe wie kleine, braune Binden aussehen. Das derart gepflegte Weibchen wird die Königin der Termiten (*bug-a-bug-queen*) genannt; seine Zelle befindet sich stets am Grunde im Centrum des Baues. Die Termitenköniginnen bilden, wie auch die dicken, fetten Larven des Palmen-Rüsselkäfers (*Rhynchophorus phoenicis*), ein äusserst schmackhaftes und bei den Eingebornen sehr beliebtes Gericht, zu welchem Zwecke die Thiere ohne weitere Umstände lebend in die heisse Bratpfanne gelegt und in ihrem eigenen Fette geschmort werden.

Sehr lästige Gäste sind in den Häusern der Küstengegenden die ursprünglich aus Amerika mit Schiffen eingeschleppten Kakerlaken (*Periplaneta americana*), welche sich den Tag über in Schlupfwinkeln verborgen halten, des Nachts aber umherfliegen und durch ihre Besuche in der Speisekammer und das Benagen von Lederzeug u. s. w. vielfachen Schaden anrichten. Gelegentlich fallen sie auch den Menschen im Schlafe an, und während ich mit den schon früher erwähnten, flachen Hautwunden bedeckt war, wusste ich mir nicht mehr anders zu helfen, als dass ich jeden Abend einen Teller mit Reis und Zucker oder Melasse in eine Zimmerecke setzen liess, um mir die widerlichen, gefrässigen Geschöpfe, und mit ihnen auch die nicht minder lästigen Zuckerameisen, vom Leibe fern zu halten.

Auch die Heuschrecken sind in Liberia überaus reichlich vertreten. Zeitweise findet man eine Wanderheuschrecke, welche, wie auch eine sehr grosse Grille, von den Eingebornen gesammelt und, in Palmöl gebacken, verspeist wird. Manchmal werden sie auch geröstet, zu Pulver zerstampft und dann mit Palmöl zu einer Art Sauce verwendet. Auch Fangheuschrecken (*Mantis*) und Gespenstheuschrecken (*Phasma*) sind sehr häufige Erscheinungen. Ferner wurde hin und wieder eine Art Maulwurfsgrille (*Gryllotalpa*), aber bedeutend kleiner als die unsrige, angetroffen und kam wohl auch des Nachts durch das Fenster geflogen.

In ganz bedeutender Artenzahl sind die meist sehr bunt gezeichneten Schildwanzen anwesend, und diese sind es denn anfangs fast ausschliesslich, welche Einem von eingebornen Kindern, die man auf den Käferfang aussendet, gebracht werden.

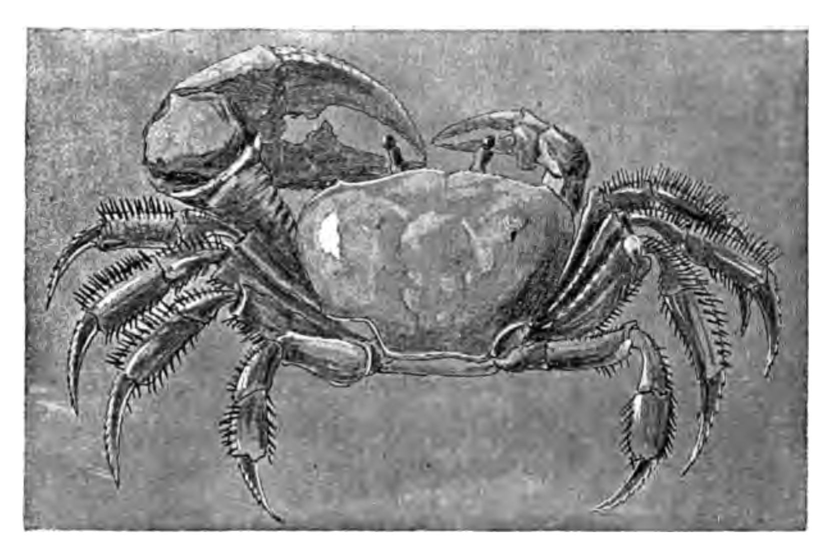
Aus der Gruppe des Tausendfüssler hat Liberia eine grosse Art von Bandassel (*Scolopendra*) aufzuweisen, welche von Liberianern und Eingebornen gleich sehr gefürchtet wird, weil ihr Biss, wenn auch nicht tödtlich, so doch immerhin schmerzhaft und unter Umständen selbst gefährlich ist. Auch ein Tausendfuss (*Julus*) kommt sehr häufig vor; doch wird dieser nur dadurch lästig, dass er überall hinkriecht und einen übeln Geruch verbreitet.

Für noch gefährlicher als der Biss der Bandassel wird der Stich eines ziemlich häufigen, riesigen Skorpions und der Biss einer grossen, zottig behaarten Vogelspinne (*Mygale*), dort unrichtig „Tarantula" genannt, gehalten. Diese Spinne erhascht ihre Beute im Sprunge und ihre Kieferzangen sind in der That gross genug, um eine bedeutende und durch das einfliessende Gift gefährliche Bisswunde beizubringen. Eine Radspinne, *Epeira femoralis*, welche an der gelben Ringelung von Leib und Beinen leicht kenntlich ist, baut zwischen Strauchwerk hinein aus gelben, klebrigen Fäden ein so starkes Netz, dass Einem oft der Hut darin hängen bleibt.

Die Crustaceen Liberia's sind fast ausschliesslich durch Krabben repräsentirt, welche theils durch abnormale Formen, theils durch schöne Färbung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Eine sehr grosse Landkrabbe (*Cardisoma armatum*) lebt den Tag über in selbstgegrabenen Erdhöhlen, meist nahe an Flussufern, und geht des Nachts ihrer Nahrung nach, welche aus Würmern, Insekten, kleinen Schlangen, todten Fischen, jungen Hühnchen, Enten und andern Vögeln besteht. Sie hat eine bedeutende Muskelkraft und zieht alle möglichen Stoffe wie Tuchlappen, Lederwerk u. s. w. in ihre Höhle hinein. Eine häufig vorkommende Süsswasserkrabbe ist *Thelphusa africana*, welche sich den Tag über in Uferlöchern aufhält. Die Mangrovesümpfe werden namentlich durch zwei kleine Arten (*Gelasimus perlatus* und *Sesarma*

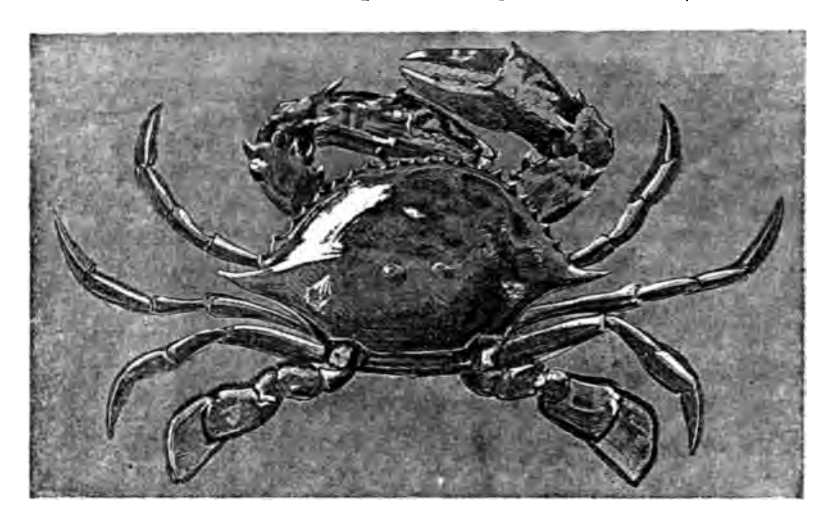
büttikoferi) vertreten. Das Männchen der ersteren zeichnet sich durch die unverhältnissmässig starke Entwicklung der einen Scheere aus (gewöhnlich die linke), während die zweite bis jetzt die einzige Art ist, deren blaue Scheeren an der Vorderfläche concav sind. Die beiden genannten Arten sieht man manchmal geschickt an den Mangrovebüschen herumklettern. Ferner mögen die beiden Strandkrabben (*Ocypode cursor* und *O. africana*) erwähnt werden, welche sehr geschickt und mit unglaublicher Schnelligkeit die von der See ausgeworfenen Weichthiere in der



Grosse Landkrabbe (*Cardisoma armatum*, Herklots). (1/2 nat. Gr.).

Brandung zu erhaschen wissen, da sie eben so rasch seitwärts, als vor- und rückwärts rennen können. Beide Arten haben die Fähigkeit, ein eigenthümlich knurrendes Geräusch hervorzubringen, welches durch Reibung einer sogenannten Tonleiste, die sich an der inneren Fläche der grossen Scheere befindet, am Arm verursacht wird und das wahrscheinlich als Warnungszeichen bei drohender Gefahr dienen muss. Auf den Felsen in der Brandung am Fusse des Cape Mount-Gebirges fanden wir den prachtvollen, braunrothen, dicht mit blaulich weissen Punkten besäten *Grapsus maculatus*, dessen Beine dicht mit langen Borsten besetzt

sind. Auch die Tiefe des Meeres selbst beherbergt einige sehr schöne Arten, wie *Calappa rubroguttata*, und zwei Neptunskrabben (*Neptunus validus* und *Callinectes diacanthus*), welche alle drei gelegentlich von Fischern an der Angel gefangen werden. Sehr interessant sind auch die Einsiedlerkrebse (*Clibanarius*), welche ihren weichen, ungepanzerten Hinterleib in leeren Gehäusen von Wasserschnecken, namentlich von einigen Melanien, bergen und im Gehen dieselben mit sich herumschleppen. Eine sehr grosse Art (*Eupagurus cavitarius*), welche sich in dem Gehäuse einer Seeschnecke (*Cassis spinosa*) angesiedelt hatte, wurde im



Neptunskrabbe (*Neptunus validus*, Herklots). (1/3 nat. Gr.).

Meere bei Robertsport gefangen. Auch wurden an denselben Stellen, ebenfalls mit der Angel, grosse Langusten (*Palinurus regius*) erbeutet, sowie zwei Arten von Heuschreckenkrebsen (*Squilla empusa* und *Lysiosquilla hoeveni*). Ueber die interessante, grosse Flussgarneele (*Palaemon macrobrachion*) und deren nächtlichen Fang bei Laternenschein wurde schon im ersten Bande, p. 125, das Nöthige gesagt. Wir fanden diese Art nicht nur im St. Paul, sondern später auch in der Gegend von Grand Cape Mount, sowie im Mittellaufe der Flüsse östlich von Monrovia.

Unter den Würmern verdienen namentlich zwei riesige, prachtvoll blau und grün irisirende Regenwürmer (*Acanthodrilus schlegeli* und *A. büttikoferi*) besondere Erwähnung. Dieselben werden bis zu einem Meter lang und beinahe kleinfingerdick. Sie fallen häufig den Wanderameisen zur Beute, wobei sie sich, freilich vergeblich, durch Ausspritzen eines scharfen Saftes, welches durch Contraction der Muskelhaut bewerkstelligt wird, zu vertheidigen suchen. Gerade wegen dieser Vertheidigungsart werden die Würmer von den Eingebornen für giftig gehalten und sehr gefürchtet. Eine kleinere, ebenfalls neue Art (*A. beddardi*) fand ich unter einer umgestürzten, halb vermoderten Oelpalme bei Schieffelinsville. Bei dieser Gelegenheit habe ich noch eines Blutegels zu gedenken, welcher in den Süsswassersümpfen zahlreich vorkommt und sowohl den nacktfüssigen Negern als auch dem europäischen Jäger sehr lästig wird, wenn Letzterer beim Durchwaten tiefer Stellen genöthigt ist, seine Stiefel auszuziehen. Dieser Blutegel beisst sehr leicht an und erreicht, in normalem Zustande etwa ein Zoll lang, das Doppelte seiner Grösse, wenn er vollgesogen ist. Den berüchtigten Guineawurm (*Filaria medinensis*) habe ich in Liberia nie beobachtet.

Hiemit schliesse ich meine Mittheilungen über die Thierwelt ab, da die niederen Thiere weniger allgemein Interessantes bieten und sich daher zu einer Behandlung an dieser Stelle weit weniger eignen, als dies bei den höher organisirten Arten der Fall ist.

Dem Thiergeographen, welcher das hier folgende Verzeichniss der Thierarten, soweit sie bis jetzt bearbeitet werden konnten, durchsieht, muss ohne Zweifel die vielfache Uebereinstimmung der Fauna Liberia's mit derjenigen vom Gabun auffallen. Eine Reihe von Arten, die früher nur vom Gabun und der Loangoküste, nicht aber von der viel bereisten Goldküste und dem Nigerdelta und eben so wenig von den nördlicher gelegenen Gegenden bekannt waren, haben wir merkwürdiger Weise in Liberia wiedergefunden (siehe vorn, p. 376). An dieser eigenthümlichen Erscheinung betheiligen sich nicht nur verschiedene Arten aus der Klasse der

Säugethiere, sondern auch manche Vögel und andere Thiere. Es liegt dabei die Vermuthung nahe, dass diese Eigenthümlichkeit auf frühere geologische Perioden zurückzuführen sei, und diese Vermuthung wird namentlich durch den Umstand bestärkt, dass eine südöstliche Verlängerung der Linie, welche den Strandwall Liberia's bildet und am Cap Palmas nach Osten abbiegt, ungefähr auf die Loangoküste hinweist. Es ist indessen hier nicht der Ort, um sich in Hypothesen der weittragendsten Art einzulassen, und bleibt daher die Lösung dieser Frage weiterem genauem Studium und ganz besonders den rasch fortschreitenden zoogeographischen Untersuchungen unserer Tage vorbehalten.



Bobby, mein junger Chimpanse.

ZOOLOGISCHE PUBLIKATIONEN UEBER UNSERE LIBERIANISCHEN SAMMLUNGEN, ERSCHIENEN IN „NOTES FROM THE LEYDEN MUSEUM."

1881

SCHLEGEL, on the zoological researches in West-Africa . . . . . p. 53.
JENTINK, Description of a new African Bat (*Leiponyx büttikoferi*) . „ 59.
„ on a new Squirrel (*Sciurus salae*) . . . . „ 63.
HUBRECHT, on a collection of fishes from the St. Paul's River (3 n. sp.). „ 66.
DE MAN, Carcinological studies in the Leyden Museum . . . . . „ 121.

1882

JENTINK, a Monograph of the African Squirrels . . . . p. 1.
„ Revision of the Manidae in the Leyden Museum . . . . „ 193.
DE MARSEUL, a new African species of the coleopterous genus *Hister* (*H. ritsemae*) . . . . „ 125.
CANDÈZE, a new African species of the coleopterous family Elateridae (*Pantolamprus auratus*) . . . . „ 158.

1883

JENTINK, List of the specimens of Squirrels in the Leyden Museum. p. 91.
VAN LANSBERGE, Description de 3 espèces nouvelles d'*Onthophagus* (*O. ritsemae*, *liberianus* et *deplanatus*) . . . . . „ 14.
HORST, on the West-African species of the genus *Gerres* . . . . „ 27.
DE MAN, Carcinological studies in the Leyden Museum (n. sp. *Sesarma büttikoferi* ex Liberia) . . . . „ 150.

1884

HORST, on two new species of the genus *Acanthodrilus* from Liberia (*A. schlegeli* and *A. büttikoferi*) . . . . p. 103.

1885

BÜTTIKOFER, Zoological researches in Liberia. Birds, collected by the author and Mr. SALA . . . . p. 129.
JENTINK, on two re-discovered Antelopes (*A. doria* and *A. longiceps*) „ 269.
BÜTTIKOFER, a supplementary note on *Glareola megapoda* . . . . „ 256.

1886

JENTINK, on two new species of *Cercopithecus* (*C. büttikoferi* ex Liberia) . . . . p. 55.
RÉGIMBART, Dytiscides et Gyrinides nouveaux (*Orectogyrus stampflii*). „ 143.
DE MARSEUL, Histérides et Anthicides nouveaux (*Pachycraerus ritsemae*, n. sp. ex Liberia) . . . . „ 149.

Olivier, Lampyrides nouveaux ou peu connus (*Diaphanes leucopyga*, n. sp. ex Liberia) . . . . „ 191.
Jentink, on a new species of *Hyrax* (*H. stampflii*) from Liberia . „ 209.
Büttikofer, Zoological researches in Liberia. Birds, collected by Mr. Stampfli . . . . „ 243

1887

Fairmaire, Description de 5 espèces nouvelles de Cantharides (*Horia macrognatha*, n. sp. ex Liberia). . . . . „ 193.
Horst, on *Acanthodrilus schlegeli* and *ungulatus*. . . . . „ 252.
Régimbart, Description d'un Gyrinide nouveau (*Orectogyrus büttikoferi*). „ 269.
Horst, Descriptions of Earth-worms (on *Acanthodrilus büttikoferi*) . „ 291.

1888

Jentink, Zoological researches in Liberia. List of Mammals (with 8 n. sp.) p. 1.
Büttikofer, Zoological researches in Liberia. List of Birds, collected by the Author and Mr. Stampfli . . . . „ 59.
Janson, Descriptions of new Cetoniidae (*Incala stampflii*, *Polyplastus assarius*, n. sp. ex Liberia) . . . . „ 107.
Horst, Description of Earth-worms (*Acanthodrilus beddardi* ex Liberia.) „ 123.
Gorham, on Erotylidae of the Leyden Museum (*Palaeolybas dorsalis*, *Tritoma liberiana*, n. sp. ex Liberia). . . . . „ 129.
Sharpe, on a new species of *Accipiter* from Liberia (*A. büttikoferi*). „ 199.
Schepman, Zoological researches in Liberia. List of Mollusca, with description of 4 new species (*Paludina liberiana*, *Melania Sancti Pauli*, *M. liberiensis*, *M. büttikoferi*) . . . . . „ 245.

1889

Büttikofer, on a new Owl from Liberia (*Bubo lettii*). . . . . . p. 34.
„ on two probably new birds from Liberia (*Drymocataphus johnsoni*, *Laniarius zosterops*). . . . . „ 97.
„ Zoological researches in Liberia. Fourth List of Birds. „ 113.
Fauvel, deux espèces africaines de la famille des Staphylinides (*Hesperus cafioides*, n. sp. ex Liberia) . . . . „ 187.
Bates, new species of African Carabidae in the Leyden Museum (6 n. sp. ex Liberia.) . . . . „ 201.

1890

Ritsema, on a new African *Myodites*-species (*Myodites büttikoferi.*). p. 12.
Büttikofer, on Liberian Birds, collected by Mr. A. T. Demery (*Zosterops demeryi*, *Z. obsoleta*, n. sp.) . . . . „ 197.

UNTER DER PRESSE:

Steindachner, Die Fische Liberia's, gesammelt von J. Büttikofer, C. F. Sala, F. X. Stampfli und A. T. Demery (siehe die Thierlisten).

VERZEICHNISS DER BIS JETZT BEARBEITETEN THIERE LIBERIA'S.

SÄUGETHIERE.

Semiae.

1. Simia troglodytes, *Gmelin.*
2. Colobus polycomus, *Illiger.*
3. „ ursinus, *Ogilby.*
4. „ ferrugineus, *Illiger.*
5. „ versus, *Van Beneden.*
6. Cercopithecus callithrichus, *I. Geoffroy.*
7. „ campbellii, *Waterhouse.*
8.* „ büttikoferi, *Jentink.*
9.* „ stampflii, *Jentink.*
10. „ diana, *Erxleben.*
11. Cercocebus fuliginosus, *E. Geoffroy.*
12. Nycticebus potto, *E. Geoffroy.*
13. Galago demidoffii, *Fischer.*

Chiroptera.

14. Epomophorus monstrosus, *Allen.*
15. „ gambianus, *Ogilby.*
16. „ franqueti, *Tomes.*
17. „ pusillus, *Peters.*
18.* „ veldkampii, *Jentink.*
19. Cynonycteris torquata, *Gray.*
20. „ straminea, *Geoffroy.*
21.* Leiponyx büttikoferi, *Jentink.*
22. Megaloglossus woermannii, *Pagenst.*
23. Phyllorhina fuliginosa, *Temminck.*
24. Nycteris hispida, *Schreber*
25. „ grandis, *Peters.*
26. Vesperus minutus, *Temminck.*
27. „ tenuipinnis, *Peters.*
28.* Vesperugo stampflii, *Jentink.*
29. „ nanus, *Peters.*
30. Kerivoula africana, *Dobson.*

Insectivora.

31. Crocidura schweitzeri, *Peters.*
32.* „ büttikoferi, *Jentink.*
33.* „ stampflii, *Jentink.*
34.* Pachyura megalura, *Jentink.*

Carnivora.

35. Felis pardus, *Linné.*
36. „ serval, *Schreber.*
37. „ celidogaster, *Temminck.*
38. Viverra civetta, *Schreber.*
39. Genetta pardina, *I. Geoffroy.*
40. Nandinia binotata, *Temminck.*
41. Herpestes pluto, *Temminck.*
42. „ gracilis, *Rüppell.*
43. Crossarchus obscurus, *Cuvier.*
44. Aonyx inunguis, *Cuvier.*
45. Hydrogale maculicollis, *Lichtenstein.*

Rodentia.

46. Anomalurus beecroftii, *Fraser.*
47. „ fraseri, *Waterhouse.*
48. Sciurus stangeri, *Waterhouse.*
49. „ aubinnii, *Gray.*
50. „ rufo-brachiatus, *Waterhouse.*
51. „ punctatus, *Temminck.*
52. „ poënsis, *Smith.*
53. „ pyrropus, *F. Cuvier.*
54. Xerus erythopus, *E. Geoffroy.*
55.* Eliomys nagtglasii, *Jentink.*
56.* „ crassicaudatus, *Jentink.*

* Die von uns entdeckten, neuen Arten sind mit einem Stern bezeichnet.

57. Cricetomys gambianus, *Waterhouse.*
58. Lophuromys sikapusi, *Temminck.*
59. Mus rattus, *Linné.*
60. „ decumanus, *Pallas.*
61. „ alexandrinus, *Geoffroy.*
62. „ nigricauda, *O. Thomas.*
63. „ rufinus, *Temminck.*
64. „ barbarus, *Linné.*
65. „ trivirgatus, *Temminck.*
66. „ dorsalis, *Smith.*
67. „ musculoides, *Temminck.*
68. Aulacodus swinderianus, *Temminck.*
69. Atherura africana, *Gray.*
70. Hystrix cristata, *Linné.*

Ruminantia.

71. Bubalus pumilus, *Turton.*
72. Terpone longiceps, *Gray.*
73. Cephalophus dorsalis, *Gray.*
74. „ niger, *Gray.*
75. „ ogilbyi, *Waterhouse.*
76. „ sylvicultrix, *Afzelius.*
77. „ maxwellii, *Smith.*
78. Cephalophus doria, *Ogilby.*
79. „ spinigera, *Temminck.*
80. Euryceros euryceros, *Ogilby.*
81. Tragelaphus scriptus, *Pallas.*
82. Hyaemoschus aquaticus, *Ogilby.*

Pachydermata.

83.* Dendrohyrax stampflii, *Jentink.*
84. „ dorsalis, *Fraser.*
85. Potamochoerus penicillatus, *Schinz.*
86. Choeropsis liberiensis, *Morton.*
87. Elephas africanus, *Blumenbach.*

Sirenia.

88. Manatus senegalensis, *Desmarest.*

Edentata.

89. Manis gigantea, *Illiger.*
90. „ longicaudata, *Brisson.*
91. „ tricuspis, *Rafinesque.*

VÖGEL.

Falconidae.

1. Circus macrourus, *Gmelin.*
2. Spizaëtus coronatus *Daudin.*
3. Asturinula monogrammica, *Temminck.*
4. Astur macroscelides *Hartlaub.*
5.* Accipiter büttikoferi, *Sharpe.*
6. Polyboroides typicus, *Smith.*
7. Dryotriorchis spectabilis *Schlegel.*
8. Milvus aegyptius, *Gmelin.*
9. Baza cuculoides *Swainson.*
10. Pernis apivorus *Linné.*
11. Gypohierax angolensis, *Gmelin.*
12. Haliaëtus vocifer, *Daudin.*

Strigidae.

13.* Bubo lettii, *Büttikofer.*
14. „ cinerascens, *Guérin.*
15. „ leucostictus, *Hartlaub.*
16. Syrnium nuchale, *Sharpe.*
17. Scotopelia peli, *Bonaparte.*
18. „ ussheri, *Sharpe.*
19. „ bouvieri, *Sharpe.*

Caprimulgidae.

20. Caprimulgus cinnamomeus, *Sharpe.*
21. Scotornis longicauda, *Drapiez.*

Hirundinidae.

22. Cypselus apus, *Brisson.*
23. Hirundo rustica, *Linné.*
24. „ nigrita, *G. R. Gray.*

Coraciadae.

25. Eurystomus afer, *Latham.*
26. „ gularis, *Vieillot.*

Alcedinidae.

27. Halcyon senegalensis, *Linné.*
28. „ cyanoleuca, *Vieillot.*
29. „ malimbica, *Shaw.*
30. „ badia *Verreaux.*
31. „ semicoerulea *Forskal.*
32. Ceryle maxima *Pallas.*
33. „ rudis, *Linné.*
34. Corythornis cyanostigma, *Rüppell.*
35. Ispidina picta, *Boddaert.*
36. „ leucogastra, *Fraser.*
37. Alcedo quadribrachys, *Bonaparte.*

Meropidae.

38. Merops superciliosus, *Linné.*
39. „ albicollis *Vieillot.*
40. „ erythropterus *Gmelin.*
41. „ gularis, *Shaw.*

Nectariniidae.

42. Cinnyris fuliginosus, *Shaw.*
43. „ cyanolaemus, *Jardine.*
44. „ verticalis, *Latham.*
45. „ obscurus, *Jardine.*
46. „ johannae, *Verreaux.*
47. „ chloropygius, *Jardine.*
48. „ venustus, *Shaw.*
49. „ adelberti, *Gervais.*
50. Anthreptes hypodilus, *Jardine.*
51. „ rectirostris, *Shaw.*
52. „ gabonicus, *Hartlaub.*
53.* Zosterops demeryi, *Büttikofer.*
54.* „ obsoleta, *Büttikofer.*

Timeliidae.

55. Prinia mystacea, *Rüppell.*

56. Cisticola lateralis, *Fraser*.
57. „ rufa, *Fraser*.
58.* Sylviella stampflii *Büttikofer*.
59. Camaroptera concolor *Hartlaub*.
60. „ brevicaudata, *Cretzschmar*.
61. Hylia prasina *Cassin*.
62. Stiphrornis erythrothorax, *Hartlaub*.
63. Cossypha poensis, *Strickland*.
64. „ verticalis, *Hartlaub*.
65. „ cyanocampter *Bonaparte*.
66. „ leucosticta, *Sharpe*.
67. Alethe poliocephala, *Bonaparte*.
68. „ diademata *Bonaparte*.
69.* Drymocataphus johnsoni, *Büttikofer*.
70. Turdinus gularis, *Sharpe*.
71. „ fulvescens, *Cassin*.
72. Crateropus atripennis, *Swainson*.
73. Xenocichla syndactyla, *Swainson*.
74. „ eximia, *Hartlaub*.
75. „ canicapilla *Hartlaub*.
76. Criniger barbatus, *Temminck*.
77. „ verreauxi, *Sharpe*.
78. „ simplex *Hartlaub*.
79. „ leucopleurus *Cassin*.
80. „ indicator, *Verreaux*.
81. „ serinus, *Verreaux*.
82. „ tricolor, *Cassin*.
83. „ calurus, *Cassin*.

Pycnonotidae.

84. Chlorocichla gracilirostris, *Strickland*.
85. Andropadus latirostris, *Strickland*.
86. „ curvirostris, *Cassin*.
87. „ virens, *Cassin*.
88. Ixonotus guttatus, *Verreaux*.
89. Pycnonotus barbatus, *Desfontaines*.

Pittidae.

90. Pitta angolensis, *Vieillot*.

Turdidae.

91. Geocichla princei, *Sharpe*.
92. Turdus pelios, *Bonaparte*.

Sylvidae.

93. Sylvia hortensis, *Bechstein*.
94. Phylloscopus trochilus, *Linné*.
95. Acrocephalus turdoides, *Meyer*.

Motacillidae.

96. Motacilla vidua, *Sundevall*.
97. „ longicauda, *Rüppell*.
98. „ flava *Linné*.
99. Anthus pyrrhonotus, *Vieillot*.
100. Macronyx croceus, *Vieillot*.

Muscicapidae.

101. Cassinia finschii, *Sharpe*.
102. Terpsiphone nigriceps, *Hartlaub*.
103. Trochocercus nitens *Cassin*.
104. Parisoma plumbeum, *Hartlaub*.
105. Muscicapa grisola, *Linné*.
106. „ lugens, *Hartlaub*.
107. Platystira cyanea, *P. L. S. Müller*.
108. Diaphorophyia castanea, *Fraser*.
109. „ blissetti, *Sharpe*.
110. Artomyias ussheri *Sharpe*.
111. Smithornis rufolateralis, *G. R. Gray*.
112. Bias musicus, *Vieillot*.
113. Megabias flammulatus, *Verreaux*.

Campephagidae.

114. Campephaga quiscalina, *Finsch*.

Dicruridae.

115. Dicrurus atripennis, *Swainson*.
116. „ modestus, *Hartlaub*.

Laniidae.

117. Fraseria ocreata, *Strickland*.
118. „ cinerascens, *Hartlaub*.
119. Sigmodus caniceps, *Bonaparte*.

120. Lanius smithii, *Fraser.*
121. Telephonus senegalus, *Linné.*
122. Nicator chloris, *Lesson.*
123. Laniarius multicolor, *G. R. Gray.*
124.* „ zosterops, *Büttikofer.*
125. Chaunonotus sabinei, *J. E. Gray.*
126. Dryoscopus gambensis, *Lichtenstein.*
127. „ leucorhynchus, *Hartlaub.*

Oriolidae.

128. Oriolus brachyrhynchus, *Swainson.*

Corvidae.

129. Corvus scapulatus, *Daudin.*

Sturnidae.

130. Onychognathus hartlaubi, *G. R. Gray.*
131. Lamprocolius cupreicauda, *Hartlaub.*
132. Pholidauges leucogaster, *Gmelin.*

Ploceidae.

133. Malimbus malimbicus, *Daudin.*
134. „ cristatus, *Vieillot.*
135. „ nitens, *J. E. Gray.*
136. „ scutatus, *Cassin.*
137. Ploceus nigerrimus, *Vieillot.*
138. „ tricolor, *Hartlaub.*
139. „ castaneofuscus, *Lesson.*
140. „ cucullatus, *P. L. S. Müller.*
141. „ aurantius, *Vieillot.*
142. „ brachypterus, *Swainson.*
143. Quelea erythrops, *Hartlaub.*
144. Pyromelana flammiceps, *Swainson.*
145. Coliopasser macrurus, *Gmelin.*
146. Vidua principalis, *Linné.*
147. Ortygospiza polyzona, *Temminck.*
148. Estrelda melpoda, *Vieillot.*
149. Pytilia schlegelii, *Sharpe.*
150. Spermospiza haematina, *Vieillot.*
151. Pyrenestes personatus, *Dubus.*
152. Spermestes fringilloides, *Lafresnaye.*
153. „ cucullatus, *Swainson.*
154. „ bicolor, *Fraser.*
155. Nigrita emiliae, *Sharpe.*
156. „ bicolor, *Hartlaub.*

Musophagidae.

157. Corythaix macrorhynchus, *Fraser.*
158. Turacus cristatus, *Vieillot.*

Bucerotidae.

159. Buceros elatus, *Temminck.*
160. „ atratus, *Temminck.*
161. „ cylindricus, *Temminck.*
162. „ fistulator, *Cassin.*
163. Berenicornis leucolopha, *Sharpe.*
164. Tockus semifasciatus, *Temminck.*
165. „ hartlaubi, *Gould.*
166. „ camurus, *Cassin.*

Trogonidae.

167. Trogon narina, *Levaillant.*

Psittacidae.

168. Psittacus timneh, *Fraser.*
169. Psittacula swinderniana, *Kuhl.*

Bucconidae.

170. Pogonorhynchus hirsutus, *Swainson.*
171. Megalaema duchaillui, *Cassin.*
172 „ subsulphurea, *Fraser.*
173. „ atroflava, *Blumenbach.*
174. „ scolopacea, *Bonaparte.*
175. Trachyphonus goffini, *Schlegel.*
176. Gymnobucco calvus, *Lafresnaye.*

Indicatoridae.

177. Indicator variegatus, *Lesson.*

Picidae.

178. Mesopicus pyrrhogaster, *Malherbe.*
179. Dendropicus lugubris, *Hartlaub.*
180. Campothera maculosa, *Valenciennes.*
181. „ caroli, *Malherbe.*
182. „ nivosa, *Swainson.*

Cuculidae.

183. Centropus francisci, *Bonaparte.*
184. „ senegalensis, *Linné.*

185. Ceuthmochares aeneus, *Vieillot.*
186. Coccystes cafer, *Lichtenstein.*
187. Chrysococcyx cupreus, *Boddaert.*
188. „ klaasii, *Stephens.*

Columbidae.

189. Treron calva, *Temminck.*
190. Columba unicincta, *Cassin.*
191. „ iriditorques, *Cassin.*
192. Turtur semitorquatus, *Rüppell.*
193. Peristera puella, *Schlegel.*
194. „ afra, *Linné.*
195. „ tympanistria, *Temminck.*

Numididae.

196. Numida cristata, *Pallas.*
197. Agelastes meleagrides, *Temminck.*

Tetraonidae.

198. Francolinus ahantensis, *Temminck.*
199. „ lathami, *Hartlaub.*

Charadriidae.

200. Oedicnemus vermiculatus, *Cabanis.*
201. Glareola megapoda, *G. R. Gray.*
202. Vanellus inornatus, *Swainson.*
203. Lobivanellus albiceps, *Gould.*
204. Charadrius hiaticula, *Linné.*
205. „ cantiana, *Latham.*
206. „ forbesi, *Shelley.*

Ardeidae.

207. Ardea alba, *Linné.*
208. „ ardesiaca, *Wagler.*
209. „ gularis, *Bosc.*
210. „ atricapilla, *Afzelius.*
211. Botaurus sturmii, *Wagler.*
212. „ leucolophus, *Jardine.*
213. Nycticorax leuconotus, *Wagler.*

Ciconiidae.

214. Ciconia episcopus, *Boddaert.*

Ibidae.

215. Ibis olivacea, *Du Bus.*
216. „ hagedash, *Latham.*

Scolopacidae.

217. Numenius phaeopus, *Linné.*
218. Totanus glottis, *Linné.*
219. „ hypoleucos, *Linné.*
220. Tringa subarquata, *Gould.*

Rallidae.

221. Himantornis haematopus, *Temminck.*
222. Ortygometra nigra, *Gmelin.*
223. Rallina oculea, *Hartlaub.*
224. Corethrura pulchra, *J. E. Gray.*

Heliornithidae.

225. Podica senegalensis, *Hartlaub.*

Anatidae.

226. Phoenicopterus, *sp.?*
227. Plectropterus gambensis, *Linné.*
228. Sarcidiornis melanotos, *Pennant.*
229. Dendrocygna viduata, *Linné.*
230. Querquedula hartlaubi, *Cassin.*

Laridae.

231. Stercorarius cephus, *Brünnich.*
232. Sterna cantiaca, *Gmelin.*
233. „ fluviatilis, *Naumann.*
234. Hydrochelidon nigra, *Brisson.*
235. Rhynchops flavirostris, *Vieillot.*

Pelecanidae.

236. Plotus levaillantii, *Lichtenstein.*
237. Graculus africanus, *Gmelin.*

Der Vollständigkeit halber mögen hier, im Anschlusse an vorstehende Vogelliste, auch diejenigen Arten eine Stelle finden, welche weder von mir noch von meinen Begleitern beobachtet wurden, obwohl sie von andern Autoren als in Liberia vorkommend angeführt worden. Die bis jetzt in Liberia constatirten Arten würden demnach die beträchtliche Zahl von 254 erreichen.

Machaeramphus anderssoni, *Gurney* . . . . . Coll. SCHWEITZER.
Astur macrourus, *Schlegel* . . . . „ „
Scops senegalensis, *Swainson* . . . . teste HARTLAUB.
Caprimulgus fossii, *J. Verreaux* . . . . . . Coll. SCHWEITZER.
Eremomela badiceps, *Fraser* . . . . teste HARTLAUB.
Turdinus rufescens, *Reichenow* . . . . Coll. SCHWEITZER.
Laniarius melamprosopus, *Reichenow* . . . . „ „
„ cruentus, *Lesson* . . . . „ „
Graucalus azureus, *Cassin* . . . . „ MC. DOWELL[1].
Lamprocolius purpureiceps, *Verreaux* . . . . „ SCHWEITZER.
Ploceus nigricollis, *Vieillot* . . . . teste HARTLAUB.
? Estrelda rhodopyga, *Sundevall* . . . . „ „
Pytilia melba, *Linné* . . . . „ FINSCH & HARTLAUB.
? Pyrenestes coccineus, *Cassin* . . . . „ CASSIN.
Corythaix persa, *Linné* . . . . „ HARTLAUB.
Francolinus bicalcaratus, *Linné* . . . . „ „
Nycticorax europaeus, *Stephens* . . . . Coll. SCHWEITZER.

[1] Dr. MC. DOWELL sammelte um das Jahr 1840 zahlreiche Vögel am St. Paul's River, welche von CASSIN in den *Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia*, 1851, aufgeführt worden.

REPTILIEN UND AMPHIBIEN.

Chelonii.

1. Dermochelys coriacea, *Linné.*
2. Chelone mydas, *Linné.*
3. Chelonia imbricata, *Linné.*
4. Cinixys erosa, *Schweigger.*
5. Sternothaerus derbianus, *Gray.*
6. „ niger? *Dumeril & Bibron.*
7. Trionyx triunguis, *Forskal.*

Crocodilini.

8. Crocodilus niloticus, *Laurent.*
9. „ cataphractus, *Cuvier.*
10. Osteolaemus tetraspis, *Cope.*

Saurii.

11. Chamaeleo senegalensis, *Cuvier.*
12. Hemidactylus mabouia, *Moreau.*
13. „ fasciatus? *Gray.*
14. Lygodactylus species?
15. Agama colonorum, *Daudin.*
16. Varanus niloticus, *Linné.*
17. Amphisbaena liberiensis, *Boulenger.*
18. Lacerta echinata, *Cope.*
19. Mabuia maculilabris, *Gray.*
20. „ raddoni, *Gray.*
21. „ bensoni, *Peters.*
22. Lygosoma fernandi, *Burton.*

Ophidii.

23. Typhlops kraussii, *Jan.*
24. „ liberiensis, *Hallowell.*
25. Eryx reinhardtii, *Schlegel.*
26. Python sebae, *Gmelin.*
27. Bothrophthalmus lineatus, *Schlegel.*
28. Grayia triangularis, *Hallowell.*
29. Helicops mortuarius, *Schlegel.*
30. Psammophis sibilans, *Linné.*
31. Dasypeltis scabra, *Linné.*
32. Hapsidophrys smaragdina, *Schlegel.*
33. „ lineata, *Fischer.*
34. Crypsidomus aethiopissa, *Günther.*
35. Theletornis kirtlandii, *Hallowell.*
36. Dipsas pulverulenta, *Fischer.*
37. „ globiceps?, *Fischer.*
38. Boodon niger, *Fischer.*
39. Atractaspis irregularis, *Reinhardt.*
40. Dendroaspis jamessonii, *Traill.*
41. Naja nigricollis, *Reinhardt.*
42. Causus rhombeatus, *Lichtenstein.*
43. Vipera chloroëchis, *Schlegel.*
44. Bitis rhinoceros, *Schlegel.*
45. „ nasicornis, *Shaw.*

Batrachia.

46. Hypogeophis seraphini, *A. Duméril.*
47. Rana occipitalis, *Günther.*
48. Hyperolius fusciventris, *Peters.*
49. „ vittiger, *Peters.*
50. Bufo regularis, *Reuss.*
51. Xenopus calcaratus, *Peters.*

FISCHE.

Percidae.

1. Serranus aeneus, *Is. Geoffroy.*
2. Mesoprion canis, *Bloch.*
3. Diagramma crassispinum, *Rüppell.*
4. Pristipoma jubelini, *Cuv. & Valenciennes.*
5. „ macrophthalmus, *Bleeker.*

Sparidae.

6. Dentex maroccanus, *Cuv. & Valenciennes*
7. Box goreensis, *Cuv. & Valenciennes.*
8. Gerres melanopterus, *Bleeker.*
9. „ nigri, *Günther.*

Squamipinnes.

10. Drepane punctata, *Linné.*
11. Ephippus gorcensis, *Cuv. & Valenciennes*

Polynemidae.

12. Galeoides polydactylus, *Vahl.*

Sciaenidae.

13. Otholithus senegalensis, *Cuv. & Valenciennes.*

Trichiuridae.

14. Trichiurus lepturus, *Linné.*

Acronuridae.

15. Acanthurus monroviae, *Steindachner.*

Carangidae.

16. Caranx chrysos, *Mitchell.*
17. „ hippos, *Linné.*
18. „ carangus, *Bleeker.*
19. Psettus sebae, *Cuv. & Valenciennes.*
20. Trachynotus goreensis, *Cuv. & Valenc.*

Scombridae.

21. Echeneis naucrates, *Linné.*

Pediculati.

22. Antennarius marmoratus, *Schneider.*
23. „ multiocellatus, *Bleeker.*
24. „ pinniceps, *Commerson.*

Gobiidae.

25. Gobius banana, *Cuv. & Valenciennes.*
26. Periophthalmus koelreuteri, *Pallas.*

Eleotridae.

27. Eleotris pisonis, *Gmelin.*
(= E. gyrinus, *Cuv. & Valenciennes*).

Blenniidae.

28. Salarias vomerinus, *Cuv. & Valenciennes.*

Mastacambelinae.

29. Mastacambelus cryptacanthus, *Günther.*

Sphyraenidae.

30. Sphyraena jello, *Cuv. & Valenciennes.*

Mugilidae.

31. Mugil cephalus, *Cuvier.*
32. „ falcipinnis, *Cuv. & Valenciennes.*
33. „ ashantensis, *Bleeker.*

Fistularidae.

34. Fistularia tabacaria, *Linné.*

Ophiocephalidae.

35. Ophiocephalus insignis, *Sauvage.*

Labyrinthici.

36. Ctenopoma petherici, *Günther.*

Labridae.

37. Coris guineensis, *Bleeker.*

Chromidae.

38. Chromis mossambicus, *Bleeker.*
39.* „ büttikoferi, *Hubrecht.*
40. Hemichromis fasciatus, *Peters.*
41. „ bimaculatus, *Gill.*

Pleuronectidae.

42. Cynoglossus senegalensis, *Kaup.*
43. Hemirhombus guineensis, *Bleeker.*

Siluridae.

44.* Clarias salae, *Hubrecht.*
45. „ laeviceps, *Gill?*
46.* „ liberiensis, *Steindachner.*
47.* „ büttikoferi, *Steindachner.*
48. Chrysichthys nigridigitatus, *Lacépède.*
49 Arius parkii, *Günther.*
50. „ heudelotii, *Cuv. & Valenciennes.*
51. Eutropius adansonii *Cuv. & Valenc.*
52.* „ liberiensis, *Hubrecht.*
53. Malapterurus electricus, *Linné.*

Cyprinidae.

54. Barbus camptacanthus, *Bleeker.*
55. „ trispilus, *Bleeker.*

Characinidae.

56. Alestes macrolepidotus, *Cuv. & Val.*
57. Brachyalestes nurse, *Rüppell.*
58. „ longipinnis, *Günther.*
59. Hydrocyon forskalii, *Cuvier.*
60. Sarcodaces odoë, *Bloch.*

Cyprinodontidae.

61. Haplochilus spilauchen, *A. Duméril.*

Scombresocidae.

62. Belone senegalensis, *Cuv. & Valenciennes.*
63. Hemirhamphus schlegelii, *Bleeker.*
64. Exocoetus lineatus, *Cuv. & Valenciennes.*

Mormyridae.

65. Mormyrus microcephalus, *Günther.*
66. „ henryi, *Gill.*
67.* „ stampflii, *Steindachner.*
68.* „ büttikoferi, *Steindachner.*
69. Mormyrops deliciosus, *Leach.*

Clupeidae.

70. Clupea maderensis, *Lowe.*
71. Albula conorhynchus, *Bl. & Schneid.*

Notopteridae.

72. Notopterus afer, *Günther.*
73. „ nili, *Steindachner.*

Muraenidae.

74.* Ophichthys büttikoferi, *Steindachner.*
75. „ semicinctus, *Richardson.*
76. Conger macrops, *Günther.*

Syngnathidae.

77. Syngnathus kaupii, *Bleeker.*

Gymnodontes.

78. Tetrodon guttifer, *Bennett.*
79. „ laevigatus, *Linné.*

Sclerodermi.

80. Balistes maculatus, *Linné.*

Trygonidae.

81. Trygon margarita, *Günther.*

Polypteridae.

82.* Polypterus büttikoferi, *Steindachner.*

WEICHTHIERE.

Landmollusken.

1. Vaginula pleuroprocta, *von Martens.*
2. Streptaxis monroviana, *Rang.*
3. Limicolaria turbinata, *Lea.*
4. Perideris torrida, *Gould.*
5. „ interstincta, *Gould.*
6. Achatina variegata, *de Boissy.*
7. „ purpurea, *Chemnitz.*
8. „ knorri, *Jonas.*
9. Stenogyra involuta, *Gould.*
10. „ striata, *Lea.*
11. Ennea liberiana, *Lea.*

Süsswassermollusken.

a. Schnecken.

12.* Paludina liberiana, *Schepman.*
13. Melania nigritina, *Morelet.*
14.* „ Sancti-Pauli, *Schepman.*
15.* „ liberiensis, *Schepman.*
16.* „ büttikoferi, *Schepman.*
17. Claviger matoni, *Gray*, var. loricata, *Reeve.*
18. „ auritus, *Müller.*
19. „ byronensis, *Gray.*
20. Ampullaria balanoidea, *Gould.*
21. „ vitrea, *Born.*
22. Neritina rubricata, *Morelet.*
23. „ adansoniana, *Recluz.*
24. „ oweniana, *Gray.*

b. Muscheln.

25. Cyrenoides dupontiae, *Joannis.*
26. Aetheria plumbea, *Férussac.*
27. Dreissena africana, *van Beneden.*

Marine Mollusken.

a. Schnecken.

28. Pyrula morio, *Linné.*
29. Purpura haemastoma, *Linné.*
30. „ neritoides, *Linné.*
31. Triton tranquebaricus, *Lamarck.*
32. Cypraea stercoraria, *Linné.*
33. Littorina punctata, *Gmelin.*
34. „ striata, *King*, var. granosa, *Philippi.*
35. Tympanotonus fuscatus, *Linné.*
36. Siphonaria grisea, *Gmelin*, = venosa, *Reeve.*
37. Gadinia afra, *Gray.*
38. Nerita atrata, *Chemnitz.*
39. Fissurella sp. aff. obtusae, *Sowerby.*

b. Muscheln.

40. Cytherea tripla, *Linné.*
41. Mytilus senegalensis, *Lamarck.* var. semistriata, *Krauss.*
42. „ perna, *Lamarck*,
43. „ sp. aff. senegalensis, *Lamarck.*
44. Ostrea species?

INSEKTEN [1].

SCHMETTERLINGE.

Rhopalocera.

1. Acraea egina, *Cramer.*
2. „ pseudegina, *Westwood.*
3. „ medea, *Cramer.* Varietät?
4. „ euryta, *Linné*, mit Varietät.
5. „ gea, *Fabricius.*
6. „ horta, *Linné.*
7. „ quirina, *Fabricius.*
8. „ serena, *Godart.*
9. „ eponina, *Cramer*, mit Varietät.
10. Danais egialea, *Cramer.*
11. „ damocles, *Beauvois.*
12. „ niavius, *Linné.*
13. „ chrysippus, *Linné*, var. alcippus, *Cramer.*
14. Bicyclus sebetus, *Hewitson.*
15. Mycalesis evadne, *Cramer.*
16. „ dorothea, *Cramer.*
17. „ technatis, *Hewitson.*
18. „ sciathis, *Hewitson.*
19. „ taenias, *Hewitson.*
20. „ sandace, *Hewitson.*
21. „ macrones, *Hewitson.*
22. „ species?
23. „ species?
24. Yphthima doleta, *Kirby.*
25. Elymnias phegea, *Fabricius.*
26. Ergolis enotrea, *Cramer.*
27. Romalaeosoma perseis, *Drury.*
28. „ eleus, *Drury.*
29. „ zampa, *Doubleday.*
30. „ xypete, *Hewitson.*
31. „ ravola, *Hewitson.*
32. „ gausape, *Butler.*
33. Romalaeosoma themis, *Hübner.*
34. „ cutteri, *Hewitson.*
35. „ losinga, *Hewitson.*
36. „ harpalyce, *Cramer.*
37. „ eupalus, *Fabricius.*
38. „ phantasia, *Hewitson.*
39. „ species?
40. Canopus meleagris, *Fabricius.*
41. „ daedalus, *Fabricius.*
42. Euryphene afer, *Drury.*
43. „ milnei, *Hewitson.*
44. „ lesbonax, *Hewitson.*
45. Catuna crithea, *Cramer.*
46. „ angustata, *Felder*, mit Varietät rectecostata, *Ritsema.*
47. Catuna oberthüri, *Ritsema.*
48. Panopaea eurytus, *Clerck*, mit Varietät.
49. Harma althea, *Cramer.*
50. Cymothoë emckei, *Dewitz.*
51. Aterica cupavia, *Cramer.*
52. „ veronica, *Cramer.*
53. „ species?
54. Neptis nemetes, *Hewitson.*
55. „ melicerta, *Drury.*
56. Pseudoneptis caenobita, *Fabricius.*
57. Philognoma decius, *Fabricius.*
58. Charaxes ameliae, *Doumet?*
59. Diadema misippus, *Linné.*
60. Lachnoptera iole, *Fabricius.*
61. Godartia ansellica, *Butler.*
62. Precis terea, *Drury.*
63. „ sophia, *Fabricius.*
64. Junonia clelia, *Cramer.*
65. Hypanis ilithyia, *Drury.*
66. Eurytela ophione, *Cramer.*
67. Abisara gerontes, *Fabricius.*
68. Miletus zymna, *Doubleday.*

[1]) In dieser Liste sind allein die bis heute bearbeiteten Gruppen aufgenommen.

69. Lucia bibulus, *Fabricius.*
70. Lycaena isis, *Drury.*
71. „ hippocrates, *Fabricius.*
72. „ micylus, *Cramer.*
73. „ species?
74. Hypolycaena faunus, *Drury.*
75. „ species?
76. „ species?
77. Iolaus species?
78. Deudoryx species?
79. Pseudodipsas species?
80. „ species?
81. Pseudopontia paradoxa, *Felder.*
82. Pontia alcesta, *Cramer.*
83. Callosune evippe, *Linné.*
84. Pieris calypso, *Fabricius.*
85. „ phileris, *Boisduval,* mit Varietät.
86. „ poppea, *Cramer.*
87. „ eudoxia, *Cramer.*
88. „ sylvia, *Fabricius.*
89. Terias brenda, *Doubleday.*
90. „ floricola, *Boisduval.*
91. Eronia poppea, *Donovan.*
92. Papilio tyndaracus, *Fabricius.*
93. „ leonidas, *Fabricius.*
94. „ merope, *Cramer.*
95. „ policenes, *Cramer.*
96. „ zenobia, *Fabricius.*
97. „ bromius, *Doubleday.*
98. „ species?
99. Pamphila caenira, *Hewitson.*
100. „ species?
101. „ species?
102. „ species?
103. „ species?
104. Plesioneura vulpinus, *Hewitson?*
105. Tagiades flesus, *Fabricius.*

Heterocera.

106. Eusemia euphemia, *Cramer.*
107. Daphnis nerii, *Linné.*
108. Glaucopis lethe, *Fabricius.*
109. Aletis helcita, *Linné.*
110. Otraeda species?
111. Sarrothripa indica, *Felder.*
112. Nudaria species?
113. Aroa xanthospila, *Plötz.*
114. Limacodes species?
115. Antheraea caffraria, *Stoll.*
116. Prodenia littoralis, *Boisduval.*
117. Dichromia banaka, *Plötz.*
118. Patula species?
119. Cyligramma limacina, *Guérin.*
120. Ophisma praestans, *Guenée.*
121. Eumelea fulvata, *Drury.*
122. Thalassodes quadraria, *Guenée.*
123. Spilomela podalirialis, *Guenée.*
124. Phakellura capensis, *Zeller.*
125. Conchylodes diaphana, *Stoll.*

KÄFER.

Cicindelidae.

1. Cicindela cincta *Fabricius*, mit Varietät.
2. „ interstincta, *Schönherr.*
3. „ caternaultii, *Guérin.*
4. „ versicolor, *Dejean.*
5. „ species?

Carabidae.

6.* Casnonia cribriceps, *H. W. Bates.*
7. Drypta sp. aff. melanarthra, *Chaudoir.*
8. Dendrocellus bocandei, *Laferté.*
9. Galerita interstitialis, *Dejean.*
10. „ leptodera, *Chaudoir.*
11. Acanthogenius bimaculatus, *Dejean?*
12. Meladroma umbraculata, *Fabricius.*
13 Pheropsophus marginatus, *Dejean*, Var.
14. Calleida ruficollis, *Fabricius.*
15. Thyreopterus flavosignatus, *Dejean.*
16. Pachyteles sp. aff. luteus, *Hope.*
17. Catascopus senegalensis, *Dejean.*
18. „ savagei, *Hope.*
19. Stereostoma stolidum, *Murray.*
20. Buderes oberti, *Murray.*
21. Morio guineensis, *Imhoff.*
22. „ anthracinus, *Bohemann?*
23. Platynodes westermanni, *Westwood.*
24. Ochyropus savagei, *Hope.*
25. „ gigas, *Schiodte.*
26. „ patroclus, *Murray.*
27. Scarites perplexus, *Dejean.*

28.* Aulacillus liberianus, *H. W. Bates.*
29. Craspedophorus laevifrons, *Murray.*
30. Epigraphus arcuaticollis, *Murray.*
31.* Stomonaxus longulus, *H. W. Bates.*
32.* „ complanatus, *H. W. Bates.*
33. Chlaenius sp. aff. sellatus, *Dejean.*
34. Eccoptomenus obscuricollis, *Chaudoir.*
35. Hypolithus marginicollis, *Bohemann.*
36.* Anisodactylus abaculus, *H. W. Bates.*
37. Drimostoma westermanni, *Chaudoir.*
38. Abacetus gagates, *Dejean.*
39. „ amaroides, *Laferté.*
40. Megalonychus subvirens, *Laferté.*
41.* „ explanatus, *H. W. Bates.*

Dytiscidae.

42. Copelatus species?
43. Cybister modestus, *Sharp.*
44. „ distinctus, *Régimbart.*
45. „ irritans, *Sharp.*
46. „ deplanatus, *Sharp.*
47. Aethionectes optatus, *Sharp.*

Gyrinidae.

48. Orectogyrus specularis, *Aubé.*
49.* „ büttikoferi, *Régimbart.*
50. „ dimidiatus, *Aubé.*
51.* „ stampflii, *Régimbart.*
52. „ oscaris, *Apetz.*

Hydrophilidae.

53. Sphaeridium pictum, *Thomson.*

Paussidae.

54. Orthopterus lafertei, *Westwood.*
55. Paussus humboldti, *Westwood.*
56. „ species?

Staphylinidae.

57.* Hesperus cafloides, *Fauvel.*

Histeridae.

58. Hololepta semicincta, *Marseul.*
59. Placodes senegalensis, *Paykul.*
60. Macrosternus lafertei, *Marseul.*
61. Apobletes foliaceus, *Paykul.*
62. „ migneauxi, *Marseul.*
63. Pachycraerus cyanescens, *Erichson.*
64. „ histeroides, *Marseul.*
65.* „ ritsemae, *Marseul.*
66 „ desidiosus, *Marseul.*
67. Hister hottentotta, *Erichson.*
68. „ tropicus, *Erichson.*
69. „ tropicalis, *Marseul.*
70. „ lentulus, *Erichson.*
71. „ conformis, *Erichson.*
72.* „ ritsemae, *Marseul.*
73. Saprinus brunnivestis, *Marseul.*
74. „ gabonensis, *Marseul.*

Nitidulidae.

75. Aethina tumida, *Murray.*

Trogositidae.

76. Gymnochila varia, *Fabricius.*

Cucujidae.

77. Hectarthrum murrayi, *Grouvelle.*
78. Chilopoma castaneum, *Murray.*

Lucanidae.

79. Mesotopus tarandus, *Sweder.*
80. Metopodontus savagei, *Hope.*
81. „ swanzyanus, *Parry.*
82. Prosopocoilus quadridens, *Hope.*
83. „ senegalensis, *Klug.*
84. Homoderus mellyi, *Parry.*

Passalidae.

85. Didymus klugii, *Kaup.*
86. Pentalobus barbatus, *Fabricius.*

Scarabaeidae.

Coprini.

87. Sisyphus species?
88. Gymnopleurus species?
89. Chalconotus cupreus, *Fabricius.*
90. Catharsius pithecus, *Fabricius.*
91. Copris carmelita, *Fabricius.*
92. Onitis cupreus, *Castelnau.*
93.* Onthophagus ritsemae, *Lansberge.*
94. „ tridens, *Olivier.*
95.* „ liberianus, *Lansberge.*
96.* „ deplanatus, *Lansberge.*
97. „ species?
98. Bolboceras senegalensis, *Castelnau.*

Dynastini.

99. Oryctes boas, *Fabricius.*
100. Argon centaurus, *Fabricius.*

Cetonini.

101. Ceratorhina frontalis, *Westwood.*
102. „ aurata, *Westwood.*
103. „ guttata, *Olivier.*
104. Chordodera pentachordia, *Klug.*
105. „ quinquelineata, *Fabricius.*
106. Heterorhina africana, *Drury.*
107. Polystalactica stellata, *Harold*, Varietät.
108. Pachnoda marginata, *Drury.*
109. „ postica, *Gory & Percheron.*
110. „ tridentata, *Olivier.*
111. Diphrontis cruenta, *Gerstaecker.* Var.
112. Porphyronota cinnamomea, *Afzelius.*
113. Diplognatha gagates, *Fabricius.*
114. Eriulis variolosa, *Gory & Percheron.*
115. Pseudinca admixta, *Hope.*
116. Coenochilus ventricosus, *Gyllenhal.*
117.* Incala stampflii, *O. E. Janson.*
118. Platygenia barbata, *Schönherr.*
119. Myoderma alutacea, *Schönherr.*
120.* Polyblastus assarius, *O. E. Janson.*

Buprestidae.

121. Iridotaenia chrysochlora, *Beauvois.*
122. „ decolor, *Dohrn?*
123. Psiloptera punctatissima, *Fabricius.*
124. Psiloptera piperita, *Murray.*
125. Belionota unicolor, *Gory.*
126. „ laticornis, *Dohrn.*
127. „ species?

Elateridae.

128. Tylotarsus reductus, *Candèze.*
129. Alaus excavatus, *Fabricius.*
130. „ stellio, *Candèze.*
131. Tetralobus auricomus, *Hope.*
132. Pantolamprus nitens, *Candèze.*
133. „ dohrni, *Candèze*, mit Varietät.
134.* „ auratus, *Candèze.*
135. Psephus beniniensis, *Candèze.*
136. „ brevipennis, *Candèze.*
137. „ sp. aff. bucculatus *Candèze.*
138. „ „ „ ovalis, *Candèze.*
139. Telesus ritsemae, *Candèze.*
140. Melanoxanthus senegalensis, *Candèze.*

Lampyridae.

141.* Diaphanes leucopyga, *E. Olivier.*

Lymexylonidae.

142. Atractocerus brevicornis, *Linné.*

Rhipiphoridae.

143.* Myodites büttikoferi, *Ritsema.*

Meloidae.

144.* Horia macrognatha, *Fairmaire.*

Chrysomelidae.

145. Sagra amethystina, *Dejean*, mit Varietät.
146. Lema armata, *Lacordaire.*
147. „ species?
148. Poecilomorpha murrayi, *Baly.*
149. Miochira filiformis, *Lacordaire.*

150. Cryptocephalus gladiatorius *Suffrian.*
151. „ lowii, *Suffrian.*
152. „ species?
153. Colasposoma tarsale, *Lefèvre?*
154. Syagrus calcaratus, *Fabricius.*
155. „ aeratus, *Lefèvre.*
156. „ species?
157.* Menius tarsalis, *Lefèvre.*
158. Corynodes simillimus, *Marshall.*
159. Nisotra dilecta, *Dalman.*
160. Myrcina nigra, *Chapuis.*
161. Pachytoma gigantea, *Illiger.*
162. Diacantha bidentata, *Fabricius.*
163. „ species?
164. Ootheca mutabilis, *Sahlberg*, mit Var.

Erotylidae.

165. Megalodacne grandis, *Fabricius.*
166. Episcaphula interrupta, *Linné.*
167. „ piciventris, *Gorham.*
168. Zythonia fulva, *Westwood?*
169. Amblyopus murrayi, *Crotch.*
170.* Palaeolybas dorsalis, *Gorham.*
171.* Tritoma liberiana, *Gorham.*
172. Triplax vittipennis, *Gorham.*

Languridae.

173. Languria calabarensis, *Fowler.*

KRUSTENTHIERE.

Krabben.

1. Cardisoma armatum, *Herklots.*
2. Goniopsis cruentatus, *Latreille.*
3. Grapsus maculatus, *Catesby.*
4. Plagusia depressa, *Say.*
5. Sesarma africana, *Milne Edwards.*
6. „ angolensis, *Capello.*
7.* „ büttikoferi, *de Man.*
8. Ocypode cursor, *Belon.*
9. „ africana, *de Man.*
10. Gelasimus perlatus, *Herklots.*
11. Telphusa africana, *Milne Edwards.*
12. Neptunus validus, *Herklots.*
13. „ (Callinectes) diacanthus, *Latreille.*
14. Calappa rubroguttata, *Herklots.*

Einsiedlerkrebse.

15. Petrochirus cavitarius, *Ozorio.*
16. Clibanarius species?

Krebse.

17. Palinurus regius, *Capello.*
18. Palaemon macrobrachion, *Herklots.*
19. „ vollenhoveni, *Herklots.*

Heuschreckenkrebse.

20. Squilla empusa, *Say.*
21. Lysiosquilla hoeveni, *Herklots.*

WÜRMER.

Regenwürmer.

1.* Acanthodrilus schlegeli, *Horst.*
2.* „ büttikoferi, *Horst.*
3.* „ beddardi, *Horst.*

CORRIGENDA.

I. BAND.

Seite 13,	Zeile 20.		*Chelone mydas*, statt *Chelonia viridis*.
„ 24,	„ 7.		(siehe das Titelbild dieses Capitels) gehört nicht hieher.
„ 96,	„ 17.		*Cyrtosperma senegalensis*, statt *Amorphophallus*.
„ 101.			Unter die Titelvignette setze: Stromschnelle bei Bavia.
„ 258,	„ 1.		*baboons*, statt *boboons*.
„ 262,	„ 14.		zur, statt sur.
„ 267,	„ 6.		*Dermochelys*, statt *Dermotochelys*.
„ 277,	„ 5.		zu stolz zu sein, statt zu stolz sein.
„ 299,	„ 1.		*Trionyx triunguis*, statt *Trionyx niloticus*.
„ 302,	„ 6.		*Chelone mydas*, statt *Chelonia viridis*.

II. BAND.

Seite 65,	Zeile 27.	füge hinzu: im Betrage von 4075 Dollars.
„ 230,	„ 1 von unten:	für, statt führ.
„ 267,	„ 7.	Taf. XXVI statt Taf. XXIV.
„ 278,	„ 20.	Taf. XXI statt Taf. XXIV.
„ 413,	„ 7.	Taf. XXIV statt Taf. XXI.
„ 436,	„ 1 von unten:	*Sternothaerus niger*, statt *adansoni*.
„ 471,	„	*Simiae* statt *Semiae*.

NAMEN- UND SACHREGISTER.

(Alle Zahlen, vor welchen keine römische Ziffer steht, beziehen sich auf den ersten Band).

A.

C.

D.

E.

H.

I.

J.

K.

L.

N.

O.

P.

S.

U.

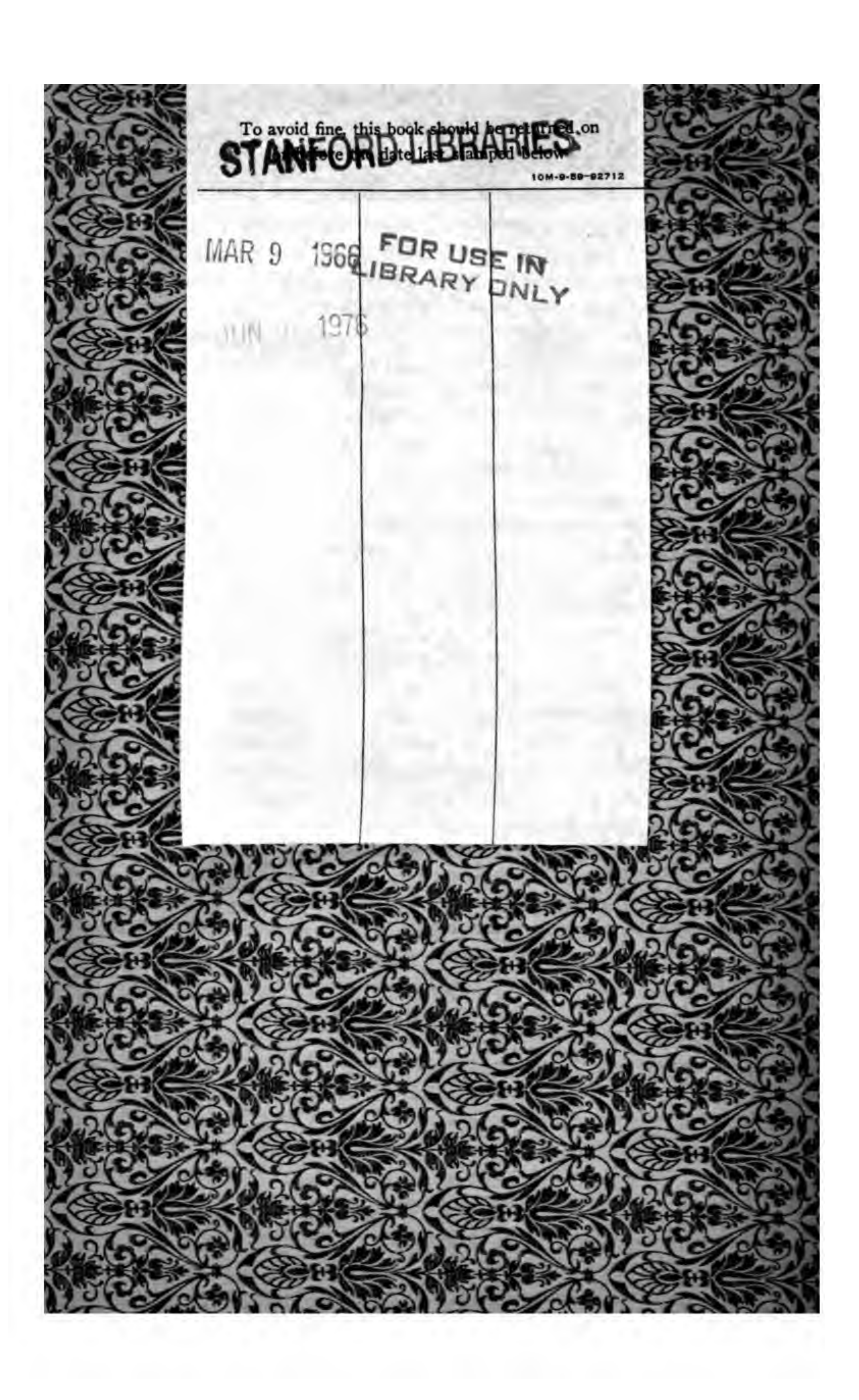
V.

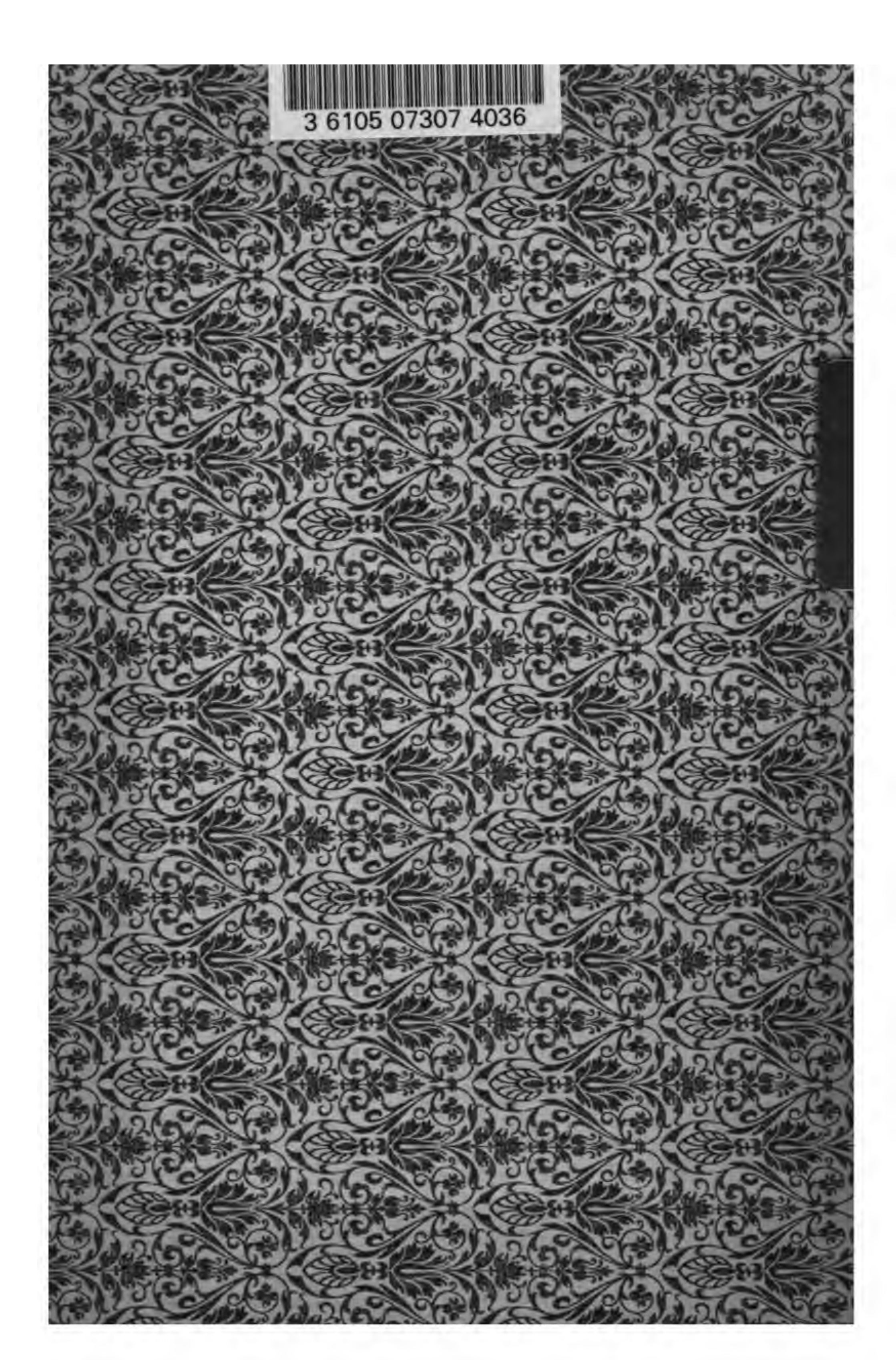
W.

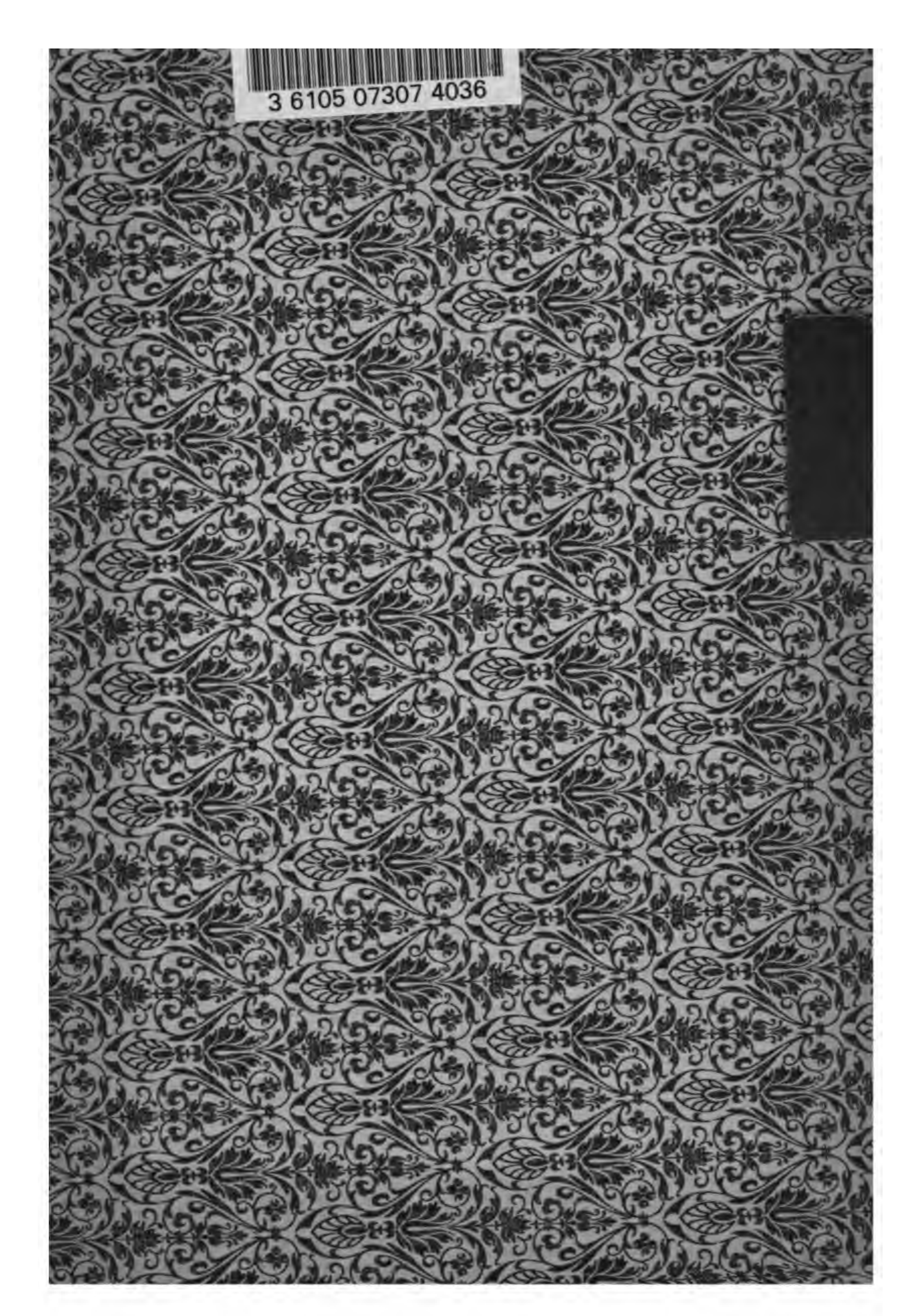
X.

Y.

Z.






3 6105 07307 4036

